







Lebensgeschichte

der

Kirche Jesu Christi.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

Mit einem Vorwort

von

Dr. K. B. Hundeshagen,

Kirchenrath und Professor der Theologie in Heidelberg.

Zweiter Band.

Die Kirche bis zum Gottesgericht durch den Muhamedanismus.

Stuttgart.

Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

1857.

Inhalt.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Eingang: Von der fortschreitenden Kirche.

Es war im bisherigen schon oft die Rede von einer „allgemeinen Kirche". Es ist zuletzt noch gesagt worden, daß die Sonderbestrebungen der Gnostiker und Manichäer, welche die historischen Grundlagen des Christenthums aufzulösen bedrohten, zergangen seyen an der Kirche. Die kirchliche Gemeinschaft war *bereits* eins, und darum stark; ihre Gegner, troß ihres Geistes, waren zerfahren, zerspalten, Jeder wollte wieder etwas Besonderes, und darum zergingen alle ihre Sekten nach und nach an der Einheit der Kirche; und noch im Zergehen an ihr, wie im Kampfe mit ihr, mußten sie, wider Willen, dieser Kirche nützen.

Sie waren die Besiegten, und die Kirche die Siegerin. Sie zergingen, und die Kirche blieb. Aber, wie überall in der Weltgeschichte, ging von dem besiegten Theil in den siegenden Theil Das über, was wahr und darum ewig an dem war, für was die Besiegten einstanden, dessen Sieg sie eben durch ihre schweren geistigen und äußerlichen Kämpfe und durch ihre Leiden verdienten, und was im Ueberwundenwerden überwinden mußte, weil jede Wahrheit überwindet, und nur, was unwahr ist, zergeht und überwunden bleibt, das Unwahre am siegenden wie das Unwahre am besiegten Theile.

Je unbefangener man in die Entwicklungsgeschichte des Christenthums hineinblickt, desto mehr erhellt sich der Gang, den die Völker nahmen, um unter geistigen und äußeren Kämpfen,

nach und nach, von einer überwundenen Stufe zur andern, sich zu heben und der idealen Wahrheit näher zu kommen. Die Leiden der Einzelnen aber, wie der Völker, sind nöthig, daß das, was in der Zeit der Wahrheit entgegensteht, überwunden werde. Wie Christus für den Sieg der Wahrheit kämpfend die Dornenkrone trug, tragen Einzelne und ganze Völker dafür die Dornenkrone, ja ganze Zeitalter.

Christus hatte vorausgesehen und vorausgesagt, daß das Durchdringen der christlichen Wahrheit und ihre Entwicklung ohne schwere geistige und äußerliche Kämpfe, ohne viele Leiden der Menschheit, nicht möglich sey.

Mit Christus war zwar die eine, ewige, volle Wahrheit in die Welt getreten; aber, obgleich sein göttlicher Blick die Nothwendigkeit vorausschaute, daß das Reingeistige, was er gab, im Laufe der Jahrhunderte eine Gestalt gewinnen werde und müsse, so hatte er doch für die äußere Gemeinschaft der Glaubigen keinerlei Formen vorgeschrieben, so wenig als ein festes Lehrsystem und abgegränzte Glaubenssätze. Er hatte nur den Samen in die Furchen der Zeit gegeben und ihn der Weiterentwicklung und dem Wachsthum überlassen. Gerade weil die Christusreligion göttliche Offenbarung war, konnte sie bei ihrem ersten Heraustreten in die Welt nicht sogleich von der Gegenwart ganz begriffen werden, sondern sie gab sich nur als ein Lebenskeim, um allmählig zu dem zu werden, wozu sie ihrer inwohnenden Anlage nach bestimmt war.

So wie die Völker damals waren, konnten sie die Idee der Christusreligion unmöglich sogleich oder nur in Bälde ganz reif, rein und vollkommen in ihrem religiösen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben darstellen.

Gerade weil die christliche Wahrheit von unendlicher Tiefe, Fülle und Entwicklungsfähigkeit war, hat Jesus auf das praktische Leben, auf Glaube, Liebe und Hoffnung der Seinen, das Hauptgewicht gelegt: Darin vollkommen zu werden, kann Jeder streben, auf welcher der mancherlei Entwicklungsstufen des Christenthums, und unter welcher Gestalt desselben, er auch geboren sey und lebe. Die Schönheit eines christlichen Lebens

bleibt immer gleich möglich, wie die christliche Wahrheit, durch welcherlei Entwicklungsformen sie auch hindurchgehen möge, ewig die Eine und gleiche bleibt.

Es ist ganz richtig, was einer gesagt hat, die göttliche Lehre Jesu könne durch den, der viel von ihr erkenne, nicht vermehrt, und durch den, der wenig von ihr wisse, nicht vermindert werden; und sie möge in manchen Theilen ihres Inhalts zu einer Zeit deutlicher als zu einer andern hervortreten, und gleichsam in einem neuen oder vollständigeren Licht erscheinen, ohne darum etwas Neues anzunehmen, oder etwas zu verlieren, das sie früher hatte; und durch falsche Auslegungen gerade werde sie beständig gezwungen, im Gegensatze mit denselben ausführlicher dargelegt zu werden, eben darum, weil sie immer Eine und dieselbe sey.

Dieses aber, was nur von der christlichen Wahrheit gilt, hat man auf die Kirche übertragen, und von der Kirche behaupten wollen, indem man die christliche Wahrheit und die sichtbare Kirche ganz für Eins und Dasselbe nahm und ausgab.

Die sichtbare Kirche ist aber nicht die sich immer gleiche gewesen; ja es gab Zeiten, worin die sichtbare Kirche nicht einmal mehr das höhere Organ des christlichen Geistes war, sondern dieser Geist durch besondere Organe sprach, die zwar in der Kirche standen, die aber die Kirche, als wären sie ihr fremde oder feindliche Mächte, von sich ausschloß, außer sich hinausstellte.

Nicht bloß von Seiten der römischen Kirche, sondern sogar, im Widerspruch mit ihrem eigenen Lebenskeim, von Seiten der protestantischen Kirche, hat man das Christenthum nicht als eine lebendige Religion, sondern als eine Vergangenheit, betrachten und behandeln wollen, als ein Festgestelltes, Abgeschlossenes, Unbewegliches, ein für allemal Dagewesenes und in seiner dagewesenen Lebensgestalt Fortgeltendes, trotz des Voraugenliegens, daß die da gewesene Lebensform eine vorübergehende Zeitform war und allein seyn konnte, und ein Todtes geworden ist, welches nicht mehr in der Gegenwart lebendig ist, sondern nur noch geschriebenes Fortleben hat in den Aufzeichnungen und in den Erinnerungen, welche Geschichte heißen.

Diese Mißkennung des Christenthums, dieses Unverständniß,

als wäre der evangelische Glauben ein etwas Festgewordenes, etwas ein für allemal Fertiges, eine Vergangenheit, und nicht etwas Flüssiges, ewig Lebendiges, ist in der großen Mehrheit der evangelischen Kirche noch verbreitet, und hat geschadet und schadet, unberechenbar.

Es gehört zu den traurigsten Zeichen unserer Zeit, in der wir leben, daß diejenigen, welche sich für die vorzugsweise rechtgläubigen Evangelischen ausgeben, und zum Theil die Wortführer und Tonangeber bei den protestantischen Regierungen sind, ganz von diesem Irrthum befangen, ja davon besessen sind.

Sie sind zurückgesunken, weit hinter den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, und es kann ihnen, von ihrem Standpunkt aus, keine größere Niederlage bereitet und keine schwerere Verurtheilung über sie ausgesprochen werden, als Derjenige sie aussprach, den sie, wenn es ihnen paßt, so gerne citiren, und der ihnen doch so fern und so fremd ist, einer der von ihnen selbst als vorzugsweise christlich anerkannten Männer, der feinste, am meisten klassisch gebildete religiöse Geist seines Zeitalters, Johann Albrecht Bengel, der Apokalyptiker.

„Das Christenthum," sagt Bengel, „hat noch nie seine völlige Gestalt gehabt, die es kraft der Verheißung haben sollte. Wenn man sich eine Idee von der Kirche machen will, so muß man es nicht machen, wie insgemein geschieht, daß man sich die erste Christen-Kirche als ein Modell vorstellt. Wenn die Apostel von der Kirche reden, so reden sie nicht sowohl von der damaligen, obschon herrlichen Kirche, wie sie im Einzelnen sichtbar sich gestaltet hatte, sondern mehr davon, was die Kirche der Absicht Gottes nach seyn sollte. Das apostolische Licht ist bald erloschen. Man darf unter den allerältesten Schriften nach den Aposteln wenige ausnehmen, so kann man sagen: Es ist die rechte Lehre von Christus, von der Liebe und Bescheidenheit nicht mehr vorhanden. Sie haben so etwas Ernsthaftes, Strenges und Hartes, und die rechte Tiefe der göttlichen Worte und Geheimnisse, die süße, sanfte und holde Art der Apostel ist nicht mehr da, und in der Folge wurde die Abweichung immer größer und auffallender. Es muß also noch etwas Besseres nachkommen. Die Wahrheit

muß einem lieb seyn, sie mag sich mit unserem gegenwärtigen System reimen oder nicht. — Die Handlungsweise Gottes im neuen Testament ist diese, daß er den Menschen seinen Geist schenkt, Alles zu prüfen, und dann sollen sie mit freien Händen handeln. Was Gott einmal geschenkt hat, das nimmt er nicht, sondern steigert es nur, und gibt mehr dazu. So hat Gott den Menschen Verstand und Vernunft geschenkt; diese nimmt er einem Bekehrten und Erleuchteten nicht, sondern er will, daß der Mensch sie gebrauche. Er hat ferner die Bibel gegeben; diese sollen die Menschen auch gebrauchen; und soweit diese zureicht, gibt Gott keine weitere Offenbarung." —

Man halte diese Anschauungen zusammen mit dem, was heutzutage von Manchen aufgestellt und gefordert werden will! Ein noch schärferes Licht lassen auf die Ansichten und Bestrebungen einer kirchlichen Partei unserer Tage die folgenden Worte Bengels fallen:

„Die heutige strenge lutherische Orthodoxie geht oft von der alten lutherischen Theologie ab. Wenn man aber gar aus den symbolischen Büchern einen Riegel machen will, der göttlichen Wahrheit Einhalt zu thun, daß sie sich nicht weiter ausbreiten dürfe, so kommt es ebenso heraus, wie wenn man der Sonne, weil man im Sommer Morgens vier Uhr schon lesen kann, befehlen wollte, sie solle nicht weiter gehen, man habe Licht genug. — Die Vernunft ist eine edle, vortreffliche, unschätzbare Seelenkraft, womit der Mensch göttliche und natürliche Dinge in und außer sich vernimmt. Sie ist aber mit einer jämmerlichen Verderbniß behaftet und durchdrungen, und nicht nur sehr großer Unwissenheit, sondern auch manchem Zweifel und Irrthum unterworfen. Dieser Verderbniß ungeachtet behält der Mensch dennoch einen großen Vorzug, und von wegen der Vernunft ist er doch kein Roß oder Maulthier, sondern ein Mensch. Die Dinge, welche die Vernunft vernimmt, sind viele und vielerlei, und darunter auch viele Geheimnisse, welche den klügsten Heiden bekannt sind. — Das Eine wird durch die Vernunft, das Andere aus der Vernunft erkannt. Etliches vernimmt sie für sich selbst; Etliches aus der heiligen Schrift durch

den Glauben. — Am Weitesten kann es die menschliche Vernunft in Untersuchung der natürlichen materiellen Dinge bringen, und vielen Nutzen zum gemeinen Leben daraus ziehen. In denjenigen Stücken, in welchen die Vernunft ein Princip oder Grund ist, in Mathematik, Natur- und Vernunftlehre, muß man der Philosophie allen ihren Vorzug lassen; aber in anderen Stücken muß die rechte Weise, mit göttlichen Dingen umzugehen, mit aller Sorgfalt verwahrt werden; damit sich die Vernunft nicht anmaaße, da ein Princip oder eine Richtschnur zu setzen, wo sie nur Organ (Instrument) seyn kann. Wenn die Schrift etwas in deutlichen Worten bezeugt, so kommt es der Vernunft (des Einzelnen) nicht zu, darüber zu erkennen, ob es möglich sey oder nicht; denn sie hat einen so engen Begriff, daß sie zwar manchmal bestimmen kann, was möglich, aber selten, was unmöglich sey, sogar in natürlichen, geschweige in übernatürlichen Dingen. — Wer das geschriebene Wort Gottes seine Lebtage hat, und nach dieser Richtschnur Alles durch die Vernunft, weil er ja ein Mensch und kein Roß ist, beurtheilt, der wird ebendamit auch das, was man aus der Vernunft herleitet, und noch vielmehr, und dazu auf eine edle, kräftige und selige Weise, erreichen." *)

Wer feineren Geistes ist, wird begreifen, oder herausfühlen, warum diese Gedanken Bengels hier aufgenommen wurden, statt eigener Bemerkungen, gerade in unserer Zeit.

Es mögen noch einige Sätze hier am Eingang der Geschichte des christlichen Mittelalters stehen, welche Bengel gesagt hat, der Mann, den die Einen seiner Zeitgenossen „für einen puren Gelehrten, die Anderen für einen Mystiker oder Fanatiker" hielten. **) Wie treffend zeichnet er die gnostischen Bestrebungen alter und neuer Zeit in den einfachen Worten: „Wer etwas

---

*) Aus Bengel's schriftlichen Aufzeichnungen in der schönen, nicht genug bekannten Schrift von Burk: „Dr. Johann Albrecht Bengel's Leben und Wirken. Stuttgart 1831." S. 167. 168. 238. 239. 235. 236. 135.

**) Bengel's eigene Worte a. a. O. S. 240.

Höheres und Tieferes sucht, als die Schrift in ihrer Hauptsumme uns vorlegt, der kommt ab von dem Kreuzwort, von dem einfältigen Glauben, und von der Tüchtigkeit, den Albernen zu dienen."

Wie richtig zeichnet er Art und Unart der Kirche, und das, was überall und immer zu thun ist, wenn er sagt:

„Das Gute, das eine Zeit lang so herrlich gewachsen, steht wieder still. — Aber wenn man mit Wehmuth den Verfall und die große Unordnung in der Kirche sieht, so ist die Kirche doch eine wahre. Denn man muß nicht darauf sehen, was durch die Schuld der Menschen noch fehlt, sondern was Gott noch darin hat. Wie es bei der Kirche des alten Testamentes gewesen ist, da Israel bei allem Verderben dennoch das Volk Gottes geblieben ist und geheißen hat, weil Gott seine Anstalten noch daselbst hatte, so ist es auch bei der christlichen Kirche. So verdorben auch die äußerliche Kirchenverfassung ist, so hat man ihr doch die Erhaltung der heiligen Schrift zu verdanken. Ohne sie wäre die Historie von Christus längst eine Fabel. Man muß sich in die Sache schicken, und sich zu Nutzen zu machen suchen, was einem noch zu Gebote steht; daneben aber seufzen und beten, daß der Herr bald kommen und Alles neu machen möge. Es taugt nicht, wenn man auf- und davongeht, und den verführten Karren der Kirche gar stehen läßt, oder durch gesetzliches Stürmen und Poltern helfen will. Denn Letzteres wäre dem Geiste des Evangeliums, der ein Geist der Liebe ist, zuwider, und Ersteres würde ein völliges Zurücksinken in ein blindes, wildes Heidenthum zur Folge haben. Wir lassen daher gern einstweilen Alles stehen, was stehen kann; und was eine Gültigkeit hat, dem lassen wir solche, und was uns nützlich seyn kann, das machen wir uns zu Nutzen. Christus bleibe unser Ruhm ganz und gar, und Alle, die einander in Ihm begegnen, sind Eins. In Summa dieß ist jetzt das Sicherste, gut Freund seyn mit Allen, die Jesus lieb haben; im Uebrigen sich von aller Anhänglichkeit frei erhalten." —

„Die Kirche des neuen Testaments ist ein lebendiges Ganze, und hat eine ununterbrochene Nachfolge, welche aber nicht an

gewisse Zeiten, Orte oder Personen gebunden ist: sie kann sich daher selber beleben und regieren, und ist, so lange sie unter der Regierung des Geistes bleibt, von Rechtswegen unabhängig und souverän. Es sollte also hier kein anderer Unterschied gelten, als je mehr Einer Geist hat, desto mehr gilt er."

„Wer lauter solche Sätze vorträgt, die bei seiner Partei ausgemacht sind, der kann ohne Widersprüche durchkommen; aber Keiner von denen, die in der Erkenntniß der Wahrheit selbst weiter geführt werden, bleibt unangefochten; denn indem er nur auf die Sache selbst sieht, und von keinem Ansehen der Personen sich gefangen nehmen läßt, stößt er bald da bald dort an."

„Jede göttliche Mittheilung aber führt ihr Licht mit sich, und beweiset ihr göttliches Ansehen für sich, ohne daß man deßwegen ein Kriterium nöthig hätte; und eine jede solche Mittheilung gibt einen besonderen Glaubensgrund ab, für den, dem sie widerfährt; da im Uebrigen der allgemeine Grund das theure Depositum bleibt, das Gott seiner Kirche in seinem Worte mittheilt."

So hell dachte vor mehr als hundert Jahren der „Mystiker und Pietist" Bengel über Offenbarung und Vernunft, über Buchstabe und Geist, über Kirche und christliche Freiheit. Wie tief unter diesem freien frommen Geiste stehen diejenigen in unserer Zeit, welche das christliche Leben auf vergangene Standpunkte zurückbannen, die Autorität des alleinigen Buchstabens wieder aufrichten, Religion mit Confession verwechseln, die „theologische Rechtgläubigkeit" über die Offenbarung der Bibel und den daraus geschöpften Glauben setzen und die „christliche Freiheit" in den Kirchenbann thun möchten!

Zweites Kapitel.

Die Kirche und die Wissenschaft.

Gerade weil man in unseren Tagen wieder angefangen hat, am Buchstaben hängen zu bleiben, und zu diesem Lama-

Dienst, wie Hamannn das Hangen am Buchstaben genannt hat, die Theologen und die christliche Welt zurückführen zu wollen; gerade weil man sich anklammert, und zwar ohne Ueberzeugung sich anklammert, an die Fassung der Glaubenssätze, wie sie das Bedürfniß des Augenblicks, die Berechnung für einen bestimmten, einzelnen Zweck und die damalige Bildungs- und Erkenntnißstufe, ja selbst die damalige Ausdrucksweise, im sechszehnten Jahrhundert zu Tage gebracht haben; gerade weil man die freie Bewegung des Geistes auf dem religiösen Gebiete aus ungeistiger Furcht haßt, verdächtigt, ja lieblos verfolgt: gerade darum ist es in unserer Zeit so, wie es ist. Es ist kein Wohlgefühl der Gesundheit in der Kirche, und es geht keine rechte Kraft aus von der Kirche.

Es gibt nur Ein Merkmal für die Gesundheit der Kirche. Die Kirche ist dann gesund, wenn das Christenthum in ihr lebendig in Geist und Herz ist, in Thaten der Liebe sich ausdrückt, und Jedem seine innere Freiheit läßt; denn Leben ist Bewegung, ist Freiheit. Die Kirche ist ferner dann gesund, wenn die Lehre der Kirche an dem Leben sich frisch erhält, Geist und Herz der Kirchenglieder befriedigt, das Leben mit höherer Kraft durchdringt und hebt, und eben an allem Diesem ihre Wahrheit in Form und Inhalt, ihr ewiges Leben und Fortschreiten, selber erkennt und für Andere bezeugt.

Eben weil das Christenthum eine lebendige Religion ist, hat der christliche Geist eine fortschreitende Entwicklung. Die gegenwärtigen Lebensgestalten des Christenthums sind andere als die vergangenen Lebensgestalten desselben. Von Anfang an war die mannigfaltige Verarbeitung des Christenthums durch den menschlichen Geist eine Nothwendigkeit: Christus wollte es so, und so ist es erfolgt, wie es nicht anders konnte. Die Formen und Stufen wechseln, weil es nicht so fast die Formen sind, wovon die Menschen ihr Heil zu gewarten haben, als der Geist, welcher sie belebt und beherrscht. Hat sich die Menschheit eine Zeit lang auf einer Stufe und bei Formen des Christenthums befriedigt gefunden, weil sie den Verstand und das Gemüth zu befriedigen eben für diese Zeit die zureichenden und die richtigen waren: so

wächst sie auch wieder darüber hinaus. Sie läßt diese Stufe und diese Gestalt des christlichen Lebens hinter sich, als etwas, das sie überwunden hat. Nimmt die Kirche die neuen Formen, welche der vorausgeschrittene lebendige Geist des Christenthums für sie schon bereit hält, nicht sogleich an, so trifft es sich, daß die Kirche eben so lange ihren Einfluß auf die Lebensgestaltung in Literatur und Staat, in Gesellschaft und Familie einbüßt, und die neue Strömung des christlichen Geistes außerhalb dessen, was man Kirche im engeren Sinn heißt, verläuft, weil diese Kirche in Form und Inhalt nicht gleichen Schritt hält mit dem christlichen Geist in der Zeit, mit der Bildung und dem Bedürfniß der Gegenwart, und sich nicht verjüngt im Strome der Zeiten, in welchem der Geist der Religion selbst, der ewig alte und vom Anfang an gewesene, sich ewig verjüngt, um seine volle Kraft neu zu bewähren am inneren und äußeren Leben der Menschen.

Man hört oft in unsern Tagen das seltsame Wort, die klassische „Kunst und Literatur" des christlichen Europa stehe außerhalb des Christenthums, sie sey keine christliche. Die, welche so reden, wissen nicht, was sie thun.

Wenn jenes Wort in seiner Allgemeinheit wahr wäre, so läge darin das traurigste Zeugniß, geradezu ein Verdammungsurtheil, nicht bloß für die Kirche, sondern für die christliche Religion. Denn eine Religion würde geradezu nichts taugen, welche bestände, ohne mit ihrer Kraft und ihrem Geiste weder die Nationen selbst noch die begabtesten Menschen in den Nationen, deren Religion sie ist, zu durchdringen, und ihrem geistigen Leben und Schaffen eben die Weihe zu geben.

Nein, was wahrhaft groß ist — und das ist nur das Ewige —, was nationale Kunst und Wissenschaft heißt seit den Jahrhunderten, das ist nur hervorgewachsen aus christlichem Boden und unter dem Säuseln des christlichen Geistes.

Von den Geheimnissen der Religion und ihrer Wunder im Innersten durchschauert, haben die Künstler des Mittelalters jene tiefe Schönheit ihren Werken eingehaucht, die sie in Schrift und Stein, in Malerei und Tonkunst geschaffen haben. Der Geist,

der von Christus ausgieng, der christliche Geist, war die fortwirkende Pfingstweihe auch für sie, die Meister, welche die Dome ersannen und bauten, die zum Himmel steigen; welche die Schöpfer der Musik wurden, jener innigen, hohen und heiligen Melodieen, die uns noch heute entzücken und begeistern, oder erschüttern und durchbeben; welche die erhabenen und schönen Gemälde malten; welche die göttliche Komödie dichteten und andere große Dichtungen.

Es war christlicher Geist, der alle diese Meister nährte, und ihre Schöpfungen. Der Geist, der in ihnen war, und der Geist, der in der Kirche war, waren damals noch mehr Eins, als jetzt, und überhaupt in der neueren Zeit, der Geist, der in den schöpferischen Meistern ist, und der Geist, der in der Kirche ist, Eins sind. Aber nicht der schöpferische Geist des neuen christlichen Zeitalters allein ist Schuld, daß nicht mehr Einheit und gegenseitige Durchdringung ist zwischen ihm und dem Geist der Kirche, sondern die Kirche auch ist Schuld daran, ja bei Weitem der größte Theil der Schuld fällt auf die Kirche der neuen Zeit. Nicht jene Meister sind hinter der Kirche, sondern die Kirche ist hinter dem schöpferischen Geiste des Zeitalters zurückgeblieben; weil sie nicht im Licht und in der Kraft des fortgeschrittenen christlichen Geistes leuchtete und wirkte. Die Kirche bedarf zum Glauben auch des Geistes, und wo das Kirchliche aufhört geistig zu seyn, oder nur geisteskräftig zu seyn, und in geistiger Schwachheit auftritt, da ist es selbst Schuld, wenn es bei Seite gesetzt oder gedrängt wird; es setzt sich selbst bei Seite.

Geist war es, Geistesmacht vom Himmel war es, was in den Aposteln die Welt überwand, und in denen, welche ihnen nachfolgten. Die Geistesüberlegenheit der Verkündiger des Christenthums gehörte eben so sehr dazu dem Christenthum die Welt zu erobern, als der Geist, der in der Religion Christi war. Nur in der Macht des Geistes vermag die Kirche Sieg und Herrschaft zu behaupten, wie sie nur in dieser Macht einst beide gewann. Die Wirkenskraft der Kirche nimmt ab, und der Unglaube nimmt zu in dem Grad, in welchem die Organe der Kirche, Menschen wie Anstalten, an Geisteskraft abnehmen und

an Einsicht und Bildung zurückbleiben hinter ihrer Zeit; stehen bleiben, während die Menschheit vorwärts geht; theils geradezu dem Geiste abgewandt, ja ihm feind werden. Sobald die Kirche auf Altem beharrt, bloß deßwegen, weil es alt ist, begibt sie sich selbst der Herrschaft in der Zeit. Sie hat eben damit vergessen, daß die christliche Religion, eben als die wahre Religion, Allen Alles seyn muß, Lebensbrod im vollsten Sinne des Worts; daß sie darum allen Bedürfnissen entgegen kommen muß, denen der Gebildeten wie der Ungebildeten, denen der Vornehmen wie der Geringen.

Die alte Kirche ließ bei der Ausbreitung des Christenthums Manches weg, was da oder dort zum Anstoß hätte dienen können. Sie ließ Unwesentliches weg, um dem Wesen des Christenthums Raum und Sieg zu schaffen. Die Kirche war im Sieg, wo und so lang es ihr nur um das Eine, was Noth thut, nämlich um die Verbreitung des Lichtes und des Geistes des Evangeliums zu thun war; so lange sie als religiöse Erzieherin in Haus und Staat mit ihren Lehr- und Erbauungsmitteln gleichen Schritt hielt mit den Fortschritten und Bedürfnissen der Zeit; so lange sie nicht auf Bigotterie, sondern auf einen hellen, in der Liebe thätigen Glauben ausging.

Die Kirche dagegen war stets in der Niederlage, sobald sie Veraltetes als Wesentliches, sobald sie Ausgelebtes als Lebendiges festhalten wollte. Wo sie darauf bestand, Formen und Anschauungen, aus welchen die Menschheit hinausgewachsen war, noch festzuhalten und zu gebrauchen, da mußte sie die Erfahrung machen, daß, wenn auch nicht das Christenthum als solches, doch sie, die Kirche, den Leuten entleidete, daß sich das ganze Zeitalter, selbst die Jugend und sogar die Kinder, gegen die Kirche ungehorsam und spröde, gleichgültig oder sogar leichtfertig, zeigten.

Alles Aeußere, alle Formen haben an und für sich keinen Werth. Sie haben nur Werth in so fern, als sie das Innere, das Wesen fördern. Ein Mann, dem es Ernst war mit dem Reich Gottes auf Erden, Friedrich Perthes, hat, als hätte er unsere Tage vorausgeschaut, vor mehr als einem Menschenalter

zu uns Deutschen gesagt: „Viele wollen durchaus das Alte, weil das Neue in ihren Augen nicht gut gethan hat. Man wolle vielmehr, was dem menschlichen Geiste Noth thut! Soll dieser sich frei bewegen, so passe man das Kleid seinem Wachsthum an, und zwinge ihn nicht in den Kinderrock, der ihn nur verkrüppeln oder den er sprengen müßte". Und gerade in unsern Tagen sind aufrichtige Freunde der Religion, weil es ihnen an Erleuchtung fehlt, zugleich, oder im Bunde, mit falschen Freunden der Religion, geschäftig und eifrig, eine Buchstabenknechtschaft, eine Zwingherrschaft alter Dogmenfassungen und vergangener Formen zurückzuführen, als führe das zum Heil.

Auch heilige Zwecke gehen in den falschen Mitteln unter. Wasser, die stille stehen, sind kein Trinkwasser. Abgestandenes Wasser kann nicht laben und erfrischen. Die Theologie ist nicht die Bibel, und das jeweilige Kirchendogma ist nicht das Christenthum. Die Formen, in welche die ewige Wahrheit gefaßt wird, müssen immer höher stehen, als die Menschen der Zeit, für welche diese Formen sind. Diese Formen dürfen nicht unter ihnen stehen; höher müßen sie seyn, um die Menschen zu sich hinauf zu ziehen. Stehen sie unter ihrer Zeit, so geschieht es entweder, daß sie die, für welche sie seyn sollen, nur tiefer hinab drücken, statt sie empor zu ziehen; oder sie sind für sie so gut wie nicht mehr vorhanden; wenn sie nicht gar für sie ein Gegenstand nicht bloß der Gleichgültigkeit, sondern eine Zielscheibe für Angriffe in Ernst und Scherz werden.

Religion ist ein heiliges Feuer auf dem Altar, das nicht nur von reinen Händen gepflegt werden will, sondern es muß auch hell leuchten, nicht trüb und schwach, sondern göttlich klar und mächtig. Es darf nicht trüber seyn und schwächer, als das Licht des Tages umher.

Die Gegner des Christenthums sind scharfsinnig und mit allen Waffen der Bildung ausgerüstet. Nicht ihnen allein darf der Glaube der Kirche das Wissen überlassen; sondern er muß sich selbst durch das Wissen verklären. Der Glaube muß mit der Wissenschaft sich vereinen, um die Gegner des Glaubens mit ihren eigenen Waffen zu überwinden.

Wo die Kirche das that, da blieb sie im Sieg und in der Herrschaft. Wo sie das von sich wies, wurde sie die schwächere, oder unterlag, so lange, bis sie von dem fortgeschrittenen Geiste, was ihr davon Noth that, und was daran ewig war, in sich aufnahm, und sich damit verstärkte und verjüngte.

Was ewig wahr ist in Lehre und Verfassung der Kirche, das kann von der Wissenschaft nicht umgestoßen, sondern es muß von ihr als solches erkannt und bestätigt werden. Bringt die Wissenschaft neue Lehren auf, welche einseitig, welche irrig, welche gar der Religion und der Sittlichkeit gefährlich sind, so zeigt die Kirche eine große Schwäche, wenn sie schreit und lärmt und schnaubt, als ob die ewige Wahrheit durch solche Einzelerscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft in Gefahr wäre, zu Grunde zu gehen.

Die Kirche hat dann keine andere Aufgabe, als durch den Geist der Wissenschaft, den sie in sich selbst haben muß, was unwahr ist an jenen Erscheinungen und Bestrebungen, aufzuzeigen, und die Wahrheit in der Kirchenlehre mit beweisenden Gründen darzulegen. Es gehört zur Natur des Geistes der Wissenschaft selbst, alle Einseitigkeiten und alle Irrthümer aufzudecken, in welche der Eine oder der Andere oder eine ganze Schule hineingerathen sind und sich verrannt haben. Der wissenschaftliche Geist selbst hat allein dafür zu sorgen und noch immer dafür gesorgt, von Unkraut, das aufschoß, sein Gebiet wieder zu säubern, wissenschaftliche Ausschreitungen oder gar Ausschweifungen und Entartungen auf das, was Wahres ursprünglich auch an solchen Richtungen ist, zurück zu führen, es zum Weiterbau der Wahrheitserkenntniß zu nützen, und das Unwahre, Falsche und Schädliche an einer Richtung in das Nichts aufzulösen.

Bleibt die Kirche an Vorstellungen und Formen hängen, welche wissenschaftlich durch unwidersprechliche Gründe und durch Thatsachen als fürder unhaltbar erwiesen sind, so ist dieses Hängenbleiben nicht christlich, sondern unchristlich; und die Kirche, welche die Wahrheit zu bewahren hat, artet dann aus zur Bewahrerin von Unwahrheiten und zur Ausgeberin von falscher Münze an die Gläubigen. Als die Bewahrerin der Wahrheit

in der Religion hat die Kirche die Pflicht, die Wahrheit stets so in sich zu haben, wie sie im Lichte der höheren Erkenntniß sich darstellt. Es gibt kein geistiges Gut, das heiliger und göttlicher, mithin höher wäre, als die Wahrheit; und wenn etwas um jeden Preis festgehalten, behauptet und bewahrt werden muß, so ist es die Wahrheit in der Religion.

Drittes Kapitel.

Der Entwicklungsgang der Kirche.

Christus hat die von ihm der Welt gebrachte Wahrheit „lebendiges Wasser" genannt. Wie die Wasseradern unter dem Boden stets von dem Boden, durch den sie fließen, etwas Geschmack und Farbe annehmen, so nimmt die Wahrheit des Christenthums in ihrem Laufe durch die Zeiten Geschmack und Farbe vom Zeitalter an, obgleich der Geist des Christenthums bleibt, was er ist, ein reiner und himmlischer Geist.

Man kann es nicht genug wiederholen: Das Christenthum hat seinen zeitlichen Entwicklungsgang, und die zum Reiche Gottes zu erziehende Menschheit hat ihre verschiedenen geschichtlichen Entwicklungsstufen, und jede derselben vertritt eine verschiedene Auffassung und Darstellung des Christenthums auf denselben wesentlichen Grundlagen der ursprünglichen Kirche, nämlich auf dem Einen ursprünglichen Glaubensbekenntniß, auf dem Einen Wort und der Einen Taufe (Epheser 4, 5.).

In eben derselben äußerlichen Gestalt sich für alle Zeiten festzuhalten, ist der Kirche weder als Aufgabe geworden, noch ihr möglich. Weil die Wahrheit nach des Heilandes Wort ein lebendiges Wasser ist, dauert das Christenthum als eine lebendige Religion. Darum redet man davon, was diese Religion im Laufe durch die Zeiten geworden sey; davon, was sie war, und davon, was sie ist.

So ging diese Religion durch die Wandlungen hindurch:

vom urchristlichen zum katholischen und weiter zum christlich-germanischen Glauben, dem Glauben der Phantasie und des Herzens; dann zum glaubigen Denken, von da zum durchdachten Glauben.

Der Urquell des wahren Christenthums bleiben für die Kirche die heiligen Schriften. Aber es stehen darin nicht nur Worte, sondern es schafft und waltet darin der Geist, der heilige Geist. Die Kirche hat zuerst die eigenen Augen, und dann erst die Augen Anderen zu öffnen, um zu sehen die Wunder in Gottes Gesetz. Sie hat zuerst das eigene Herz aufzuthun und seinen Geist in sich eingehen zu lassen. Weil der Glaube Tiefen hat und die Bibel einen unerschöpflichen heiligen Inhalt, ist das Verständniß davon nicht ein für allemal fertiges, sondern ein wachsendes, sich erweiterndes und sich vertiefendes.

Es ist mit der Auffassung der heiligen Schriften wie mit dem Fortgang beim Wachsthum eines Menschen. Keiner hat zu irgend einer Zeit seines Lebens es so weit mit sich gebracht, daß er stehen bleiben dürfte bei dem, was er ist, und was er weiß; vielmehr kommt und wächst ihm immer neue Erfahrung zu, und über der neuen Erfahrung muß er das und jenes ablegen von seiner alten Weise des Seyns und der Anschauung; es ist das Leben selbst ein fortgehendes Verständniß des Lebens; man sieht und erkennt entweder, wo man bisher nichts gesehen hat: man findet Neues; oder man sieht und erkennt besser dieß und jenes, als man es früher erkannt hatte, es geht einem etwas als bedeutend auf, worin man keine Bedeutung zuvor fand; man lernt Vieles anders verstehen, als man es zuvor verstand.

Gerade so ist es mit der heiligen Schrift. Die Kirche darf, wenn sie nicht hinter der Wahrheit zurückbleiben will, weder selbst stehen bleiben bei derjenigen Form der Wahrheit, wie sie vor Jahrhunderten aus der heiligen Schrift geschöpft und gefaßt worden ist, noch darf sie fordern oder gar gebieten, daß Andere aufs Häärchen hin dabei stehen bleiben müssen. Das Glaubensleben einer bestimmten Zeit schafft sich für diese Zeit in den Formen, in welche es die Wahrheit faßt, einen vollen Lehrausdruck. Aber Niemand vermag den unendlichen Reichthum, die Fülle der

göttlichen Wahrheit, in Gedanken, Worte und Sätze so zu fassen, daß sie ganz darin wäre, oder daß sie Niemand später besser fassen könnte, und alle Welt für alle Zeit an diese Fassung gebannt wäre. Die Auffassung und der Ausdruck der religiösen Wahrheit sind auf der höheren Stufe des christlichen Lebens immer eine andere gewesen, als auf der vorher gegangenen; und so ist es heute, und so wird es künftig seyn.

Wo die Kirche aber anders glaubt und anders handelt, wo sie despotisch an den Buchstaben bannen, verkezern, die theologisch-kirchliche Fassung über das biblische Wort und den mit freier Erkenntniß daraus geschöpften Glauben seyn, ja diesen zum Verbrechen machen will: da reizt sie eben dadurch nothwendig jede freie Denkweise gegen sich auf, und ruft Proteste hervor, wie die eines Spener, eines Bengel, eines Francke, und in unserm Jahrhundert des ächt evangelischen Friedrich Perthes und des christlichen Neander.

„Wer, so protestirte Perthes, in unserer Zeit lebendiger innerer Christ ist, kann nicht das seyn, was der Rechtgläubige früherer Jahrhunderte war. Der Lehrausdruck des Glaubenslebens früherer Jahrhunderte — kann dieser, nachdem er von dem Unglauben über den Haufen geworfen worden war, für eine andere und neue Zeit der Weg seyn, dieselbe von dem Unglauben zu bekehren, und für die bekehrte Zeit wieder der wahre Lehrausdruck ihres neuen Glaubens werden? Das weiß ich: wenn man die Glaubenswahrheiten, wie sie vor Jahrhunderten in Worten und Sätzen aufgestellt sind, als volle und alleinige Grundwahrheit fest setzen wollte, ohne deren buchstäbliche Annahme Niemand ein Christ seyn sollte, so wollte ich lieber der heiligeren „Tradition" und dem geistigeren „Pabste" der römischen Kirche folgen, als diesen steinernen Tafeln, die nicht vom Sinai kommen."

Die Kirche darf bei einer einmal angenommenen Form der Wahrheit so wenig stehen bleiben, als der einzelne Christ. „Viele, sagt der glaubige Oetinger, welche die Form der Wahrheit rein gefaßt haben, weil sie eine gute Erziehung hatten, bleiben dabei stehen, und wollen Gottes Sinn verstehen, da man doch immer

seine alte Weise ohne Schaden der Wahrheit ablegen sollte. Setze man sich doch nicht fest in einer selbst gemachten Gewißheit."

Dieser immer weiter forschende späte Jünger Christi, den die Unkenntniß für dunkelgläubig hält und der so helle Augen hatte, forderte als etwas Nothwendiges, daß die religiöse Anschauung fortschreite. Er wollte keinen andern Glauben und keine andere Unterweisung darin, als solche, die erleuchtet wären von dem immer höher steigenden göttlichen Lichte.

Es gibt zwar nur Eine Wahrheit, und die ist ewig und unveränderlich. Aber der Vervollkommnung fähig, und darum veränderlich, und eben darum verschieden in ihrer Erkenntnißweise, ist die Menschheit.

Sie nimmt die Eine ewige Wahrheit von Zeit zu Zeit vollkommener in ihr Leben auf; sie fühlt sie anders, sie versteht sie anders, sie schaut sie anders an und bildet sich andere Formen dafür; anders gestalten sich durch sie die Sitten und die Bräuche. Auf jeder höheren Stufe schöpft die Christenheit vollkommener aus dem ewigen Quell. Die Sonne des Glaubens geht immer lichter herauf und Gottes Reich auf Erden breitet sich immer siegender aus unter dieser immer lichter werdenden Sonne. Geht die Kirche dabei den Einzelnen voraus, schreitet die Gesammtheit der Glaubigen in dieser Art mit einander fort, so ist der Segen und das Wohlgefühl allgemein. Schreiten Einzelne der Kirche voraus, und weist diese deren Licht von sich ab, statt es dankbar zu empfangen, so beginnen die Tage des Unwohlseyns und des Kampfes und der Spaltungen. Die Kirche will dann etwas festhalten, weil sie es als ihren Besitz ansieht, das aber in derjenigen Form, in welcher man es bisher besessen und gegeben hat, sich nicht länger festhalten läßt.

Dann gewährt die Kirche das traurige Schauspiel, daß sie einerseits, um von dem Ihren sich nichts nehmen zu lassen, hartnäckig kämpft und unreligiös, unchristlich wird, indem sie verfolgungssüchtig und blutgierig wird; und daß sie andererseits das Rettungslose doch nicht zu retten vermag, und nur den Buchstaben, die leere Form, die todte Hülse, in der Hand behält; der

Geist aber, den sie gegen sich hatte, ihr gegenüber im Siege bleibt. Es bleibt dann der Kirche nichts, als mit diesem Geist, mit der ihr gegenüber getretenen Macht, sich zu verständigen und zu verbünden, und durch ihn ihren Gehalt neu beleben und begründen zu lassen. Nur zu oft sehen wir in der Geschichte der Kirche diese im Kampfe mit der Wissenschaft. Bald kämpft sie, weil ihr die Letztere nur nehmen will, ohne ihr zu geben, oder weil diese ihr das Aechte, was sie hat, verfälschen, oder statt dessen, was in der Kirche noch zeitgemäß ist, Anderes, Unzeitiges, Verfrühtes, aufdrängen will. Dann ist sie mit ihrem Kampf im Recht. Bald aber auch kämpft sie gegen solche Richtungen der Wissenschaft und des Glaubens, welche der Kirche ihren Besitz nicht rauben, sondern den Werth desselben erhöhen wollen, indem sie ihn vergeistigen, indem sie ihn durchbilden zu mehr Klarheit und Reinheit, und indem sie ihn vermehren durch neue geistige Schätze, die sie der Kirche zuführen. Und gerade gegen solche Richtungen sind die Kämpfe der Kirche die hartnäckigsten: Sie will Nichts abgeben, und wäre der gebotene Ersatz noch so reichlich. Sie will Nichts ändern lassen an der alten Zucht, an den alten Formen des Gottesdienstes und der kirchlichen Verfassung, an dem hergebrachten Dogmenwortlaut und an den Lehrmitteln. Sie will es nicht hereinlassen, das Licht der neuen Entdeckungen, der neuaufgefundenen Wahrheiten, des in die Gesetze der Natur und der Geschichte tiefer eingedrungenen wissenschaftlichen Geistes, obgleich dieses Licht eine bisherige Lehre oder Satzung der Kirche nicht als unwahr beleuchtet, sondern die Wahrheit bestätigt, aber in einem anderen Sinn, als die Kirche denselben bisher unterlegte.

Da sehen wir dann, daß es manchmal nur die Trägheit im Denken, ein geistiges Zurückgebliebenseyn ist, was die Kirche so hartnäckig dagegen kämpfen läßt; öfters aber noch liegt der Grund davon in der Selbstgefälligkeit, im Hochmuth, in der Empfindlichkeit, in der Anmaßung und in der Herrschsucht der Kirchenwürdenträger; und wir sehen dann die Unfähigkeit und die Unwissenheit auf dem Bischofsstuhl und in den Kirchenversammlungen zu Gericht sitzen und das Verdammungs-Urtheil sprechen über die höchste geistige Begabung und Kenntniß, über das

redlichste Streben unzweifelhaft Berufener und über die von ihnen zu Tage geförderten Wahrheiten und Thatsachen. In allen diesen Fällen erscheint das Auftreten der Kirche als eine Haltung, die nicht christlich ist.

Viertes Kapitel.

Die Kirche unserer Tage.

Andere Zeiten, andere Menschen; andere Bedürfnisse, andere Mittel; andere Krankheiten, andere Heilarten. Die alten Menschen sind nicht mehr, und die alte Zeit ist nicht mehr. Die Bildung ist fortgeschritten, die Lage der Dinge hat sich verändert. Das Christenthum hat eine Welt der Kunst, der Gesellschaftlichkeit und der Wissenschaftlichkeit gebaut. Was wahrhaft ist in Wissenschaft, Kunst und Leben der Gegenwart, ist Blüthe eines und desselben Baumes, des Christenthums. Alle Schätze, welche die Meister in Kunst und Wissenschaft bieten, sind entnommen aus der christlichen Bildung, aus dem, was Christi ist und des Christenthums. Alles, was in den Staaten der neuesten Zeit für bürgerliches Wohl wie für gesellschaftliches Wohl erstrebt wurde und erstrebt werden will, liegt eingeschlossen in den Urideen der Christusreligion und hat sich daraus entfaltet; man muß nur nicht auf die Auswüchse, Irrthümer und Abwege, sondern auf das Streben selbst, nicht auf das Unreine und auf das Falsche, was sich ansetzte, sehen, sondern auf das Wahre und Gute, das den Kern desselben ausmacht.

Die Kirche darf und kann nicht thun, als ob alles Das nicht da wäre, und als ob die christliche Welt noch da stünde, wo sie vor siebenzehnhundert Jahren, oder wenigstens vor vierthalbhundert Jahren, stand. Das jetzige Jahrhundert wird niemehr das vorige, sowenig als Neunzehen gleich Sechszehen ist.

Wenn man in unserer Zeit von der Reinheit der lutherischen Lehre, von strengem Anschluß an das Augsburgische Be-

kenntniß das Heil erwartet, oder wenn man die alte äußerliche Kirchenzucht und vergangenes Formelwesen, oder die Ausdrucksweise früherer Jahrhunderte zurückführen will in Gebeten und Liedern, welche der Sprache des gewöhnlichen Lebens fremd ist und dem gebildeten Geschmack für das Schöne ferne liegt, oder kirchliche Anschauungen, die unter der Stufe des durchdachten Glaubens liegen, wieder zur Geltung zu bringen sucht: so vergißt man dabei, daß wir die alten Menschen und die alte Zeit nicht mehr zurückführen können. Die alte religiöse Anschauungsweise und die alten religiösen Formen waren für die alten Menschen und für die alte Zeit. Die neuen Menschen, Klein und Groß in unserer Gegenwart, sind Erzeugnisse ihrer Zeit. Sie leben und athmen in der geistigen Luft der Neuzeit, und die Vorsehung, unter welcher diese Neuzeit geworden ist, will, daß wir die Mittel gebrauchen, die sie dieser Zeit an die Hand gegeben hat, zur Erziehung der Menschen für das Reich Gottes.

Soll ein christliches Lied sich an die Seelen unserer Zeit anlegen und seine Kraft an ihnen erweisen, so müssen es Lieder seyn, welche durch ihren Geist und durch ihre Form ansprechen, wenigstens nicht hinter der Bildungsstufe der Zeit zurück sind, oder gar durch den Mangel an Geist und Form verletzen. Das Christenthum, eingekerkert in schlechte Verse oder Sätze, verliert an Einfluß. Wunderbar hält die Bibel die Form und den Ausdruck des Schönen für das Heilige fest. Wo die Bibel überall den feinen Sinn und Geschmack, einen, wie Bengel es nennt, „göttlichen Anstand“ bewahrt in Gedanke, Bild und Wort; wie dürfte die Kirche sich erlauben, im Ausdruck und Vortrag des Heiligen vor den Zeitgenossen so tief unter die Bibel herabzusinken? Es wäre eine Sünde, nicht bloß ein Mangel an Takt, das Heilige in eine Zeit einzuführen in einem Gewande, das für diese Zeit ein geschmackloses ist. Unsere Zeit ganz vorzüglich bedarf, daß die Kirche die Religion im Licht ihrer Schönheit, die Wahrheit in ihrer reinen geistigen Gestalt vor die Zeitgenossen führe, zumal vor die Jugend. Die Kirche muß die Gläubigen überzeugen, daß von allem Geistigen die Religion Christi gerade der höchste und feinste Geist, und daß Alles, was ist, nur im

Göttlichen wahrhaft ist; daß vom Göttlichen Alles ausgeht und zum Göttlichen Alles zurückführt.

Will man den Folgen der Verirrungen der Vernunft heilend begegnen, so müssen die Heilmittel für die Vernunft passend, also namentlich der Vernunft unserer Zeit entsprechend seyn; denn soll ein Kranker genesen, so bedarf es Mittel, welche seiner Natur gemäß sind, und Zeit und Geduld, und liebevolle Schonung.

Die Kirche muß in der Lehre das Unveränderliche von dem Veränderlichen zu unterscheiden wissen, das Unveränderliche festhalten, und im Geben desselben das veränderte Bedürfniß weislich berücksichtign. Das würde dem in der Zeit neuerwachten Bedürfniß nach Religion, dem neuen Zug des Menschenherzens zu Gott, großen Vorschub thun, und den abholden Geist bannen, weil wegfiele, was die Gegner aussetzen, und oft mit Recht angreifen.

Ueberall lehrt die Geschichte der Kirche, daß Uebertreibung nur geschadet hat, und daß, wo die Kirche dem Entwicklungsgang der Menschheit sich eigensinnig entgegenstellen wollte, dieß zweckwidrig war, weil es naturwidrig war. Es kam mehr als Einmal die Zeit, wo die Kirche bis in ihr Grab gedrängt zu seyn schien; sie ist allemal wieder verklärt auferstanden. Aber es gelang ihr, das Seyn zu retten, nur dadurch, daß sie es mit einem Werden verband. Sie mußte fortschreiten und zeitgemäß werden, um die Zeit zu beherrschen. Als die römische Kirche aufhörte, das Seyn mit dem Werden zu verbinden, wuchs die Bildung vieler Kirchengenossen über die Erscheinungsform der Kirche hinaus, und die Reformation stellte die evangelische Kirche neben die römische hin. Es war zu spät, als die römische Kirche nachträglich eilte, um das Seyn zu retten, dieses wieder mit dem Werden zu verbinden: Sie rettete sich, aber der geschehene Riß schloß sich bis heute nicht wieder.

Diese Eingangsworte mögen statt eines Vorworts den zweiten Theil dieser Kirchengeschichte eröffnen. Vielleicht findet sie der Eine oder der Andere zeitgemäß. Gehen wir nun über zu der Untersuchung, was die „allgemeine Kirche" ist, und wie sie wurde.

Fünftes Kapitel.

Vom Begriff der Kirche.

Das Wort Kirche kommt her von dem griechischen Worte Kyriake, d. h. „das Haus des Herrn". Dieses Wort „Kirche" trug man im christlichen Mittelalter über auf die im Hause des Herrn versammelte Gemeinde der Glaubigen und bald wurde es allgemein so gebraucht, daß der Verein aller glaubigen Christen in der Welt damit bezeichnet wurde, wenn man von der christlichen Kirche sprach. Man verstand darunter die Gesammtheit aller Mitglieder des irdischen Gottesreiches.

Als die Gothen das Christenthum während ihres Wohnsitzes am schwarzen Meere von den Griechen annahmen, hatten sie auch das Wort Kyriake, zusammengezogen in „Kirche", zugleich von den Griechen mitherübergenommen. Von den Gothen war es zu den andern germanischen Stämmen und selbst zu den Slaven gekommen. Als Luther bei seiner Bibelverdeutschung das, was im Grundtext der heiligen Schriften „Ecclesia d. h. „Gemeinde" lautet, mit „Kirche" übersetzte, da hatte dieses Wort schon lange vorher allgemein die zuletzt angegebene Bedeutung erlangt; jedoch mit dem bestimmten Anhang, daß darunter die Gesammtheit aller Christen unter der römisch-katholischen Kirchenverfassung verstanden wurde; und es war für Luther ein Geschäft, den letztern Anhang von dem Begriff „Kirche" wegzuschneiden und Beides zu trennen in der Vorstellung seiner Zeit.

Luther hätte vielem Mißverstand und unbegründeten Ansprüchen, auch innerhalb der Kreise der späteren evangelischen Kirche, vorgebeugt, wenn er das Wort „Ecclesia" überall als das verdeutscht hätte, was es einzig und allein heißt, nämlich Gemeinde, und wenn er darauf, auf diesen klaren deutschen Ausdruck und Begriff, seine Lehre von der Kirche gegründet hätte.

Die römisch-katholische Kirche nämlich hatte frühe angefangen den ursprünglichen Begriff „Kirche" zu ändern, ihn in einen neuen anderen umzuwandeln.

Nach der Lehre der römischen Kirche verhält es sich mit der Kirche also:

„Mit dem Zweck der Offenbarung des Geistes Gottes zur Rettung und zur Beseligung der Menschheit ist in der großen über die ganze Erde verbreiteten Schaar seiner Diener, zugleich die Hierarchie geschaffen, d. i. eine sichtbare von ihm bevollmächtigte, in allen ihren Theilen innigst zusammenhängende Körperschaft. Diese Diener Gottes sind die sichtbaren Autoritäten des neuen Gesetzes und repräsentiren die untheilbare, sich offenbarende Gottheit, von ihrem Seyn und Leben erfüllt. Die Kirche ist der förmliche Organismus zur Ausbreitung des Reiches Gottes, der von höherer Macht gestiftet und gehalten ist. Und weil aber Einheit in der Beziehung jeder Einzelheit auf ein einziges, Alles leitendes Princip besteht, so ist die stufenweise Folge der Autoritäten bis zu einer obersten Autorität, welche die sämmtlichen Autoritäten umschließt, mit Nothwendigkeit gegeben; die im letzten Grunde monarchische Unterordnung unter ein mit der höchsten Würde bekleidetes Oberhaupt, die monarchische Stellung der geistlichen Würden überhaupt, ist ein nur natürliches Verhältniß. Die Nothwendigkeit der Hierarchie liegt im Wesen der Offenbarung selbst. Dadurch, wie diese Autorität im Laufe der Zeit, im Kampfe mit der Welt, und bei der Gebrechlichkeit und Sünde des Menschen selbst erschienen ist, wird das Wesen dieser Autorität als göttliche legitime Gewalt so wenig alterirt, als das Gesetzliche der Staatsgewalt durch Inkonvenienzen des Despotismus und menschlicher Ausschweifungen der Regierungen".

Das ist die römische Ansicht von der Kirche. Aber das ist nicht die Kirche, von welcher die heiligen Schriften reden.

Nach diesen ist die Kirche „der Leib des HErrn", d. h. die Gemeinschaft derer, welche das Leben Christi einestheils an sich darstellen, anderntheils das Heil Christi in der Welt fortzupflanzen den Beruf haben.

Die Mittheilung des von Christus der Welt gesandten Geistes, welcher das Princip des Lebens und der Gemeinschaft der Seinen ist, bleibt die erste Bedingung der Aufnahme in die Segnungen des Christenthums. Wer in die christliche Gemeinde auf-

genommen seyn will, muß zuerst Theil haben an ihrem Geiste. Er muß diesen zuerst empfangen und in sich aufgenommen haben. Die wirklich zur Gemeinde gehören, sind daher auch Eins im Geiste. Der Geist Gottes, der im Innern wohnt, treibt und einigt sie zur Einheit des Lebens, und der Geist ist es, durch welchen dieses Leben die höhere Weihe erhält.

Diese Gemeinde, in welcher der von Christus mitgetheilte heilige Geist das Lebensprincip ist, ist die Kirche der heiligen Schrift. Dieser Geist ist es, der alles darin zu bewegen und zu gestalten hat; und die christliche Gemeinde, d. h. die Kirche, ist nur dadurch christliche Gemeinde, d. h. Kirche, daß sie ihr Leben ganz aus diesem Geiste lebt; und das Ziel dieser christlichen Gemeinde, d. h. der Kirche, ist die Darstellung des Reiches Gottes auf Erden.

Diese christliche Gemeinde oder Kirche ist nur Eine, so jedoch, daß innerhalb des Kreises dieser Einen Kirche mannigfaltige Kreise mit voller Freiheit sich bewegen. Eine Mannigfaltigkeit des Glaubens und Lebens innerhalb des Kreises der Einen Kirche war unvermeidlich, weil die, welche mit einander die große christliche Gemeinde bilden, von Anfang höchst verschieden waren, auf verschiedener Kulturstufe, auf verschiedener Oertlichkeit, überhaupt unter verschiedenen Verhältnissen lebten.

Diese Mannigfaltigkeit war auch eine nothwendige, denn nur sie konnte die Geister in lebendiger Bewegung erhalten. Auch ergab sich von selbst Mannigfaltigkeit in der Lehre, weil Christus selbst nichts niedergeschrieben, sondern nur im lebendigen Worte, und durch sein Leben und Seyn, durch sein Vorbild, zum Herzen gesprochen, das Christenthum selbst aber zu mannigfaltiger Verarbeitung dem menschlichen Geist überlassen hatte. Damit seine Wahrheiten allseitiger erfaßt und angewandt würden, sollten die Menschen zu ihrer reinen unmittelbaren Anschauung durch Geistesarbeit hindurchdringen, durch Versuchung und Uebung aller geistigen Kräfte.

Es sollte ja das Christenthum nicht für Einige, sondern für Alle seyn, nicht als „abstrakte Schriftgelehrtheit bloß für die Wissenden, sondern als weltgeschichtlich fortwirkendes kräftiges

Lebenswort". Der Herr hatte seinen Aposteln und Jüngern den Auftrag gegeben, das Evangelium aller Kreatur (Marc. 16, 16.), allen Völkern (Matth. 28, 19.) zu verkünden. Der Herr und sein Werk sollte der ganzen Welt und die Welt dem Herrn gehören. Alle Menschen waren zum Christenthum berufen. Und so war die Eine Kirche, weil sie für Alle war, zugleich vornherein die katholische d. h. verdeutscht, die allgemeine Kirche. Der Vater für Alle, Christus für Alle, der von beiden ausgehende heilige Geist für Alle, darum auch die Kirche für Alle.

Das Christenthum sollte fortwirken, und fort- und einströmen in die Geschichte und in die Natur der Völker durch menschliche Zeugen und deren Lehre, durch sichtbare Gnadenmittel (Sakramente) und durch die weltumfassende und weltumbildende Liebeskraft seiner Bekenner.

Die letztere hat das Meiste beigetragen zu der Verbreitung des Christenthums auf Erden, zur Verbreitung des Glaubens an das Heil. Durch diese lebendige Liebeskraft seiner Bekenner, welche sich selbst mit ihrem Glauben und ganzen Leben, in ächter Nachfolge ihres Herrn, der Menschheit zum Dienste hingaben, ist am meisten geschehen, das Leben der Welt umzugestalten in die Gestalt seines Reiches; nicht aber, wie man glauben machen will, durch das Dogma, durch die sogenannte Einheit und Reinheit der Lehre.

Gerade in demjenigen Jahrhundert, in welchem das Leben des Glaubens, die Innigkeit des Gefühles und die Kraft des Willens in der großen christlichen Gemeinde d. h. der Kirche am schönsten sich offenbarte, war das Christenthum völlig freie Religion des Herzens, und man wußte nicht anders, als daß das ächte Christenthum bestehe im lebendigen Glauben, nicht in Glaubenssätzen. Der Glaube an Christus als das Heil, als den Heiland der Welt, war der Kern des Glaubens.

In jenen Tagen, in welchen die begeisterten Christen ihren Glauben mit ihrem Blute bezeugten, und ihr Leben die herrlichen Glaubensfrüchte zeigte und darin die Wahrheit und Göttlichkeit dieses Glaubens vor Augen stellte, gab es vorerst auch

nur wenige Glaubenssatzungen. Die Glaubensvorstellungen jener Christen waren mannigfaltig und sehr verschieden, die große Gemeinde der Christen d. h. die Kirche war noch gar nicht zu einem einheitlichen Bewußtseyn der einzelnen Glaubenslehren gekommen, geschweige daß sich der Glaubensinhalt in einzelne bestimmte Glaubenssätze ab- und festgesetzt hätte; und doch waren sie volle ganze Christen, und ihr Glauben weit vollkommener und mehr der rechte Glauben, als der Glauben der späteren.

Daß nicht in Lehrsätzen, nicht in der kirchlichen Dogmatik und in gewissen kirchlichen Satzungen das Wesentliche des Heils für die Kirche liege, dafür gibt es keinen schlagenderen Beweis, als das erste christliche Jahrhundert.

Als des Glaubens der Begriff sich bemächtigte und ihn auf bestimmte Lehrsätze abzog, als der theologische Verstand allherrschend sein Haupt emporhob: Da war der lebendige Glaube und die enthusiastische Treue und Opferwilligkeit sehr im Abnehmen, im Erkalten. Die früheren Christen waren sich weniger klar über die Glaubenslehre, aber sie hatten höhere Ueberzeugungen, heiligere Gefühle und Triebe, ein edleres Leben. Ihr Glauben hatte mehr innere Stärke und Wärme, ihr Leben mehr Thatkraft, mehr Gemüthsschönheit und Fülle, mehr Glaubensfrucht.

Wir haben ihr glaubenstreues Sterben kennen gelernt, traten wir dem glaubenstreuen Leben der ältesten Kirche näher.

Sechstes Kapitel.

Kirchenverfassung des ersten und zweiten Jahrhunderts.

In den Aemtern der Gemeinde blieb es lange, wie in der apostolischen Zeit *).

Frühe, noch zur apostolischen Zeit selbst, gab es neben den

*) Vergleiche I. 121 ff.

Diakonen, deren ursprüngliche Bestimmung für Armen- und Krankenpflege bald auch zur Hülfeleistung in der Seelsorge und Predigt sich erweiterte, auch noch Diakonissinnen, um dem weiblichen Theile der Gemeinde diese Pflege angedeihen zu lassen; in der Regel waren es ältere erfahrene Wittwen. Das Amt der Bischöfe und der Aeltesten, das anfänglich nicht verschieden war, hatte von Haus aus gar nichts Priesterschaftliches an sich. Wo das allgemeine Priesterthum aller Christen seine Geltung hat, da ist das Priesterschaftliche, das Hierarchische mit seinen altorientalischen Anhängen, eine Unmöglichkeit. Die Gesammtheit aller Christen hielt sich und galt als das geheiligte Volk Gottes, und jedes Mitglied dieser Gottesgemeinde hatte an sich „das königliche Priesterthum" (1 Petr. 2, 9. 5. 3. Röm. 12, 1.).

Monarchisch, wie man sie schon hat ansehen wollen, war die Verfassung der Urkirche darum, weil Christus selbst, und er allein, als der Herr und König der Kirche gedacht und verehrt wurde.

So wenig, als die Verfassung des Volkes Israel, vor der Zeit irdischer Könige, darum eine monarchische war, weil Jehovah als der Herr und König Israels genannt, gedacht und verehrt wurde: eben so wenig war die älteste christliche Kirchenverfassung darum eine aristokratische, weil die Apostel mit höherem Ansehen die Gemeinden, die sie stifteten, leiteten, ordneten und in ihnen wirkten, als die von Christus unmittelbar Bevollmächtigten.

Von einer Aristokratie kann hier so wenig die Rede seyn, als irgendwo, wo bloß der Geist ein Uebergewicht verleiht in einer Gesellschaft. Ein rein geistiges Uebergewicht war das der Apostel, als derer, welche mit Christus in unmittelbarem Umgang gewesen und unmittelbar von ihm ausgegangen waren.

Die Grundverfassung der christlichen Gemeinde war vielmehr, wofern man auf diese Gemeinde in vollkommen passender Weise Schlagworte aus dem politischen Verfassungsleben anwenden könnte, eine rein demokratische. Jede Schranke, welche Judenthum und Heidenthum nicht bloß zwischen Priester und Volk, sondern in der Gesellschaft überhaupt gezogen hatten, war durch

das Christenthum aufgehoben; und besonders waren alle Christen als die, welche einer wie der andere Theil haben an dem Einen Geiste, die Auserwählten Gottes.

Petrus selbst verkündete das allen Christen (1 Petr. 2, 9. 10.): „Ihr seyd das auserwählte Geschlecht, schrieb er, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden dessen, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte".

Bei der hohen Begeisterung, die in den ersten Christengemeinden war, und wenn in ihr auch nichts als die unmittelbare Anschauung des Göttlichen in Christus, die so viele noch gehabt hatten, nachgewirkt hätte, konnte kein Egoismus, wie ihn das Priesterschaftliche an sich hat, Platz greifen. Der von Christus ausgehende Geist war zu sehr Gemeingeist der ersten Kirche, und das Andenken und das Vorbild waren so mächtig, daß sich schon dadurch die sittlich-edelsten einzelnen Persönlichkeiten bilden mußten. Schon davon kam neues Feuer in die menschliche Brust und neues Licht in den menschlichen Geist, und neue, heilige Gefühle und Triebe erwachten.

Es kam aber noch mehr, es kam noch Anderes dazu: ausserordentliche Gaben und Kräfte, welche nicht in diesem oder jenem Amt, sondern, ausser allem Amt, in den Persönlichkeiten hervortraten, nicht nur die Gabe wunderbarer Heilungen, sondern namentlich auch die Gabe der begeisterten Rede.

So lange die vielerlei Gaben als Ausströmungen des von Christus ausgehenden Geistes, einer hohen Religiosität, allseitig in der Kirche waren, bekundete sich eben dadurch das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen, und dieses blieb lange in Anerkennung und Geltung.

Jakobus an der Gemeinde zu Jerusalem, die Schüler des Paulus, wie Timotheus, Titus und andere an ihren Gemeinden, waren hervorragende Persönlichkeiten, keineswegs aber bevorrechtete Priester, d. h. keineswegs Bevorzugte durch besondere priesterschaftliche Würde und priesterschaftlichen Charakter, im Sinn und in der Art des späteren Bisthums, der späteren, einen besonderen Stand für sich bildenden Priesterschaft.

Nicht die in christlichen Gemeinde-Aemtern Stehenden, als solche, sondern durch die Betheiligten aus der Gemeinde Gewählte, waren Schiedsrichter in Streitsachen Einzelner: es gehörte zur christlichen Anschauung, alle bürgerlichen Streitsachen in der Gemeinde durch solche Schiedsgerichte zu schlichten. Die Persönlichkeit war es, auf welcher aller Einfluß ruhte.

Wie das Priesterschaftliche dem Grundcharakter der Christusreligion schnurstracks entgegen war, so war auch der Gottesdienst und die ganze Kirchlichkeit der ältesten Zeit der Art, daß sie für das eigentlich Priesterschaftliche weder Boden noch Luft hatten.

Siebentes Kapitel.

Aeltester Gottesdienst überhaupt.

Der Gottesdienst der Gemeinden war gar einfach. Das ganze Leben der Christen sollte ein Gottesdienst seyn. Der innere Kultus war die Hauptsache, und die äußerliche Einrichtung des Gottesdienstes, der freilich zur Erhaltung und Förderung christlichen Glaubens und Lebens auch seyn mußte, trug ganz den Stempel göttlicher Einfalt.

So lange der Tempel zu Jerusalem stand, benützten die dortigen Christen eine Tempelhalle zu ihren Versammlungen. Aber auch in Jerusalem hatten sie, neben dem Besuche des Tempels, gottesdienstliche Versammlungen in Privathäusern. In den andern Gemeinden, weit umher in der Welt, hatten sie sehr lange weder öffentliche Gotteshäuser, noch bestimmte Festzeiten zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen. Jedes Haus, wo sie in brüderlicher Eintracht zusammen kommen konnten, war ihr Tempel.

Da wurde es gehalten, was die äußere Form betrifft, so ziemlich wie in den jüdischen Synagogen. Die Christen erbauten sich durch Gebet, Lesen, Rede, Gesang und Abendmahl.

Nach dem Eingangs-Gebet wurde ein Stück der heiligen Schriften vorgelesen; in den ersten Zeiten natürlich nur

alttestamentliche Abschnitte, namentlich aus den Propheten; später, als die neutestamentlichen Schriften sich verbreiteten, vorzugsweise aus diesen, aus den Evangelien und aus den apostolischen Briefen.

Die apostolischen Briefe hatten ja von Haus aus die Bestimmung, in den Gemeinden, an die sie gerichtet waren, vorgelesen zu werden. Daß dieselben dann auch anderen Gemeinden mitgetheilt wurden, ergab sich von selbst; ebenso, daß diese apostolischen Briefe zuerst nur ein für allemal gelesen wurden, daß man aber später wieder darauf zurückgriff, und sie wieder las, als Zeugnisse des christlichen Glaubens, als Urkunden voll Gotteskraft in Lehren und Mahnung, reich an Winken für christliches Leben und Glauben.

Auch Schriften nachapostolischer Lehrer wurden in den religiösen Zusammenkünften gelesen, so z. B. der Hirte des Hermas, der erste Brief des Clemens von Rom. Doch kam man bald von diesen Letzteren wieder ab, und hielt sich an Evangelien und Apostelbriefe.

Die Vorlesung geschah stets in derjenigen Sprache, welche in der Gemeinde allgemein verstanden wurde; im römischen Reich in der griechischen und lateinischen Sprache. Schon sehr frühe entstanden Uebersetzungen neutestamentlicher Schriften ins Lateinische. Wo weder griechisch noch lateinisch in einer Versammlung allgemein verstanden wurde, und keine Uebersetzung da war, dolmetschte einer den jedesmaligen Abschnitt; viele Gemeinden hatten eigens dazu angestellte „Dolmetscher".

Der Verlesung des Abschnitts folgte die heilige Rede darüber, welche auslegte, praktisch anwandte, belehrte, erbaute. Jeder, ohne Unterschied, der den Geist dazu hatte, durfte Reden halten in der Versammlung; gewöhnlich natürlich that es einer aus dem Lehramt. Bald war es eine eigentliche Predigt; bald, und sogar meist, nur eine Art Unterredung mit der Gemeinde über das Gelesene. Darum hießen solche Vorträge Homilien, d. h. Gespräche, Schrifterklärungen durch Unterredung.

Der Rede folgte ein Gebet, und zwar das allgemeine Gebet. Alle erhoben sich und beteten für sich, für das Wohl

der Gemeinde, für die Bekehrung aller Menschen, für die Obrigkeit und für die öffentliche Ruhe. Dann gaben die Versammelten einander den christlichen Bruderkuß (Röm. 16, 6. 1 Cor. 16, 20.). Bruder und Schwester nannten sich alle Glieder der Gemeinde, und ein äußeres Zeichen dieser Liebe, als unter Gliedern Einer Familie, im Gegensatz zu der Zerrissenheit und Selbstsucht draußen in der Welt, sollte dieser heilige Kuß seyn. Auch außerhalb der Versammlung empfingen sich die Christen mit dem „Kuß des Friedens“.

Dem allgemeinen Gebet und Bruderkuß folgte das Weihe- und Dank-Gebet. Dieses sprach der Vorsteher der Gemeinde oder irgend einer der Aeltesten allein, und alle Anwesenden stimmten ein durch ihr Amen.

Ein Lehrer der Kirche aus den ersten Jahrhunderten hat das ganze Leben der Christen „Ein großes zusammenhängendes Gebet“ genannt. Das gemeinschaftliche Gebet in den religiösen Versammlungen und das Gebet zu Hause wurde fleißig geübt; aber schon in diesen frühen Uebungen zeigen sich die Keime der späteren Entartungen und Mißbräuche.

So mit dem Vaterunser. In diesem schönen Gebet hatte Jesus den Seinen ein Muster geben wollen, wie sie beten sollen, nicht eine Formel zu mechanischer Handhabung. Dieses Gebet wurde heilig gehalten, geheim gehalten vor den Heiden, und nur den Getauften mitgetheilt. Auch außer dem Gottesdienste wurde es täglich von den Christen gebetet, und schon fingen Manche an, es dreimal des Tages zu beten. Das war der Anfang zum mechanischen Beten. Die Geistigkeit des ersten Jahrhunderts war aber noch zu groß, um jetzt schon das dreimalige Beten des Vaterunsers diese Wirkung haben zu lassen, und die geistige Freiheit und Mannigfaltigkeit brachte von selbst andere Gebete neben diesem in Gebrauch.

Auch die „Stellung“ beim Gebet war eine verschiedene in den gottesdienstlichen Versammlungen. Stehend wurde gebetet in den Tagen der Freude, von Ostern bis Pfingsten, und an den Sonntagen, den Tagen des Herrn; knieend in den Bußzeiten; in außerordentlichen Fällen streckten sich die Betenden

sogar auf die Erde hin, wie sie von Jesus lasen im Garten Gethsemane. Gebetet wurde nicht mit gefalteten Händen — das kam erst im Mittelalter auf —, sondern mit aufgehobenen Händen, wie die, welche etwas von Oben empfangen wollten.

Eine Ausartung und Gesuchtheit war aber schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts eingetreten, darin, daß auch mit ausgebreiteten Armen gebetet wurde, um betend die Gestalt eines Kreuzes zu bilden, und so „das Leiden des Herrn darzustellen".

Die Christen, welche die jüdische Anschauung beibehielten, wählten zum Hausgebet die alten jüdischen Gebetszeiten, die dritte, die sechste, die neunte Stunde, nach jetziger Zeitrechnung neun Uhr Vormittags, zwölf Uhr Mittags und drei Uhr Nachmittags.

Noch im ersten Jahrhundert aber wurden diese drei Gebetsstunden mit drei weiteren vermehrt: auch frühe um sechs Uhr, Abends um sechs Uhr, und nach Mitternacht um drei Uhr, als um die Stunde des Hahnenschreies, wurde gebetet.

Wenn Einer etwas vornahm, oder sonst einen besonderen Anlaß dazu hatte, so betete er.

Tertullian drückte diese Anschauung seiner Zeit mit den Worten aus: „Den Glaubigen geziemt es, keine Speise zu nehmen, kein Bad, ohne daß das Gebet dabei ist; denn die Nahrung und Erquickung des Geistes muß der Nahrung und Erquickung des Leibes vorausgehen."

Andere nahmen das Gebet geistiger, und beteten nur, wenn die Stimmung dazu da war, und nicht zu bestimmten Zeiten. So Origenes zu Anfang des dritten Jahrhunderts, der ausdrücklich verlangte, wenn man beten wolle, müsse vor Allem zuvor die Stimmung dazu da seyn. „Bevor man," sagte er, „die Hände zum Himmel emporhebt, muß man die Seele emporheben, und bevor man die Augen emporrichtet, muß man den Geist hinauf zu Gott richten."

Nicht im ersten Jahrhundert, aber doch schon im zweiten, kam die Sitte auf, beim Gebet das „Zeichen des Kreuzes" auf die Brust oder Stirne zu machen; und schon zu Ende des

zweiten Jahrhunderts ging man, nicht in allen, aber in vielen, Gemeinden so weit, daß Tertullian sagen konnte: „Bei jedem Schritt und Tritt, bei jedem Ein- und Ausgang, beim Anziehen der Kleider und Schuhe, beim Waschen, bei Tisch, am Abend beim Lichtanzünden, beim Niederlegen und Sitzen, bei allen unsern täglichen Geschäften bezeichnen wir die Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes."

Man muß dabei nicht vergessen, daß diese Sitte im Morgenland anfing, und daß der Morgenländer es liebt, Inneres, Geistiges, in Zeichen und Bild auszudrücken; und daß er, weil er von lebendiger Einbildungskraft ist, bei solchen Zeichen und Symbolen mehr fühlt und sich vorstellt, als der Abendländer, der mehr oder weniger dem abgezogenen Begriff sich zuneigt, und leicht und schnell Gefühl und Verständniß für das gegebene Symbol wieder verliert, das Aeußere behält ohne das Innere.

Solche Beter waren die ältesten Christen. Und welche Inbrunst des Gebets mag in der Gemeinde gewesen seyn, wenn eine ganze christliche Versammlung betete! Zumal in solchen Zeiten, in welchen die Gemeinschaft der Glaubigen in steter Bedrückung von Außen sich vor Gott drängte, in der Versammlung von ihrem Leiden gleichsam ausruhte, und in gemeinsamem Gebet sich stärkte! Wie voll göttlichen Friedens mögen sie von dannen gegangen seyn, mit welch hohem Wonnegefühl und neuer Kraft, zu tragen und zu handeln!

Einen besonderen Schwung brachte in den Gottesdienst der Gesang geistlicher Lieder. Schon Paulus (Ephes. 5, 19. Coloss. 3, 16.) und Jakobus (5, 13.) ermahnten zur Erbauung durch den Gesang von Psalmen und Hymnen und allerlei geistlichen Liedern.

Die alttestamentlichen Psalmen wurden so vorgetragen, daß Einer vorsang, und die Gemeinde als Chor einfiel. Dann wurden auch andere Hymnen aus dem alten Testamente gesungen, darunter sehr frühe das sogenannte Trisagion, d. h. das Dreimalheilig, jener Engelgesang bei Jesajas 6, 3.: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehren voll."

Achtes Kapitel.

Anfänge des christlichen Kirchenlieds und der Kirchenmusik.

Eben so sangen sie aus der Offenbarung des Johannes, aus dem ersten Kapitel den vierten, fünften und sechsten Vers, manchmal auch nur den Schluß des sechsten, und aus dem zweiten Kapitel des Lucas den vierzehnten Vers, jenen Gesang der himmlischen Heerschaaren: „Ehre sey Gott in der Höhe ꝛc." Später erst wurden besondere christliche Lieder gedichtet. So spricht Plinius in jenem Brief an Trajan von Liedern, die Christus zu Ehren in den Versammlungen gesungen werden.

Eigenthümliche christliche Schöpfungen in der heiligen Dichtkunst finden sich erst seit dem letzten Viertel des zweiten Jahrhunderts, und so lange nährte sich das Herzensbedürfniß der Christen nach Gesang nur an den eben angegebenen Hymnen, namentlich allein fast an den Psalmen des alten Testaments, dieser ewigen Gesängen. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts erst fingen christliche Dichter an, dem eigenthümlich christlichen Bedürfniß zu genügen.

Dem frommen Schmerz, der tiefen Sehnsucht nach besserem Seyn und Leben, und im Gefühle der Sünde, wie im Drang, Gott Preis und Dank zu bringen, gaben die Psalmen Befriedigung in ihren Lob- und Dankliedern, wie in ihren Buß-, Trauer- und Klageliedern. Aber der christliche Glaube hatte auch das Bedürfniß, seine eigene heilige Geschichte im Lied und im Gesang zu haben, und aus dem Lobgesang der himmlischen Heerschaaren, der die Andeutungen gab, mußte im Laufe der Zeit von selbst eine christliche Geschichtspoesie herauswachsen, welche die Herabkunft des Eingebornen vom Vater in die Endlichkeit, das Leben und die Thaten des Heilandes, seinen Versöhnungstod, seine Auferstehung und Himmelfahrt, die Ausgießung des heiligen Geistes, die Kirche, ihr Leben und Leiden besang, eine Poesie, deren Mittelpunkt Jesus Christus war.

Und dieser geschichtlichen Dichtung zur Seite mußte sich von

selbst eben sobald eine christliche Lyrik stellen und eine christlich-didaktische Dichtung, der christliche Hymnus, in welchem die christliche Seele ihre eigenthümlich christlichen Gefühle, die reiner, tiefer, heiliger und entzückter als die alttestamentlichen waren, aussprach; und das christliche Lehrgedicht, das eigenthümlich christliche Betrachtungen und Belehrungen in der Form des Verses und des Gesanges gab.

Solche Poesien schufen schon gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts, wie wir sahen, Bardesanes und sein Sohn Harmonius in der syrischen Kirche, und der seelenvolle Clemens von Alexandria.

Nur Ein Hymnus von dem Letztern ist uns erhalten; aber dieser Eine reicht hin, um uns zu überzeugen, welch hoher, edler Schwung in der christlichen Dichtung jener Zeit war, und welche Tiefe und Schönheit der christlichen Anschauung; wenn auch, wie natürlich, in Fülle und Pracht morgenländischer Bilder.

Wie arm aber an Zahl solcher christlichen Dichtungen die ersten drei Jahrhunderte noch waren, sieht man daraus, daß die nicht-rechtgläubigen Gesänge des Bardesanes und seines Sohnes weit umher gesungen wurden, und lange, ehe ihnen rechtgläubige entgegengestellt werden konnten.

Die christlichen Gefühle der Brust wurden um Vieles früher Musik, als Poesie. Die Wechselgesänge wie der Chorgesang finden sich schon in den ersten Zeiten; der Chorgesang, dieser reinste Ausdruck der heiligen Musik, und zugleich ein treues Abbild der in Andacht auf dem Strome des Gesangs getragenen Gemeinde.

Der heilige Flug ihrer geweihten Musik, der kraftvolle, ins Herz dringende Chorgesang in seiner erhabenen Einfalt, hervordringend aus den Versammlungssälen der Christen, mag manches heidnische Herz gerührt und gewonnen haben.

Die christliche Musik war schon damals etwas ganz Anderes als die heidnische. Dieser christliche Gesang kam aus anderen Höhen und aus anderen Tiefen; wie ja auch überhaupt erst im Christenthum die Musik ihre hohe und höchste Blüthe entfaltete.

Neuntes Kapitel.

Abendmahl und Liebesmahl.

Das Abendmahl, das nicht nur den Schluß, sondern den Höhepunkt des ganzen Gottesdienstes bildete, wurde sehr einfach gefeiert.

Von der Gemeinde wurde das Brod zum Abendmahl gebracht, gewöhnliches, gesäuertes Brod; ebenso der Wein, der meist mit Wasser vermischt wurde.

Der Vorsteher der Gemeinde war es in der Regel, welcher Brod und Wein weihete, indem er feierlich ein Gebet über die Gaben von Brod und Wein sprach. Ob bei der Vermischung von Wein und Wasser von dem Gedanken an eine mystische Verbindung des Erlösers mit der Gemeinde, oder nur von der bekannten Sitte der Alten, die stets den Wein mit Wasser mischten, vornherein ausgegangen wurde, muß dahin gestellt bleiben. Wahrscheinlich fand erst Cyprian diese mystische Bedeutsamkeit, der in dem Wasser die Gemeinde, im Weine das Blut Christi sah; und in der Mischung die Verbindung Christi mit der Gemeinde.

Die alleràlteste Form des Abendmahls war ein wirkliches Liebesmahl gewesen, zu welchem man sich Anfangs täglich, später beim Wachsthum der Gemeinde, jeden Sonntag, zusammen fand.

Durch freiwillige Gaben der Gemeinde-Mitglieder wurde das Mahl zugerichtet. Es war ein Mahl, zum Andenken an das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern im Geiste der Liebe gemeinschaftlich genossen; und zum Schlusse desselben wurde, nach Jesu Worten, das Brod gebrochen und der gesegnete Kelch ging in die Runde.

Weit über ein Jahrhundert waren so das Liebesmahl der Gläubigen unter sich, und das, was wir heute heiliges Abendmahl heißen, das Brechen des Brods und das Trinken des gesegneten Kelchs, ganz und gar miteinander verbunden.

Erst nach dieser Zeit wurde das Liebesmahl und die Feier

des Brodbrechens mit dem Umgang des gesegneten Kelchs von einander getrennt.

Mehreres traf zusammen, was diese Trennung nothwendig machte: die immer mehr zunehmende große Mitgliederzahl in jeder Gemeinde, die Verläumdungen der Heiden und Juden, auch manchmal sich einschleichende Unordnungen. Weil mit der Zeit die Umstände sich änderten, mußte von dem alten Brauch abgegangen werden.

Doch auch nach der Trennung des Liebesmahls und des heiligen Abendmahls, das ausschließlich dem Gottesdienste zugewiesen wurde, dauerten die „Liebesmahle" fort, und zwar wurden sie noch längere Zeit in den religiösen Versammlungsorten gehalten. Sie dauerten noch fort in vielen Gemeinden, als schon längst Lehrer und Vorsteher anderer Gemeinden sie verwarfen und verdammten, entweder, weil wirkliche sittliche Ausartungen dabei sich einschlichen; oder, weil das einer überstrengen düsteren Lebensanschauung bloß so vorkam, welche sich im dritten Jahrhundert durch den späteren „Montanismus" unter den Christen verbreitete, und welche Allem, auch Unschuldigem, was dem Daseyn erheiternden Reiz gab, abhold war; und weil das erhitzte Auge eines überspannten Glaubenseifers auch im Liebesmahle nur Sündiges, oder zur Sünde Reizendes, sah.

Tertullian schilderte vor seinem Uebertritt zum Montanismus die Liebesmahle, das Essen und Trinken, das Gespräch, das Lesen, den Gesang und das Gebet dabei als etwas Löbliches; nach demselben machte ihn seine montanistische Erhitzung bitter gegen die Genüsse dieses Mahles, bei welchem die Liebe im Weinbecher glühe, der Glaube in der Küche brenne, die Hoffnung in den leckeren Schüsseln liege, die größte Liebe aber darin bestehe, daß beide Geschlechter miteinander beim Mahle sitzen, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen.

In den früheren Tagen aber, da der Liebesmahle schönen Schluß das Brechen des gesegneten Brodes und der Umgang des gesegneten Kelches machte, wie nachher, als das eigentliche heilige Abendmahl getrennt und dem sonntäglichen Gottesdienst einverleibt war, brachen und spendeten in der Regel die „Ael-

testen" das Brod, und die „Diakone", die ursprünglichen Armenpfleger, reichten den Kelch, der der Reihe nach bei allen Anwesenden umging, die getauft waren.

Denn nur den „Getauften" stand die Theilnahme daran zu; den wirklichen Mitgliedern der Gemeinde, so weit diese nicht, zeitweise, wegen eines Anstoßes in ihrem Wandel, vom Genuß ausgeschlossen waren. Solche, die noch nicht getauft waren, sondern noch im Unterrichte standen, waren ohnedieß ausgeschlossen.

In Betreff der getauften Kinder hielten es die Gemeinden im Morgenland und in Afrika anders, als die im Abendlande. Die ersteren ließen die getauften Kinder zum Genuß des Abendmahls zu, mit Berufung auf Joh. 6, 53.

Eine Beichte ging dem Abendmahl nicht voraus. Auch ein Streit darüber, wie das Abendmahl aufzufassen sey, war noch nicht. So wenig als über andere Glaubenslehren hatte man im ersten Jahrhundert über das Abendmahl das festgesetzt, was man ein Dogma nennt.

Und doch war diese heilige Handlung das Innerste und Tiefste des christlichen Gottesdienstes, und von wunderbarer Kraft für das christliche Leben der Einzelnen und der Gemeinschaft.

Da, als man anfing, nicht die Begriffe des christlichen Glaubens klar und scharf zu entwickeln, was natürlich und nöthig mit der Zeit war, sondern über die streitigen Begriffe, ja über Worte, bitter zu werden und sich gegenseitig zu verdammen und zu verfolgen: da hatte das Christenthum abgenommen, in den Herzen und in der Lehre; da fehlte der Geist der Liebe, ohne den Leben, Lehre und Bekenntniß nichts und todt sind; da fehlte jene innere Ehrfurcht vor dem Heiligen und Geheimnißvollen im Christenthum; jene Liebe und jene Ehrfurcht, die in den Christen des ersten Jahrhunderts waren.

Ihnen war „des Herrn Mahl", das immer nur zur Abendzeit gefeiert wurde, eine „Speise zum ewigen Leben", ein hochheiliges Geheimniß; und durch den Genuß desselben fühlten sie sich in wesentlicher Gemeinschaft mit Christus. Sie brachen das Brod und theilten unter sich den Kelch, voll Dank,

Liebe, Glauben, Freudigkeit und Hoffnung. Sie erinnerten sich dabei jedes Wortes des Herrn, das er geredet beim Mahl am Vorabende seines Leidens. Sie thaten es zu seinem Gedächtnisse, wie er gesagt hatte: „Thut Solches zu meinem Gedächtniß!“ Sie dachten an ihn, als ob er noch sichtbar unter ihnen wäre, und sie fühlten, daß sein Geist unter ihnen war. Sie erinnerten sich seiner Worte: „Ich bleibe bei euch bis an der Welt Ende“, und empfanden deren Erfüllung an sich selbst.

Dieses Andenken an ihn und seine Liebe machte dieses Mahl, so oft sie es feierten, zu einem Mahle der „Gemeinschaft mit ihm“, das sie stärkte im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung. Es wurde dieses Mahl für sie zu einer geistigen Mittheilung seines Lebens an sie; sie wurden dadurch geistig eins mit ihm; und diese so gepflegte Verbindung mit ihm, dem Sohne, einte sie mit Gott, dem Vater, und mit den Brüdern.

Es war für sie das Mahl der Liebe und das Mahl des Todes Jesu zugleich; und die Liebe, das Band der Einheit, wurde dadurch immer neu geweiht und befestigt.

Denjenigen Gliedern der Gemeinde, welche, ohne ihre Schuld, beim gemeinschaftlichen Abendmahl nicht anwesend seyn konnten, überbrachten die „Diakone“ das gesegnete Brod und den gesegneten Kelch in's Haus, den Kranken und den Gefangenen aus der Gemeinde.

In manchen Gemeinden, namentlich in denen Afrika's, war es üblich, daß die Gemeindeglieder von dem „gesegneten Brode“ mit nach Hause nahmen, und es da, Jeder mit den Seinen, zur Weihe jedes neuen Tages, nach dem Morgengebete genoßen.

Auch die Formel, unter welcher Brod und Wein in der Gemeinde gereicht wurden, war höchst einfach.

Bei Darreichung des Brodes sprach der Aelteste keine Sylbe als die zwei Worte: „Christi Leib“. Bei Darreichung des Kelchs sprach der Diakon nichts als: „Christi Blut, Kelch des Lebens“. Und der Empfangende antwortete auf Beides: „Amen“. Die „Worte der Einsegnung“ in ihrem vollen Wortlaut wurden

bei der Reichung des Abendmahls nirgends gebraucht, sondern nur zuvor verlesen.

Auch zu dem Abendmahle, wie zu den Liebesmahlen (Agapen), wurde nach der Trennung beider, was an Brod und Wein dazu nöthig war, lange Zeit durch freiwillige Gaben der Gemeindeglieder dargebracht. Diese Gaben hießen darum „Oblationen", d. h. „Darbringungen": waren sie doch der Gemeinde dargebracht von Gliedern der Gemeinde, und brachte sie doch der Vorsteher als gesegnet der Gemeinde wieder dar im Abendmahl.

Aber auch andere Nahrungsmittel und Gaben wurden, im liebreichen Andenken an die Armen in der Gemeinde, bei der Abendmahlsfeier freiwillig dargebracht, die Namen der Geber in der Versammlung verlesen und in's Gebet eingeschlossen.

Dieses Darbringen von Liebesgaben, welches lateinisch „obferre" oder „offerre" hieß, ist der Anfang der Sache und ihrer Benennung, welche „opfern" heißt.

Dieses „Opfern" dauert bis heute in der Kirche. Wurde Anfangs nur der Ueberschuß an Wein und Brod unter die Armen vertheilt, so kamen bald die Geldopfer auf. Aber auch die Gebete und Gesänge, die man während des Abendmahls darbrachte, wurden zuweilen „Opfer" genannt, und die Feier des Abendmahls selbst hieß „Eucharistie", d. h. Dankfest, Feier der Danksagung für die göttliche Liebe, deren Denkmal das Abendmahl ist. Ursprünglich hieß „Eucharistie" nur das Lob- und Dankgebet, welches der Gemeindevorsteher oder ein Aeltester über die an Brod und Wein dargebrachten Gaben sprach.

Sehr frühe, wenn auch noch nicht gerade im ersten Jahrhunderte, setzte sich an das gesegnete Brod und an den gesegneten Wein Aberglauben an, von dem bis in unsere Tage Nachwirkungen sich fortgepflanzt haben, die hie und da noch auftauchen: Manche sahen darin eine „magische" Kraft, die auch in leiblichen Krankheiten helfe; Andere trugen vom geweihten Brod etwas bei sich, im Wahne, daß sie dadurch gefeit seyen, geschützt gegen jede Gefahr.

Schön war es, und ergab sich aus der Stimmung, daß

man beim Abendmahl, wo man des Todes Jesu mit Liebe und Dank gedachte, nicht nur der ihm darin nachgefolgten Märtyrer, sondern auch der eigenen verstorbenen Lieben gedachte.

Daran schloß sich bald eine eigene Gedächtnißfeier Verstorbener, indem christliche Freunde oder Verwandte das Andenken eines ihnen lieben Todten am Jahrestage seines Scheidens durch einen gemeinsamen Genuß des Abendmahls begingen, und so das geistige Band der Liebe neu weiheten, das den Christen mit dem ihm vorangegangenen Verklärten verknüpft.

Zu Ende des zweiten Jahrhunderts war dieser Brauch schon verbreitet. Man brachte im Namen des Verstorbenen eine Gabe und in dem Kirchengebet vor dem Abendmahl wurde des Hingegangenen namentlich gedacht. Daraus entwickelten sich im Mittelalter die „Seelenmessen“.

Und wie das Band der Liebe, das mit den Entschlafenen verknüpfte, durch das Abendmahl geweiht und befestigt wurde, so wurde auch das Band der Liebe und Treue, das Braut und Bräutigam für das Leben verknüpfte, das ehliche Band, durch das Abendmahl geweiht und befestigt.

Die Schließung der Ehe war nicht gleich Anfangs eine kirchliche Handlung; doch wurde sie dieses bald so, daß Braut und Bräutigam ihr Vorhaben der Verehlichung der versammelten Gemeinde anzuzeigen hatten. Wurde nichts eingewendet, so wurde ihrer im Gebet bei der religiösen Zusammenkunft gedacht, sie genoßen dann miteinander und mit allen Versammelten das Abendmahl, und der Vorsteher der Gemeinde ertheilte den auf diese Art Vermählten den Segen. So war es schon in der Mitte des zweiten Jahrhunderts.

Zehntes Kapitel.

Taufe.

Eben so einfach, wie die Feier des Abendmahls, war die heilige Handlung der Taufe.

Durch die Taufe geschah die Aufnahme in die christliche Gemeinschaft. Die Vorbereitung dazu geschah durch Unterricht im Christenthum. Diesen ertheilten Aelteste, Diakone oder sonst erleuchtete Männer. Die Vorzubereitenden hießen „Zuhörer" oder „Katechumenen", d. h. solche, die erst noch unterrichtet werden. Im zweiten und dritten Jahrhundert dauerte dieser Unterricht zwei und drei Jahre. Zur apostolischen Zeit war, wie wir aus dem neuen Testamente sehen, der Unterricht kurz. Wo die Apostel Glauben wahrnahmen, da tauften sie.

Die Taufe geschah entweder auf den „Namen Jesu", oder „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes", später „auf den Tod des Herrn im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes".

Sie geschah anfänglich im Freien, in Quellen, Flüssen oder Seen, und zwar durch vollständiges, dreimaliges Untertauchen. Die Täuflinge erschienen in weißen Gewändern; anfänglich wurde ohne diese, mit Ablegung der Gewande, und nur nöthigster Verschleierung, getauft. Später errichtete man große Taufbecken und Taufkapellen; der zu Taufende stieg mehrere Stufen hinab in das Wasserbehälter, und, indem er mit dem ganzen Leib unter das Wasser getaucht wurde, wurde so versinnbildlicht, was der Apostel der Taufe unterlegt, das „Begraben werden in den Tod Christi". Der aus dem Wasser wieder Aufsteigende fühlte sich wie „ein aus dem Grab Aufgestandener". Der alte Mensch war begraben, der neue stieg aus der Fluth. Die Idee der Taufe mußte so lebendig im Täufling werden, durch dieses sprechende Symbol.

Das Besprengen mit Wasser wurde nur bei Solchen angewandt, die nicht mehr in den Fluß oder das Wasserbecken zu bringen waren, bei Todtkranken.

Genannt als Solche, die getauft wurden, finden sich überall nur Erwachsene, über ein Jahrhundert lang. Doch scheint die Kindertaufe um die Mitte des zweiten Jahrhunderts schon in einzelnen Gemeinden gewesen zu seyn; fand aber viele Gegner. Im dritten Jahrhundert aber fand Origenes die Kindertaufe in seiner Umgebung bereits als altväterliches Herkommen.

Taufzeugen finden sich frühe. Sie wurden beigezogen, einfach um Zeugen zu seyn, daß einer durch die Taufe in die Christengemeinde aufgenommen worden sey. Diese Zeugen wurden zur Taufe der Erwachsenen beigezogen, wie später zu der der Kinder. Bei der Taufe legte der getaufte Heide oder Jude seinen früheren Namen ab, und nahm einen neuen an: daher die Sitte der Namengebung bei der Taufe.

Der erwachsene Täufling hatte sich durch Gebet und Fasten noch unmittelbar vor der Taufe auf diese vorzubereiten. Nach der Taufe legten sie wieder weiße Gewande an, als Sinnbild der durch die Taufe erlangten Reinheit und trugen diese eine Zeit lang. In der Versammlung der Gemeinde wurden sie mit dem Friedenskuß, als Brüder und Schwestern, als Glieder am Leibe Christi empfangen, und bei dem nächsten Genuß des Abendmahls wurde ihnen zum erstenmal das gesegnete Brod und der gesegnete Kelch. Die Neugetauften hießen „Neophyten", d. h. Neugeborne.

Es kam jedoch vor, und zwar noch im vierten Jahrhunderte, daß im Christenthum Unterwiesene absichtlich ihre Taufe hinausschoben, Jahrzehente lang oft, bis ins Alter, manchmal bis auf's Sterbebett. Dabei lag der Glaube und die Absicht zu Grunde, alle Sünden ihres Lebens auf einmal durch die Taufgnade zu tilgen.

Eilftes Kapitel.

Eindringen des „priesterschaftlichen Elementes“ in den Gottesdienst.

Vor der Taufe mußten die zu Tausenden, aber nicht im ersten, sondern. erst am Ende des zweiten Jahrhunderts, ein Glaubensbekenntniß, meist in Form von Frage und Antwort, ablegen und dem Teufel und allen seinen Werken d. h. dem Götzendienst, feierlich entsagen. Doch ist nicht erweislich, daß das Letztere allgemein stattfand.

Jedenfalls noch viel später und Anfangs nur in einzelnen Gegenden kam der „Exorcismus“ dazu.

Die erste geschichtliche Spur, daß der Exorcismus, d. h. die Bannung des Teufels und die Lossprechung von seiner Gewalt, mit der Taufhandlung verbunden wurde, findet sich erst nach der Mitte des dritten Jahrhunderts, und altjüdische und manichische Zeitideen wirkten dafür zusammen.

Bildlich findet sich das Taufwasser schon früher als ein Wasser bezeichnet, das von der Gewalt der finsteren Mächte frei sey und frei mache.

Die gäng und gäbe Anschauung und Ausdrucksweise der jüdischen Phantasie pflegte ja von Anfang das Herz des Unglaubigen eine „Behausung der Dämonen“ bildlich zu benennen, und der priesterschaftliche Geist, der aus dem einfachen Urchristenthum ein Auswuchs war und im dritten Jahrhunderte eine Gestalt gewann, war es erst, der die Taufe mit dem „Exorcismus“ bereicherte, um für sich zu thun zu machen und sich selbst zur Geltung zu bringen.

Derselbe priesterschaftliche Geist erst war es, welcher das Abendmahl aus seiner Einfachheit herausriß, es in etwas Orientalisch-priesterliches umwandelte, und die mannigfaltige Liturgie schuf. Derselbe priesterschaftliche Geist war es, der die Taufe mit allerlei neuen Bräuchen behing, mit ganz unnützen symbolischen Zierrathen, im dritten Jahrhundert, theilweise schon zu Ende des zweiten.

Da wurde die vorherige „Weihung des Wassers“ gefordert, mit welchem oder in welchem getauft werden sollte. Da wurde die Taufhandlung selbst, die nach urchristlichem Brauch jeder Glaubige verrichten konnte, von den Gemeindevorstehern, die sich als Bischöfe im priesterschaftlichen Sinn aufthaten, von den Aeltesten und Diakonen, allein in Anspruch genommen. Da wurde der sinnbildliche Theil der Taufhandlung, das Untertauchen, welches das Abwaschen der Sünde bedeutete, ganz neben hinum gestellt, und ganz Neues erfunden, das einzig und allein von priesterschaftlicher Hand vollzogen werden könne, wenn es eine rechte Taufe seyn solle. Da kam nämlich das Chrisma auf.

Dieses Chrisma war eine Salbung des Täuflings, und zwar eine Salbung mit Oel, welche dem Untertauchen folgte. Auch hier zeigt sich manichäischer Einfluß.

Bald wurde sogar die Salbung mit dem „heiligen Oele“ doppelt vorgenommen, eine Salbung vor der Taufe und eine Salbung nach der Taufe. Die erste Salbung geschah mit dem „heiligen Oele“ wie die zweite; doch da wurde bloß das Haupt gesalbt. Die zweite Salbung geschah an Stirne, Ohren, Nase und Brust.

Diese zweite Salbung wurde für die Hauptsache, für das eigentliche Chrisma ausgegeben und für ein eigenes Sakrament erklärt.

Angeblich geschah dieses Salben als ein Sinnbild für die Idee des allgemeinen Priesterthums der Christen. Das besonders dazu eingesegnete Oel sollte, wie Tertullian sagt, an den alttestamentlichen Brauch erinnern, Priester mit Oel aus einem Horn zu salben. In Wahrheit war es diejenige Zeit, wo man die schöne und große Idee des allgemeinen Priesterthums aller Christenmenschen zu beseitigen, ja auszulöschen, alles Mögliche versuchte, und um jeden Preis das priesterschaftliche Element in das Christenthum, einen bevorzugten geistlichen Stand einschmuggeln, und die ursprüngliche evangelische Gleichheit aufheben wollte. Der Kastengeist war bereits da, bevor die Kaste selbst da war, wenigstens bevor sie anerkannt war. Versuche zum Priesterschaftlichen und Gelüste nach Herrschaft, wie sie das Priesterschaftliche nach altorientalischem Schnitt gehabt

hatte, sah man schon am Ende des ersten Jahrhunderts aufzucken und umherspucken.

Wo es sich immer nur thun ließ, schufen die Gemeindevorsteher sich Vorrechte, und als solche namentlich neue Sakramente als etwas, das nur von ihnen allein ausgehen dürfe.

So war es in der Mitte des dritten Jahrhunderts auch mit der Handauflegung bei der Taufe gegangen. Von Anfang an (Apostelgesch. 8, 26.) hatte der Täufer nach der Taufe die Hand auf das Haupt des Täuflings gelegt, um betend und segnend den heiligen Geist auf ihn herab zu rufen. In der Mitte des dritten Jahrhunderts sprachen die Gemeindevorsteher, die Bischöfe, die Handauflegung als ein ausschließliches Vorrecht an, wenigstens im Abendlande, eben so die Anwendung des Chrisma; und gleich darauf wurde die Handauflegung als ein selbständiges Sakrament erklärt und behandelt.

Konnte der Bischof die Taufhandlung nicht selbst verrichten, so unterblieb die Handauflegung und die Ertheilung des Chrisma, und der Bischof ertheilte Beides, abgesondert von der Taufe, nachträglich als Firmelung (Confirmatio, Bestätigung des Taufakts). Auch Milch und Honig wurde gleich nach der Taufe gereicht, und die Taufe auch dadurch mit einem neuen Symbol vermehrt. Das Milch- und Honigessen sollte ein Sinnbild der geistigen Kindheit seyn, in welche die in Christus Neugeborenen treten. Nachweisbar ist dieser Brauch zwar nur in der afrikanischen Kirche. Aber auch dieser Brauch zeigt das Hinausgehen über das Urchristliche. — So brach im zweiten und dritten Jahrhundert die Priesterschaftlichkeit im altorientalischen Sinn und Hang von allen Seiten in das Christenthum ein, und über es her, als über eine Beute für eine neue Priesterkaste.

Von allen diesen Dingen wußten die heiligen Schriften und die ältesten Christengemeinden nichts. Das Priesterschaftliche war auch unmöglich, so lange man bei dem ursprünglich Christlichen, bei der Einfachheit des apostolischen Zeitalters blieb.

Damit man zu herrschen, und, um herrschen zu können,

zu thun bekomme, häufte man von gewisser Seite Zuthat über Zuthat auf den überlieferten Gottesdienst, und auf das religiöse Leben überhaupt.

Zwölftes Kapitel.

Sonntagsfeier. Gedenktage.

Im ganzen ersten Jahrhundert wurde getauft zu allen Zeiten. Mit dem zweiten Jahrhundert fing man an, die hohen Festtage, Ostern und Pfingsten, als besondere Taufzeiten anzunehmen. Im Morgenland war auch das Erscheinungsfest eine solche Taufzeit. Erst mit der Kindertaufe, die in der Mitte des dritten Jahrhunderts verbreiteter, im fünften Jahrhunderte fast allgemein wurde, änderte es sich in Betreff dieser Beschränkungen der Taufzeit; auch kamen neue Festtage zu den ursprünglichen Festtagen hinzu.

Eben weil ursprünglich das ganze Leben der Christen ein Gottesdienst seyn sollte, verwarf der Apostel Paulus die Aufstellung eines einzelnen Tages als eines vor andern heiligen, und die Erhebung eines so bevorzugten heiligen Tages zum Gesetz für die Christenheit. (Gal. 4, 9. Koloss. 2, 16. Röm. 14, 5. 1 Corinth. 5, 6 ff.)

Es finden sich Spuren im neuen Testament, aus denen man schließen könnte, es dürfte schon zur Zeit der Apostel in der Gemeinde der Sonntag gefeiert worden seyn; denn es heißt (Apostelgesch. 20, 7.), die Gemeinde habe sich am Tage nach dem Sabbat versammelt. Näher aber betrachtet, folgt daraus weder, daß dieser Tag ausschließlich der Tag religiöser Zusammenkünfte war, noch, daß der Sonntag in der ersten Gemeinde an die Stelle des Sabbats getreten sey. Es fehlt jede Nachricht eines Beschlusses, welcher den Sabbat auf den Sonntag verlegt hätte. Im Gegentheil wird sogar ausdrücklich überall Zweierlei gemeldet, erstens, daß die aus den Juden in die christ-

liche Gemeinde getretenen Glieder als Christen den Sabbat nach wie vor feierten; und zweitens, daß anfangs die Christen täglich zusammen kamen, täglich Gottesdienst Abends hielten, und täglich das Abendmahl feierten.

So spricht Alles gegen die Annahme einer ausschließlichen Sonntagsfeier in der apostolischen Gemeinde. Es war weder ein inneres noch ein äußeres Bedürfniß, damals noch, dazu da.

Die Sonntagsfeier mußte aber von selbst zum Bedürfniß werden im Fortschritt der christlichen Gemeinden, da sich die täglichen religiösen Zusammenkünfte Aller von selbst aufhoben, und da es in der Menschennatur liegt, daß sie ihre Feierzeit, ihren Sonntag und ihre Feste, habe. Als apostolische Einrichtung läßt sich die Sonntagsfeier nicht nachweisen; eben so wenig läßt sie sich auf ein besonderes Gebot Jesu zurückführen. Den Sabbat feierte man nicht mehr in christlichen Gemeinden, als die judenchristliche Anschauung mit ihrer Gesetzesknechtschaft aufging in der christlichen Geistesfreiheit, im Siege des Christenthums als Weltreligion; und die Sonntagsfeier entwickelte sich ganz frei aus dem christlichen Geist und Bedürfniß heraus, und bestand schon längere Zeit, als die Judenchristen immer noch den Sabbat feierten, neben dem auch von ihnen wie von allen Christen gefeierten Sonntag.

Das Aufkommen der Sonntage und der christlichen Feste war ein ganz natürlicher Ausfluß der gestaltenden und organisirenden Macht, welche in dem Christenthum selbst, welche im Evangelium lag. Es war das, wie so vieles Andere, nicht etwas, das sich willkürlich ansetzte, sondern etwas, das sich mit Nothwendigkeit aus den Keimen des Christenthums und der Menschennatur entfaltete.

In der Offenbarung des Johannes findet sich zuerst der Ausdruck „der Tag des Herrn". Der heilige Seher sagt, am „Tage des Herrn" habe er seine Gesichte geschaut. Das beweist aber nur, daß um diese Zeit der Tag der Auferstehung Jesu mit dem Namen „Tag des Herrn" gewöhnlich bezeichnet wurde; keineswegs aber, daß dieser Tag schon damals ausschließlich als

gottesdienstlicher Tag im Sinne des heutigen christlichen Sonntags gefeiert wurde. Erst im zweiten Jahrhundert zeigt sich die Sonntagsfeier als eine allgemein verbreitete.

War jedenfalls der Tag der Auferstehung Jesu und der Tag der Ausgießung des heiligen Geistes, also der Tag nach dem Sabbat, ein auch den ersten Christen ganz besonders denkwürdiger Tag; hoffte überdieß der Glaube des ersten Jahrhunderts schon, wie man aus dem Briefe des Barnabas ersieht, Christus werde demnächst in seiner Herrlichkeit wiederkehren an demselben Tage, an welchem er auferstanden war: so ergab sich später von selbst dieser Tag als derjenige, an welchem man wöchentlich einmal zum Gottesdienst zusammen kam, und so entstand die Feier des Sonntags.

Daß dieser christliche Sonntag nicht der verlegte Sabbat war, dafür spricht klar die Art seiner Feier. Der Sonntag wurde nicht düster, nicht in der Art, wie der Feiertag jüdischer Gesetzesknechtschaft, der Sabbat, gehalten wurde, von den Christen gefeiert, sondern in heller schöner geistiger Freiheit, als ein Freudentag. Es wurde daran nicht gefastet, nicht kniend gebetet, sondern stehend; kniend gebetet wurde ja nur an den Trauer- und Buß-Tagen. Ganz frei und freudig bewegten sich die Christen an ihrem Sonntag.

Besondere „Gedenktage“ waren den ältesten Christen noch zwei andere Wochentage, nämlich der Mittwoch und besonders der Freitag.

Diese Tage wurden von ihnen als halbe Fasttage — man fastete bis Nachmittags drei Uhr — gehalten, im Andenken an das Leiden Jesu und an dessen Vorausgänge.

Wechsel von Freud und Leid bot ihnen das Leben Jesu; und so waren die Sonntage die Freudentage mit Gottesdienst in festlicher Frühe, um die Morgendämmerung; und Mittwoch und Freitag waren ihnen, was uns unsere Bet- und Bußtage.

Am Sonntage wurden, wenigstens bald nach dem ersten Jahrhundert, alle weltlichen Geschäfte möglichst vermieden, wenn auch nicht in jüdischer Sabbatart, sondern mit christlicher Freiheit; und am Ende des zweiten Jahrhunderts erklärte Tertullian die

gewöhnliche Wochenarbeit am Sonntage für ein „sündliches Gottversuchen".

Auch Abends waren am Sonntage religiöse Versammlungen und die Liebesmahle. Am Mittwoch und Freitag aber wurde gearbeitet. Diese beiden Tage hießen „Dies Stationum" d. h. „Wachtage", weil sich die ältesten Christen das christliche Leben als einen „Kampf der Streiter Christi" gegen Fleisch, Welt und Teufel gerne vorstellten. An diesen Tagen war gottesdienstliche Zusammenkunft. Der Freitag war gewählt als der Todestag Jesu, der Mittwoch als der Tag, daran die Juden den Beschluß faßten, Jesus zu tödten.

Dreizehntes Kapitel.

Jahresfeste: 1. Osterfeier.

Jahresfeste hatten die ersten Christengemeinden noch nicht, nur, wie wir sahen, Wochentage, die dem Andenken an das Leiden und den Tod wie an die Auferstehung Jesu geweiht waren.

Darin war aber schon das gegeben, woraus sich die ersten christlichen Jahresfeste entfalten mußten.

Schon für die aus den Juden stammenden Christen war ein Ersatz ihrer früheren vielen jüdischen Feste durch christliche Feste ein Bedürfniß, nicht weniger für die, welche aus den Heiden Christen geworden waren.

Bei allen Völkern waren ja von jeher Feste, weil die Menschennatur freudige Feiertage und das Menschengemüth heilige Zeiten erforderte.

Keine christlichen Festzeiten waren im Anfang in der christlichen Gemeinde, damit sie eine abgesonderte wäre, und weder Jüdisches noch Heidnisches die Herrschaft über das Christliche gewänne. Darum feierten sie weder diejenigen Feste, welche das Alterthum mit dem Wechsel der Jahreszeiten verband oder mit

dem Wechsel des Mondes, noch diejenigen Feste, welche alttestamentliche waren, die jüdischen Jahresfeste, wiewohl ein Theil der aus den Juden stammenden Christen eine Zeit lang auch die letzteren noch feierte und sie sich christlich umdeutete.

Galten ihnen doch' diese Feste als eine göttliche Ordnung und sie lasen im alten Testamente (Sirach 33, 7—9.): „Warum muß ein Tag heiliger seyn als der andere, da doch die Sonne zugleich alle Tage im Jahr macht? Die Weisheit des Herrn hat sie so unterschieden, und er hat die Jahreszeiten und die Festtage also geordnet. Er hat etliche Tage auserwählt und geheiliget vor andern Tagen."

Daher kam es, daß bald eigene Festtage zu der Sonntagsfeier hinzutraten. Feierten die Christen zuerst an jedem Sonntag die große Thatsache der Auferstehung Jesu, wodurch es Licht ward in der Menschheit, so ergab sich von selbst bald daraus der Uebergang von der Wochenfeier zu einer besonders festlichen Jahresfeier zum Gedächtniß der Auferstehung.

Darum war auch das Oster- oder Passahfest das erste Fest der christlichen Kirche, das eingeführt wurde.

Das Osterfest wurde schon bald nach dem ersten Jahrhundert gefeiert und zwar im weiteren Sinne als Feier des Todes und als Feier der Auferstehung Jesu. Doch ist, ob man gleich keine bestimmten Nachrichten darüber hat, anzunehmen, daß ununterbrochen von Anfang an, von den Aposteln und in den juden-christlichen Gemeinden, nach altväterlicher Sitte das Passahlamm gegessen wurde, wenn es auch damals noch nicht ein christliches Kirchenfest war.

Das Osterfest wurde jedoch in verschiedenen Gemeinden und Gegenden verschieden gefeiert, was die Zeit, wie was den vorwiegenden Grundgedanken des Festes betrifft. In Klein-Asien und in Asien schloßen sich die Christen mit ihrer Osterfeier an die Zeit der jüdischen Passahfeier an. Da wo die ebionitische Anschauung war, und das alttestamentliche Ceremonialgesetz als noch verbindlich galt, feierten sie die Passahmahlzeit ganz alttestamentlich, und zwar am 14. Nisan. Erst am 15. Nisan, sagten sie, sey Jesus gestorben, am 14. habe

er mit seinen Jüngern noch das Passahmahl gehalten, und darum müssen es auch die Christen so halten, ganz nach den alttestamentlichen Vorschriften. Diesen war also die Passahmahlzeit die Hauptsache.

Diejenigen Christen aus den Juden aber, welche nicht die ebionitische Anschauung, sondern die der „allgemeinen“ christlichen Kirche hatten, hielten sich in Betreff der Zeit ihrer Osterfeier zwar auch streng an die Zeit der jüdischen Passahfeier, aber ihre Ostern waren eine rein christliche Feier, ohne die alttestamentliche Passahmahlzeit, und einzig dem Andenken an den Tod Jesu geweiht. Ihnen war die Feier des Todes Jesu die Hauptsache. Sie nahmen als Todestag Jesu den 14. Nisan an, und das Mahl, das er vor seinem Tode noch gehalten, als ein gewöhnliches, nicht als ein Passahmahl. Darum feierten sie zwei Osterfesttage, am 14. den Todestag, am 16. den Auferstehungstag. Auch die Feier des Todestags begiengen sie nicht sowohl als eine Trauer-, als vielmehr als eine Freudenfeier, weil daran die Erlösung vollbracht worden. Sie fasteten nur bis drei Uhr Nachmittags am 14., bis zum Augenblick, da Jesus sein Haupt neigete und verschied; dann setzten sie sich zum Liebesmahl, nicht zum Passahmahl, und beschloßen diesen Tag mit dem gesegneten Brod und Kelch. Der andere Tag, der 16., war dann ein volles lauteres Freudenfest.

Im Abendlande, wo die Gemeinde zu Rom den Ton angab, aber auch in Aegypten, wurde Ostern so gefeiert: Der erste Festtag war immer an einem Freitag, am ersten Freitag nach dem 14., wenn dieser nicht selbst auf den Freitag fiel; das Auferstehungsfest war ihnen die Hauptsache, also der Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond, ohne alle Rücksicht auf das Fallen des Kalendertags, an welchem Christus auferstand; da bekanntlich nur nach einer Reihe von Jahren immer wieder dieselbe Zahl des Monatstag auf denselben Wochentag fällt. Darum hielten sie sich an das Wesen der Sache und feierten das große Auferstehungsfest mit dem Genuß des heiligen Abendmahls bei Tagesanbruch immer an dem ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond. Die zwei vorangehenden Tage, den Freitag

und Samstag feierten sie als Trauertage durch vorösterliche Fasten. Am Auferstehungsfeste selbst, am Sonntage, hielten sie das Liebesmahl. In Rom wie in Aegypten nahm man jedoch auch an, Jesus sey am 14. Nisan gekreuzigt worden, und habe demnach das eigentliche alttestamentliche Passahmahl nicht mehr mit seinen Jüngern gehalten.

So wurde dieses Osterfest wohl ein halb Jahrhundert lang in verschiedenen Theilen der christlichen Welt, zu verschiedener Zeit und in verschiedener Art gefeiert, ohne daß, weil der christliche Geist, und noch nicht der christliche Brauch, weil das Innere und noch nicht das Aeußerliche, vorherrschte, darüber Irrungen entstanden wären.

Die Gemeinschaft des Geistes und der Kirche hielt man damals noch gar wohl verträglich mit der Mannigfaltigkeit des Brauchs, und erst gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts fieng man an, die Osterfeier zu einer Streitfrage zu machen, und zwar mit solcher Bitterkeit, daß die ebionitische Anschauung und Haltung der Osterfeier als außer-kirchlich, als ketzerisch, erklärt wurde, und selbst Anschauung und Brauch der anderen Gemeinden in Klein-Asien und Asien von der römischen Gemeinde aus für unkirchlich erklärt werden wollte, obgleich diese sonst der allgemeinen Kirche angehörten und sich auf den Märtyrer Polykarp berufen konnten, der ausdrücklich im Jahre 160. bei einem Besuch in Rom erklärt hatte, daß es so, wie es bei ihnen in Asien gehalten werde, von seinem Lehrer gehalten worden sey, nämlich von dem Evangelisten Johannes.

Noch aber war der christliche Geist mächtiger, als daß diese Streitfrage die Eintracht zu zerreißen vermocht hätte; und so dauerte der zweifache Brauch der Osterfeier noch fort bis zum Jahre 325. Da vereinigte man sich über eine gleichförmige Osterfeier in der gesammten christlichen Kirche, und der abendländische Brauch wurde zum allgemeinen Brauch erhoben.

Vierzehntes Kapitel.

Jahresfeste: 2. Fastenwochen.

Schon am Ende des zweiten Jahrhunderts ließ man der Osterfeier eine längere „Fastenzeit“ vorangehen, welche in den verschiedenen Gegenden sehr verschiedene Dauer hatte.

Es lag dieser Fastenzeit der Gedanke zu Grunde, die Erinnerung an das Leiden Jesu dadurch für die christliche Welt fruchtbar zu machen, daß man in sich gehe, und mit Christus der Welt absterbe, um mit ihm zu neuem Leben aufzuerstehen. Man wollte die Thatsache der Welterlösung auch durch ein äußerliches Sichhalten lebendiger in das Innere aufnehmen, das Auge sich schärfen, für den sittlichen Zustand der eigenen Seele, und für das, was bisher das christliche Leben gefördert oder gestört habe. Man wollte das Gemüth durch das reinigende Feuer der Buße hindurchgehen lassen, um in wachsender Selbsterkenntniß, in Enthaltung von allem Störenden, in Erhebung des inneren Menschen über die Freuden und Güter der Welt, in Stille, Ernst und Hingabe an ewige Gedanken, sich würdig vorzubereiten auf das große Freudenfest der Auferstehung, und so selbst aufzuerstehen zu einem neuen schöneren christlichen Leben.

So wurden die Fastentage vor Ostern bald zu Fastenwochen, die Fastenwochen zu Fastenmonaten, bis die vorösterliche Fastenzeit sich nach und nach feststellte auf vierzig Tage, welche bleibend in den Festkreis des christlichen Kirchenjahres sich einreihte. Kirchengesetz aber für Alle wurde die vierzigtägige Fastenzeit erst im sechsten Jahrhundert.

Schluß und Höhepunkt dieser Fastenzeit war die sogenannte große Woche, unsere „Charwoche“ oder „stille Woche“. Deren Feier ordnete sich aber erst im vierten Jahrhundert.

Schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts aber findet sich, wenn auch nicht allgemein, doch verbreitet, die sogenannte Ostervigilie. Mehr als wahrscheinlich ist aus inneren Gründen, daß sie noch im apostolischen Zeitalter entstand.

Wie noch heute in der römischen Kirche, hielten da die Gemeinden am späten Abend oder auch um Mitternacht ihre religiöse Versammlung. Die ganze Gemeinde war da versammelt in feierlicher Stimmung, Männer und Frauen, und blieb bis zum Hahnenschrei unter Gesang, Gebet und Lesen der heiligen Schrift über das, was der Auferstehung unmittelbar vorangieng und darauf sich bezog.

Nicht nur die Erinnerung an die Auferstehung Jesu führte sie zu diesem Nachtgottesdienst zusammen, sondern in derjenigen Zeit, da dieser Nachtgottesdienst seinen Ursprung nahm, die feurige Erwartung des allgemein verbreiteten Glaubens, daß „der Herr in der Osternacht seine Wiederkunft in Herrlichkeit halten werde".

Weder ein Nachbild der jüdischen Feier des Sabbatanfangs, noch eine Verlängerung der Abendmahlsfeier waren diese Ostervigilien; auch giengen sie nicht aus den geheimen nächtlichen Gottesdiensten, zu welchen die Zeiten der Verfolgungen nöthigten, hervor, sondern offenbar allein aus jenem Glauben an diese Wiederkunft des Messias in der Osternacht. Und kam er auch in keiner jener Nächte sichtbar in Herrlichkeit wieder, so war doch das Wort „Christ ist erstanden!" gewiß Wahrheit geworden innerlich in Vielen, in den ersten Jahrhunderten des feurigen Glaubens.

Fünfzehntes Kapitel.

3. Pfingsten. Himmelfahrt. Erscheinungsfest. Weihnacht.

Ebenfalls schon im zweiten Jahrhunderte war die Feier des Pfingstfestes allgemein verbreitet.

Die fünfzig vorangehenden Tage nach Ostern waren der Feier des „verherrlichten" Christus geweiht.

Alle diese Tage waren nur Eine große Freudenzeit, ein heller Gegensatz gegen die dunkle Zeit der vorangegangenen vierzigtägigen Fasten.

Es war, als wäre das ganze Leben der Christen in diesen Tagen ein immerwährendes Lob- und Danklied geworden. Es waren die fünfzig Tage wie lauter Sonntage. Und weil sie Freudentage waren, wurde an ihnen nicht gefastet, und nicht knieend, sondern stehend gebetet; täglich war Liebesmahl, täglich der Genuß des „gesegneten Brods und Weins".

Die fröhliche Festlichkeit dieser Tage ist eine urchristliche, aus den ersten Jahrhunderten her; und diese Heiterkeit, diese fröhliche Feststimmung ältester christlicher Zeit ist es, was sich ins christliche Mittelalter hinein fortpflanzte, und uns da erst recht lebendig und farbig in mannigfaltigen Erscheinungen des kirchlichen und nationalen Lebens geschichtlich wiederkehrt. Eine Fortsetzung jener urchristlichen Feiertäglichkeit nur ist es, wenn wir im Mittelalter finden, wie in diesen fünfzig Tagen nach Ostern neben feierlich prächtigen Gottesdiensten, Zusammenkünfte der Fürsten und der Völker, März- und Maifelder, Reichstage, Königswahlen, Huben- und Hain-Gerichte statthatten, Nationalfeste, Bürger- und Bauernfeste, Turniere und Freischießen. Nur Nachklang der alten Pfingstfeier war es, wenn man neben jenen heitern Festlichkeiten jeden Tag, ehe man etwas vornahm, den heiligen Geist anrief, und am Schlusse der Festlichkeiten Gott lobte und ihm dankte.

Diese heitere fröhliche Zeit des Mittelalters war nicht, wie so Viele meinen, eine Ausartung der Festzeit zwischen Ostern und Pfingsten, sondern ganz nur eine farbigere Fortsetzung derselben Stimmung, in welcher schon im zweiten und dritten Jahrhundert diese fünfzig Tage gefeiert wurden. So wenig war das älteste Christenthum, wozu es so oft heut zu Tage gemacht werden will, eine der Freude abholde Religion, eine immerwährende Trauer und Buße.

Diese letztere Anschauungsweise war schon in der frühesten Zeit nur eine sektirerische, und ist eben so sehr wider das ursprüngliche Christenthum als wider die menschliche Natur, welcher gemäß schon der Prediger sagt (3, 1. 4.): „Alles hat seine Zeit: Weinen und Lachen, Trauern und Tanzen".

Je mehr im ersten und zweiten Jahrhundert die Christen

innerlich fest in ihrem Glauben und im christlichen Leben standen, um so mehr konnten und durften sie sich unschuldigen Freuden hingeben, und es war bei ihnen ein naturgemäßer Wechsel zwischen Lebensfreudigkeit und Ernst, zwischen Lebensgenuß und Buße, zwischen gemüthlichen Feiertagen und Versenkung in das Ewige; es war in ihnen eine Harmonie zwischen Beidem.

Freilich je höher sie im Glauben standen, je mehr ihr Gemüth durch den Geist Christi geheiligt war, desto geistiger und reiner war auch ihre Art, sich zu freuen, in wahrer christlicher Freiheit. Denn „wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“; aber auch Freiheit von allem Unheiligen und Unreinen.

Später erst, sehr spät, ist der fünfzigste Tag nach Ostern allein als Festtag gefeiert worden.

Pentekoste heißt aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt „der fünfzigste Tag“, und das Wort „Pfingsten“ ist entstanden und zusammen gezogen aus „Pentekoste“.

Dieser Schlußtag der fünfzigtägigen Fastzeit, in der man des „verherrlichten“ Christus sich freute, war dann insbesondere dem Gedächtniß der „Ausgießung des heiligen Geistes“ und des durch ihn gestifteten christlichen Lebens, der durch ihn gestifteten Neuschöpfung der Menschheit geweiht.

Vor dem fünfzigsten Tag aber wurde in frühester Zeit schon der vierzigste Tag mit besonderer Feier begangen zum Gedächtniß der „Himmelfahrt“ Christi.

Wie sie da gedachten, daß das zeitliche Leben Jesu in die ewige himmlische Glorie auslief, so freueten sie sich der Gewißheit, daß, wer ihm hienieden nachgehe, Theil haben werde an seiner Herrlichkeit; sie freueten sich um so inniger, als sie auf seine demnächste irdische Wiedererscheinung in seiner Herrlichkeit hofften.

Im Morgenlande, wenigstens in Palästina und Syrien, wurde schon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts das Epiphanienfest, und zwar am sechsten Januar, gefeiert zum Andenken daran, daß Jesus bei seiner Taufe im Jordan als Messias offenbar wurde, daß er als der Sohn Gottes erschien. Daher der Name Erscheinungsfest; denn das heißt das griechische Epiphania.

Das ist dasjenige Fest, das auch Basilides und andere Gnostiker feierten. Erst spät im vierten Jahrhundert aber gieng dieses Fest vom Morgenland aus auch ins Abendland über; es wurde aber dann diesem Fest eine andere Bedeutung unterlegt.

Schon Chrysostomus kennt das Epiphanienfest als ein altes Hauptfest der asiatischen Kirche, nicht bloß als ein Fest einiger, außer der allgemeinen Kirche stehender Sekten, wie man schon gemeint hat. In Asien galt dieses Fest ebenso als ein „Tauffest" überhaupt, wie es zum Andenken an die „Taufe Jesu" war. In Aegypten wurde es zugleich als Geburtsfest Christi gefeiert, ohne Zweifel in gnostischer Weise, als Fest der Erscheinung des himmlischen Christus in dem Menschen Jesus, also als das Fest der geistigen Geburt des in Jesus zur Erscheinung gekommenen Messias.

Das sind die einzigen Feste, welche die ersten christlichen Jahrhunderte kannten. Diese Feste knüpften an, an die großen Thatsachen der heiligen Geschichte. Sie dienten ebensosehr dazu, Jesus Christus und sein Werk zu verherrlichen, als dazu, die Gläubigen zu erbauen, und sie in die höchsten Thatsachen und Ideen des Christenthums lebendiger einzuführen. Sie hatten sich von selbst gemacht, sie waren geworden aus dem Geiste, der dem Christenthum einwohnte; und es ist ein thörichter Streit, ob diese Feste und andere Feste, ob andere kirchlichen Bräuche und Anstalten, von Gott gestiftet seyen oder bloß von Menschen gemacht. Diese Feste sind aus dem, im Christenthum lebendigen, göttlichen Geist entstanden, wie Alles, was sich organisch in der Kirche entwickelt hat. Und es ist bei Allem in der Kirche bloß darauf zu achten, ob es aus diesem Geiste von Innen heraus geworden, oder von Außen herein gemacht ist; ob es organisch ist, oder bloß sich angesetzt hat.

Die ersten christlichen Jahrhunderte hielten sich ganz an den geistigen Christus, an den Erlöser und den Herrn der Herrlichkeit. Darum finden sich zuerst nur das Oster- und das Pfingstfest, die Feier des Todes und der Auferstehung und die Feier der Geistesausgießung; und darum findet in den ersten

drei Jahrhunderten sich keine Spur des schönen Festes, das seit lange das fröhlichste aller Kirchenfeste in allen christlichen Gemeinden ist: das Weihnachtsfest, die Feier der Geburt Jesu, kam erst spät auf.

Das Geistige galt damals auch in Betreff der Geburt noch als allein feiernswerth. Die Christen feierten auch noch nicht ihre eigenen und der Ihren Geburtstage, wohl aber die Tage ihrer geistigen Geburt, ihrer Wiedergeburt, die Tauftage. Im zweiten Jahrhundert findet sich eine Spur, daß Einige, also höchstens ein paar Gemeinden, auch ein Fest der Geburt Jesu feierten; erst nach der Mitte des vierten Jahrhunderts wurde in der römischen und in andern abendländischen Gemeinden das Weihnachtsfest gefeiert, und zwar am fünf und zwanzigsten Dezember.

Sechszehntes Kapitel.

Bedeutung der Sonntags- und Festfeier für das gesellschaftliche Leben.

Die Feier dieser Feste und der Sonntage war aber nicht bloß zur Verherrlichung der christlichen Geschichtsthatsachen und zur Erbauung; sie hatte, besonders unter den Zuständen und Verhältnissen der damaligen gesellschaftlichen Welt, noch eine andere tiefgehende Bedeutung, und sie hat diese, wenn auch nicht mehr in dem gleichen Grade, noch heute.

An den Fest- und Sonntagen trat nämlich der urchristliche Gedanke der brüderlichen Gleichheit aller Menschen in seine volle Wahrheit und Wirklichkeit ein. In jenen Tagen der römischen Weltherrschaft, wo der Unterschied zwischen Reich und Arm, zwischen Hoch und Nieder, zwischen Freien und Sclaven so grell, und das Mißverhältniß so ungeheuer war, wurde der „Tag des Herrn" wenigstens in den Christengemeinden der damaligen Welt, der Alle gleichmachende Tag.

Im Hause der gottesdienstlichen Versammlungen durfte der

Arme sich gleich fühlen dem Reichen, der niedrig Geborne galt nicht weniger als der hoch Geborne, der Sclave nicht weniger als der Freie und der Herr. Ja, der, welcher die ganze Woche nur gedient hatte, welcher hintangesetzt war, welcher oft Schmähung und Verschmähung oder gar Verachtung die Woche über zu erfahren und zu dulden hatte, trat in diesen ersten christlichen Zeiten über Reiche, Vornehme, Freie und Herren, sogar in einen Vorzug ein, wenn er ein in Christus besonders geheiligtes Gemüth und vor Andern die Gabe des Geistes hatte. Das Wort war ihm frei; er durfte sprechen, wenn Andere schwiegen; er durfte das innere Vorrecht, das er unmittelbar von Gott hatte, geltend machen vor jedem äußeren Vorrecht der Welt.

Aber auch die nicht so begabten Dienenden, sonst in der Gesellschaft Hintangesetzten oder Gedrückten, fühlten sich an diesen Tagen des Herrn thatsächlich gehoben; denn das damalige Christenthum anerkannte bei jeder religiösen Zusammenkunft im Geringsten ein Glied am Leibe Christi und die Würde des zum Bilde Gottes geschaffenen Menschen.

An den Tagen des Herrn ruhte in allen christlichen Häusern die Wochenarbeit und Mühe, und Herz und Geist kamen zu ihrem Recht. Es war ein erhöhtes Gefühl des Daseyns, und die Menschen traten sich menschlich näher. Sie hatten sich aufgerichtet von der Erde, und waren dem Höheren zugewandt; aber nicht finster und in sich gekehrt, sondern liebreich, innig, freundlich.

Nur die tiefe Herzinnigkeit der christlichen Gemeinschaften, der brüderliche Geist und die Liebeskraft in denselben, waren es, was den Gemeinden der ersten Jahrhunderte die über alle Ungunst der Zeit mächtige Anziehungskraft, die Ausdauer und die Siegeskraft gab, mit der sie für ihren Glauben die Weltherrschaft errangen.

Hervorheben aber kann man es nicht genug, daß das Aeussere und das Innere der ältesten christlichen Gemeinden ein lichtes, helles und aufgeheitertes war, und daß ihre Sonntage ihnen lichte, heitere und freudenvolle Tage waren. Jede andere Annahme ist geschichtlich unwahr; nur Sekten, nicht die

„allgemeine“ christliche Kirche, waren düster, und begingen den Sonntag düster.

Es war Alles so innerlich, so ganz in schöner Freiheit und Einfalt während des ersten Jahrhunderts und noch darüber hinaus, nirgends eine Gebundenheit, nirgends priesterschaftlicher Zwang und Bann. Zu allem Dem, was bisher geschildert worden ist, wäre das weder nöthig noch passend gewesen.

Siebenzehntes Kapitel.

Märtyrerverehrung.

Eine Priesterschaft paßte am wenigsten vollends zu der Einfalt und Schmucklosigkeit der gottesdienstlichen Versammlungsorte der Christen im ersten Jahrhundert.

Da war im ersten Jahrhundert ja kein Tempel und kein Altar; man versammelte sich und hielt Gottesdienst in Privathäusern, und zwar in dem großen Speisesaal, den altherkömmlich jedes Haus eines wohlhabenden Griechen oder Römers hatte. Da war nichts Auszeichnendes, als ein erhöhter Platz in dem Speisesaal für den Redner, ein Trippel, und ein Tisch zur Austheilung des gesegneten Brods und des gesegneten Kelchs; und ein Lesepult zur Vorlesung aus der heiligen Schrift. Weiteres heiliges Geräth war nicht da. Zwei Jahrhunderte lang galt es als eines der Unterscheidungszeichen der Christen von Heiden und Juden, daß die Ersteren keine Altäre haben. Ganz am Ende des zweiten Jahrhunderts aber kam es auf, den einfachen Abendmahlstisch auch Altar zu nennen.

Das war gewiß immer noch kein Boden und keine Umgebung für eine orientalische Priesterschaft.

Eben so wenig waren es die Orte, auf denen von Christen auch noch Gottesdienst gehalten wurde: das waren die Begräbnißstätten der Ihren und die Gräber der Märtyrer. Eigene Begräbnißstätten hatten die Christen, Friedhöfe, ehe sie eigene

Gotteshäuser hatten. „Schlafstätten, Ruhestätten" (griechisch Koimeteria) wurden die Grabstätten von den Christen genannt.

Je mehr die Verfolgung des christlichen Glaubens sich steigerte, desto höher ehrten die Gemeinden diejenigen, welche für den Glauben gelitten und das Leben gelassen hatten, und die Feier ihrer Todestage wurde bald allgemein in demjenigen Bezirk, welchem dieser und jener Märtyrer angehörte. Märtyrerfeier durch die ganze Christenheit kam erst im Mittelalter auf; erst da wurden Männer und Frauen, deren Gedächtniß sich auf ihren früheren Wirkungskreis beschränkt hatte, erhoben zum Gegenstande der Verehrung aller Christen.

Der Märtyrertod hieß aber schon in frühester Zeit eine „Bluttaufe", und der Glaube schrieb dieser Bluttaufe eine sündentilgende Kraft zu. Erlitt ein Christ, ehe er die Wassertaufe empfangen hatte, so lang er im Unterricht stand, den Märtyrertod, so galt diese „Bluttaufe" als reichlicher Ersatz für den Mangel der „Wassertaufe".

Schon zur Zeit des Clemens von Alexandrien erschien das Märtyrerthum als eine „glorreiche Reinigung von Sünden". Und Tertullian, zu Ende des zweiten Jahrhunderts, schrieb: „Keiner, der außer dem Leibe wallt, weilt sogleich bei dem Herrn, es sey denn, daß er das Vorrecht des Märtyrerthums hätte, und sogleich in's Paradies, und nicht zuvor in die Unterwelt, einginge." Dionysius von Alexandria, der im Jahr 233 Gemeindevorsteher daselbst war, bezog auf die Märtyrer die Verheißung des Apostels Paulus (1 Cor. 6, 2. 3.): „Die Heiligen werden die Welt richten;" und von da an wurden die Märtyrer angesehen als „die Beisitzer Christi und Theilhaber seines Königthums, als die mit ihm zu Gericht sitzen und mit ihm das Urtheil sprechen."

Cyprian, der Schüler Tertullians, lehrte, „der Geist der Liebe und Gemeinschaft, der die Lebenden zur gegenseitigen Fürbitte verpflichte, zeige seine Kraft auch in der Fürbitte der Hingegangenen für die Lebenden, wie in der Fürbitte der Lebenden für die Hingegangenen". Origenes legte der „Fürbitte" aller hingegangenen „Heiligen" und insbesondere der „Märty-

rer" große Kraft bei; nach ihm baten diese erhöhten Glieder Christi für die noch hienieden in Kampf und Noth Begriffenen und überhaupt für die streitende Kirche auf Erden.

Ja Origenes geht schon so weit, das Leiden und den Tod der Märtyrer neben das Leiden und den Tod Jesu zu stellen, und ihrem Leiden und Tod eine, die Sünden der Welt wegnehmende, oder vielmehr auslöschende Kraft beizulegen; denn er sagt: „Daß unser Herr Jesus Christus gekommen ist, die Sünde der Welt wegzunehmen, und durch seinen Tod die Sünden auszulöschen, das weiß Jeder, der an Christus glaubt. Wie aber auch seine Söhne, nämlich die Apostel und Märtyrer, die Sünden der Heiligen wegnahmen, das wollen wir versuchen, aus den heiligen Schriften selbst darzuthun." Er beruft sich dafür auf die Stellen 2 Cor. 12, 15. 2 Tim. 4, 6. Offenb. 6, 9.

Daß Origenes aber dabei nicht die Vorstellung eines übernatürlichen Sündentilgens, sondern den sittlich-wahren und geschichtlichen Gedanken, daß jedes standhafte Leiden für die Ueberzeugung auf die Glaubensgenossen sittlich hebend wirke, in sich hatte, dafür zeugt ein anderer Ausspruch von ihm, worin er das Aufhören der Verfolgungen als etwas ansieht, das von Nachtheil für die sittlich-religiöse Hebung der Gemeinden werden könnte. „Ich fürchte," sagt er, „wir möchten, seitdem man nicht mehr zum Märtyrer wird und keine Opfer der Heiligen mehr für unsere Sünden dargebracht werden, der Vergebung unserer Sünden uns nicht mehr werth machen. Der Teufel weiß, daß durch das Märtyrerthum Sündennachlaß erfolgt, und darum will er uns keine öffentliche Verfolgungen durch die Heiden mehr erregen."

Es war Origenes nicht entgangen, was aus der Erfahrung aller Zeiten hervorstrahlt, nämlich, daß unter den größten Leiden die herrlichsten Tugenden keimen, wie unter den heftigsten Naturbewegungen die vortrefflichsten Früchte gedeihen. Origenes hatte es mit erlebt, wie unter den Verfolgungen die Kirche nur herrlicher heranwuchs, indem die Christen nur desto stärker im Glauben und in der Treue waren, desto unschuldiger lebten, desto reinere Tugend übten. Er hatte aber auch wahrgenommen, wie die Ruhe und Sicherheit die Kirche sittlich und religiös abge-

schwächt und Ausartungen gefördert hatte, und er hatte es theils durch Kenntniß der ältesten Geschichte der Kirche, theils durch Anschauungen aus seiner Zeit gelernt, daß die Heuchelei wegbleibt, wo die Gefahr da ist oder droht.

Die Heuchelei, die in den Tagen der Sicherheit die Kirche von jeher geschändet hat, konnte in den Tagen der Verfolgungen ihre Rechnung nicht finden, und die Kirche blieb von ihr frei, und eben damit von allen Lastern und Schäden, die mit der kirchlichen Heuchelei zusammenhängen. Christ seyn und ein schlechter Mensch seyn, konnte in den Zeiten der Verfolgungen weder zusammen seyn, noch zusammen gesehen werden.

Schon die Arglistigkeit, mit welcher die Feinde der Christen ihre Gesinnung und ihre Thaten beobachteten und auf die Entdeckung von Blößen lauerten, machte den Christen eine sorgfältige Aufsicht auf sich selbst und auf jedes Mitglied in der Gemeinde zur Nothwendigkeit; und bei dieser Sittenstrenge hatte der Christ außerhalb seiner Gemeinde im ersten Jahrhundert vielfach nichts zu erwarten als Schroffheit und Mißachtung, Verfolgung, Marter, Tod, und innerhalb der Gemeinde nichts von dem', was einer Priesterschaft das Leben reizend macht, kein Wohlleben, keinen Glanz, keine Befriedigung des Ehrgeizes und der Herrschsucht.

Nur die Aufopferung für die Wahrheit, für die Ueberzeugung, brachte Ehre, wirkte aber auch, lang und weithin, sittlich nach.

An das dachte Origenes, wenn er, wie oben, vom Märtyrerthum sprach. So hoch man auch die Märtyrer hielt, und ob es gleich selbst vorkam, daß Märtyrern auf ihrem Todesgang zugerufen wurde: „Betet vor dem Throne Gottes für die Gemeinde!" — so war doch das noch weit weg davon, was erst im Mittelalter geschah, die hingegangenen Heiligen und Märtyrer um ihre Fürbitte bei Gott anzurufen.

Einzelne, aus dem Heidenthum eben erst Uebergetretene, ließen sich wohl durch ihre, ihnen noch zu geläufige Götter- und Halbgötteranrufungen, an die sie von Kindheit an gewohnt gewesen waren, augenblicklich verleiten, um ihre „Fürbitte die

hingegangenen Heiligen und Märtyrer" anzurufen; aber die Kirche that das für jetzt noch nicht. Denen hatte Tertullian zugerufen: „Gesetzt auch, es sey Einer der Märtyrerkrone sicher und in deren Besitz — wer erlaubt uns, einem sterblichen Menschen einen Vorzug zuzuweisen, der allein Gott gehört? Es möchte genug seyn für einen Märtyrer, durch seine Bluttaufe von seinen eigenen Sünden sich gereinigt zu haben; wie könnte er für Andere eintreten?" —

Und doch fiel sein Schüler Cyprian, dem noch manches Heidnische nach seiner eben vollzogenen Bekehrung anhing, gleich darauf selbst in die Vorstellung, „sehr viel vermöge beim Richter der Welt das Verdienst der Märtyrer und die Werke der Gerechten", und „die Christen haben an den Märtyrern einen hülfreichen Beistand bei dem Herrn in ihren Sünden zu gewarten".

So leicht und schnell schlug alle Augenblicke die richtige Ansicht von der sittlichen Wirkung des Todes treuer Glaubenszeugen auf Gesinnung und Leben der Gemeinden — wieder um in Aberglauben.

In den ersten zwei Jahrhunderten noch hatte das, was das liebende und begeisterte Andenken an die, welche treu im Glauben ihr Leben gelassen hatten, nichts an sich, was gegen den Geist der Christusreligion war.

Wenn an den Jahrestagen ihres Todes die Gemeinde an ihren Gräbern sich versammelte, und in ihrer Seele durch das belebte Gedächtniß an deren Leiden und Glaubenssieg die dauernde Gemeinschaft mit den zur Verklärung Eingegangenen erneut und gefeiert wurde; wenn die Gemeinde da betete, das Abendmahl feierte und ihre Liebesgaben brachte, die an die bedürftigen Brüder und Schwestern vertheilt wurden, so war das für alle Theilnehmer von schöner innerer Wirkung.

Gewiß wurde es vielfach erfüllt, was die Gemeinde zu Smyrna unter Marc Aurel als Zweck dieser „Zusammenkünfte an den Gräbern der Märtyrer" angab, nämlich, daß sie dienen sollen „zum Gedächtniß derer, die Vorstreiter für sie im Glauben gewesen seyen, und ausgekämpft haben, sowie dazu, daß die An-

deren sich für das Gleiche geistig einüben und willig werden, ihnen nachzueifern".

Dieselbe Gemeinde weist es zurück, als handle es sich um einen Kultus der Märtyrer. „Christus, den Sohn Gottes," sagt sie, „verehren wir gläubig; den Märtyrern aber erweisen wir in würdiger Art unsere Liebe, als Schülern des Herrn und seinen Nachfolgern, damit daraus entstehen möchte, daß auch wir Schüler des Herrn in gleichem Geiste werden, und, wie sie, theilnehmen an der Glaubenstreue und am Glaubens-Sieg und Lohn."

Die Tiefe der Liebe, mit welcher der Christ, von Gott geliebt, Gott wieder lieben, und ihn und seine Sache mehr als das Leben lieben soll, an den Gräbern der Märtyrer zu entzünden und zu nähren, war die Absicht dieser Feier, oder, wenn auch diese Absicht Anfangs nicht eine klar bewußte war, doch wenigstens ein sich von selbst ergebender Erfolg.

Da ist die Kraft des Christenthums die siegreichste, wo wenigstens die Mehrheit weiß, daß das wahre ewige Leben im irdischen Tode gefunden wird, und wo sie die Stärke und den bereiten Willen hat, für dieses Wissen einzustehen. Dieses Wissen und dieser Willen verschwindet oft auf längere Zeit im Verlauf der christlichen Geschichte; wo aber dieses Wissen und dieser Willen, und wär' es nur in Einzelnen, oder sogar nur in Einem, von Zeit zu Zeit neu auftaucht, da fängt stets das Christenthum an, in alter Himmelskraft aufzuleuchten, zu entzünden, zu erwärmen.

Achtzehntes Kapitel.

Gedächtnißfeier für die Verstorbenen. Bestattung.

Nicht nur der Märtyrer Todestage, sondern die Todestage der Entschlafenen überhaupt, feierte das urchristliche religiöse Gefühl schon im ersten und zweiten Jahrhundert. Die Liebe der Ueberlebenden feierte den Todestag der vorangegangenen Geliebten, weil das christliche Gemüth das Bedürfniß hatte,

seinen Glauben zu bethätigen, daß die Geliebten leben, und die Liebe und die Gemeinschaft daure, auch wenn die Geliebten nicht mehr irdisch seyen.

Die Schönheit des Gefühls, das die ältesten Christen ihren Verstorbenen gegenüber zeigten, und die Treue, welche sie ihnen bewahrten, wird von den heidnischen Schriftstellern ehrend anerkannt. Die Kinder gingen zum Grabe der Eltern an ihrem jährlichen Todestage, die Eltern zum Grabe der Kinder, die Wittwe zum Grabe des Gatten, der Wittwer zu dem der entschlafenen Frau, um die geistige Gemeinschaft zwischen den Vorangegangenen und den Zurückgebliebenen durch eine äußere und innere Feier zu pflegen; und die Liebesgaben, die den Verstorbenen nicht mehr gegeben werden konnten, brachte das liebevolle Andenken an ihrem Todestage den Armen dar.

Dankbare Erinnerung dafür, was einem die Hingegangenen gewesen, liebevolle Sehnsucht nach der Wiedervereinigung, *Gebet* für die Entschlafenen und Gefühle und Gedanken der Unsterblichkeit, dabei Gaben an die, die des Gebens bedurften — das waren die Todtenopfer der ersten zwei Jahrhunderte, Todtenopfer des Herzens und der Hand, fruchtbar für das innere und äußere Leben. So wenig jenes ein Kultus der Märtyrer war, so wenig war dieses ein Kultus der Todten.

Lebendiger schwebten die Seelen der Hingeschiedenen unter dieser Feier vor dem innern und äußern Auge, und im Gesang und Gebet an ihren Gräbern wurden die Lebenden vertrauter mit dem Gedanken des Todes, das liebende Herz, das hüben noch schlug, fühlte hier inniger sich in Gemeinschaft, in heiligem Seelenband mit denjenigen Herzen, welche drüben lebten und liebten, und das Weilen an ihren Gräbern wurde zum Gespräch der Liebe, die der Tod nicht auslöschte, und Alle nahmen viel Segen mit von diesen Stunden, Alte und Junge gingen hinweg mit neuer Milde und Stärkung, mit Kraft für dieses Leben und für das andere Leben.

Wo diese Feier in der Christenheit noch heute so begangen wird, hat sie für sich, wie die urchristliche Sitte, so auch diese Wirkung noch heute. Diese älteste Sitte kam aus dem Bedürf-

niß des Menschenherzens, und so frühe befriedigte dieses Bedürfniß die Religion, welche allen tiefen Empfindungen der Menschenbrust entgegen kommen wollte und entgegen kam. Ist die Sitte später mißbraucht und veräußerlicht worden, so ist sie schön in ihrer Ursprünglichkeit und in ihrer Idee, so, wie sie hier geschichtlich sich uns zeigt.

Die Christen bestatteten die Ihren nicht nach Art des griechischen und römischen Heidenthums durch Verbrennen der Leichen, sondern durch Beisetzung derselben, und zwar auf gemeinsamen Begräbnißplätzen. Das Letztere war den Griechen und Römern fremd. Allen gemeinsame Bestattungsorte hatten weder Griechen noch Römer. Gemeinsame Todtenstätten hatten nur die alten Aegypter.

Zartsinnig, und von höheren Gedanken getragen, war von Anfang an die Todtenbestattung der Christen.

Sie bestatteten, wie die Juden thaten, unter Gebet und Gesang; sie beerdigten. Der Leib „sollte Gott, dem Herrn und Hüter der Elemente, aufbewahrt werden“; so drückte es der *Glauben* des zweiten Jahrhunderts aus. Verwandte, Freunde, und die Vorsteher der Gemeinde begleiteten die Leiche zum Ruheort. Sie war in ein Leichentuch gehüllt, und mit Specereien bedeckt, oft mit kostbaren Specereien. Dann wurde sie hinabgesenkt und das Grab mit Blumen bestreut. Noch auf dem Friedhof wurde das Liebesmahl gehalten, das Abendmahl genommen, und der Armen durch Gaben gedacht. Die Friedhöfe waren für diese Zwecke eingerichtet.

War schon bei den Heiden aus guten Gründen Gesetz, keinen Todten innerhalb Etters zu bestatten, weder durch Verbrennung noch durch Beisetzung; so hatten die Christen noch andere Gründe, ihre gemeinsamen Begräbnißplätze draußen zu suchen und anzulegen, abgesondert, und möglichst beiseit und verborgen.

Sie wählten dazu bald ein ödes Feld, bald eine, von der Natur gebildete, große Höhle, wie sie im Morgenland, in Griechenland und Italien häufig sich finden, bald einen ausgebrochenen Steinbruch, oder eine ausgebeutete Sandgrube. Später, da das

Christenthum herrschende Religion im römischen Reiche geworden war, wurden, wenigstens in den großen Städten, jene Katakomben eingerichtet, unterirdische Städte der Todten, eine, durch christliche Gedanken verklärte Wiederaufnahme jener altägyptischen „Städte der Todten unter der Erde".

Das sind jene christlichen Todtenstädte, die man noch heute mit Staunen und Schauer besucht zu Rom und Neapel, zu Nola und Syrakus und an anderen Orten, und über deren Einrichtung man das Merkwürdigste nachlesen kann in der Beschreibung des christlichen Dichters Prudentius aus dem fünften Jahrhundert, in den gelehrten Schilderungen Bunsen's über Rom's Katakomben, und Bellermann's über die zu Neapel.

Wie diese christlichen Begräbnißplätze zuerst Namen trugen, die man in unserm jetzigen deutsch am Besten mit dem Worte „Schlafstätten", „Friedhöfe" wieder gibt, so kamen auch bald andere Namen auf, z. B. für die auf freiem Felde angelegten Begräbnißplätze der Name Areä d. h. Tennen, Scheunen; nach der urchristlichen Ansicht, welche die Lebenden und die Todten als Aehren betrachtete, die in Garben gebunden werden zur Zeit der Ernte, und nach welcher die Begräbnißorte darum die Sammelplätze einer Ernte für das ewige Leben waren. Jene, unter der Erde liegende Begräbnißstätten, erhielten insbesondere den Namen „Krypten" d. h. Bergeorte, im Anklang an die altgriechische Sitte, Köstliches, Schätze, an geheimem Ort unter der Erde zu bergen vor jeder Art von Antastung.

Diese „Krypten", deren größte später Katakomben genannt wurden, waren zuerst natürliche Tuffsteinhöhlen; dann, im grauen Alterthum schon zu Bauzwecken ausgebeutet, und nachher dazu gebraucht worden, die Leichen von Verbrechern hineinzuwerfen. Dem heidnischen Aberglauben graute darum davor, und Erzählungen von unheimlichem Spuck, der sich in diesen Höhlen rege, liefen unter den Heiden um. Kein Heide betrat sie freiwillig. Um so sicherer konnten die Christen ihre Verstorbenen darin bergen, und sie künstlich erweitern. War früher schon, von den alten Heiden, der Kalkstein ausgebrochen worden, um ihn zu

Bauten zu benützen, und war so schon von diesen der Natur erweiternd nachgeholfen worden, so durften die Christen damit nur fortfahren. Noch vorhandene Inschriften bezeugen, daß sie schon im zweiten und dritten Jahrhundert als christliche Begräbnißstätten gebraucht wurden. Aber erst im fünften Jahrhunderte kam dafür der Name „Katatymbien" d. h. „unterirdische Gräber", und „Katakomben" d. h. „unterirdische Ruhestätten" allgemein auf.

Neunzehntes Kapitel.

Gottesdienstliche Versammlungsorte.

Die „Katakomben" in Rom wurden schon seit dem vierten Jahrhundert mit besonderer Andacht besucht, da man von da an glaubte, die Gebeine der beiden Apostel Petrus und Paulus ruhen darin. Damals fing man an, feierliche Umgänge in denselben zu halten. Alt und Jung, namentlich auch die Schuljugend, wallten Sonntags, um die Gräber dieser Apostel und der darin ruhenden Märtyrer.

Möglich, daß aus anderen Gräbern die Gebeine dieser Apostel von der frommen Ehrfurcht in die Katakomben übertragen worden waren, als sie vor heidnischer Verfolgungswuth in ihrem ursprünglichen Orte nicht mehr sicher waren.

Auf beiden Seiten des Ganges reihten sich in dieser unterirdischen Tiefe an den Wänden hin die Grabesnischen, die in den senkrechten Wänden ausgehauen waren. Die offene Seite der Nische wurde, wenn die Leiche hineingelegt war, mit einer Steinplatte oder mit Ziegeln und Mörtel luftdicht verschlossen. Hieronymus, der von seinen Besuchen dieser Katakomben, und von den Umgängen darin, die er als Schüler mitmachte, spricht, sagt: Alles ist so finster darin, daß für die Hinabsteigenden fast jenes prophetische Wort erfüllt ist Psalm 55, 16. „Sie müssen lebendig in die Unterwelt fahren".

Das Dunkel wurde nur nothdürftig erleuchtet von den

Lampen und Fackeln, welche die Hinabsteigenden mitbrachten. Größere Räume waren in den Katakomben für die gottesdienstlichen Uebungen ausgehauen. Auch war ein Altar darin und ein Stuhl für den Redner.

Außer den Inschriften mit den Namen der Bestatteten finden sich auf die Wände und auf die flach gewölbten Decken Malereien mit Wasserfarben aufgetragen. Auf einzelne Steinplatten, welche die Nischen decken, sieht man um die Inschriften her auch christliche Symbole eingehauen; hie und da auch neben den Namen noch kurze Worte, welche den Schmerz und die Hoffnung ausdrücken. Einfach in die bloße Grabesnische bargen die Aermeren ihre Entschlafenen. In Sarkophagen aus Marmor setzten die Reicheren die Ihren bei, und an dem Marmor finden sich Basreliefs.

Bei der Oeffnung solcher Gräber entdeckte man auch hier unten in den Todtenstätten, mitten unter Christlichem, heidnische und jüdische An- und Nachklänge: Ringe, wohl die Trauringe, bei den Gebeinen, dieses und jenes Geräthe, wohl weil der Verstorbene daran hieng, oder weil es Bezug hatte auf die frühere Lebens- und Herzensgeschichte; in Kindernischen sogar Spielzeug; häufig, auf kleinen Piedestalen oder in Seitennischen, Lampen aus gebranntem Thon, mit christlichen Symbolen daran.

Die zu Ehren des Todten brennend erhaltenen Lampen waren ein Nachklang jüdischer Sitte. Dieses Brennen von Lampen und Lichtern aber am Tage, verbot die Kirchen-Versammlung zu Illiberis im Jahre 305., mit dem merkwürdigen Beisatz als Grund: „die Geister der Heiligen sollen nicht in ihrer Ruhe gestört werden." Das Verbot jedoch mißfiel, und man achtete nicht darauf.

In vielen Gräbern fand man auch bei den Lampen gläserne Becher, und christliche Symbole, auch wohl fromme Trinksprüche, daran. In einigen dieser Becher war noch ein rother vertrockneter Bodensatz zu erkennen, vielleicht Reste des „gesegneten Weins", der den Todten mitgegeben wurde. Römisch-katholische Alterthumsforscher erklärten diese Becher für Gefäße, in welchen aufgefangenes Blut der Märtyrer aufbewahrt worden sey. Che-

mische Untersuchungen aber stellten den Bodensatz als Pflanzenstoff heraus, und es waren also entweder Gläser mit Abendmahlswein, die den Todten mitgegeben wurden, oder Abendmahlskelche, die gebraucht wurden bei den an den Gräbern gehaltenen gottesdienstlichen Liebesmahlen.

So beschaffen waren zum Theil die Plätze für die gottesdienstlichen Verrichtungen in den ersten Jahrhunderten.

In diese unterirdischen Räume mußte sich oft genug, unter den Verfolgungen, der christliche Gottesdienst überhaupt zurückziehen, nicht nur die Todtenfeier. Oft genug fand der christliche Gottesdienst keine Duldung über der Erde. Nicht nur in diesen Schluchten, Höhlen, Grüften, nicht nur in den Speisesälen lag für das Priesterschaftliche nichts Förderndes, sondern längere Zeit noch selbst in den eigenen Häusern nicht, die die Christen zu ihrem Gottesdienste bauten, als dem längst darnach gefühlten Bedürfniß auch die Erlaubniß dazu wurde.

Daß namentlich die, welche aus den Heiden herüber zur christlichen Gemeinde getreten waren, das Bequeme und die Schönheit der früher gewohnten heidnischen Tempel vermißten, läßt sich annehmen. Aber erst gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts treten eigens zum christlichen Gottesdienst gebaute Häuser hervor. Tempel waren es noch nicht, aber doch ein Bethaus entstand da und dort in der langen Ruhezeit von 180—250. n. Chr.

Und nach der großen Verfolgung unter Decius, vom Jahr 260. an, waren bald auch wirkliche „Kirchen" zu sehen, sehr zahlreich durch das ganze Reich hin; und manche Kirche war schon stattlich und sogar großartig in ihrem Bau. Höher als der Kaiserpalast zu Nikomedia, und dicht dabei, war die christliche Kirche daselbst; und in Rom gab es im Jahre 303. schon über vierzig christliche Kirchen. Tempelartig waren sie aber auch jetzt noch nicht. Sie hießen Ecclesien (Versammlungen, Gemeinden) oder auch Ecclesien-Häuser (Versammlungs-Häuser); auch „Bethäuser", und meistens „Kyriaken" d. h. „Häuser des Herrn" (Kirchen).

Wo die Verfolgung wüthete, da wurden von der heidnischen

Obrigkeit diese Kirchen geschlossen, manchmal auch niedergerissen. Sie hatten damals, wie es scheint, eine längliche Gestalt. Erst nach und nach näherte sich der Bau dieser Gotteshäuser der alten Tempeleinrichtung, und zwar dem Tempel zu Jerusalem, mit Vorhof, Chor und Schiff der Kirche. Aber noch immer war Innen die althergebrachte Einfachheit: Da war nichts als ein Abendmahlstisch, ein Lesepult und Schranken davor. Von diesen Schranken aus wurde gepredigt zu der im Schiff weilenden Gemeinde. Diese Schranken hießen auf lateinisch „Cancellen"; daher später für den Standort des Redners der Name „Kanzel."

Zwanzigstes Kapitel.

Das christliche Leben ohne Priesterschaft.

Mancher Brauch kam ins christliche Leben herüber aus dem Heidenthum: so das Bekränzen und das Verschleiern der Braut, und der Trauring. Aber noch immer war die christliche Ehe giltig, ohne daß ein Gesetz da war, das die kirchliche Weihe und Einsegnung als unumgängliche Bedingung verlangt und die Christlichkeit der Ehe von der Einsegnung abhängig gemacht hätte.

Sie wurde bald in der Regel eingesegnet, aber nicht durch einen absonderlichen Priester, sondern durch ein Gemeindeglied, das Allen gleich war. Dieses heilige Verhältniß der Menschenherzen war heilig, ohne daß etwas Priesterschaftliches dabei nöthig oder thätig war.

Der christliche Geist war es, nicht das priesterschaftliche Amt, wovon das ganze Leben der christlichen Gemeinden geweiht und geheiligt wurde.

Es war wirklich, wie der Apostel Paulus es ausdrückte, noch im zweiten Jahrhundert, solange die Bedrängniß von Außen reinigend und rein erhaltend auf die Gemeinden einwirkte, so in ihnen: Sie waren allzumal Einer in Christo Jesu, Grieche

und Scythe, Römer und Jude; Christus war Alles und in Allen.

Die Kluft, welche Abstammung, Glauben, Sitten und Sprache bisher zwischen den Völkern offen gehalten hatten, war in den christlichen Gemeinden nicht mehr. Die Schranken, die den Armen vom Reichen getrennt, den Hochgeborenen über den Niedrigen, den Freien über den Sclaven erhoben hatten, und die draußen in der großen weiten Welt noch allenthalben fortbestanden, in starrer, finsterer Härte des Gesetzes, sie waren hier, im Leben der christlichen Gemeinde in den ersten zwei Jahrhunderten, alle gefallen, und hatten sich noch nicht wieder aufgerichtet.

Wie ihre Predigt nicht Lehrartikel, sondern Lebensartikel gab, nicht in unfruchtbare Streitpunkte hineinführte, sondern in's fruchtbare Tagwerk, zum Anbau eines besseren und schöneren Lebens: so war ihr eigenes Leben die beste Predigt. Die Art, wie sie lebten, wie sie litten und wie sie starben, ließ in's helle Licht treten, wie ihr Glauben sie geläutert und ihr ganzes Seyn verklärt hatte, und wie dieser ihr Glaube ganz nur Leben und That war, noch nicht ein Stoff bloß für Theologen, ein Stoff, wie er später es wurde, als die Gelehrten der Religion Christi sich bemächtigten, um ihre Gelehrsamkeit, ihren Scharfsinn und ihren Witz, dabei aber auch ihre Eitelkeit, daran zu üben, oder, wie sie es später nannten, sie in eine wissenschaftliche Form, in ein System zu bringen.

Die Zeit mußte kommen, wo auch das Letztere geschah. Das war eine geschichtliche Nothwendigkeit; aber keine geschichtliche Nothwendigkeit war dabei, die wissenschaftliche Form für die Hauptsache zu erklären und das System einer rechtgläubigen Dogmatik zum Bann und zur Zwangsjacke für Geist und Gemüth zu machen.

Ohne viel darüber zu grübeln oder zu streiten, war man in den ersten zwei Jahrhunderten, geleitet vom christlichen Geist ebenso, wie von einem natürlich gesunden Sinne, darüber einig, daß, wenn Christus das Christenthum in ein „System der Rechtgläubigkeit" gesetzt hätte, er selbst das Christenthum

als ein System gegeben, und es wohl besser gemacht hätte, viel besser als die Nachherigen.

Es war noch immer ein Glaube, der noch mehr that als redete, und der Eins war mit dem stillen Geiste der Liebe, jener Liebe, welche die Menschen liebte, weil sie Gott den Vater und Christus den Sohn liebte.

Das christliche Haus, an welchem die Frau, gleichberechtigt mit dem Mann, in höherer Weihe, und damit in einer höheren Stellung in der Welt war, zeichnete sich in den Zeiten der ersten Glaubensfrische durch die Schönheit seines Familienlebens aus.

Ebenso leuchtete die christliche Bruderliebe, in einer Zeit, da Heide und Jude ganz selbstsüchtig geworden waren; jene Bruderliebe, welche mit Aufopferung wohlthätig war, eine geordnete Armen- und Krankenpflege hatte, und überall herzlich gastlich, und in einem nie gesehenen Grade hingebend sich bewies. Die Pflege der Armen, der Kranken und Gefangenen, der Wittwen, Waisen und Fremden war Sache der Gemeinde, überall. Die „Diakone" waren besonders dafür bestellt, und die Diakonissinen; und freiwillige Sammlungen, wie freiwillige Darbringungen, waren allgemein eingeführt.

Aber durch diese öffentlichen Anstalten in der Gemeinde hielt sich darum kein Einzelner überhoben, für sich selbst und persönlich, wo und so oft sich Gelegenheit bot, die Bruderliebe zu bethätigen; und nicht bloß in der eigenen Gemeinde, darin er wohnte. War doch schon der Apostel Paulus darin als unvergeßliches Vorbild vorangegangen, und hatte allen Gemeinden gezeigt, wie die christliche Bruderliebe in die weitesten Fernen sich erstrecken müsse; und seitdem sandten die wohlhabenderen Gemeinden reichlich, die ärmeren selbst nach Kräften, Unterstützungsgaben überall hin, wo sie hörten, daß einzelne Brüder oder ganze Gemeinden hülfsbedürftig waren.

Diese ausgedehnte und aufopfernde christliche Wohlthätigkeit konnte wohl einzelnen kalten Egoisten unter den Heiden lächerlich erscheinen, aber der großen Mehrheit der Heiden mußte sie etwas Ehrwürdiges und Liebreiches seyn, das anzog

und bewundert wurde; besonders dann, wenn in Tagen öffentlichen Unglücks, bei Mißwachs, Hunger u. s. w. sie sahen, wie in den christlichen Gemeinschaften Einer für Alle und Alle für Einen standen und des Gebens und Helfens so viel war, während der Heide den Heiden im Stiche ließ; oder gar in Schreckenszeiten der Pest, wenn sie sahen, wie die Heiden lieblos die eigenen Familienglieder verließen, um nur sich zu retten; die Christen aber, wo Alles floh, die unverpflegten kranken Heiden besuchten und pflegten, und die heidnischen Todten, die unbegraben lagen, aus den Häusern und von den Straßen holten, um sie zu begraben.

Dieses Schöne geschah alles, ohne irgend etwas „Priesterschaftliches“ dazu nöthig zu haben. Ein wahrer Tempel und ein wahrer Priester des lebendigen Gottes war noch immer in den Augen aller ächten Christen jeder ächte Christ. Die Christen als Solche, als die „lebendigen Steine, baueten sich zum geistlichen Hause“ (1 Petr. 2, 5.). Jeder, dem es Ernst war — und es war noch Vielen, wenn auch nicht Allen Ernst — strebte *ein* Baustein am großen Tempel Gottes, an der Menschheit, zunächst an der Christenheit zu werden, und es lebte in den Gemeinden, ganz ohne alle „systematische“ Kenntniß davon, frisch und klar Dasjenige, was der Einzelne für die Menschheit seyn und was die ganze Menschheit durch die Erlösung werden sollte. Es genügte die Gemeinde und der Zusammenhang mit der Gemeinde, um in Jedem die Frage wach zu erhalten, ob er für sich selbst ein Tempel des heiligen Geistes, ob er ein lebendiger Stein an dem großen Tempel Gottes, der Christenheit, sey; und was, wenn er das noch nicht war, er zu thun habe, damit er es werde. Weil das Christenthum vorzugsweise noch Leben war, konnte weder die Herrschaft der Worte, noch der todte Dienst der Worte, noch der Streit um Worte sich breit machen.

„Opfer“ im priesterschaftlichen Sinne gab es auch noch nicht.

Jeder ächte Christ erbauete für sich selbst und im Verband mit der Gemeinde „sich zum heiligen Priesterthum, zu opfern

geistliche Opfer, die Gott angenehm sind, unter der Führung des Geistes Jesu Christi" (1 Petr. 2, 5.). — Es waren, der Mehrheit nach, lange noch ächte lebendige Christen, die in den Thaten ihre Weihe zum allgemeinen Priesterthum bewiesen. Der wahre geistige Opferdienst bestand noch, die Nachahmung jenes heiligsten Opfers der göttlichen Liebe, als welches der freiwillige Opfertod des Gekreuzigten vorleuchtete. Sie gaben Gott ihr Herz, und thaten nicht den eigenen, sondern den Willen Gottes; und ihre wahre Gotteserkenntniß zeigten sie in der Liebe der Brüder, weil sie Gott als die Liebe erkannt hatten; sie zeigten sie in der Liebe Gottes und des Nächsten, in thätiger Liebe gegen den Geringsten unter den Brüdern, und wußten, was sie einem von diesen thaten, das thaten sie dem Herrn. Das war der einzige „Opferdienst" der ersten zwei Jahrhunderte.

War das auch nicht der Charakter eines jeden Einzelnen in jeder einzelnen Gemeinde, so war es doch der Charakter der Christenheit, wie sie in den ersten zwei Jahrhunderten war, im Ganzen.

Und dadurch wurde das Christenthum siegreich in der Welt, und hatte seinen Sieg sich gesichert, ehe ein allgemein anerkanntes Dogma feststand, allgemeine Symbole, allgemeine Kirchenanstalten und Kirchenbräuche herrschend geworden waren.

Im christlichen Leben der Gemeinde lag alle Macht, und in den aus der Gemeinde hervorragenden Männer- und Frauen-Charakteren, die aus Gotteswort ihre Kraft geschöpft und aus Gottes Geist ihre natürlichen Gaben gestärkt und verklärt hatten.

Das christliche Familienleben vor Allem und das christliche Gemeindeleben, so, wie es in diesem Geiste war, wurden die Quellen eines neuen menschheitlichen Lebens. Die Liebeskraft in Beiden war es, von welcher eine ganz neue sittliche Stärkung ausging und damit eine Verjüngung der Welt.

Wo diese Liebeskraft glüht, da ist noch heute das Christenthum und die Christenheit jung, und wo sie verglüht ist, da ist das Christenthum und die Christenheit überall heute greis und kraftlos.

Wer das nicht begreift, und den Sieg des Christenthums in Anderem sucht, einzig oder nur vorzugsweise in Aeußerlichem sucht, in Dogmen, in Symbolen, in Instituten, im Episcopat, dem ist weder das Geheimniß des Christenthums noch das Geheimniß der Weltgeschichte aufgegangen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Ursprung und Aufkommen einer christlichen Priesterschaft.

Zu Ende des zweiten Jahrhunderts finden sich die ersten Spuren vom Aufkommen eines priesterschaftlichen Elementes in der Christenheit.

Es zeigt sich von da an eine schärfere Gliederung und Abgränzung der Bestandtheile des christlichen Gottesdienstes, ein Sichüberheben der Gemeindevorsteher (Bischöfe) über die Gemeindeältesten, ein Ringen der Ersteren nach hierarchischer Gewalt, und das Auftauchen eines besonderen Priesterthums neben und über dem allgemeinen Priesterthum aller Christen: es sind die ersten, aus dem Boden treibenden grünen Spitzen einer bald groß wachsenden und reifenden Priesterschaft. Die apostolische Gemeindeverfassung fing an, sich zu ändern und einer Hierarchie zuzutreiben.

Wie bereits gezeigt worden, eigneten sich die Gemeindevorsteher, die Bischöfe, nach und nach gewisse Verrichtungen, die Allen ursprünglich zustanden, als ausschließliches Vorrecht zu, aber das eigentliche Hierarchische konnte so lange nicht aufwuchern, als das Kirchenamt, das christliche Gemeindeamt, nur noch Gefahr und Opfer in Aussicht stellte, den Ehrgeiz dadurch in Schranken hielt, und der Herrschsucht noch wenig Spielraum bot.

Das wurde anders, mit der Ausbreitung der Zahl und des Ansehens der Christenheit, namentlich als später sogar Viele, welche heidnische Priester gewesen waren, und Viele, welche

jüdische Priester gewesen waren, in die christlichen Gemeinden eintraten.

Plötzlich findet man, wie über Nacht aufgeschossen, in den christlichen Gemeinden denjenigen Gegensatz, oder wenigstens zuerst das Nebeneinander dessen, was sodann mit den Namen Klerus und Laien, Geistliche und Weltliche, bezeichnet wird; und zwar mit der Anmaßung, daß das besondere Priesterthum, diese der Menge der Gläubigen sich überordnende Geistlichkeit — eine göttliche Stiftung und Anstalt sei; nicht etwa bloß etwas, was die Entwicklung der Dinge so mit sich gebracht habe, sondern etwas, das auf apostolischem Testamente beruhe.

Wie groß auch im Christenthum die Kraft, das Herz des Menschen umzubilden, von Anfang an ist, so fand es doch die allgemeine menschliche Natur des Herzens vor. Zu den hervorstechenden Zügen in der Natur des Menschenherzens aber gehören der Hochmuth und die Herrschsucht, ein Drang, sich über Andere zu stellen, ebensosehr, als ein Drang auf äußere Anerkennung, daß man über Anderen stehe; ein Streben nach bevorzugter Stellung, wegen der Vorzüge, die Einer wirklich hat, oder zu haben glaubt und beansprucht; eine Sucht nach Vorrechten und Begünstigungen vor Anderen. Der Keim dazu liegt verborgen auf dem Grund jedes Menschenherzens.

Das war das Eine in der menschlichen Natur, woraus das Werden einer Priesterschaft in der christlichen Gemeinde hervortrieb.

Noch war aber ein Zweites in der menschlichen Natur, was diesem Werden fördernd entgegen kam. Das war der Hang zum Mysteriösen und besonders zum Magischen.

Dieser Hang hatte sich in den vorchristlichen Religionen, im Schamanenthum des fernen Morgenlandes und in der phönizischen Religion, wie in denen der Griechen und Römer, scharf ausgeprägt. Da sehen wir überall den Glauben an besonders begünstigte und begnadete Götterfreunde, an Zauberer und Wahrsager, und ein besonderes Priesterthum ist da der Vermittler zwischen Göttern und Menschen. Nicht weil er an und für sich sittlich oder geistig höher steht als die große Masse, ist der

Priesterstand bevorzugt, sondern weil jener Hang nach übernatürlichen Wirkungen, der Hang zum Magischen, zu dem Glauben gekommen ist, daß der Priester, und zwar nicht nur ein Einzelner, vorzüglich Begabter, sondern der Priesterstand die Gabe und Kraft habe, göttliche Einwirkungen auf die Menschen zu vermitteln; und dieser Glaube sieht in jedem Glied des Priesterstandes ein Wesen höherer Art, mit besonderer Weihe, mit magischem Vermögen.

Vortrefflich zeichnet Hundeshagen das Wesen der heidnischen Priesterschaft, wenn er sagt: „die einzelnen Handlungen der Priester, Opfer und Weihungen, Gebete und Beschwörungen, seyen für den Glauben der Heiden magische Akte gewesen, und haben dem Natürlichen in den Augen der Menge äußerlich die Signatur des Göttlichen aufgeprägt. Diese Signatur des Heiligen, welche durch des Priesters Handlung Personen, Orten, Zeiten, Sachen mitgetheilt worden, sei so durchaus charakteristisch für das Heidenthum, daß man wohl das ganze Heidenthum als System der religiösen Signatur oder der Heiligkeit durch Signatur bezeichnen könnte."

Das Ansehen und der Einfluß der heidnischen Priesterschaften stand nicht darauf, daß sie das Volk geistig durchdrangen, läuterten und erneuerten, sondern darauf, daß der Glaube des Volkes ihnen die Fähigkeit zuschrieb, zu vermitteln, daß auf übernatürlichem Wege, „stoßweise", die Gottheit einwirke.

Diese Ansicht von der Priesterschaft mußte schon durch die christlich gewordenen Heiden ins Christenthum herübergebracht werden; kamen doch manche andere heidnische Anschauungen auch mit herüber, die nicht bloß nicht sogleich überwunden waren, sondern durch die Vermischung mit Christlichem neue Gestalten annahmen. Das sahen wir im Gnosticismus und im Manichäismus; das trat hervor in Kasteiungen, Steigerungen der Geisteszustände, sogar Verstümmlungen (selbst Entmannung), in ascetischen Erscheinungen, von denen schon Clemens von Alexandria am Ende des zweiten Jahrhunderts sagte, das sey etwas, was gewissen heidnischen Priesterklassen und den indischen Samanäern von Alters her eigenthümlich gewesen sey.

Die außerordentlichen Gaben und Krafterweisungen, welche „die Kraft aus der Höhe", der heilige Geist, in der ersten Jugendzeit der christlichen Gemeinde wirkte, traten nach und nach zurück, und wurden immer seltener, obgleich diese außerordentlichen Gaben und Krafterweisungen niemals ganz in der Christenheit zurückgetreten sind. Dieselben waren niemals weder den Aposteln noch den Gemeindevorstehern oder Aeltesten allein, ausschließlich oder nur insbesondere eigenthümlich gewesen, sondern sie hatten sich bei diesem und jenem Mitglied der Gemeinde gefunden, ohne sich an ein Amt oder eine Stellung zu binden. Die heidnische Anschauung von der Befähigung eines absonderlichen Priesterthums, einer Priesterschaft, führte leicht darauf, die in der Gemeinde selten werdenden außerordentlichen Gaben denjenigen in der Vorstellung zuzuweisen, welche die heiligen Handlungen verrichteten. Diese heiligen Handlungen, welche Jesus eingesetzt hatte, waren zwar von ihm weder besonderen Beamteten der Gemeinde überwiesen worden, noch hatte er damit irgend eine magische Wirkung verknüpft.

Diese heiligen Handlungen hatte Jeder vollziehen können, welcher Christ war; die Gläubigen hatten unter sich hin und her das Brod in den Häusern gebrochen, und getauft hatten ein Jahrhundert lang nicht bloß die Apostel und ihre unmittelbaren Schüler, nicht bloß Gemeindevorsteher, Aelteste, Lehrer, Diakone, sondern unter Umständen jeder Glaubige, jeder Christ, als solcher.

Bald aber nahmen die Gemeindevorsteher, Aeltesten und Diakone die Verrichtung der heiligen Handlung als ein Vorrecht für sich in Anspruch. So im Morgenlande. Im Abendlande gingen die Gemeindevorsteher so weit, die heiligen Handlungen, zuerst nur die Taufhandlung und die Handauflegung, sich allein zuzueignen, als ein ausschließliches Vorrecht bloß des Gemeindevorstehers.

Da, wie wir sahen, der Taufe, mit welcher ursprünglich die Handauflegung verbunden war, schon vor der Mitte des dritten Jahrhunderts die Handauflegung als ein eigenes, selbstständiges Sakrament zur Seite gesetzt worden war, und da der Gemeindevorsteher (der Bischof), wenn er nicht selbst die

Taufhandlung hatte vornehmen können, nachträglich die Handauflegung und die Salbung vornahm, als eine besondere Handlung, als „Firmelung", „Confirmation"; so war es schon nicht anders mehr, als daß der Bischof sich selbst benahm und gab, als wäre er Inhaber einer reicheren Geistesfülle, und daß die Masse der Christen, wenigstens unzweifelhaft die Mehrheit, die Vorstellung hatte, als ob dem so sey.

Denn der Glaube dieser Zeit verband bereits mit der Handauflegung die Vorstellung der Geistesmittheilung.

In den heiligen Schriften, so, wie wir sie jetzt haben, ist unleugbar die Handauflegung in der Weise dargestellt, daß die Vorstellung sich von selbst ergeben konnte, von der Handauflegung hängen mancherlei Krafterweisungen, und insbesondere die Geistesmittheilung, ab.

Im Angesicht dieser Schriftstellen, könnte man meinen, habe mit Nothwendigkeit es sich ergeben müssen, daß in der Handauflegung vornherein die Lehre von einer magischen Wirkung, von einem übernatürlichen Einfluß, gegeben gewesen sey. Dem ist aber nicht so. Erstens waren die heiligen Schriften, so, wie wir sie jetzt haben, als ein Ganzes, weder vorhanden noch allgemein in der Christenheit anerkannt in den ersten drei Jahrhunderten. Selbst in den vorhandenen Theilen, welche nur theilweise, in den einzelnen christlichen Landschaften, im Besitz und Gebrauch waren, wurden, wie früher gezeigt worden ist, einzelne Stellen bestritten, und einzelne Abschriften von Evangelien, wie von Apostelbriefen, als gefälscht, durch Auslassungen, Einschiebungen, Wort- und Sinn-Aenderungen, angenommen, wie wir das bei Marcion sahen, also in der ersten Jugendzeit des Christenthums; ja ganze Schriften unserer jetzigen heiligen Schrift wurden schon damals als unächt, d. h. als nicht von denen, deren Namen sie trugen, verfaßt, als unterschoben angezweifelt oder geradezu verworfen.

Schon darum ließe sich aus dem Wortlaut der jetzigen heiligen Schriften ein Beweis für das Für jener Annahme, als sagen sie eine magische Wirkung der Handauflegung aus, nicht ableiten.

Aber es läßt sich dieser Beweis nicht einmal aus den heiligen Schriften, wie wir sie jetzt haben, in Wirklichkeit führen.

Der Akt der Handauflegung geschah stets unter Gebet und verbunden mit dem göttlichen Worte, und überall zeigt sich als nothwendige Voraussetzung, daß Taufe und Handauflegung keinerlei Geistesmittheilung zur Folge haben, als soweit der Glaube dessen da ist, der getauft und dem die Handauflegung wird. Die Handauflegung erscheint nirgends anders, denn als eine bloße Versinnbildlichung unter Wort und Gebet und Segen; eine Versinnbildlichung davon, daß, weil der im christlichen Glauben Unterrichtete und gläubig Erfundene jetzt Christ sey, er alle diejenigen Mittheilungen des Geistes empfangen werde, welche derjenige voraus habe, der ein Glied der christlichen Gemeinde sey.

Ueberall waren die Geistesmittheilungen in der ersten Jugend der Christenheit, ausdrücklich oder selbstverständlich, geknüpft an die „lebendige, inwendige Empfänglichkeit und Gemüthsausrüstung jedes Einzelnen, an seine aufrichtige Heilsbegierde, an seinen Glauben." *)

Unsere heiligen Schriften setzen überall bei denen, welchen die Taufe und die Handauflegung wird, eine gewisse Reife des Geistes und des Herzens, d. h. der Erkenntniß und der Gesinnung, voraus, und das, was ihnen wird durch die heilige Handlung, ist nur ein Aeußeres, das hinzutritt zu dem Inneren. Das Innere ist die Hauptsache, das Aeußere nur das Hinzutretende, etwas Vergewisserndes und Weihendes zugleich.

*) So, scharf umschnitten, drückt Hundeshagen es aus, in seiner Abhandlung über „das Katholische im Katholicismus" in den protestantischen Monatsblättern von Heinrich Gelzer. 1853. Aprilheft. Auch für den Anfang dieses Kapitels sind mehrere, Hundeshagen eigenthümliche, Gedanken benützt worden.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Aufkommen einer Priesterschaft. Fortsetzung.

Das Zutreffendste und Richtigste, was bis jetzt über das Werden einer Priesterschaft inmitten des allgemeinen christlichen Priesterthums gesagt worden ist, hat Hundeshagen gesagt, dessen kurze, scharf ausgeprägte Ansicht hier eingefügt wird, weil es wohl nicht besser gesagt werden kann.

Nachdem derselbe ausgeführt hat, wie der heilsame Empfang der Taufe und des Abendmahls im Urchristenthum abhängig gemacht worden sey von der aufrichtigen Heilsbegierde, vom Glauben, fährt er fort:

„Diese Forderung schnitt jeder magischen Heilsoperation die Wurzel ab. Gleichwohl treten schon im zweiten Jahrhundert in den katholischen Kreisen die magischen Vorstellungen der „alten Bildung" (des Heidenthums) trübend und verwirrend in die allmählig sich bildende Lehre von den christlichen Sakramenten herein. Abendmahlsbrod und Abendmahlswein, Taufwasser sind nicht bloß consecrirte Sachen in dem Sinne, daß etwa eine heilige Scheu verhindert hätte, sie zu profanem Gebrauch zu verwenden oder ihre Ueberbleibsel dazu wieder zu verwenden, sondern es haftet nach der Consecration dauernd an ihnen jene zauberhafte Macht des Göttlichen über die Natur. Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts schreibt Irenäus dem Genuß der geweihten Speise die Wirkung zu, den Körper nach dem Tode vor völliger Vernichtung zu bewahren."

„Auf dieser Vorstellung, sowie der einer geistigen Signatur der Seele durch das Sakrament, beruhte der Gebrauch der Kinder-, ja der Säuglingscommunion, baute sich endlich eine falsche Theorie von der an sich durchaus christlich gerechtfertigten Kindertaufe auf."

„Die Abwaschung mit dem Taufwasser, welche die auf das geistige Bad der Wiedergeburt folgende Vergebung der Sünden versinnbildlicht und versiegelt, galt als eigentlicher magischer,

die ewige Seligkeit bedingender Reinigungsakt, und die Einen glaubten, dem Kinde nicht frühe genug seine Seligkeit durch Spendung des Sakraments verbürgen, die Andern, den Empfang desselben aus dem nämlichen Grunde für sich nicht spät genug begehren zu können. Ja, Manche verschoben die Taufe bis ins männliche Alter, bis zum Sterbebett, um so, vollständig der Verantwortung für die begangenen Sünden ledig, in's ewige Leben überzugehen."

„Endlich knüpfte sich frühzeitig, trotz den Ausführungen des Briefes an die Hebräer, an die Feier des Abendmahls die Idee eines „Opfers" ganz im Sinne und fast auch im Umfang der „alten Bildung" wieder an."

„Hiermit hatte man heilige Sachen und Handlungen ganz im Sinne der alten Bildung."

„Daß an sie auch heilige Orte und heilige Personen angereiht wurden, lag in der Natur der Sache. Die Sitte, über den Gräbern der Blutzeugen die Kirchen zu erbauen, trug wesentlich bei, zu den Vorstellungen von der localen Heiligkeit des kirchlichen Bodens den ersten Keim zu legen."

„Die apostolische Sitte der Handauflegung aber wandelt sich schon vor Ablauf der drei ersten Jahrhunderte um in eine wirkungskräftige und jede Wirkung bedingende Ordination zu einem Priesterthum, das sich als Klerus specifisch aus der Gemeinde der Laien heraushebt und sich nach alttestamentlichen Analogieen stufenmäßig zu gliedern anfängt."

„Hier ist nun der Punkt, von welchem, ungeachtet des Rückfalls auf den vorchristlichen Standpunkt, doch der Einfluß desselben nicht mächtig genug ist, die christliche Idee wieder ganz zu überwältigen."

„Die Ordination verleiht zwar eine specifische, objective, von der Beschaffenheit ihres Trägers unabhängige Eigenschaftlichkeit und Befähigung zur Gnadenspendung im obigen Sinne; aber weder die alttestamentliche Analogie, noch der evangelische Geist gestattete es, am Priester die sittliche Qualität als etwas Gleichgültiges anzuschauen, ihn wieder bloß zur Rolle des heidnischen Sacrificulus herabsinken zu lassen. Die Briefe an Timo-

theus und Titus, schon Bestandtheile des ältesten katholischen Kanon, ließen ein solches Herabsinken schlechterdings nicht zu. Der Priester des ältesten Katholicismus ist daher, ungeachtet er Sacrificulus ist, doch ebenso sehr auch Hierophant, Lehrer, Verkündiger des Wortes, der die Gemeinde zugleich durch unsträflichen Wandel und gottseliges Exempel erbauen soll."

„Daß dagegen die katholische „Priesteridee" in ihrer Entstehung bei Weitem mehr unter der Nachwirkung heidnischer Anschauungen, als unter dem Einfluß alttestamentlicher Vorbilder sich entwickelte, geht unzweifelhaft hervor aus der nur halben Anerkennung, welche wenigstens ein Gebot des Apostels, nämlich das Gebot 1 Tim. 3, 2., daß ein Bischof eines Weibes Mann seyn solle, schon im älteren Katholicismus zu behaupten vermochte."

„Der alttestamentliche Priester, wie der heidnische, war eines Weibes Mann, ja theilweise mußte er es seyn; um die an seinem Geschlecht haftende priesterliche Eigenschaftlichkeit auf die Folgezeit zu bringen. Der sonst für die Entwicklung des katholischen Priesterthums so sehr maßgebende Gedanke alttestamentlicher Analogie aber wurde im Katholicismus lediglich darum außer Wirkung gesetzt, weil sich zwischen ihm und der alten heidnischen Naturanschauung ein Conflict ergab, in welchem die letztere selbst über einen so mächtigen Faktor, wie das alte Testament, Siegerin blieb."

„Gerade diese Thatsache zeigt, wie übermächtig, und zwar je länger, desto mehr, das „alte Ferment" — dem Sauerteige des Evangeliums entgegenwirkte. Die höhere geistig-sittliche Qualification, welche das Christenthum vom Priesterstand zu erheischen genöthigt war, und der heilige Geist, den die Kirche ihm beilegte, erschienen unvereinbar mit der physischen Seite der Ehe, nachdem einmal der altheidnische Gegensatz von Geist und Sinnlichkeit, als absoluter gedacht, in breitem Strome sich der altkatholischen Weltanschauung bemächtigt hatte." *) — —

*) Hundeshagen in den protest. Monatsblättern v. Gelzer, 1853. S. 345—347.

So war es die christliche Sittenlehre wie die Glaubenslehre, welche zuvor mit heidnischer Anschauung versetzt werden mußten, ehe das eigentlich Priesterschaftliche in der christlichen Gemeinde möglich war. Nicht hohe Sittlichkeit und Geistesüberlegenheit war es, was zum besonderen Priesterthum, zur Bevorzugung, geführt hat, sondern die übersiedelte heidnische Anschauungsweise. In der Vorstellung der Glaubigen hob den Priester „die Weihe, die Ordination, und die daran geknüpfte Ueberleitung der Gaben des heiligen Geistes auf den zu Ordinirenden."

Langsam, nicht plötzlich, kam es bis dahin, aber es mußte von dem einmal betretenen Weg aus einmal bis dahin kommen, daß der geistliche Charakter als ein unvertilgbarer Charakter galt, die geistliche Person als ein durch die Weihe alles Profanen entkleidetes Wesen, das die Signatur des Geistes für alle Zeiten empfangen habe.

Diejenigen Handlungen, welche durch die christlichen, die neuchristlichen Priester verrichtet wurden, galten von nun an als das Vornehmste im Gottesdienst, und Leben und Lehre traten dagegen zurück. Sakrament an Sakrament wurde geschaffen, eine neue heilige Handlung um die andere, und man lehrte das Volk und es glaubte das Volk, daß diese neuen Sakramente das Heil spenden und unerläßliche Bedingungen des Heiles seyen. Alle diese Sakramente wurden mit dem Geheimniß und Reiz des Magischen umgeben, ihnen eine übernatürliche, zauberhafte Wirkung beigemessen.

Hatte ursprünglich Christus bei den heiligen Handlungen, die er einsetzte, jede Wirkung von Außen her, ausdrücklich durch das Innere bedingt, durch den Glauben, und dadurch jede magische Heilswirkung abgeschnitten, so war das jetzt in der Vorstellung der Menschen ganz anders geworden. Die heilige Handlung war nicht mehr Form des Geistes, nicht mehr eine Versinnbildlichung, sondern die Form war die Sache selbst geworden, die Formel hatte über das Geistige gesiegt. Das Reich Gottes wurde immer mehr äußerlich aufgefaßt, die Kirche begann sich zu veräußerlichen und sich zu verweltlichen, die „Kirchlichkeit" setzte sich

mehr und mehr an die Stelle der „Christlichkeit", und das freie Glaubensleben verkümmerte in der Uniform einer bis ins Einzelne weitläufig gegliederten Kirchenordnung.

Zu den „heiligen Sachen, Handlungen, Orten und Personen" war ebenso schnell die heilige katholische Kirche hinzugekommen, mit dem obersten Grundsatz: „Außerhalb der Kirche kein Heil!"

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Die katholische oder allgemeine Kirche.

Das Kirchenthum wuchs aus der katholischen Kirche hervor; die katholische Kirche aber verdichtete sich und festigte sich im Gegensatz zum Gnosticismus und Manichäismus, zu den altheidnischen Vorstellungen, welche in das Christenthum sich eindrängten, und zu anderen, neueren, aber ebenso fremdartigen Bestandtheilen, die sich als Christenthum geben wollten. Bisher hatte man nur von einer Gemeinschaft des Geistes im Glauben und in der Liebe gewußt und gesprochen, welche alle von den Aposteln gegründeten und alle mit diesen zusammenhängenden Gemeinden als eine innere Einheit verband.

Der größte Theil der Sekten aber, welche sich aufthaten, namentlich die gnostischen Sekten, gingen darauf den apostolischen Grund, auf welchem die Gesammtheit der christlichen Gemeinden gegründet war, zu zerstören, und etwas Anderes an dessen Stelle zu setzen. In der großen Mehrheit der Christen aber war, mehr oder weniger deutlich, das Bewußtseyn, daß die Lehren und das Leben jener Sekten etwas Fremdartiges und dem ächten Christenthum Gefährliches seyen. Es war noch soviel ächt christliches Leben und ächt christliche Lehre, wie sie von den Aposteln her überliefert worden waren, in der Mehrheit der Christen, daß sie das Jüdische und das Heidnische durch den christlichen Farbenauftrag hindurch an den Sekten erkannten; Manche hatten ja

nur noch die Namen und die Worte vom Christenthum; Andere brachten wenigstens Ueberchristliches oder Afterchristliches vor.

Diesen Sektirern gegenüber, die für sich etwas Besonderes wollten, schloß sich das christliche Bewußtseyn der Mehrheit zusammen als die einheitliche, katholische, d. h. allgemeine Kirche.

Der Wortbedeutung nach hieß katholisch nur das, daß diejenigen Christengemeinden, welche sich in einem gemeinschaftlichen christlichen Bewußtseyn zusammenschloßen, den Sektirern gegenüber an Zahl und Raum die Allgemeinheit seyen; verbunden aber war damit von selbst der Gedanke, daß sie die ächten Bekenner des christlichen Glaubens seyen. So nahm der Begriff, daß das Christenthum eine katholische, alle Länder und Völker in eine geistige Gemeinschaft schließende Religion sey, vorzugsweise nun die Bedeutung an, nach welcher die christliche Mehrheit sich im Gegensatz zu den Sekten die allgemeine Kirche hieß und sich unter dieser Benennung als die Trägerin und Bewahrerin der ächten christlichen Lehrüberlieferung fühlte.

Als der Name „die Eine katholische oder allgemeine Kirche" zuerst herrschend wurde, dachte man noch nicht daran, damit einen bestimmten Glaubensinhalt, ein abgeschlossenes Lehrsystem mit scharf abgegränzten Glaubenssätzen, zu verbinden. Nur im Allgemeinen berief sich das christliche Bewußtseyn der im Geist einigen Gemeinden auf die apostolische Ueberlieferung christlichen Lebens und Glaubens, wie sie in den Gemeinden sich erhalten hatte.

Die Briefe, welche den Namen des Bischofs Ignatius von Antiochien tragen, und welche von den Einen für ächt, von den Anderen für unächt gehalten werden, sind die erste Schrift, in welcher der Name „allgemeine Kirche" (**Ecclesia catholica**) vorkommt, und zwar in dem Briefe an die Gemeinde in Smyrna. Dann findet sich dieser Name auch in dem Schreiben der Gemeinde von Smyrna über den Tod des Polykarp, welchen Eusebius seiner Kirchengeschichte eingefügt hat, ein Schreiben, das jedoch diesen Ausdruck auch später erst in sich aufgenommen haben könnte.

Gewiß aber ist: Wenn auch der Brief des Bischofs Ignatius ächt, und der Name „Allgemeine Kirche" schon im ersten Viertel des zweiten Jahrhunderts, vor dem im Jahr 116 erfolgten Märtyrertode des Ignatius, üblich gewesen wäre, so beschränkte sich der Sinn, welchen man damals mit dem Namen „Allgemeine Kirche" verband, auf den Grundgedanken, daß der Herr und sein Werk der ganzen Welt und die Welt dem Herrn gehöre; daß, wie in Gott selbst und seiner Liebesoffenbarung im Sohn allein alles Heil, so auch nur Ein göttliches Heil für Alle sey.

Dasjenige Kirchenthum aber, wie es nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts geschichtlich hervortritt, hat sich herausgebildet aus den Neigungen der Menschennatur und den damit verbundenen Bestrebungen; aus der Lage und aus der Macht der Verhältnisse; und aus der gestaltenden und organisirenden Kraft des Christenthums selbst, in welcher es lag, alle Kräfte der Menschennatur und der Gesellschaft zu concentriren zur Verwirklichung eines allgemeinen Gottesreiches auf Erden.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Klerus und Laien.

Sehr nahe lag einem Manne wie Ignatius, welcher für das Christenthum lebte und starb, im Angesichte seines Todes der Wunsch und die Mahnung, „dem Bischof solle die Gemeinde gehorchen wie Christus, den Aeltesten wie den Aposteln selbst"; also der Wunsch und die Mahnung zur Einheit und zu einer geschlossenen Ordnung der Gläubigen. Und war die Erinnerung an die heidnische Priesterschaft das vorzugsweise Mitwirkende zum Aufkommen eines besonderen Priesterthums in der Christenheit, so wurden doch die Vorbilder, welchen die neue christliche Priesterschaft sich nachbildete, aus der Erinnerung des alttestamentlichen Priesterthums, der jüdischen Priesterschaft, genommen.

Die Gemeindevorsteher suchten und fanden, durch die Zeitverhältnisse begünstigt, eine höhere Stellung über den Gemeindeältesten. Im Anfang nur der Erste unter Gleichen, mußte der Gemeindevorsteher in kritischen Zeiten der Erste an Macht und Ansehen werden; er mußte das Ganze der Gemeinde in die Hand nehmen und oft allein handeln. Noch im dritten Jahrhundert aber ist dem Namen nach der Gemeindevorsteher (Bischof) nur der erste Aelteste, während er der Sache nach etwas von den Aeltesten schon wesentlich Verschiedenes, über den Aeltesten Stehendes ist. Mit dem Entstehen einer Priesterschaft war die nach und nach sich vollziehende Gliederung von Oberen und Unteren von selbst gegeben, und das nur christlich aufgefärbte und umgebildete alttestamentliche Priesterthum alsbald in der Christenheit da.

Wozu Anfangs alle Christen berechtigt waren, das hatten nach und nach Einzelne als Vorrecht an sich genommen, den Lehrvortrag, die Verrichtung heiliger Handlungen, selbst die Wahlen zu Gemeindeämtern. Alles, was nachmals das besondere christliche Priesterthum war, war bisher die Gesammtheit der Christen gewesen. Noch Tertullian, am Ende des zweiten Jahrhunderts, sagt zwar: „Sind denn nicht auch die Laien Priester? Wo auch nur drei Christen, und zwar als Laien zusammen sind, da ist die Kirche."

Aber das eben ist es: damals war schon in der Vorstellung und in der That ein Unterschied unter den Christen vorhanden, der Unterschied zwischen Laien und Geistlichkeit; und so sehr auch noch Einzelne, wie Tertullian, das allgemeine christliche Priesterthum aller Christen in Anspruch nahmen, in Wirklichkeit hatte es die Gemeinde verloren; einerseits war es ihr entzogen worden, andererseits hatte sie es selbst aufgegeben und abgetreten. Es war ein Geistlicher Stand da und ein Laienstand, nicht nur neben einander, sondern über einander, ja einer dem andern gegenüber.

Wie es im Weltlichen überall ging und noch heute geht, ließ die Gemeinde solche Rechte, welche Allen ursprünglich zustanden, sich leicht abnehmen von Einzelnen, von Wenigen, weil sie aufhörte, davon Gebrauch zu machen, und sich die Ab-

nahme gefallen ließ. Der Hochmuth und die Herrschsucht einerseits und die Indolenz und Bequemlichkeit andererseits, dazu gewisse Zeitverhältnisse, wirken immer zusammen, wenn die Einen Funktionen und Rechte für sich allein als Vorrechte an sich nehmen; wo mit Funktionen und Rechten auch etwas von Pflichten und Lasten vollends verbunden ist, da läßt sich die Masse der Menschen Funktionen und Rechte ohne Widerspruch abnehmen; und so entstehen Vorrechte.

So statteten sich die christlichen Gemeindeämter nach und nach mit Vorrechten aus, und, was einmal Eingang gefunden hatte, erweiterte sich und wurde immer ausschließlicher.

So sehen wir schon nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts dem Namen nach und der That nach das vorhanden, was Griechisch „Kleros" (Klerus), Lateinisch „Ordo" hieß, und dem gegenüber das, was griechisch „Laos" (Laikoi), Lateinisch „Plebs", d. h. Volk hieß.

Klerus und Kleriker hießen diejenigen Personen, welche das allgemeine christliche Priesterrecht allein und ausschließlich an sich genommen hatten, die Leute der Gemeindeämter, welche die gottesdienstlichen Handlungen und alles Das, was auf das Ganze der christlichen Gemeinde sich bezog, verrichteten.

So war also ein besonderer geistlicher Stand da, eine besondere Classe kirchlicher Personen, ohne Zweifel zunächst nur neben den Laien, dem Volke, der übrigen christlichen Masse.

Hießen auch ursprünglich diese Leute der Kirchenämter nur darum Kleros, weil sie die „Klerumenen", d. h. die Ausgeloosten, nach Gottes Fügung Auserkorenen, die zum Amte des Wortes und zur Gemeindeverwaltung Ausgewählten waren, so mußte von selbst bald genug daraus ein höherer Rang (denn das heißt auch das Griechische Kleros und das Lateinische Ordo), eine höhere Classe, ein höherer Stand werden, je mehr bei der Erweiterung der Christenheit die Mehrheit derselben aufhörte, das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinde zu üben, an den allgemeinen Kirchenangelegenheiten Antheil zu nehmen, und je mehr so die Leitung derselben und die Entscheidung den Leuten, welche die christlichen Aemter hatten, von selbst zufiel.

Diese Kleriker, die Lehrenden und Leitenden, erhielten zu dem Ansehen und der Macht, auch noch seit dem dritten Jahrhundert einen Gehalt. Bis dahin waren die christlichen Aemter Ehrenämter gewesen. Die darin standen, hatten von ihrem Besitz oder von ihrer Hände Arbeit gelebt. Nun kam es auf, daß diese nicht mehr gewöhnliche Arbeit arbeiteten und sich davon nährten, sondern daß sie von der Gemeinde unterhalten wurden, aus der Gemeindekasse, welche sich durch sonntägliche oder monatliche Beiträge gebildet hatte. Man verglich sie mit dem alttestamentlichen Priesterthum und wandte auf sie an, was in den Büchern des Mose von den Leviten gesagt ist: „Ihr Loos ist Gott und sie sind das Ausloos Gottes."

Gewöhnlich nimmt man an, es sey für die Sache des Christenthums selbst nothwendig gewesen, daß ein besonderer geistlicher Stand, der keinen anderen Beruf, kein anderes Geschäft hatte, Nichts zu seiner Selbstunterhaltung trieb, in der Christenheit sich herausbildete. Man sagt, das Aufhören der Lehrgabe in Kraft des heiligen Geistes und die immer häufigere Berührung mit der heidnischen wissenschaftlichen Bildung, zumal die Vertheidigung gegen die Angriffe auf das Christenthum, haben es unumgänglich gemacht, einen besonderen geistlichen Stand einzuführen, und eine wissenschaftliche Vorbildung für diesen geistlichen Stand. Damit sey jeder weltliche Beruf, jeder Gewerbbetrieb unverträglich gewesen.

Eine innere Nothwendigkeit dazu lag aber damals, in den ersten drei Jahrhunderten, noch nicht vor. Noch heute liest es sich gar schön und ergreift wunderbar, daß der thätigste unter allen Verbreitern des Christenthums, der Apostel Paulus, sich von seiner Hände Arbeit nährte, und nach allen Weltgegenden hin lehrend und leitend in Thätigkeit war, ohne nöthig zu haben, einer Gemeinde oder einem Einzelnen zur Last zu fallen.

Noch heute gibt es weitverbreitete christliche Gemeinschaften, welche es ganz verträglich finden, daß diejenigen, welche darin das Amt des Wortes und das Amt der Leitung haben, daneben andere Beschäftigungen treiben, und das christliche Leben in diesen Gemeinschaften ist so schön geordnet und befriedigt, daß der

Beweis in die Augen springt, wie ganz wohl wissenschaftliche Bildung, Lehramt und Gemeindeleitung sich vertragen mit anderen Beschäftigungen für den Lebensunterhalt.

Nur Bildungsanstalten für das Lehramt waren ein Bedürfniß, und die Vorbildung von Lehrern für die immer zahlreicher werdenden Gemeinden; keineswegs aber war damit auch ein abgesonderter geistlicher Stand ein Bedürfniß. Dieser machte sich ganz äußerlich, und aus jenen Ursachen, die bereits angegeben sind. Das Eindringen des priesterschaftlichen Geistes in das Christenthum erzeugte die Priesterschaft; und als schon in der Vorstellung der Menschen der Unterschied zwischen Geistlichen und Laien da war, trieben noch lange Einzelne, die in geistlichen Aemtern waren, ein Gewerbe neben ihrem Amte; die priesterschaftlich gewordene Geistlichkeit war es, welche solchen Geistlichen das Treiben eines Gewerbes neben dem Amte später durch einen Mehrheitsbeschluß untersagte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Das Werden des Episcopats.

Jene Vorstellung vom magischen Wirken der Handauflegung führte leicht dazu, den ursprünglichen Gemeindevorsteher zu dem zu machen, was der Bischof in der römisch-katholischen Kirche wurde; in dem zweiten und dritten Jahrhundert vollends, da durch das Hinzutreten von Massen bekehrter Heiden zum Christenthum viel Neigung zum Aberglauben mit herüber kam und dem natürlichen Hange des Menschenherzens zu Magischem, Uebernatürlichem begegnete.

Gemeindevorsteher selbst waren es, welche als die eigentlichen und ächten Nachfolger der Apostel sich fühlten und gaben; und wenn in den Briefen des Ignatius der Gemeindevorsteher, der Bischof, an der Spitze der Gemeindeältesten, als eine Anstalt erscheint, welche als das Abbild Christi und seiner Apostel gelten

will, der Bischof als der Stellvertreter Christi, die Aeltesten als die Stellvertreter der Jünger, so ist das sogar eine Steigerung über das hinaus, was in den nächsten Jahrhunderten zur Geltung kam, eine Anschauung, die erst in dem Gesammtbischof aller christlichen Völker, in dem Pabst, als Stellvertreter Christi auf Erden, ihre Verwirklichung fand. Die magische Wirkung der Handauflegung war es, von welcher, wie es die römische Kirche noch heute thut, das nach Herrschaft emporstrebende Gemeindevorsteheramt, das Bisthum, im zweiten Jahrhundert ihre höhere Weihe und Stellung ableitete. Da wurde gesagt, von den Aposteln sind die Bischöfe in den Kirchen eingesetzt worden, von ihnen sind sie geweiht worden, ihre Nachfolger sind sie in ununterbrochener Reihe bis heute. Damit wurde eine magische Uebertragung reichlicherer Geistesfülle an die von den Aposteln geweihten Bischöfe, und durch diese an die von den Letzteren Geweihten in Verbindung gebracht, und den Haretikern, den anders Lehrenden und Glaubenden, zugerufen, sie sollen auch den Ursprung ihrer Gemeinden so nachweisen, und auch so eine ununterbrochene Reihe von den Aposteln oder apostolischen Männern geweihter Bischöfe nachweisen.

Die Bischöfe fingen auch schon im zweiten Jahrhundert an, allerlei bischöfliche Titel sich zu geben, oder anzunehmen, und zu führen. Sie nannten sich und ließen sich nennen „Hirten", „Leiter der Gemeinde", „Obere", „Papa", d. h. Vater der Gemeinde, „Patriarchen". Diesem Sichüberheben in Titeln ging zur Seite und folgte die Machterweiterung. Sie benahmen sich als Regenten der Gemeinde, als gesetzt an Christi Statt, als ausschließliche Verwalter der Sakramente und Besitzer der Schlüsselgewalt, der Sündenvergebung. Der Schritt davon, „Vorbilder der Heerde und Gehülfen ihrer Freude zu seyn", wie es ihnen 1 Petr. 5, 3. und 2 Cor. 1, 24. zugewiesen war, bis zu Herrschern des Volks und Herren des Glaubens war durch diese Zwischenstufen hindurch bald gemacht.

Regent der Gemeinde war der Bischof, indem er die oberste Leitung aller Gemeindeangelegenheiten hatte; und den hohen Rang eines obersten Priesters gewann er in den Augen der Laien immer

mehr dadurch, daß bald als ausschließliches Vorrecht des Bischofs eine Reihe von Handlungen und Rechten anerkannt wurde: die Ordination der Aeltesten (Presbyter) und Diakone, die Firmelung der Getauften durch Handauflegung, die Einsegnung (Weihung) des Brods und Weins für das Abendmahl, die Lossprechung der Büßenden.

Hatte früher ein Mitglied der Gemeinde öffentliches Aergerniß gegeben und war er vorangegangener Ermahnungen ungeachtet beharrlich in seinen Verirrungen geblieben und darum aus der Gemeinde ausgeschlossen worden, so hatte ihm die Reue die Wiederaufnahme in die Gemeinde gesichert. Zur Ausschließung veranlaßten aber nur grobe Sünden und das verstockte Verharren in solchen groben, das Taufgelübde verletzenden Sünden. Und nur sittliche Verirrungen, Sünden des Lebenswandels, unterlagen Anfangs der Rüge.

Spät erst, nicht vor dem dritten Jahrhundert, wurde auch Abweichung in der Lehre hereingezogen in die Ausschließung von der Kirchengemeinschaft. Die Glaubensgerichte mit Excommunikation konnten gar nicht aufkommen, bevor die Kirche priesterschaftlich geworden war, und die christliche Freiheit unter den Bann des Dogma sank. Wer sich durch Reue und Rückkehr von seiner Verirrung im Lebenswandel der Wiederaufnahme würdig erwies, hatte früher die Absolution, die Wiederaufnahme in die Gemeinde und die Zulassung zum Liebesmahl und Abendmahl, durch die versammelte Gemeinde selbst bereitwillig gefunden.

Diese „Absolution" nahmen nun die Bischöfe für sich allein in Anspruch, als ein ausschließliches Bischofsvorrecht. Der Bischof legte Zeit und Art der Buße auf, oft eine Jahre lange Bußzeit. Vor dem Bischof, wiewohl in der Versammlung der Gemeinde, mußte der Büßende ein Sündenbekenntniß ablegen, und dann gewährte der Bischof durch Handauflegung die Lossprechung (Absolution), dabei aber wurde ausdrücklich noch eingeführt, daß ein so Losgesprochener zu einem geistlichen Amt in der Gemeinde nun dennoch für immer untüchtig sey.

Welche priesterschaftliche Machtfülle durch dieses Vorrecht

der Absolution der Stellung des Bischofs zufloß, springt in die Augen.

Und schnell waren die Bischöfe geschäftig, durch gemeinsame Berathungen und Beschlüsse, nicht von Gemeinde-, sondern von Bischofs-Versammlungen, Gesetze hervorzurufen und einzuführen, welche das Verfahren bei der Excommunikation (Ausschließung), bei der Pönitenz (Buße), und bei der Absolution (Lossprechung), in eine bestimmte Regel brachten. Zu Ende des dritten Jahrhunderts hatten die Bischöfe schon vier Grade oder Stationen der Buße eingeführt. Die Büßungsstufen entsprachen den Vergehungen oder der Bischofsansicht über die Vergehungen, und über die, welche sich vergangen hatten. Besondere Namen wurden von den Bischöfen erfunden für die verschiedenen Grade, welche die Büßenden durchzumachen hatten. Auf der ersten Stufe hießen sie „Weinende", auch „dem Wetter Ausgesetzte", weil sie unter Thränen, und unter freiem Himmel vor den Kirchthüren stehend, in Trauerkleidern, die Eintretenden aus der Geistlichkeit und der Gemeinde um Wiederaufnahme anflehen mußten. Auf der zweiten Stufe hießen sie „Zuhörer", weil sie da der Predigt und den Vorlesungen aus der heiligen Schrift in der Gemeindeversammlung wieder anwohnen durften. Auf der dritten Stufe hießen sie „Knieende", weil sie da auch wieder, obgleich nur knieend, an den Gebeten der versammelten Gemeinde Theil nehmen durften. Auf der vierten Stufe hießen sie „Stehende", weil sie da, stehend, und ohne selbst daran Theil zu nehmen, dem Abendmahlgenuß der Gemeinde zusehen durften. Den Schluß machte die Ablegung des Sündenbekenntnisses, die Lossprechung durch den Bischof und die Handauflegung, der Bruderkuß von der Gemeinde und die Zulassung zum Abendmahl.

So lang es keine „priesterschaftlichen" Bischöfe gab, so lange gab es auch solche Veräußerlichung der Buße nicht. Das ursprüngliche Christenthum kannte nur eine Buße durch Bekenntniß, Demuth, Fasten, Beten und Lebensbesserung und eine Wiederaufnahme in die Gemeinde durch die Gemeinde. Seit es ein priesterschaftliches Bischofswesen gab, kam die Hartherzigkeit und die Engherzigkeit im Bußwesen auf, weil sie der priester-

schaftlichen Herrschsucht des Bisthums viel Spielraum, dessen Machteinfluß und Ansehen viel Zuwachs gab. Wo der Rigorismus sein finsteres und hartes Gesicht zeigt, ist immer etwas vom Pfaffenthum, entweder wirkliche Hierarchie oder hierarchisches Gelüste. Je näher dem Ursprunge des Christenthums, desto milder der Sinn, desto weniger Richten und Verdammen, aber auch desto weniger Selbstüberhebung und Herrschsucht.

Das waren die Vorrechte, welche die Bischöfe schon zu Anfang des dritten Jahrhunderts an sich gebracht hatten. Später behandelten sie auch das Stimmrecht auf den Synoden als ausschließliches Bischofsrecht; um sich äußerlich auch noch mit einem geweihteren Schein zu umgeben, fingen die Bischöfe an, eine eigene Bischofsweihe einzuführen, die von der ältesten Weihe unterschieden war.

Natürlich drangen die Bischöfe nicht sogleich überall mit diesen Vorrechtsansprüchen durch; und waren sie auch in diesem und jenem Sprengel anerkannt, so fehlte noch viel zur allgemeinen Anerkennung. Durchs ganze zweite Jahrhundert noch zieht sich ein Widerstreben der Aeltesten gegen die angemaaßte Bischofsobergewalt, ein Kampf für die ursprüngliche Gleichheit der Aeltesten und des Bischofs, als des ersten Mitältesten. Selbst nachdem die Bischöfe sich in dieser neuen Obergewalt befestigt hatten, lebte die Erinnerung an jene Gleichheit in den christlichen Gemeinden noch lange fort.

Im dritten Jahrhundert begünstigten die Zeitverhältnisse die hierarchische Ausbildung des bischöflichen Amtes ganz besonders. Dennoch stand in den meisten Landschaften dem christlichen Bischof durch das ganze Jahrhundert der Rath der Aeltesten zur Seite. Aber eben nur noch Berather und Gehülfen des Bischofs waren um diese Zeit die Aeltesten. Als der eigentliche Träger der gesammten Kirchenverfassung war schon der Bischof allein in Geltung, und die Bischöfe selbst sprachen von ihrem Amte immer nur als einem durch Gott selbst gesetzten Amt, in welchem sie die ausschließlichen Nachfolger und Vertreter der Apostel sehen.

Der Bischof wollte erstens der alleinige Vertreter der Ge-

meinde seyn und zweitens der Gemeinde gegenüber der Stellvertreter Christi, der Gemeinde angehörig und zugleich der ganzen christlichen Kirche; verantwortlich Niemand als Gott allein.

In der Mitte des dritten Jahrhunderts hatten die Bischöfe alles Dieses durchgesetzt.

Die Gesammtheit der Bischöfe wirkte in dieser Richtung zusammen, und jeder Bischof fühlte sich und handelte nur als ein einzelnes Glied und Organ der Gesammtheit aller Bischöfe, des Bischofthums.

Nach und nach hatte sich die Weihe des Bischofs durch die Aeltesten überall verloren, und der Bischof wurde nur wieder von einem Bischofe durch Handauflegung geweiht. Der Widerstand der Aeltesten erlag gegen die wachsende Bischofsmacht namentlich auch darum, weil die Bischöfe nicht zugleich gegen die Gemeinde, die ganz gleichgültig blieb, zu kämpfen, sondern nur den Aeltesten ihre Vorrechte abzuringen hatten.

Es war nur noch ein Kampf eines „aristokratischen" Elements in der Kirche mit einem „monarchischen" Elemente. Schon lange war die Kirche von Bischof und Aeltesten in gleicher Stellung und gemeinsam regiert worden; jetzt erhoben die Bischöfe ihre Stellung zur monarchischen, und regierten allein.

Die Bischöfe bedienten sich der Aeltesten nur noch, so weit sie wollten, bei der Leitung der Gemeindeangelegenheiten. Nur noch in wichtigen Dingen thaten sie Nichts ohne den Rath der Aeltesten. Die Aeltesten verloren die Verwaltung der Sakramente, die Predigt, die Seelsorge. Nur wenn Einen und den Andern der Bischof damit beauftragte, oder wenn Einem, nach ausdrücklicher Bitte darum, die Erlaubniß des Bischofs dazu ertheilt wurde, durfte er die Sakramente verwalten und predigen. So lang die Bischöfe noch im Kampf um ihre Hohheit waren, hielten sie fest darauf; und erst als ihre Alleinherrschaft gesichert war, behielten sie nur noch die Verwaltung der Sakramente für sich, und ließen den Aeltesten wieder freien Raum in der Seelsorge und in der Predigt.

Während die Bischöfe die ursprünglich ihnen gleichstehenden „Aeltesten" unter sich hinabdrückten und in ihrer Wirksamkeit

beschränkten, hoben sie gleichzeitig die „Diakone" und erweiterten deren Wirkungskreis.

Die Diakone waren an Stellung und Ansehen weit unter den Aeltesten gestanden, seit sich in der Vorstellung wie in der wirklichen Gliederung der christlichen Gemeindeverfassung Unterschiede hervorgehoben hatten. Diese ihnen in der Vorstellung der Gläubigen ungefährlichen Diakone hoben nun die Bischöfe thatsächlich über die Aeltesten hinauf.

Aus diesen Diakonen bildeten sie sich ihren engeren, geheimeren Rath. Sie wurden bald „das Ohr und Auge, der Mund, das Herz und die Seele des Bischofs" genannt. Seinen Diakonen vertraute der Bischof ohne Anstand die Taufe oft an seiner Statt; die Diakone sich zu wählen, ohne Beiziehung Anderer, erscheint auch auf Einmal als ein Bischofsrecht, und als die von ihm allein Gewählten schon standen sie ihm näher, im Verhältniß zu den Aeltesten waren sie meist des Bischofs eigentlich Vertraute. Ihre hergebrachte wie ihre erweiterte Thätigkeit war jetzt so, daß sie die Vorbereitungen zum Abendmahl trafen, den Kelch dabei austheilten, nach dem Gottesdienste den Kranken und Gefangenen das gesegnete Brod und den gesegneten Wein ins Haus brachten, im Auftrage des Bischofs tauften, bei jedem Gottesdienste den Anfang der verschiedenen Abtheilungen desselben verkündeten, die Kirchengebete sprachen, die Evangelien verlasen, und von Zeit zu Zeit statt des Bischofs predigen durften. Die Aufsicht über die Ordnung während des Gottesdienstes und die Armenpflege hatten sie wie von Anfang an so auch jetzt noch dazu.

Auch waren sie auf Reisen des Bischofes seine Begleiter; und konnte der Bischof Zusammenkünften von Bischöfen und größeren christlichen Versammlungen nicht anwohnen, so war es meistens ein Diakon, den er als seinen Abgeordneten und Stellvertreter dahin schickte.

Auch das hob die Diakone im Ansehen, daß die hergebrachte Siebenzahl nicht leicht überschritten wurde, während die Zahl der Aeltesten vermehrt wurde ganz nach den Bedürfnissen einer Gemeinde. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts hatte z. B. die

christliche Gemeinde zu Rom sechs und vierzig Aelteste, aber nur sieben Diakone. Dafür hatten, wo es nöthig schien, die Diakone ihre Unterdiakone, von welchen sie in den Verrichtungen ihres Amtes unterstützt wurden.

Eine besondere geistliche Kleidung hatte diese neuwerdende Priesterschaft, die Kirchendienerschaft, in den ersten drei Jahrhunderten noch nicht, wenigstens noch nicht überall; eine solche kam erst im vierten Jahrhundert allgemein für sie auf.

Diese Geistlichkeit war zwar zuerst nur auf freiwillige Gaben der Gemeinde angewiesen, es wurden ihnen die Erstlinge aller Erzeugnisse als freie Gaben dargebracht; bald aber stieg man dazu auf, daß der Zehente als bleibendes göttliches Gesetz verkündet wurde. Damit hatte die Geistlichkeit erst eine reelle Unterlage.

Aus den Verfolgungen heraus hatte sich überall noch eine andere Macht heraufgebildet, mit welcher das Streben nach dem Uebergewicht der Geistlichkeit zusammenstieß, und von welcher es oft noch in die Schranken zurückgewiesen wurde.

Das waren die sogenannten „Bekenner", diejenigen, welche das Märtyrerthum durch treues, muthiges und standhaftes Bekenntniß des Glaubens angetreten, aber die Verfolgung und die Martern überlebt hatten. Ihre Bereitheit, für die Sache des Christenthums sich hinzuopfern, hatte sie mit einem Ansehen in der Gemeinde und weit über diese hinaus umgeben, das nur wenig tiefer stand, als die Glorie, in welcher die für den Glauben in den Tod Eingegangenen, die vollendeten Märtyrer, leuchteten. Die Weihe, welche diese überlebenden Bekenner in den Augen der Glaubigen hatten, war so groß, daß, wenn sie zu Aeltesten gewählt wurden, die sonst den Aeltesten zu ertheilende Weihe für überflüssig galt.

Diese Bekenner, soweit sie Nichtgeistliche waren, traten den Vorrechten der Bischöfe und der Geistlichkeit manchmal aufs entschiedenste entgegen. Auch gab es im vierten Jahrhundert in einzelnen Gegenden neben den geistlichen Gemeindevorständen auch Gemeindevorstände aus den Laien, kirchliche Aelteste und Volksälteste.

Bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts war nicht geradezu gesagt worden, die Gemeinde habe das Recht nicht mehr, über die Ausschließung und Wiederaufnahme von Gemeindemitgliedern zu entscheiden, die Wahl der Aeltesten zu bestätigen, ihren Bischof zu wählen, und über jede wichtige Sache gefragt und gehört zu werden.

Aber zuerst setzte man sich von Seiten der Geistlichkeit über dieses oder jenes Recht der Gemeinde in der Praxis hinweg; zuletzt bestritt man ihr alle diese Rechte, und am Ende des dritten Jahrhunderts behauptete die Geistlichkeit in der Gemeinde, im Einverständniß mit der Geistlichkeit der Nachbargemeinden geradezu, die Bischofswahl stehe der Gemeinde gar nicht zu. Die Nachbarbischöfe und die einheimische Geistlichkeit nahmen ohne Weiteres für sich allein die Bischofswahl vor.

Auch zu dieser letztern Anmaaßung war man nur auf Durchgangsstufen vorgegangen.

Zuerst hatte man die Gemeinde dahin gebracht, daß sie bei Erledigung einer Bischofsstelle die benachbarten Bischöfe einlud, der Wahl anzuwohnen. Später versammelten sich die Bischöfe von selbst, und wählten mit Zustimmung der Gemeinde den neuen Bischof: so hielten sie es schon im dritten Jahrhunderte. War es früher vorgekommen, daß die Gemeinde selbstständig, ohne die Ankunft der Nachbarbischöfe abzuwarten, ihrem verstorbenen Bischof einen Nachfolger wählte, so versammelten sich zuletzt am Ende des dritten Jahrhunderts am Orte des erledigten Bischofssitzes die Nachbarbischöfe, und wählten den Bischof, ohne nach der Zustimmung der Gemeinde zu fragen.

Eben so ging es mit der Wahl eines Geistlichen für einen Kirchendienst. Zuerst zogen noch die Bischöfe, neben der übrigen Geistlichkeit, die Gemeinde zur Wahl eines solchen bei, und selbst nach der Wahl ließen sie es der Gemeinde frei, Einwendungen gegen den Gewählten vorzubringen. So wurde das ursprüngliche Gemeinderecht anerkannt. Bald aber ließen es die Bischöfe zwar anerkannt, aber verletzten es in der Praxis und wählten die Geistlichen ohne Zuziehung der Gemeinde.

Da die Gemeinden es sich gefallen ließen, gingen die

Bischöfe von der Verletzung des Rechtes vollends vor zur Beseitigung des Rechtes der Gemeinde, zuletzt zur Läugnung desselben.

So wurde die Wahl zu geistlichen Aemtern zum ausschließlichen Recht, zuerst der Bischöfe und der Geistlichkeit, dann der Bischöfe allein, nur noch mit Zuziehung ihres engeren geistlichen Rathes, der Diakone und der geistlichen Presbyter (Aeltesten).

Aus dem Worte „Presbyter" wurde unser jetziges deutsches Wort „Priester".

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Das Verhältniß der Gemeinden zu einander.

Das Verhältniß der christlichen Gemeinden zu einander war folgender Art.

Schon in der apostolischen Zeit hatten sich theils in Städten, theils in Dörfern und Flecken draußen christliche Gemeinden gebildet. Ueberwiegend waren gleich Anfangs die Gemeinden in den Städten, und meist hatte sich von den Städten aus das Christenthum auf das Land hinaus verbreitet. Was draußen christlich wurde, schloß sich zuerst der christlichen Gemeinde in der benachbarten Stadt an. Wurden die Christen auf dem Lande zahlreicher, so thaten sie sich als eine eigene Gemeinde auf. Eine solche Landgemeinde hieß eine „Parochie" (griechisch Paroikia, in lateinischem Umlaut Parochia).

„Paroikoi" (Fremde, Beisitzer) war früher eine Bezeichnung für die kleinen Christengemeinden überhaupt, sowohl für die in den Städten, als für die auf dem Lande.

Man hat diese Bezeichnung so erklärt, „die Christen haben damit ihre geistliche Fremdling- und Pilgrimschaft auf Erden andeuten wollen."

Ein christlicher Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, der

Verfasser des „Briefes an Diognet" sagt: „Obgleich die Christen in den Städten der Griechen und Barbaren wohnen, je nachdem einem sein Loos zu Theil geworden, und in Kleidung und Nahrung wie in der übrigen Lebensweise der üblichen Landessitte folgen, so zeichnen sie sich doch durch einen Verwunderung erregenden und allgemein auffallenden Lebenswandel aus. Sie bewohnen ihr eigenes Vaterland, aber wie Fremdlinge. Sie nehmen an Allem Theil als Bürger, und dulden Alles als Fremde. Jedes noch so fremde Land ist ihnen Heimath, und jede Heimath ist ihnen ein fremdes Land. — Sie wohnen auf der Erde, aber sie leben im Himmel; sie gehorchen den bestehenden Gesetzen, und durch ihr Leben erheben sie sich über die Gesetze. Sie lieben Alle, und werden von Allen verfolgt, verkannt und verdammt."

Aus diesen Worten ergibt sich, daß sich damals die Christen als „Fremdlinge und Beisitzer" in den Städten fühlten, in welchen sie wohnten; und wenn auch ebenso darin der Gedanke ihrer geistlichen Fremdling- und Pilgrimschaft auf Erden klar ausgeprägt liegt, so dürfte doch dieser Name seinen Ursprung eher aus der erstern, als aus der letztern Beziehung herleiten.

Im zweiten Jahrhundert hieß „Parochie" nur noch eine Landgemeinde.

Seitdem diese Landgemeinden aus der kleinen Zahl Belehrter, die längere Zeit zum Gottesdienst in die Stadt gegangen waren, zu eigenen Gemeinden erwachsen waren, hatte ihnen der Vorsteher der Gemeinde in der Stadt einen seiner Stadtgemeindeältesten zu ihrem Vorsteher hinausgesandt, um den Gottesdienst und die christlichen Gemeindeangelegenheiten überhaupt zu leiten, und der Bischof der christlichen Gemeinde in der Stadt hatte sich die Aufsicht über die Landgemeinde vorbehalten. Wurden ganze Landgemeinden christlich, so hatten diese ihren eigenen Bischof.

Diese Landbischöfe aber, von Anfang an in untergeordneter Stellung den Stadtbischöfen gegenüber, kamen bald in förmliche Abhängigkeit von den Stadtbischöfen. Der Drang der Stadtbischöfe zur Herrschaft, und freilich damit auch unwillkürlich zur Einheit, beschränkte die Rechte der Landbischöfe immer mehr;

namentlich entzogen ihnen die Stadtbischöfe das ursprüngliche Recht, die Aeltesten und die Diakone zu weihen.

Als die Bischöfe im vierten Jahrhundert geistliche Herren wurden, ließen sie die Landbischöfe aufhören, und ersetzten deren Stelle durch Parochialpresbyter, d. h. herausgeschickte „Landpriester", Landpfarrer.

Denn die Presbyter (= Priester), also diese Aeltesten, entsprachen überhaupt dem, was wir heut zu Tage Seelsorger oder Pfarrer nennen.

Die „Muttergemeinden" strebten natürlich, mit ihren Bischöfen Hand in Hand, die Töchtergemeinden (Filiale) in völlige Abhängigkeit von den Stadtgemeinden zu bringen, sie sich einzuverleiben.

So entstand, meist nach längerem Wiederstreben der Landbischöfe und ihrer Gemeinden, die „Diöcese", d. h. ein bischöflicher Amtsbezirk.

In den ganz großen Städten, wie in Rom, Alexandria, Karthago, Antiochia, gab es bald eine größere Zahl Gotteshäuser, weil ein einziges Gotteshaus für die Menge der Christen nicht mehr zureichte. Der Bischof an der „Hauptkirche" setzte dann den kleineren Kirchen in seiner Stadt eigene Presbyter (Priester, Pfarrer) oder er ließ durch die Presbyter an der Hauptkirche abwechselnd die Versammlungen in den städtischen Filialkirchen leiten.

Die Unterordnung der Dorfgemeinden unter die Stadtgemeinden, der Gemeinden in den kleineren Städten unter die Gemeinden in den Hauptstädten der Reichsprovinzen ergab sich wie von selbst, da in den Hauptstädten das Christenthum zuerst verkündet worden war, und erst von der Hauptstadt aus es sich in die anderen Städte einer Provinz verbreitete.

So war es wenigstens im Morgenlande, und schon in den ersten drei Jahrhunderten war in der Vorstellung der Christen die Kirche der Hauptstadt (Metropole) auch die Hauptkirche der Provinz, und der Bischof der Hauptstadt der „Metropolit", galt ohne Gesetz, schon durch die Sachlage, als derjenige, welcher an der Spitze aller Gemeinden der Provinz stehe; war

doch er es auch, in welchem alle Gemeinden einer Provinz von selbst ihren Zusammenhang fanden, als ein Ganzes.

Angesehener noch als die Hauptstadt einer Provinz waren diejenigen Städte des römischen Reichs, welche die Hauptstädte eines Welttheils, oder große reiche Handelsstädte waren, Alexandria, Antiochia, Ephesus, Korinth, und vollends gar die Welthauptstadt Rom.

Zu der Größe und Macht dieser Städte trat noch ein drittes, was ihnen für die Christen Ansehen gab, die Predigt und der längere Aufenthalt der Apostel in denselben. Sie hießen Apostelsitze und Apostelkirchen, die Kirchen dieser großen Städte. Und die Kirche in Rom war ja nicht bloß die Kirche in der Hauptstadt der Welt, hier hatten nicht bloß die beiden großen Apostel, Petrus und Paulus, nach allgemeinem Glauben den Märtyrertod erlitten, sondern hier war auch die reichste aller christlichen Gemeinden, und zugleich die wohlthätigste. Auf diese Gemeinde waren von Anfang an, von allen Theilen der Christenheit her, die Augen gerichtet, von hier aus gingen durch drei Jahrhunderte durch die reichsten Gaben nach allen Seiten hin; und wie diese Gemeinde, so hatte der Bischof dieser Gemeinde einen weitreichenden Namen und ein weit verbreitetes Ansehen. Es lag das ganz einfach in den Verhältnissen.

Der Bischof der Gemeinde in Rom war es auch, der zuerst anfing oder wenigstens am auffallendsten darauf ging, einen äußeren Glanz um sich zu verbreiten.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Vermehrung der Kirchenämter.

Das Ausgehen auf Glanz mußte von selbst Anlaß werden, die Kirchenämter zu vermehren, dem Bischofe gleichsam sein Gefolge zu bilden. An den Klerus schloßen sich „Halbkleriker" und es entstanden höhere und niedere Kirchenämter; aber auch die niederen galten als „Rang."

Das älteste unter den niederen Aemtern war das der „Vorleser" (Lektoren). Dazu wurden jedoch schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts meist nur noch junge Leute bestellt, die sich dadurch auf die eigentlichen Kirchenämter vorbereiteten. Nur Aemter niederen Ranges waren die Unterdiakone, die wir schon fanden; dann die Akoluthen; die „Kantoren" (griechisch Psaltai), d. h. Vorsänger; die „Ostiarier", d. h. Thürsteher (Küster), welche für das Aeußere der Kirchen zu sorgen hatten; für Oeffnung und Schließung der Thüren und derartiges, endlich die „Exorcisten."

Diese „Exorcisten" waren dazu bestellt, die „Besessenen", welche dem Gebet der Gemeinde empfohlen waren, zu beaufsichtigen und geistlich zu pflegen, über sie zu beten und — später sogar Beschwörungsformeln zu sprechen. Denn es war Glaube der Zeit, besonders seit dem dritten Jahrhundert allgemein, erstens an die fortdauernde Macht der bösen Geister; zweitens an die Gabe Einzelner, die bösen Geister beschwören zu können; drittens wurde, was im ersten Jahrhundert als Gnadengabe betrachtet und als freie Gabe des Geistes geehrt und im Wirken war, zu einem Kirchenamt erhoben.

Mit diesem Amte wurde auch das Geschäft verbunden, über die zur Taufe Vorbereiteten die Gebete zu sprechen, und durch eine besondere Formel den bösen Geist von dem Täufling zu bannen. Das ist der Exorcismus in seinem Anfang.

Die „Akoluthen", d. h. wörtlich Gefolge, waren nichts als eine Verbrämung des bischöflichen Ansehens. Sie bildeten das dienende Gefolge der Bischöfe, und trugen namentlich bei den Umgängen an den Gräbern der Märtyrer die Lichter.

Die Vervielfältigung der Kirchenämter und der „Kirchendiener" folgte von selbst aus der Weiterentwicklung der Kirche, und es war nur sachgemäß, daß ein Theil sich zu Lehrern und für den Dienst des Wortes bildete; ebenso, daß die, welche den Dienst am Worte hatten, zugleich die Sakramente vor Andern verwalteten.

Nicht christlich aber war es, daß diese neue christliche Geistlichkeit eine Scheidewand zog zwischen sich und allen denen, die

nicht Geistliche waren. Der Klerus, der sich den Laien gegenüber setzte, als ein bevorrechteter Stand, war ein Rückfall in das alte Juden- und Heidenthum, und es wurde so von Christen und zwar von solchen, welche ausschließliche Vertreter Christi seyn wollten, etwas wieder aufgebaut, was Christus niedergerissen hatte, nämlich die Scheidewand zwischen Priester und Volk.

Und wie das absonderliche Priesterthum, die amtliche Priesterschaft, einmal festen Fuß in der Christenheit hatte, trat, was von jeher der Priesterschaft eigen war, auch aus der christlichen Priesterschaft heraus, eine ungewöhnliche Art von Stolz, Selbstsucht, Herrschsucht, Anmaßung, Hartherzigkeit, Unduldsamkeit.

Unter sich selbst sprachen die Bischöfe völlige Gleichheit an; diese Gleichheit aber war in der Wirklichkeit niemals da im Klerus. Auch die Synoden trugen bei, das Ansehen einzelner Bischöfe zu einer Art Oberhoheit zu steigern.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Aufkommen der Synoden.

Eine geistige Verbindung zwischen den zerstreuten Christengemeinden war immer gewesen, und reisende Brüder wie ein brieflicher Verkehr unterhielten die Beziehungen auch der entfernten, durch weiten Raum ganzer Länder und Völker getrennten Gemeinden zu einander. Ein Zusammentreten zu besonderen kirchlichen Tagsatzungen kam aber erst in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts auf. Solche gemeinsame Berathungen fanden zuerst nur zwischen Abgeordneten von Gemeinden eines und desselben Landes statt und hießen Provinzialsynoden.

Sie hatten ein Vorbild dafür an den seit dem grauen Alterthum auch noch unter römischer Herrschaft fortbestehenden Versammlungen der landschaftlichen Bünde in Griechenland und Kleinasien, welche die altüblichen Versammlungen von Zeit zu Zeit hielten,

und ihre Zusammenkünfte griechisch „Synoden", lateinisch „Concilia" nannten.

Die Uebertragung dieses Namens auf die christlich kirchlichen Zusammenkünfte spricht dafür, daß jene heidnischen Versammlungen zum Vorbild der Einrichtung und Berathung genommen wurden, und nicht die Apostelzusammenkunft zu Jerusalem, welche wohl den Gedanken einer gemeinsamen Berathung abgeben konnte, aber nicht die Formen dazu.

Die lange Zeit der Verfolgungen hatte solche Zusammenkünfte nicht aufkommen lassen; es gehörte die Zeit der Ruhe dazu.

Zuerst wurden solche „Synoden" gehalten aus besonderen Veranlassungen; später wurden regelmäßige, zu bestimmter Zeit wiederkehrende „Provinzialsynoden" eingeführt, aber erst nach dem zweiten Jahrhundert, und zuerst in Griechenland; und zwar so, daß die regelmäßige Synode alljährlich nach Ostern, nachher zweimal, nach Ostern und im Herbste, gehalten wurde.

Es machte sich bald von selbst, daß nur der Bischof der Hauptstadt den Tag des Zusammentritts der Synode ausschrieb, ihm der Vorsitz in der Versammlung eingeräumt, und die Ausführung der Beschlüsse in seine Hand gelegt wurde.

An diesen Berathungen und Beschlüssen über kirchliche Fragen nahmen Anfangs die Bischöfe, die Presbyter und Diakone thätigen Antheil; die Laien durften nur zuhören.

Da aber die Versammlungen öffentlich waren, so machte das Volk öfters seine Stimme geltend. Darum wurde später die „Gegenwart" von Laien sehr beschränkt, und frühe genug erklärten sich die „Bischöfe" der Provinz allein für sitz- und stimmberechtigt, und Presbyter und Confessoren wurden nur noch hie und da, ausnahmsweise, mit zugelassen.

Vom Jahre 325 an war es in Gesetzesform gebracht, daß die Bischöfe allein stimmberechtigt seyen.

Die „Synodalbeschlüsse" wurden durch „Synodalschreiben" den Gemeinden mitgetheilt.

Die Bischöfe stimmten auf der Synode nicht als Vertreter

ihrer Gemeinden, sondern als Nachfolger der Apostel, in eigener Gewalt und „unter Einfluß des heiligen Geistes", wie es in Synodalschreiben heißt.

In den afrikanischen Provinzen, Mauritanien und Numidien, wo keine Stadt war, die durch ihre Größe oder sonst eine Bedeutung den Vorrang hatte, hatte der älteste unter den Bischöfen den Vorsitz; bald aber nahm der Bischof von Karthago die Rechte eines Metropoliten auch über diese Provinzen in Anspruch. Der Name „Metropolit" jedoch kommt zuerst in den Beschlüssen der Kirchenversammlung zu Nicäa vor, im Jahre 325. Schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts berief der Bischof von Karthago afrikanische Generalsynoden, und Numidien und Mauritanien anerkannten die Oberleitung des Bischofs im prokonsularischen Afrika, der zu Karthago saß.

Zu gleicher Zeit hatten die Bischöfe der drei großen Reichshauptstädte Rom, Alexandria und Antiochia ihre bischöfliche Oberhoheit so sehr zu erweiterter Geltung gebracht, daß diese Inhaber der „apostolischen Sitze" eine große Zahl von Provinzen unter sich hatten, die Synoden derselben beriefen und leiteten, die Bischöfe der einzelnen Gemeinden bestätigten und weihten und bereits die Kirchenangelegenheiten eines großen Ganzen in ihrer Hand zusammen faßten.

Der Bischof zu Rom hatte unter seinem Einfluß und seiner Leitung Mittel- und Unteritalien und sogar bis auf einen gewissen Grad das südliche Gallien; der Bischof zu Alexandria alle christlichen Gemeinden in dem weiten Kreise, welcher damals im römischen Reich Egypten hieß; der Bischof von Antiochia alle Christen in den Ländern, welche damals der Name Syrien umfaßte.

Um die Mitte des dritten Jahrhunderts war die Gemeinde Rom, und damit der Bischof zu Rom in anerkanntem Vorrang in der abendländischen Kirche Europas, wie im westlichen Afrika.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Vorrang des römischen Bischofs.

Neben ihrer Glorie als einzige apostolische Gemeinde des Abendlandes, hatte die römische Gemeinde das auch für sich, daß sie die Muttergemeinde aller andern abendländischen Gemeinden war.

Rom war überdieß noch immer der Mittelpunkt der Welt, und zwar ebenso der Mittelpunkt, in welchem Handel und Gewerbfleiß, jede Art von Waarenabsatz zusammen floß, als der Mittelpunkt, von welchem die politische Leitung der Welt ausging. Verschaffte den Provinzialhauptstädten ihre Stellung bloß als solchen schon einen Vorrang vor den andern Gemeinden der Provinz, so mußte die christliche Gemeinde zu Rom, und damit der Bischof zu Rom, von selbst eine ganz eigenthümliche Bedeutung für die gesammte Christenheit im römischen Reiche haben.

Dazu kam noch, daß in der römischen Gemeinde Personen vornehmer und einflußreicher Familien waren, Christen, welche dem Kaiserthrone nahe standen. Der Reichthum dieser Gemeinde wurde schon berührt; ebenso, daß dieser Reichthum zu Unterstützungen nach allen Seiten der Christenheit hin wohl benützt wurde. Endlich war das geistige Leben unter den Christen in Rom besonders rege durch das Zusammenströmen aller Richtungen und Parteien in diesem Weltmittelpunkt, und durch die daraus folgenden geistigen Bewegungen und religiösen Gährungen in dieser Gemeinde.

Die Christenheit zu Rom war auch ihrer Mehrheit nach gebildeter als die Christen anderswo, und es war auch auf sie etwas vom altrömischen Wesen übergegangen: sie war praktisch in Blick, Griff und Schritt, sie hatte etwas von altrömischer Energie und Consequenz, von altrömischem richtigem Takt, aber auch etwas von altrömischer Politik, im bösen wie im guten Sinn, neben dem Organisationstalent — vornherein war zu

Rom die bestorganisirte Gemeinde — hatte sie auch die altrömische Lust zum Herrschen, Schlauheit und Feinheit.

Die Mehrzahl der Christengemeinde in Rom hatte auch als Christen noch immer das an sich, was Römer-Natur und Art heißt. So umbildend das Christenthum auch auf den Römercharakter wirkte, so ging das doch langsam, und die alte Natur und Nationalität schlug immer wieder durch.

Selbst die Christusreligion hat nur die Macht zu veredeln und zu verklären, nicht aber das Grundwesen einer Nationalität oder einer menschlichen Organisation zu verändern, eine gegebene Natur völlig aufzuheben und eine andere Natur an deren Stelle zu setzen.

Nachdem das Bischofsthum für sich seine Oberhoheit zur Geltung und Anerkennung gebracht hatte, konnte es gar nicht fehlen, daß unter den Bischöfen der Bischof zu Rom seinen Vorrang, der schon lange von selbst in Geltung war, zu immer größerer, bald zu allgemeiner Anerkennung brachte.

Der Ehrenrang, den Bischof und Gemeinde zu Rom voraus hatten, ehe der „römische Primat" anerkannt war, ruhte ganz allein auf den zuvor angeführten geschichtlichen Verhältnissen, und gar nicht auf irgend einer großen Persönlichkeit, die, wie man voraussetzen könnte, in dieser Gemeinde während des zweiten und dritten Jahrhunderts hervorgetreten wäre.

Keine großen Geister, keine großen Charaktere, die es im Leben gewesen wären, weist die römische Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts auf, nur Märtyrer, welche groß starben, aber ohne vorher, so, daß es zur Ueberlieferung ausgezeicht hätte, groß durch ihr Leben und Wirken gewesen zu seyn. Es gab nicht nur in dieser Zeit keine große Persönlichkeit in der römischen Gemeinde, sondern mitunter so trübe und mangelhafte Zeiten, daß sie überaus schwache Bischöfe hatte wie Zephyrinus, der ebenso unwissend als kraftlos war; sittenlose Bischöfe, wie Kallistus I., der von 219 bis 222 Bischof war, und bis um 224 lebte.

Dieser Kallistus war ein kecker Abenteurer mit äußeren Vorzügen. Ein geborner Sclave, wollte er sich, entlaufen, selbst

tödten, wurde aber dem Selbstmord entrissen, und zeichnete sich unter solchen aus, welche suchten, Märtyrer zu werden. Dadurch wurde er dem Bischof Zephyrinus nahe; er beherrschte bald diesen ganz und wurde dessen Nachfolger; er lebte aber als Bischof so, daß ein Theil der Aeltesten, wegen seiner eigenen Sünden und seiner Geneigtheit zur Vergebung aller Arten von Sünden, auf seiner Absetzung bestanden. Er aber erklärte, „ein Bischof könne nie von den Kirchenältesten (dem Presbyterium) abgesetzt oder zur Abdankung genöthigt werden, auch wenn er eine Todsünde begehe.“ Ein späterer Bischof, Marcellinus, welcher um das Jahr 304 starb, war so schwach oder gefüge, daß er den Göttern und dem Bilde des Kaisers Weihrauch streute.

Dennoch war schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Rom das Selbstgefühl da, das einen Vorrang vor allen Gemeinden, und Bischöfen, in Anspruch nahm, und von einer juden-christlichen Partei, welche mit ihren alttestamentlichen, levitischen Anschauungen sich nach der Zerstörung Jerusalems in Rom ein- und vordrängte, der Gedanke eines „Bischofs der Bischöfe“ sogar ausgesprochen worden: Jakobus sey zu Jerusalem ein solcher gewesen; so heißt es in einem von dieser Partei erdichteten Briefe des römischen Clemens an Jakobus.

Doch war auch eine längere geschichtliche Entwicklung dazu nöthig, bis sich aus dem römischen Bisthum das Pabstthum entfaltete.

Nur die Vorbedingungen dazu waren bereits da, und nicht leicht kann man bei einem großen geschichtlichen Ereigniß, bei Etwas, das, wie es in seiner Vollendung hervortrat, Epoche in der Welt machte, klarer nachweisen, von wo es ausging, wie es anfing, wie es keimte, trieb und ansetzte, wie es wuchs und endlich das wurde, was es geworden ist, als bei dem römischen Pabstthum das sich so ganz menschlich im Fluß der Geschichte entwickelt hat, und das dann, als es im Siege war, eine vom Himmel gefallene Anstalt, eine „unmittelbare göttliche Stiftung“ seyn wollte.

Nicht weil die römische Gemeinde in Wirklichkeit die Ueberlieferung des christlichen Lebens und Lehrens von den Aposteln her, in durchgängiger Reinheit vor andern bewahrt hatte,

sondern weil sie das von sich sagte und verbreitete, und künstlich sich in diesen Ruf zu setzen wußte, selbst noch zu einer Zeit, da alle möglichen Richtungen und Sekten in der weit über eine Million Menschen umfassenden Welthauptstadt auf die Anschauungen der römischen Gemeinde Einfluß übten: darum erhielt und übte die christliche Gemeinde zu Rom für sich das, was man eine **Autorität** heißt, in Glaubenssachen.

Die Gefahr, mit welcher die ins Christenthum eindringenden vielerlei Sekten die christliche Einheit und Gemeinschaft bedrohten, hat vorzugsweise auch dem Aufkommen der **Autorität** der christlichen Gemeinde in Rom genützt, und ebenso Abweichungen und Streitigkeiten inmitten der „Rechtgläubigen" über einzelne Punkte christlicher Sitte und Lehre.

Irenäus, der Schüler des Polykarp, der am Ende des zweiten Jahrhunderts auf der Höhe seines Wirkens war, konnte sich rühmen, daß seine Jugend nicht nur von den Erinnerungen des apostolischen Zeitalters, sondern noch von diesem Zeitalter selbst berührt worden sey; und dieser Irenäus schrieb, da man wegen einer bloß verschiedenen Auffassung des Christlichen „den herrlichen Leib Christi zertheilen wolle", so müsse an die römische Gemeinde als an die Erste, die vor andern dazu befähigt sey, die Gesammtheit der christlichen Gemeinden, d. h. „alle Gläubigen", sich anschließen, da in der römischen Gemeinde immer von allwärts herkommenden Gläubigen die Ueberlieferung gemeinsam bewahrt worden sey, wie sie von den Aposteln ausgegangen.

Wies aber damals Irenäus, um der Einheit in der Christenheit willen, auf das Vorbild der römischen Gemeinde hin, als den Anschlußpunkt, so verwies er nur auf das christliche Bewußtseyn der „Gemeinde" zu Rom, nicht auf den römischen „Bischof"; dessen Anmaßung wies derselbe Irenäus ausdrücklich zurück.

Denn die bischöflichen Anmaßungen konnten nicht mit dem zusammen stimmen, was dem Schüler des Polykarp, dem Vertrauten der Schriften des Evangelisten Johannes, in der Erinnerung war.

Dreißigstes Kapitel.

Aelteste Tendenzschriften für die Hierarchie. 1. Pseudo-Clementinen. 2. Pseudo-Ignatius.

Aus der Mitte des nach Herrschaft strebenden, heidnisch-christlichen priesterschaftlichen Elementes, und zu gleicher Zeit aus der Mitte des nach Herrschaft strebenden, judenchristlichen priesterschaftlichen Elementes, wurde versucht, und mit Glück versucht, das allgemeine christliche Bewußtseyn durch mündliches und geschriebenes Wort für die Vorstellung, zuerst der bischöflichen Herrschaft überhaupt, dann für die Vorstellung der Herrschaft des römischen Bischofs über alle Bischöfe, zu bearbeiten und zu gewinnen.

Dem apostolisch gerühmten Clemens, Vorsteher der römischen Gemeinde, wurde, namentlich auch zu diesem Zwecke, im letzten Viertel des zweiten Jahrhunderts eine Schrift unterschoben, die bereits früher angeführten „Clementinen." Darin wurde der Apostel Petrus als der alleinige Begründer der Gemeinde zu Rom vorgestellt, und der Apostel Petrus mit den Worten eingeführt: „Diesen Clemens erwähle ich euch zum Bischof, und übergebe ihm meinen Stuhl des Wortes."

In diesen dem Clemens unterschobenen Schriften erscheint die Kirche als ein „Schiff, das im heftigsten Sturme Menschen aus den verschiedensten Gegenden trägt. Der Herr des Schiffes ist Gott, der Schifflenker ist Christus, der Vorruderer ist der Bischof, die Passagiere sind die große Menge der Christen. Die Kirche ist das Schiff, das endlich zu dem ersehnten Hafen der ewigen Glückseligkeit führt. Weil die Kirche dieses Schiff ist, und auf dieser Fahrt, so muß sie eine wohlgeordnete, Gott wohlgefällige, Verfassung haben; und dieß kann nur dadurch geschehen, daß Einer herrscht. Denn die Ursache der vielen Kriege liegt darin, daß es viele Könige gibt. Wenn nur Einer herrschen würde, so wäre ewiger Friede auf Erden. Darum hat Gott Einen zum Herrscher derer eingesetzt, welche des ewigen Lebens

gewürdigt werden: dieser Eine ist Christus. So ist zwar Christus der Herr der Kirche, aber seine Stelle muß auch sichtbar vertreten werden; und dieser Vertreter ist der Bischof."

„Ihm ist Christi Stelle vertraut. Wer sich gegen den Bischof vergeht, versündigt sich an Christus. Die dem Bischof erwiesene Ehre wird Christus selbst erwiesen, und, indem Christus geehrt wird, wird Gott geehrt. Wer dem Bischof Unehre beweist, verunehrt Christus und verunehrt Gott."

„Der Bischof hat Macht zu lösen und zu binden. Ihm kommt es zu, der Gemeinde den Weg zu weisen, der zur heiligen Stadt führt. Der Bischof muß als Gebieter, in Allem, was er spricht, gehört werden. Wer dem Bischof nicht gehorcht, gehorcht Christus, gehorcht Gott nicht. Von der Verbindung mit dem Bischof hängt die Seligkeit ab. Durch den Bischof wird der Einzelne zu Christus und von Christus zu Gott geführt. Wer daher dem Bischof Gehorsam erweist, wird die Seligkeit erlangen; wer nicht, von Gott bestraft werden."

„Demjenigen, welchem der Bischof feind ist, soll kein Gemeindeglied freund seyn. Mit wem der Bischof nicht umgeht, mit dem soll keiner der Gläubigen verkehren, wenn er nicht für einen Verwüster der Kirche gelten will. Zwar ist die Pflicht des Bischofs, nur Gutes zu befehlen; aber der Stuhl Christi ist, wie der Stuhl des Mose, auch wenn ein Schlechter darauf sitzt, durch Gehorsam zu ehren."

„Dem Bischof liegt ob, nicht tyrannisch zu befehlen, wie die Fürsten (die Obrigkeiten) der Heiden, sondern milde, als ein Vater, die Kirche zu lenken, und die Bedrängten zu schützen, als ein Arzt die Kranken zu besuchen und zu behandeln, als ein Hirte die Heerde zu bewachen, für Aller Heil zu sorgen. Mit irdischen Geschäften darf er sich nicht befassen, diese gehören den Laien zu; seine ganze Sorge muß auf die himmlischen Dinge gerichtet seyn, und besonders hat er zu wachen über die Reinerhaltung der Lehre."

„Bei all dem soll er äußere Ehre nicht aus falscher Demuth verschmähen, da nur durch diese äußere Ehre die Masse im Zaum gehalten werden mag."

„Als Stellvertreter Christi und Gottes auf Erden, ist der Bischof auch der natürliche Vertheidiger der Kirche als der Braut Christi, gegen den sie bekriegenden Teufel, den bösen Feind der Wahrheit und des Guten, und dieser setze dem Bischof um jedes Einzelnen seiner Ergebenen willen zu. Wie aber der Bischof der Mittelpunkt ist, an den sich die Presbyter, und diesen nach, die Diakone anschließen: so ist der Mittelpunkt für die Gesammtheit christlicher Gemeinschaft, für die Kirche, der Bischof zu Jerusalem, als Bischof der Bischöfe, welchem vorzugsweise die Aufsicht über die Reinerhaltung der Lehre in der ganzen Kirche zukommt."

„Der Bischof ist das Organ der Einen Wahrheit in seinem Kreise. Denn der Bischof ist durch die Ordination zum Inhaber der wahren Glaubenslehre gemacht. Die Ordination hat aber folgende Gestalt und Kraft: Christus, der allwissende wahre Prophet und Urmensch, der zur Offenbarung der Wahrheit sich wiederholt verkörperte, und in den Patriarchen, in Mose, zuletzt in Jesus sich offenbarte, hat in dieser seiner letzten Erscheinung die zwölf Apostel als Verkünder seiner Worte und Jesu Bruder als Bischof von Jerusalem eingesetzt, und dem letzteren, wegen seiner leiblichen Verwandtschaft mit Jesus, das Vorrecht gegeben, daß alle Lehrer von ihm beglaubigt werden müßen. Und so ist von dem Bischof Jakobus und von den Aposteln die Beglaubigung und die Ordination der Bischöfe ausgegangen, und die Ueberlieferung von einem zum andern, und jeder damit in den Besitz der wahren Glaubenslehre gekommen."

Das sind, in gedrängtem Auszuge die Grundgedanken jener, dem römischen Clemens unterschobenen, zu Ende des zweiten Jahrhunderts abgefaßten Parteischriften, der Clementinen. In die Augen springt der bewußte Zweck, die Berechnung darauf, die Hierarchie in die Christenheit einzuführen. Zwar ist nicht der römischen Gemeinde und dem römischen Bischof, sondern der Gemeinde zu Jerusalem und deren Vorsteher Jakobus die Stelle der herrschenden Gemeinde und des Oberbischofs in diesen Schriften zugewiesen; aber das nur darum, um den Gedanken einer christlichen Hierarchie als etwas Urchristliches hinzustellen, die Idee eines Bischofs der Bischöfe, wie einer christlichen

Priesterschaft, so in die Vorstellung der Christen hinein zu schieben, als wäre Beides eine ursprüngliche christliche Anstalt und eine göttliche Stiftung.

Jerusalem war ja zerstört. Diese heilige Stadt konnte nicht mehr der Sitz für die Verwirklichung dieser Idee seyn. Die Idee aber war die Hauptsache, diese war nicht Etwas, an dem Orte Jerusalem Haftendes, sondern sie trug, wenn sie einmal in das Bewußtseyn und Leben der Zeit eingedrungen war, sich leicht, ganz von selbst, auf die römische Gemeinde und auf den römischen Bischof über. Nannten sich doch diese Bischöfe die Nachfolger des Petrus, und ließ sich doch das Wort Jesu (Matth. 16, 18—19.) „Auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, — und will dir des Himmelreichs Schlüssel geben u. s. w." so deuten und geltend machen, als sey es ein Beleg für das römische Oberbisthum.

Schon um das Jahr 216 hatte der schwache Bischof Zephyrinus, ja schon früher sein Vorgänger Viktor sich auf diese Schriftstelle berufen und eine gesetzgebende Autorität über die ganze Kirche einzunehmen versucht. Das geht ausdrücklich hervor aus dem Spott Tertullians, welcher das Benehmen des Zephyrinus als eine Anmaßung zurückwieß, und darüber spöttelte, daß der römische Bischof als oberster Priester (als „Pontifex Maximus") und als Bischof der Bischöfe spreche, und, weil der Herr zu Petrus gesagt habe, „Auf diesen Felsen rc. rc.", deßhalb sich anmaße, auch auf ihn, den Bischof zu Rom, habe sich die Gewalt zu binden und zu lösen fortgepflanzt, und auf die römische Gemeinde.

Auch von andern Seiten, ja allgemein wurde zu Anfang des dritten Jahrhunderts noch das Auftreten der römischen Bischöfe als Anmaßung zurückgewiesen, selbst von solchen, welche annahmen, Petrus sey Bischof zu Rom gewesen, und die römischen Bischöfe haben mit der römischen Gemeinde ein hohes Ansehen und einen gewissen Vorrang.

Der Gedanke von der nachmals so stark betonten „Kathedra Petri", von einem Bisthum des Petrus und einer Nachfolge auf seinem Stuhl zu Rom, brach sich im dritten Jahrhun-

dert Bahn: verbreitet und ins Bewußtseyn der Christen eingeschoben, war aber dieß durch die Clementinen.

Um dieselbe Zeit trat diejenige priesterschaftliche Partei, welche aus den Heiden-Christen hervortrieb, mit jenen Schriften auf, welche dem noch in's apostolische Zeitalter zurückreichenden Ignatius, wenigstens theilweise, unterschoben sind.

Hatte die jüdisch-priesterschaftliche Partei in der Christenheit, die, wie es scheint, in der Christengemeinde zu Rom ihren Hauptsitz hatte, ihre „hierarchischen Bestrebungen" durch den großen christlichen Namen des ersten Clemens gedeckt: so deckt die andere Partei, welche die freiere christliche Richtung, die heidenchristliche Richtung, hatte, die gleichen „hierarchischen Bestrebungen" mit dem glorreichen Namen des Märtyrers Ignatius von Antiochien.

Auch diese priesterschaftliche Partei hatte ihren Hauptsitz zu Rom, und mancher heidnische Priester und mancher heidnische Aristokrat mögen in dieser Partei gewesen seyn. Sie hatten das Christenthum angenommen, aber in die Christenheit ihre bisherigen heidnischen Anschauungen und Neigungen mit herüber gebracht.

Dahin gehörte namentlich die altrömische Ansicht von der Leitungsbedürftigkeit der Masse. Viele dieser Männer, und zwar die Ausgezeichnetsten unter ihren nachmaligen Glaubensgenossen, waren erst im gereifteren, manchmal erst im späten Mannesalter, nach langem Leben und Wirken unter Hoch und Nieder, in politischer oder Geschäftslaufbahn, zum Christenthum übergetreten; und mancher von ihnen mochte aus Erfahrung, mancher aus früherer Gewohnheit die Anschauung sich abgezogen haben, daß die Mehrheit der Menschen geleitet oder beherrscht werden müsse; namentlich wenn großen Zwecken große Erfolge gesichert werden sollen: wozu stets die Einheit der Kräfte und ihres Wirkens nöthig ist.

Nur eine höhere Stufe, und selbst da noch eine gewisse gleichmäßige Bildung eines größeren Theils, macht, daß große Dinge gelingen mit dem Willen Aller.

Diese Stufe der Bildung war damals noch nicht in der

Christenheit. Das mochte für den Gedanken einer Hierarchie und für das Streben nach derselben auch — Solche gewinnen, welche nicht aus menschlicher Leidenschaft, höher zu stehen oder zu herrschen, priesterschaftlich gesinnt waren. Der Wille für die Sache konnte, in Verbindung mit seinen Erfahrungen über die Sachlage und über die Menschen, Manchen in diese Richtung treiben; gerade so, wie Männer auf dem rein politischen Gebiet, wenn sie lange für das Volk gearbeitet und mit der unfügsamen Masse gerungen haben, später oft zu der Meinung und Praxis gelangen, die Volksmasse werde zu ihrem eigenen Besten zweckgemäßer diktatorisch geleitet, durch Despotie der Volksfreunde.

In den sogenannten ignatianischen Briefen wurde die Macht des Bisthums also gelehrt: „Wie Christus nichts ohne den Vater gethan habe, und Alles nur in der Einheit mit dem Vater gewesen sey, so sey die Gemeinde Alles nur in ihrer Einheit mit dem Bischof, und sie dürfe nichts thun ohne den Bischof. Wenn man dem Bischof ebenso, wie Christus dem Herrn unterthan sey, so lebe man nicht nach der Weisung eines Menschen, sondern nach der Weisung Christi selbst. Nur die Eucharistie sey für gültig zu halten, welche vom Bischof verrichtet werde, oder mit Genehmigung des Bischofs. Wo der Bischof sey, sey auch die Gemeinde, wie da, wo Christus sey, auch die Kirche sey. Ohne den Bischof zu taufen, ohne den Bischof ein Liebesmahl zu halten, sey wider das Gebot des Geistes. Nur was der Bischof billige, sey auch Gott genehm; nur so könne Alles, was man thue, sicher und gültig seyn. Wer den Bischof ehre, werde von Gott geehrt; wer ohne Wissen des Bischofs etwas thue, diene dem Teufel. Wer Gottes und Christi Freund sey, sey auch des Bischofs Freund. Nicht genug selig zu preisen seyen die, welche mit dem Bischof Eins seyen, wie die Kirche Eins sey mit Christus, Christus Eins sey mit dem Vater, auf daß Alles in Einklang und Einheit sey. Wer nicht innerhalb des Altars sey, dem fehle das Brod Gottes. Wenn das Gebet von Einem oder Zweien so viel vermöge, wie viel mehr vermöge dann das Gebet des Bischofs und der ganzen Gemeinde! Wolle man Gott unterthan seyn, so müsse man dem Bischof unterthan seyn und sich ihm

nicht widersetzen. Auf den Bischof müsse man sehen, wie auf den Herrn selbst; den Bischof müsse man ehren wie Christus, den Sohn des Vaters. Der Bischof sey der an Gottes Statt Gesetzte. Wer dem Bischof gehorche, gehorche nicht dem Bischof, sondern dem Vater Jesu Christi, dem Weltbischof Gott. Wer den Bischof täusche, täusche nicht den sichtbaren Bischof, sondern betrüge den unsichtbaren Bischof. Der sichtbare Bischof sey leiblich und irdisch, was Gott oder Christus unsichtbar, in geistiger Weise, sey."

So wurde von zwei sich bekämpfenden Richtungen aus zusammenstimmend auf ein und dasselbe hingearbeitet, nämlich auf die Hierarchie.

Aus diesen Auszügen ist nicht bloß klar, sondern handgreiflich, daß die „Briefe des Ignatius" aus den apostolischen Anschauungen nicht so hervor gewachsen sind, sondern entweder geradezu allesammt erdichtet und unterschoben, oder wenigstens einige in stärkstem Grade gefälscht, durch nachmalige Umfärbungen und Zuthaten, die andern geradezu ganz für den Zweck später erfunden. Es ist kein Hauch urchristlichen Geistes darin.

Sie sind vielmehr ganz durchzogen von dem Geiste, welcher der heidnischen und der jüdischen Priesterschaft ganz eigenthümlich ist, von dem Geiste des eben erst gewordenen Klerus. Denn dem Bischof sind überall darin die Priester zur Seite gesetzt. Es heißt darin: „Eure ehrwürdige Priesterschaft ist mit dem Bischof verbunden, wie die Saiten mit der Leier". Und wenn gesagt ist, die Gemeinde solle nichts thun ohne den Bischof, so heißt es daneben, sie solle nichts thun „ohne die Priesterschaft."; und ebenso, wenn gesagt ist, alle sollen dem Bischof so folgen, wie Jesus Christus seinem Vater folgte, so heißt es dann unmittelbar daneben: „Folget den Priestern wie den Aposteln"!

So ist es aus sich selbst gewiß und unbestreitbar, daß die Clementinen wie die ignatianischen Briefe nichts Anderes sind, als das doppelte Programm zweier Schattirungen des in die Christenheit eingedrungenen priesterschaftlichen Elementes, jenes von jeher in der Welt da gewesenen Elementes, dessen geistige Träger es an der Zeit hielten, jetzt heraus

zu treten, und das Priesterthum, in Wahrheit eigentlich die Priesterschaft, als die Hauptsache in der Ordnung der christlichen Kirche darzustellen, durch welche die göttliche Gnade allein zu der Gemeinde, den Laien, komme.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Ursprung dieser Tendenzschriften.

So sehen wir, in die Mitte der Christenheit hineingetreten, und schon nach dem Heft derselben greifend, eben diejenige Macht, welche zu brechen eine der Hauptabsichten Jesu war.

Die reine Lehre Christi wollte ja nichts wissen von Priestern und Priesterschaft, den Aberglauben und alle auf den Aberglauben begründete Macht brechen und einen neuen Bund menschlicher Seelen stiften, einen Bund, darin Alle als Kinder Eines Vaters und als Brüder und Schwestern sich erkenneten.

Gerade diese Richtung des Christenthums war den staatsklugen Schriftgelehrten und den Großen der Welt, die bisher geherrscht hatten, ein Aergerniß. Um nicht beseitigt zu werden von der neuen Weltmacht, welche Christenthum hieß, und um nicht die Herrschaft der Welt einzubüßen, suchten sie des jungen Christenthums sich zu bemächtigen, und zu diesem Zweck ihre eigenen Gedanken in dasselbe einzuschieben, namentlich es mit dem Gepräng eines jüdisch-heidnischen Kultus zu überhängen, dann sich zu Richtern über die Reinheit des Glaubens aufzuwerfen, und diese zu bemessen nach dem Buchstaben einer durch sie aufgestellten systematischen Glaubenslehre und nach dem Eigensinn einer neuen Gottesgelehrtheit.

Das war der Weg, auf welchem sie, die Alten, im neuen Style anfingen, wieder, wie zuvor, in der Welt zu herrschen, nur jetzt im Namen dessen, den sie geopfert hatten.

War es bei diesem Streben nach einheitlicher Leitung und Herrschaft gewiß auch Manchen nur darum zu thun, durch diese

einheitliche Leitung das Reich Gottes und seinen Fortgang in der Menschheit zu fördern: so war eben so gewiß die Lust zum Herrschen, und das eigene Interesse, bei den Meisten die vornehmste Triebfeder. Es waren die aus dem untergehenden Heidenthum und aus dem gefallenen und untergegangenen jüdischen Priesterstaat an Bord des Schiffes der christlichen Kirche sich rettenden altpriesterschaftlichen Kräfte, welche ihre Künste spielen ließen, um das christliche Bewußtseyn zu bethören, und die Christenheit in die Hand zu bekommen.

Und es gelang ihnen, der Mehrheit der Christen sich aufzureden, als Stellvertreter Gottes, als alleinige Organe des heiligen Geistes, als die, in welchen allein sich Christus vervielfältigt habe und in welchen allein Christus wahrnehmbar in der Welt allgegenwärtig sey.

Die Tendenzschriften beider kleinen Lager, des priesterschaftlichen Lagers aus den Heiden, wie des priesterschaftlichen Lagers aus den Juden, sind Ausflüsse eines scharfen, gewandten und geübten Geistes, der kein Anfänger mehr ist im Bestechen und im Beherrschen der Menschenherzen. Daß viele jüdische Priester nach dem Untergang ihres Tempels und ihres Priesterstaats nach der Weltstadt Rom sich begaben und dort christlich wurden, dafür bedarf es nicht erst besonderer Belege, so wenig als dafür, daß heidnische Priester aus den Reihen des Heidenthums zum Christenthum übertraten, weil sie voraussahen, daß diesem die Zukunft der Welt gewiß sey; wiewohl man für das Letztere viele ausdrückliche Aufzeichnungen hat.

Um nicht mit unterzugehen, oder um neu zu glänzen, ließen sie ihr Judenthum und Heidenthum im Christenthum aufgehen, das sie annahmen, ohne dabei Geist, Charakter und Bildung, wie sie solche in ihrem früheren Stande hatten, in der Taufe ganz und gleich abzustreifen oder aufzugeben: sie konnten das nicht, auch wenn sie es gewollt hätten, was Viele nicht einmal wollten.

Wie so Vieles aus der Bildung der alten Welt in das neue Christenthum hereindrang und darin nachwirkte, so war dieß vor Anderem der Fall mit dem „priesterschaftlichen" Element. Es tauchte unter als jüdisches und als heidnisches, und kam

wieder hervor als christliches Priesterelement: es starb nicht, es verwandelte sich nur; es legte jedoch nicht bloß Namen und Kleid ab, sondern es vergeistigte sich, indem es sich verchristlichte; und ging so aus der Vergangenheit des Alten in die Gegenwart des werdenden Neuen hinüber.

Der heidnische Geist aber war dem jüdischen Geist gegenüber der mächtigere, durch seinen unendlich weiteren Gesichtskreis und durch die antike Bildung; auch waren die heidnischen Priester praktischer und gewandter als die jüdischen. Beide kleine Lager in der Gemeinde zu Rom haben sich offenbar verständigt. Die altlevitische, die alttestamentliche kirchliche Verfassung, d. h. die Hierarchie überhaupt wurde von beiden angenommen und durchgeführt, aber mit Weglassung oder Umwandlung alles Dessen, was den priesterschaftlich Gesinnten aus den Heidenchristen als für die jetzige Hierarchie unnütz, der Gemeinde lästig, darum dem Zwecke schädlich erschien.

Ob das durch Parteihäupter und durch deren berechnende Herrschsucht geschah, oder ob es sich so machte aus einem bloß hierarchischen Hang heraus, den vornherein Viele in sich hatten, und der in allen Religionen zu seiner Zeit sich geltend machte, ist für die Hauptsache völlig gleichgültig.

Fest steht, daß die Verfassung der katholischen Kirche sich geschichtlich so verwirklicht hat, wie die Grundzüge dazu einerseits in den „Clementinen", andererseits in den „Ignatianischen Briefen" vorgezeichnet waren, und daß diese Verfassung ein Ergebniß ist eben so sehr heidnisch-priesterschaftlicher Bildung und Art, als der levitischen Verfassung des alten Testaments, das jedenfalls die Idee der Hierarchie mit manchem Aeußerlichen hergab. Aber der altjüdische Geist war nicht in der neuen christlichen Kirchenverfassung; das Heiden-Christliche hatte über das Juden-Christliche, das Heidnisch priesterschaftliche über das Jüdisch priesterschaftliche darin, gesiegt.

Die Clementinen wurden überarbeitet, und diese Ueberarbeitung unter dem Namen der „Rekognitionen" schon in den ersten Jahrzehenten des dritten Jahrhunderts in der gan-

zen Christenheit verbreitet, und eben damit die neupriesterschaftliche Auffassung der Kirche.

Diese neuchristliche Priesterschaft mit ihrer Gliederung vom untersten Kirchendiener bis hinauf zum Bischof als ihrer Spitze, hat sich nicht aus den neutestamentlichen heiligen Schriften und aus dem ursprünglich-christlichen Leben heraus entwickelt, sondern aus fremden Elementen, welche sich von außen her in dasselbe einschoben und von ihm aufgenommen wurden. Es ist auch nirgends, weder im zweiten noch dritten Jahrhundert, ein Versuch gemacht, die ausschweifende Idee des neuartigen Bisthums aus apostolischer Schrift oder aus dem christlichen Leben abzuleiten und zu begründen. Die neue Anschauung und Lehre war nur eine Aufstellung ohne Weiteres, welche ohne Weiteres angenommen wurde.

Eben so wenig entwickelte diese Verfassung sich daraus, als hätte die Christenheit ein Bedürfniß gehabt, „die ideelle Einheit, welche jede Gemeinde in Christus hat, auch zu einer realen zu machen, um im Bischof den Stellvertreter Christi und in der Gesammtheit der Bischöfe die Einheit der Kirche im Ganzen anzuschauen".

Diese Annahme*) wird sich so wenig aus dem geschichtlich-menschlichen Verlauf begründen lassen, als die Annahme, wofern sie einer aufstellen wollte, das neuchristliche Kaiserthum Karls des Großen sey hervorgegangen aus dem Drang nach deutscher Einheit, welchen die deutschen Völker damals gefühlt haben, und aus dem Bedürfniß der Völker, diese ideelle Einheit ihrer Nation in der Person des Kaisers Karl sich zur Anschauung zu bringen. Diese „Idee des Kaiserthums" ist nur eine späte Auslegung des auf sehr menschlich-geschichtlichem Wege lang vorher Gewordenen. Die menschlichen Leidenschaften aber arbeiten unbewußt und wider Willen auch im Dienste des ewigen Geistes, und müssen mitwirken, die Gedanken dieses Geistes in die Wirklichkeit der Geschichte einzuführen.

Die erste Veranlassung zur Ausbildung der Synoden und

*) Baur spricht sie aus a. a. O. S. 261.

damit der bischöflichen Beschlußnahmen in Kirchensachen, zugleich aber auch Gelegenheit für den Bischof und die Gemeinde zu Rom, ihr Uebergewicht geltend zu machen, boten die montanistischen Bewegungen in Kleinasien, dann auch die Streitigkeiten über die Osterfeier, über die Ketzertaufe, über die Bußdisciplin und andere kirchliche Fragen.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Prophetie.

Der Gnosticismus, wenn er Sieger wurde, löste nicht nur den ganzen geschichtlichen Bau des Christenthums von den Grundlagen an durch Alles, was darauf gebaut war, hindurch, nach und nach völlig auf, und es blieb dann vom Christenthum nichts als Namen und Worte, und an die Stelle seines Inhalts setzte sich entweder eine träumerische, für die Erde und das Leben darauf ganz unbrauchbare, in den Himmel zerfließende Weltanschauung, wie sie der eine Theil der Gnostiker hatte, oder ein magerer Rationalismus, wie er unter dem ideal- und geheimthuenden Wesen bei andern Gnostikern sich versteckte. Denn es ist wirklich so, wie Baur behauptet:*) „Wenn man dem gnostischen Supranaturalismus die symbolisch mythische Hülle abstreife, so trete als der eigentliche Kern ein sehr durchsichtiger, auf das Selbstbewußtseyn des Menschen sich gründender Rationalismus hervor." Nur dürfte das nicht, wie Baur thut, auf die gnostische Weltansicht überhaupt ausgedehnt werden, sondern nur gelten von einzelnen Meistern unter den Gnostikern.

Aber der Gnosticismus fand nicht nur am christlichen Geist und Leben selbst seinen Widerpart, sondern aus diesem heraus den energischsten, durchgreifendsten und feurigsten Bekämpfer am Montanismus.

---

*) Baur am a. O. S. 212.

Es ist vor wenigen Jahren ein Versuch gemacht worden, darzuthun, der Montanismus sey ein Auswuchs aus dem Ebionismus, Montanus sey keine geschichtliche Person, sondern eine Personifizirung, die Gefährtinnen Montan's, die beiden Prophetinnen Maximilla und Priscilla, seyen gleichfalls keine Personen der Geschichte, sondern für abgezogene Begriffe gebildete Personifikationen, und diese zwei weiblichen Gestalten bilden mit Montan zusammen bloß die montanistische Idee der Dreieinigkeit; die Lehre von der Dreieinigkeit trete auch zuerst bei den Montanisten auf, und den Namen „Paraklet" für den heiligen Geist haben nicht die Montanisten von Johannes entlehnt, sondern dieser Name sey Eigenthum der Montanisten und nachher in das viel spätere, dem Johannes nur zugeschriebene Evangelium übergegangen.

Ein früher Tod hat den von Wahrheitsdrang beseelten, und im Kampfe für die Wahrheit manchfach verdienten Mann, *) welcher diesen Versuch in seiner Jugend machte, hinweg und in die höhere Klarheit hinübergenommen, als er eben aus der Spekulation in das Studium der Geschichte übergegangen war, und von selbst dahin geführt worden wäre, das Ungeschichtliche und Bodenlose dieses seines Jugendversuches einzusehen und zu bedauern.

Es gehört zu den für die Wahrheit gefährlichsten Richtungen, eben so sehr das, Personen und Thatsachen in abgezogene Begriffe aufzulösen, als das, die Entstehung einer in der Geschichte da seyenden Sache für eine Frage „von sehr untergeordneter Bedeutung" auszugeben.

Es war das Anlangen am Rand einer äußersten Verirrung, das geschichtliche Daseyn des Montanus und seiner Prophetinnen zu läugnen, ganz in gnostischer Art eine Verflüchtigung des Thatsächlichen; und wenn, was man von Montanus weiß, so wenig es ist, für nicht zureichend erklärt werden wollte, die geschichtliche Persönlichkeit desselben zu erweisen, so müßte man darauf kommen, das geschichtliche Daseyn von Hauptpersonen und Haupt-

*) Schwegler, † 1857.

ereignissen, von welchen eben so wenig bis jetzt aufgefunden ist, und aus welchen sich dennoch die Weltgeschichte wesentlich mit gebildet hat, zu läugnen, also die Weltgeschichte in lauter Unerweislichkeiten in manchen ihrer Hauptpersonen und Hauptbegebenheiten aufzulösen. Nicht bloß aus alter Erfahrung aber, sondern aus der alltäglichen, weiß man, daß jeder Bach seine Quelle, und jede Sekte ihren Stifter hat. Wer das nicht glaubt, der weise geschichtlich nach, daß jemals eine Sekte von einem bloßen Begriff aus, und nicht von einer Person aus, sich gemacht hat.

Beim Montanismus ist es, wie bei den meisten religiösen Bewegungen, welche vom Morgenland ausgegangen sind. Die Person, von welcher der Montanismus ausging, sein Leben und die Nachrichten, die ursprünglich darüber da waren, sind überschwemmt und überfluthet von den Wogen der Bewegung, welche von dieser Person ausging, und von den Wogen des Kampfes der Elemente, welche gegen diese Bewegung sich setzten, in einer Zeit, welche eine handelnde und lebende und keine schreibende und kritisirende war. Weltperioden waren da, voll thatenreichsten Lebens, und ihr Daseyn ist gewiß, ob sie gleich keine Registratoren hatten, obgleich nichts für uns von jenen zeugt als der dunkle Nachklang in den durch sie vorwärts geschobenen Völkern und ein paar aufgerichtete Steine mit ein paar Buchstaben, welche Namen ausdrücken. Und dennoch, trotz des wenigen Zeugnisses, weil ihre Wirkungen vorliegen und sprechen, zweifelt Niemand daran, daß ein Wirkendes da gewesen ist, Menschen, die das gewirkt haben, nicht Begriffe oder bloße Umstände.

In dem vorchristlichen Geistesleben, unter dem Volke des alten Bundes, traten nicht nur von Zeit zu Zeit Propheten auf als Verkünder göttlicher Strafgerichte, als Bußprediger und als Herolde des messianischen Reiches, sondern ein gesteigerter Zustand, ein enthusiastisches Wesen, eine Art prophetischer Triebkraft legte sich zu gewissen Zeiten massenweise unter den Juden, zur Zeit des Unglücks und der Kämpfe, selbst noch derjenigen, die dem Untergang Jerusalems unmittelbar vorangingen und nachfolgten: es war oft wie ein politisch-religiöses Außersichseyn. Da-

durch unterscheidet sich das jüdische, man kann sagen, überhaupt das orientalische Wesen von dem griechischen und römischen Wesen der antiken Welt, unter Anderem, namentlich auch sehr scharf: selbst der so hoher Begeisterung fähige griechische Geist blieb unter allen Umständen selbstbewußt, klar, maaßvoll, sogar mitten im Fluß der Begeisterung; das Außersichseyn war der Griechen- und Römernatur ganz fremd. Ein bis zum Außersichseyn sich steigernder Enthusiasmus, eine Art von Prophetie, findet sich aber in allen Zweigen der germanischen Natur, in den scandinavischen wie in den deutschen Völkern, lang, ehe diese vom Christenthum berührt wurden. Diese Eigenthümlichkeit, eine Art Prophetismus, bricht in verschiedenen christlichen Jahrhunderten plötzlich mit Macht hervor und hat stets für den Augenblick ungewöhnliche Erfolge: wir werden sie zuletzt in der politisch-religiösen Bewegung Englands und bei den Kamisarden Frankreichs finden.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Montan's Auftreten.

Nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts — die Angaben schwanken zwischen 150 und 171 — trat Montan als Prophet und als Reformator des Christenthums hervor.

Er war gebürtig aus Ardaban, einem Flecken auf der Gränze zwischen Mysien und Phrygien. Wahrscheinlich war er vorher Priester der Cybele; jedenfalls war er erst kurz vor seinem Hervortreten Christ geworden.

Pepuza in Phrygien, weßwegen auch die Montanisten oft Pepuzianer genannt wurden, war es, wo er zuerst lehrte. Gegner sagten den Montanisten nach, für sie sey dieser kleine phrygische Flecken Pepuza die auserwählte Stätte, von welcher sie glauben, daß allda das neue Jerusalem werde gebaut werden, wenn der Herr komme, das tausendjährige Reich aufzurichten. Der Geist des Montanismus beweist, daß das nur ein gegne-

rischer Spott war und weder auf dem Glauben nach dem Sagen Montan's und der Seinen beruhte.

Montan weissagte die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi, Strafgerichte Gottes über die Verfolger der Glaubigen und die Aufrichtung des tausendjährigen Reiches, dessen Glück er in lebendigen Farben malte. Montan selbst soll Zustände der Entzückung gehabt haben, und in solchen habe er neue Verfolgungen geweissagt, die Christen zu strengem Wandel, zu furchtlosem Bekenntniß ermahnt und die Seligkeit des Märtyrertodes gepriesen.

Ob Montan selbst wirklich seine Zustände des Hellsehens und des bewußtlosen Außersichseyns hatte, ist darum unausgemacht, weil die bloß von Späteren herrührenden Berichte überhaupt Erscheinungen des späteren Montanismus auf die Anfänge desselben auch sonst übertragen.

Man hat die Art des Auftretens des Montan mit den heidnischen Andachtsübungen seiner kleinasiatischen phrygischen Heimath in Verbindung gebracht. Der uralte Cybeledienst in Phrygien, mit seinem Korybantenwesen, hatte in Phrygien durchgängig so tief gewirkt, daß schon in alter griechischer Heidenzeit die Bewohner Phrygiens in den Ruf einer sinnlich=enthusiastischen Andacht, eines Hangs zum Ueberströmen und Außersichseyn gekommen waren. Die Priester der Cybele schwärmten, von überströmender Lebensfülle getrieben, in wilder Begeisterung umher, unterm Gelärm und Getös der Cymbeln, zerfleischten sich, entmannten sich oft, und Schwärmerei und Außersichseyn gehörte zu ihrem Priesterthum: ein orientalischer Nachklang, der in Phrygien sich hielt, in Griechenland aber auf das schöne Maaß, wie Alles, zurückgeführt wurde.

War auch Montan so ein Priester gewesen, so reicht das nicht hin, daraus den Montanismus zu erklären. Hatte Montan auch früher das Korybantenwesen bis zur priesterlichen Raserei mitgemacht, so hörte doch diese künstliche Steigerung nothwendig bei ihm auf, wie er in die christliche Gemeinde eintrat, in welcher, obwohl sie aus Phrygiern bestand, das Cymbelnschlagen und Schwärmen nicht mehr fortgetrieben wurde. Große Kirchenhistoriker, wie Neander und Gieseler, haben daraus, aus dem

altphrygischen Gottesdienst und der altphrygischen Gemüthsart, den Montanismus erklären wollen; aber offenbar unzureichend, ja falsch; eben darum falsch, weil die Katharer, Albigenser und Waldenser im Mittelalter, die Wiedertäufer im Reformationszeitalter, die Puritaner und Heiligen in England, die Kamisarden in den Cevennen, und alle sonstigen „Erweckten" und „Inspirirten" ganz ähnliche Erscheinungen sind wie die Montanisten, und doch ganz anderswo geboren und erzogen waren als in Phrygien, unter anderem Himmelsstrich, unter anderer Nationalität, unter anderem Gottesdienst.

Als zu Anfang der Reformation in der Sekte der Wiedertäufer, zunächst in Zwickau, jener Geist hervortrat, der sich unmittelbarer Offenbarungen, himmlischer Entzückungen und Gesichte rühmte und fest daran glaubte; als Kinder und Alte, Männer und Frauen, sonst in Allem ganz gewöhnlich, unter der Inbrunst der Andacht in Verzückung geriethen und mit Feuerworten redeten und weissagten, unter Krämpfen und Zuckungen von übernatürlichen und von künftigen Dingen: da waren die Idee des „tausendjährigen Reiches", welche sich in ihnen neu entzündet hatte, und der Drang nach dessen Aufrichtung, in Verbindung mit einer durch alle Adern der Zeit verbreiteten fieberhaften Aufregung, allein die Quellen, aus welchen jene schwärmerischen Erscheinungen floßen.

Als in England die „Heiligen" und die „Inspirirten" auftraten, da waren der Gedanke des „tausendjährigen Reiches", des Reiches der Heiligen, der allgemeinen Brüderlichkeit und Glückseligkeit, das, wenn auch in verweltlichtem Sinn, jetzt aufgerichtet werden würde, und die Aufregung des Kampfes, der vorzugsweise ein Glaubenskampf war, die Quellen jener schwärmerischen Erscheinungen, der Krämpfe, der Verzückungen, der Weissagungen, der Feuerpredigten aus dem Munde ganz ungelehrter und vor wie nachher, wenn der Geist nicht aus ihnen sprach, ganz gewöhnlicher, unbegabt scheinender Leute.

Die Idee des „tausendjährigen Reiches", die schon im Verschwinden gewesen war, und die jetzt plötzlich neu, inniger und mächtiger als je, unter der Wuth der heidnischen Verfolgun-

gen aufglühte, der Glaube an die demnächstige Wiedererscheinung des Messias auf Erden und an die Errichtung des Reiches der Verheißung — das war es, woraus der Montanismus hervorging, mit allen seinen schwärmerischen Erscheinungen.

Montan war es, der diesen Glauben wieder in seiner ursprünglichen apostolischen Form im allgemeinen Zeitbewußtseyn entzündete. Weil der Messias und sein Reich so lange nicht in jener Gestalt irdisch wurde, und seine immer wieder als nächst bevorstehend geweissagte Wiederkunft sich immer weiter und weiter wieder hinausschob; so hatte man seit länger angefangen, die Schriftstellen und die Ueberlieferungen, auf welchen die Verheißung und Erwartung von der Wiederkunft Christi ruhten, geistig auszudeuten, und den Sieg des christlichen Geistes auf Erden darin zu finden.

Da trat Montan unter seine lau gewordenen Zeitgenossen hinein, und rings um ihn her fing an ein neuer Geist sich zu regen, fing es an sich zu entflammen und zu schwärmen.

Daß Montan selbst kein Hellseher war und seyn wollte, dafür dürfte sprechen, daß er begeisterte Frauen um sich hatte, deren Aussprüche er selbst, wie ausdrücklich berichtet wird, als Orakel ansah und gebrauchte. Sich selbst gab er wohl nur als ein Rüstzeug Gottes aus, durch dessen Mund der göttliche Geist rede, und er hatte den Glauben an sich, ein solches Rüstzeug zu seyn. Es sind einige Aussprüche aufbewahrt, welche dem Montan beigelegt werden.

Einer davon lautet: „So spricht der heilige Geist durch Montanus. Siehe, der Mensch ist gleich einer Leier, und ich schwebe über ihm gleich dem Werkzeug, das die Saiten der Leier in Schwingung bringt. Der Mensch schläft, und ich wache. Siehe, der Herr ist es, der die Menschen außer sich versetzt, und ihnen wieder das Bewußtseyn gibt."

Der Anfang eines andern Orakels, das Montan in den Mund gelegt wird, lautet: „Kein Engel ist es, kein Gesandter, der kommt, sondern ich, der Herr, Gott der Vater, bin gekommen."

Man liest neuerdings, Montan sey ein Mann von „gerin-

gerer Bildung und nicht einmal durch geistige Begabung hervorragend" gewesen, und „dennoch habe er eine lang anhaltende und weithin sich verbreitende Bewegung hervorgerufen".

Diese Ansicht ruht, wie jede ihr ähnliche über Personen der Geschichte, auf einer ganz falschen Vorstellung von Kraft und Wirkung, von Geist und Geistigem. Wo irgend Einer zum Punkte wird, von welchem eine große geistige Bewegung in die Welt ausgeht, da muß dieser Eine ein Mann von großer intensiver Geisteskraft gewesen seyn. Ungebildet oder weniger gebildet kann diese Kraft des Geistes in ihm seyn; aber da ist sie in ihm, erstens als eine gewaltige Kraft, und zweitens als eine neue, eigenthümliche, in Anderen der Zeitgenossen nicht vorhandene Kraft.

Die gelehrte Bildung fördert die in Bewegung gesetzte Zeit weiter; aber nie, so lange die Welt steht, hat die bloße gelehrte Bildung die Welt in Bewegung gesetzt. In Bewegung setzend war und ist immer nur eine geniale Kraft, und von wo Bewegung ausgeht, auf diesem Punkt ist etwas Geniales, gerade dasjenige, wodurch sich das Genie vom Talent und von der Bildung unterscheidet; es ist da, ob es im Bauernkittel auftritt, oder im Kirchenrock, in der Mönchskutte oder unter der Pabstkrone, im Handwerkerkleid oder mit dem Feldherrnstab und im Kaisermantel.

Das Gold ist Gold, ehe es gereinigt und verarbeitet ist, und der Diamant ist Edelstein, ehe er geschliffen und in künstlicher Fassung im Weltverkehr sein Glück macht. So sind diejenigen in der Geschichte, die Genialen, die vom Geiste Gottes besonders Erleuchteten, welche eine neue Idee zeugen, die weltwirkend wird. Nicht die, welche die Idee, das Kind des ursprünglichen Geistes, in ihre Hand und Erziehung nehmen, so wenig als die, welche den Diamant schleifen und fassen, sind diejenigen, welche hervorragen; sondern hervorragend ist das, was die ursprüngliche Idee ist, und ihr Träger.

Der über seine Zeit hervorragende Träger nicht blos Einer, sondern mehrerer Ideen war Montan; und nur, weil Gluth in ihm war, glühete er das Leben seiner Zeit an.

Nicht das ist die Frage, ob er Neues aufgebracht hat. Das

ganze Christenthum war ja noch etwas Neues, in seiner ersten Jugend Stehendes. Allgemein anerkannt ist, daß Montan das stehengebliebene Christenthum in Bewegung gesetzt, daß er ein im Verlöschen begriffenes Feuer wieder in helle hohe Flamme auflodern gemacht hat.

Und hätte Montan Nichts gethan und Nichts gesagt, als seinen Ausspruch über ein stufenweises Fortschreiten der Kirche, die sich, nach dem allgemeinen Entwicklungsgesetz in der Menschheit von unvollkommenen Zuständen zu vollkommeneren fortbilden werde und müsse, so hätte er schon allein damit den Stempel des Genius, in einer sich noch unklaren Zeit der Christenheit, sich gesichert.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Montan's Lehre und Standpunkt.

Nach dem Kirchenlehrer Tertullian sagten die Montanisten: „In den Werken der Gnade entfalte sich Alles stufenweise, gerade so, wie in den Werken der Natur. Aus dem Samenkorn gehe zuerst die Staude hervor, diese wachse allmählig zum Baum heran, der Baum gewinne zuerst Laub, darauf folge die Blüthe, erst zuletzt die Frucht, welche nach und nach zur Reife gedeihe. In ähnlicher Weise entwickle sich auch das Reich der Gnade. Auf der niedersten Stufe sey der Zustand natürlicher Gottesfurcht ohne geoffenbarten Glauben; dann folge das Kindesalter unter dem Gesetz und den Propheten; hierauf die Jugend unter dem Evangelium; zuletzt die männliche Reife."

In diesem Satz, der montanistisch ist, wie ausdrücklich der Montanist Tertullian sagt, liegt die, lange von der römisch-katholischen Kirche eingemauerte, große Idee dessen vor, was man neuerdings mit dem gelehrten Kunstausdruck „der Perfektibilität des Christenthums" bezeichnet hat, klar vor Augen.

Es ist damit nicht gesagt, daß die wahren Katholiken diese Idee nicht auch später in sich aufgenommen, und eine durch

den Lauf der Jahrhunderte gehende Vervollkommnungsfähigkeit des Christenthums anerkannt haben. Die wahren Katholiken sind aber nicht die römisch-katholische Kirche des Mittelalters und der neueren Zeit.

Man liest auch neuerdings, weil man ohne Untersuchung und Urtheil den zeitgenössischen Gegnern des Montanismus es nachspricht, Montan habe sich für den von Christus verheißenen „Paraklet“ ausgegeben; er sey der „Paraklet“.

Gerade so ist dasselbe auch dem Mani nachgeredet worden, und die Nachrede wurde nachgesprochen bis auf unsere Tage.

Tertullian sagt ausdrücklich, nicht Montan sey der von Christus verheißene „Paraklet“, sondern Montan sey nur ein aufgetretener „Prophet“, welchem sich der von Christus verheißene Paraklet geoffenbart habe, dem durch den Paraklet neue Belehrungen geworden seyen, und durch welchen in Folge dieser Belehrungen eine neue Ausgießung des heiligen Geistes den Menschen zu Theil geworden sey. Montan habe diese neue Ausgießung des Geistes in die Welt eingeleitet, und ebendamit eingeleitet die männliche Reife für das Reich der Gnade.

Das ist es, was der große Kirchenlehrer Tertullian von Montan sagt, und von der Ansicht seiner Anhänger über Montan.

Montan hat weder gesagt, noch sich eingebildet, „er sey persönlich der von Christus verheißene Paraklet,“ wie man da und dort neuerdings liest, und wie einige Kirchenväter, Cyrill, Basilius und Andere aus Mißverstand oder Uebelwollen ihm nachredeten. Basilius erdichtete gar das abenteuerliche Gerede, die Montanisten haben auf den Namen des Vaters, des Sohnes, des Montan und der Priscilla getauft! Montan hat nie so etwas von sich gesagt, und nie haben die Montanisten in Montan etwas Anderes verehrt, als einen Menschen, in welchem der heilige Geist in ausgezeichneter Fülle und Kraft gewaltet habe, ein reines Gefäß göttlicher Begeisterung.

Montan und seine Anhänger verwahrten sich ausdrücklich dagegen, als wollen sie die Erleuchtung der Apostel herabsetzen oder sagen, „der Paraklet, der heilige Geist, habe nicht auch die Apostel belehrt; ihre Ansicht und Lehre sey nur, jene Verheißung,

die Christus von dem Geiste gegeben, beziehe sich nicht allein auf die Apostel, und habe nicht an den Aposteln allein schon ihre Erfüllung in vollem Umfang gefunden; vielmehr gehe die Offenbarung des Geistes fort, und ergänze die erste Geistesoffenbarung, welche nach dem Hingang des Herrn über die Jünger gekommen sey".

Montan und die Seinen behaupteten nicht, der heilige Geist wolle durch sie etwas Neues einführen, sondern der heilige Geist in dieser Zeit gehe darauf, vielmehr „wieder herzustellen", als „neu aufzustellen". *)

Von der ersten christlichen Strenge des Lebens war die Mehrheit der Christen in der Mitte des zweiten Jahrhunderts schon weit abgewichen, und die Kirche Jesu Christi hatte sich sehr mit der Welt befreundet und verweltlicht. Montan wollte nun seine Zeitgenossen auf die Reinheit des ursprünglichen christlichen Lebens, Lehrens und Glaubens zurückführen, und der immer stärker um sich greifenden Verweltlichung des Reiches Gottes entgegentreten und entgegenkämpfen mit dem Schwerte des Geistes, das er noch schärfer schliff, gegen jeden sittlichen Auswuchs, als das, das die Apostel, Paulus voran, dagegen gehandhabt hatten.

„Nicht Alles," sagte Montan, „was die Apostel noch für sittlich-erlaubt erklärt hatten, könne der Geist, in der jetzigen Weltperiode, der Schwachheit des Fleisches nachsehen. Das Fleisch auch sey heilig gewesen an Christus, und heilig müsse das Fleisch der Gemeinde Christi werden, ausgerottet Alles, was der Heiligung des Fleisches im Wege stehe, und der Geist dürfe der menschlichen Schwachheit um so weniger in der jetzigen Zeit nachsehen, und müsse noch strengere Forderungen, als zur Apostelzeit, stellen, je näher man der von Christus geweissagten Weltumwandlung stehe. Denn die geweissagte letzte Zeit sey angebrochen, in welcher Alles der Vollendung zureife; das Ende des jetzigen Weltlaufs sey nahe."

Es hieng seit länger in der alten Welt Alles so zum Ein-

*) „restitutor potius, quam institutor".

sturz geneigt durcheinander, und es krachte durch den ganzen alten Bau hindurch so oft und auf so vielen Stellen, daß kein feineres Ohr und kein aufmerksameres Auge dieß nicht hören und nicht sehen konnte. Aber je mehr das Christliche mit dem Altweltlichen sich vermischte, je mehr die von Heiden vollgewordene große christliche Gemeinde mit so Vielem, was alt- oder neuheidnisch war, sich befreundete, daran Gefallen fand und sich daran gewöhnte: desto unbeachteter ließ man wieder jenes Krachen, jenes Sichsenken und Durcheinanderhängen in allen Verhältnissen des Baus, welcher die zeitliche Ordnung der alten Welt hieß, und desto weniger dachte man an die baldige Nothwendigkeit seines geschichtlichen Zusammenbrechens.

Montan's Auge sah den nahen Zusammenbruch, sein Auge hörte das Krachen aller Fugen, und er machte seine Zeit wieder darauf aufmerksam. Nur ist, gemäß dem christlichen Zeitglauben, das, was im menschlich geschichtlichen Entwicklungsgang auf Erden nahe bevorstand und sich begab, in der Anschauung des Montan und der Seinen zu einer apokalyptischen Gestalt und Färbung gelangt, so daß er den geschichtlichen Zusammenbruch des Alten und den Aufgang der neuen Welt in seinen prophetischen Aeußerungen als das Ende der Welt überhaupt darzustellen schien; nicht als eine Fortentwicklung, als das Blühen eines neuen Lebens aus den Ruinen des zusammenbrechenden alten, sondern als einen unmittelbaren Uebergang aus der sich auflösenden zeitlichen Weltordnung in eine himmlische Weltordnung; als das Nahen einer Zukunft, in welcher das Diesseits verschwindend aufgehe in ein Jenseits.

In Wahrheit war aber dieses Jenseits nichts Anderes als die irdische Zukunft, die gewisse Ahnung einer bald durchgängig sich offenbarenden neuen Weltordnung auf Erden, die er entweder nach Prophetenart in überirdischen Farben anschaute, und sie so vortrug, oder selbst so sich vorstellte. Sehr ähnlich hat, was wirklich geschichtlich sich nachher so verlief, auf der Offenbarung des Johannes stehend, der spätere Johann Albrecht Bengel, der Seher des achtzehnten Jahrhunderts, in alttestamentlichen Bildern und Vorstellungen angeschaut und vorgetragen, und doch weiß

man, daß er damit nur einen wirklichen Geschichtsverlauf auf Erden meinte, und unter dem Uebergang des Diesseits in ein Jenseitiges nichts Anderes verstand, als, um es mit seinen eigenen Worten zu sagen, ein tausendjähriges Reich, d. h. ein Zeitalter auf Erden, worin die Menschheit befreit seyn würde von vielem Jammer, den die Menschen sich und Anderen bisher durch ihre Bosheit bereiteten, und worin Nichts bleiben würde, als das uralte Sittengesetz und das nach Ausscheidung des Zeitlichen bleibende Ewige des Christenthums, das ewige Evangelium; eine überschwängliche Fülle des Geistes; ein brüderlich Regiment; und worin Alles nicht mehr seyn würde, was menschlicher Vorwitz, Pracht und Schwelgerei eingeführt haben.

Aus der Zusammenstellung späterer geschichtlichen Erscheinungen mit früheren beleuchten sich die letzteren ebensosehr oft, als die Zusammenstellung neuerer Erscheinungen mit solchen der Vergangenheit die ersteren beleuchtet; und Bengel läßt sich in Manchem mit Montan zusammenstellen, wenn er auch gleich nur ein kleiner, heller, milder Stern seiner Zeit, Montan ein feuriger Komet mehrerer Jahrhunderte war; und wenn auch gleich das Zeitalter Bengels und das Zeitalter des Montan verschieden sind, so haben sie doch auch ihre wesentlichen Vergleichungspunkte in den sittlichen, religiösen und politischen Verhältnissen, viel zutreffendere, als Mancher vielleicht, durch diese Bemerkung überrascht, glauben möchte. Doch das kann erst der letzte Band dieses Werkes darlegen.

Wo die Gabe der Prophetie mit sichtbarer, weitwirkender, segensreicher Kraft in der Weltgeschichte hervorgetreten ist, da kam sie von Oben, hatte ihre Sendung und ihre Berechtigung, und selbst, wenn sie Auswüchse an sich, Karrikaturen in ihrem Gefolge hatte, so kann das auf die Göttlichkeit der Gabe und Sendung selbst so wenig einen Rückschluß machen lassen, als die Auswüchse und die Karrikirungen, welche von jeher, je nachdem es sich machte, dem Schönen und dem Wahren, allem Großen und Idealen in der Welt, sich angesetzt oder sich angehängt haben.

Nicht bloß eine „Verzerrung", wie man es genannt hat,

sondern eine ganz folgerechte Spielart nicht nur, dessen, was man Prophetie nennt, sondern namentlich dessen, was man die fortwährende Wirkung des heiligen Geistes in der Kirche nennt, war die Aeußerung des Christlichen, wie es in Montan und den ächten Montanisten hervortrat.

Thorheit war es und Verläumdung, wenn zeitgenössische Gegner darin, daß in den Weissagungen Montans Gott selbst in der ersten Person redet, eine Blasphemie gesehen werden wollte, als ob „Montan sich zu Gott mache". Diese Art der prophetischen Ausdrucksweise war ja eine althergebrachte. Zudem gab sich die Prophetie der Montanisten ausschließlich als den Zustand des Außersichseyns (der Ekstase). In diesem Zustand tritt das Selbstbewußtseyn des prophetisch Ergriffenen ganz zurück; das Endliche verhält sich ganz leidend zu dem in diesen Augenblicken allein in ihm mächtigen Göttlichen. Es ist, wie Tertullian es ausdrückt: „Der Mensch auf den Stufen der höheren geistigen Erleuchtung, wenn er ganz im Geiste steht, muß nothwendig, zumal wann er die Herrlichkeit Gottes schaut oder wann durch ihn Gott spricht, sein sinnliches Bewußtseyn verlieren, überschattet von der göttlichen Kraft". In dem letzten Ausdruck Tertullians liegt im lateinischen Worte noch die Anspielung auf das Verhältniß des Empfangenden zum Zeugenden.

Die „Eingebungen Gottes" nicht nur für die im eigentlichen Sinn prophetischen Schriften, sondern für die heiligen Schriften alten und neuen Testaments überhaupt, soweit sie die Kirche damals schon angenommen hatte, gehörten mit zum christlichen Glauben in der Zeit, da der Montanismus aufging, und dieser Glaube prägte sich aus in der Benennung dieser Schriften. Denn sie hießen im Munde der Glaubigen „Göttliche Schriften" oder „des Herrn Schriften", oder auch „Schriften aus Gottes Geist". Athenagoras, der gleichzeitige Kirchenlehrer, nennt die Apostel „Organe der göttlichen Stimme". Derselbe Athenagoras vergleicht die Seele des Propheten im Zustand der Weissagung mit einer Flöte, die vom heiligen Geist geblasen werde. Und vorchristlich ist die Anschauung allgemein, daß der Prophet in der Begeisterung sich leidend verhalte, außer

sich und ein höherer Geist in ihm mächtig sey, unmittelbar der göttliche Geist.

Selbst die Angaben der Gegner enthalten Nichts, aus dem zweiten Jahrhundert, aus der schönen Jugendzeit des Montanismus, was die Prophetie der Montanisten als einen Mißbrauch oder als ein Zerrbild erscheinen ließe. Epiphanius legt der Priscilla den Ausspruch in den Mund, „in Gestalt eines Weibes, die er angenommen, in glänzendem Gewand sey zu ihr Christus gekommen, und habe in sie die Weisheit geworfen, und ihr geoffenbart, dieser Ort hier sey heilig, und hieher werde das himmlische Jerusalem sich zur Erde herablassen". Setzt man diese Worte im Munde des spöttelnden Gegners nur ein Bischen zurecht, so liegt nicht darin, daß Pepuza die neue heilige Stadt werden, sondern nur, daß von da die neue Heiligung der Christenheit ausgehen werde, die sich jetzt so verweltlicht habe; etwas, was ganz einfache geschichtliche Wahrheit ist.

Und wenn, wie von diesen Prophetinnen Montans gesagt wird, Maximilla und Priscilla Krieg und Drangsal aller Art, große Wirren und Umwälzungen als Vorboten des Gerichtes weissagten, so ist das Alles eingetroffen, und es brauchte dazu, um das vorauszusehen, an und für sich nur das Auge eines, die Dinge zusammennehmenden Beobachters, wie in so mancher Zeit, wo Prophetenstimmen sich hören ließen. Die Prophetenstimmen aber sind nicht bloß dazu da, durchaus für das Menschenauge ganz Unvorhersehbares zu offenbaren, im eigentlichen Sinne zu weissagen. Was eine feinere Beobachtung aus den sich schlingenden Fäden der Weltgeschichte, welche ja selbst die fortwährende Offenbarung Gottes ist, sich herauslesen kann, aber ohne daß sie mit dieser für sich selbst erworbenen Erkenntniß eine ganze Zeit anzuglühen und zu erleuchten vermag, das legt die Gottheit in die Ahnung oder in das Schauen einer Menschenseele, die sich plötzlich prophetisch ergriffen fühlt.

Diese schaut es mit größerer Energie an, wiewohl auch in anderen Farben, als der kühle, die Weltbegebenheiten zusammenrechnende Verstand des Beobachters. Der ahnungsvollen und begeisterten Seele malen sich auf dem Grund der Phan-

tasie die kommenden Dinge ab, und in Bildern der Phantasie wirft sie diese aus sich hinaus, die Menschen ihrer Zeit damit zu entzünden. Das Flammenbild und das Flammenwort sind wesentlich mit auch das Prophetische. Wo der nüchterne Ausdruck des kühl Verständigen Nichts wirkt, als in wenigen Einzelnen eine kühle Einsicht oder Aussicht, da wirkt derselbe Gedanke mit dem Feuer des prophetischen Worts und Bildes auf eine Welt.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Stellung des Montanismus zur Hierarchie und zu seiner Zeit.

Der Geist, welcher in den prophetisch Begeisterten Montans war, ist nur als derselbe Geist anzusehen, welcher in den ersten Christengemeinden an einzelnen Gliedern zu Tage trat; nur erscheint er noch gesteigert, und hat etwas Gereiztes, etwas Ueberspanntes, zumal die Hellseherinnen, die magnetischen Frauen und Jungfrauen. Die Montanisten steigerten sich gegenseitig, Einer am Andern, immer höher hinein, und sie glaubten fest und sprachen davon, die Weissagung des Propheten Joel (Joel 3, 1—3.) fange an in Erfüllung zu gehen, jene Weissagung von der Ausgießung des Geistes über alles Fleisch und von der prophetischen Gabe der Söhne und Töchter, der Knechte und Mägde.

Gerade dieser Glaube aber war im schroffen Gegensatz gegen die Lehre der werdenden Hierarchie. Nach der Lehre und in den Augen der letzteren war die höhere Geistlichkeit allein das Organ des heiligen Geistes. Nach Montan waren aber die Wirkungen nicht bloß des heiligen Geistes überhaupt, sondern sogar des prophetischen Geistes, auf keine Stufe und keinen Stand beschränkt. Nach ihm konnte die Erleuchtung von Oben, der Verkehr mit der höheren Welt, allen Christen zu Theil werden,

jeden Standes, Alters und Geschlechts, Weibern wie Männern, Jünglingen, Jungfrauen und Greisen.

Das war ein harter Stoß auf die so eben erst angemaßte Priesterschaftlichkeit, auf das alleinige Priesterthum und den alleinigen Lehrberuf der Kirchengewaltigen.

Montan ging aber gerade aus auf diesen Gegensatz und Gegenstoß. Er war christlicher als alle Bischöfe seiner Zeit mit seiner Lehre von der Gleichheit aller Gläubigen vor Gott und der priesterlichen Würde jedes einzelnen wahren Christen. Denn das war urchristliche, das war apostolische Lehre.

Ebenso ein harter Stoß auf die angemaßte Kirchengewalt der Bischöfe war die Lehre Montans und der Seinen, daß zwar Fehle der Brüder von den christlichen Brüdern vergeben werden können, daß aber grobe Sünden, sogenannte Todsünden, nicht von Menschen vergeben werden können, sondern, weil sie gegen Gott selbst begangen seyen, könne diese Sünden nur Gott vergeben, oder, da Gott der Geist sey, die Kirche, sofern sie der Geist sey, die Gemeinde, als diejenige, in welcher der Geist lebe.

Das war geradezu eine gegen die Bischöfe gerichtete Waffe, und diese Waffe war geschmiedet aus ächt urchristlichem Metall.

Die Bischöfe, welche sich nicht bloß Herren der Kirche, sondern die Kirche allein zu seyn, bereits anmaßten, hatten nicht nur gelehrt, auch Todsünden können vergeben werden, sondern ausdrücklich und vorzugsweise dabei gelehrt, sie selbst, die Bischöfe allein, haben die Vollmacht, solche Sünden zu vergeben.

Die eben den Bischöfen gegenüber gestellte Ansicht Montans muß, weil er sich auf den Standpunkt des apostolischen Bewußtseyns zurückstellte, und weil nach Allem, was er sonst lehrte, es gar nicht anders seyn kann, eine Haupt-Ansicht und Lehre Montans gewesen seyn, nämlich daß der in der Gemeinde lebendige christliche Geist, als christlicher Gesammtgeist, zu richten und zu entscheiden habe.

Eine Aeußerung, die sich bei Tertullian findet, ist bloß als eine persönliche Ansicht Tertullians zu nehmen, weil sie auch bloß als eine persönliche Ansicht sich ausspricht. Sie geht aus

von etwas, was unbezweifelt Ansicht Montans war, und geht, wie es in der Leidenschaft des Kampfes zu gehen pflegt, über diese Ansicht hinaus.

Diese Stelle lautet: „Die Kirche ist nicht eine Anzahl von Bischöfen, sondern die Kirche ist der Geist, wie er in einem geistigen Menschen sich ausspricht".

Dieser Satz Tertullians leidet an Uebertreibung; und dennoch hat er seine beziehungsweise Wahrheit. Der Verlauf der christlichen Kirchenentwicklung beweist es unbestreitbar, daß Lehre und Urtheil eines einzigen christlichen Menschen, welcher geistig, also in welchem der Geist war, mehr den Geist des Christenthums vertrat, als die Gesammtheit dessen, was rings um ihn her christliche Kirche sich nannte. Das gilt natürlich bloß von Tagen, in welchen die Kirche unter sich selbst hinabgesunken war.

Hier sehen wir in der Christenheit zwei Gegensätze einander gegenüber stehen, wie sie dem, welcher das Auge unbefangen offen hat, überall in der Menschengeschichte begegnen. Jeder derselben hat seine Berechtigung, und jeder derselben wird im Kampfe des einen mit dem andern über diese seine ursprüngliche Berechtigung hinausgerissen, oder ist der eine zuvor zu weit gegangen, und der andere kommt, nach Gottes schöner Ordnung, die Auswüchse ihm scharf zu beschneiden, und der Beschneider geht wieder zu weit, wird überwunden und verschwindet, nachdem er, wozu er da war, vollbracht hat. Das Ewige aber, was in beiden Gegensätzen dem einen wie dem andern seine Berechtigung in der Zeit verlieh, überlebt das zeitliche Daseyn in dieser Gestalt, und ist ein in die Fortentwicklung der Geschichte Eingegangenes, und dauernd im Segen Wirkendes.

Auf der einen Seite steht das Bischofsthum. Seine Berechtigung war, daß es die Vielheit in eine Einheit zusammenfaßte, und so in dem großen Kriege, welchen das Neue mit dem Alten, das Christliche mit dem Judenthum und Heidenthum, und mit der Sektenzersplitterung führte, den Sieg in der Welt erleichterte.

Auf der anderen Seite steht der Montanismus, welcher

der in der Bischofskirche bereits leicht gewordenen Christlichkeit den Sporn einsetzt, zu gewaltsamer Umlenkung in die ursprünglich christliche Bahn, aus der hinaus die Bischofskirche bereits sich verloren hatte und schon weithinein in die Verweltlichung im altheidnischen und altjüdischen Sinne. Ohne Montanismus, und die von ihm ausgehende Sittlichkeit und Begeisterung, zerging die christliche Kirche: sie war, ohne diese Triebe und diese Richtung, nicht stark genug mehr, sich zu halten gegen die Verfolgungen, und als Neues zu siegen über das Alte.

Ohne Montanismus hätte sich das Christenthum allzusehr befreundet mit der Welt; ohne den Gegensatz des Bischofthums und seiner Anschauung hätte sich das Christenthum allzusehr entfremdet von der Welt.

Die Aufgabe des Christenthums war, im wahren Sinne des Wortes, die „Verweltlichung" des Christenthums; aber in ganz anderem Sinne des Worts Verweltlichung, als dieses gewöhnlich gebraucht wird. Die wahre Verweltlichung des Christenthums ist, wie schon früher gesagt wurde, nur darin, daß der Geist Christi in die Welt ausgehe, und in alle Adern der Welt eingehe, sie durchdringe und die Welt umbilde und christlich erziehe.

Dazu gehörte, daß das Christenthum auch mit der Welt sich befreunde, in der Welt festen Fuß fasse, und der Welt sich bemächtige.

Die Bischofskirche aber war sittlich und geistig schon auf große Abwege gerathen.

In die im Sittlichen sehr leicht gewordene christliche Zeit trat der Montanismus hinein, mit einer bald Alles auf die Spitze treibenden Forderung an die christliche Sittlichkeit. Aber nicht, was er in seiner Uebertreibung verlangte, kommt geschichtlich zunächst in Betracht, sondern was er ursprünglich wollte und wirkte.

Als Montan auftrat, war es bereits unter den Christen zu etwas nicht Beanstandetem geworden, zur allgemeinen, nur von einzelnen wenigen Stimmen getadelten Ansicht, daß man den Verfolgungen des Glaubens durch die Flucht oder durch andere Mittel, wie sie früher gezeigt worden sind, sich entziehen dürfe.

Wenn das so fortging, so folgte daraus die Abschwächung des Christenthums und der Christenheit, von einer Stufe hinab bis zur anderen, zuletzt bis zum Nichts.

Da rief Montan in seine Zeit hinein: „Wünschet doch nicht auf euren Betten, in Kindesnöthen oder an weichlichem Fieber, zu sterben; eilt lieber dem Märtyrertod entgegen, auf daß der verherrlicht werde, der für euch gelitten hat".

So pries Montan das Märtyrerthum für die Ueberzeugung als die Krone des christlichen Lebens an.

Auch dieser Satz des Montan ist ein ursprünglich und tief christlicher Satz. Und weil dieser Satz in der nachmaligen Christenheit nicht stehen blieb, und geübt wurde als einer der obersten sittlichen Grundsätze des Christenthums, hat die Christenheit gerade diesen Verlauf genommen, welchen sie genommen hat durch die Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage. Darum ist es noch so nöthig, täglich zu beten, daß Gottes Reich kommen möge auf Erden.

Der Lehrsatz Montan's, ein ganz urchristlicher Satz hat die ewige Wahrheit in sich, daß um der kurzen Dauer des Zeitlichen willen kein sittlicher Mensch etwas thun oder lassen dürfe, wodurch für ihn selbst oder für die Sache der Menschheit, für Wahrheit und Recht, für alles Göttliche auf Erden, Schaden entstünde auf die Ewigkeit.

Das war angelehnt an mehr als einen Ausspruch Jesu. Das war angelehnt an die Grundsätze und Aussprüche aller derer, welche in der vorchristlichen Zeit die wenigen großen Menschen gewesen waren, welche durch Geist und sittlichen Adel vorleuchteten und vorwärts bewegten.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Die Lehre vom tausendjährigen Reiche.

Es ist völlig gleichgültig, ob Montan, zum Belege seiner sittlichen Forderung, die kurze Dauer des Menschenlebens auf Erden überhaupt, oder die kurze Dauer des Zeitraums anführte, welcher noch zwischen dem Jetzt und zwischen der Wiedererscheinung Christi auf Erden, zwischen dem großen Gottesgericht durch die zweite Ankunft des Messias, liege.

Da seine eigenen Schriften verloren sind, so läßt sich nicht mehr entscheiden, ob er überhaupt unter der Wiederkunft Christi nur die Auflösung der gegenwärtigen Ordnung der Welt, den Untergang des Heidenthums und die christliche Erneuerung der Welt angeschaut hat; ob er, um für den Sieg des Christenthums über das Heidenthum die christliche Kraft zu schärfen, die christliche Sitte zu kräftigen, den christlichen Muth zu entflammen und zu begeistern, so gelehrt hat; oder ob er wirklich selbst, was jedoch aus Allem, was über ihn vorliegt, nicht wahrscheinlich ist, dasselbe geglaubt hat, was nachher seine fanatisirten Anhänger glaubten, nämlich, daß das Ende der Welt überhaupt herannahe.

Wie gern man darin zu weit greift, dafür zeugt ein berühmter Theologe unserer Tage, der geradezu sagt: die Prophetin Maximilla (die Freundin Montans) habe behauptet: „Nach mir ist nur noch das Ende der Welt". Von dem aber hat, sogar nach den Worten der Prophetin, welche dieser Theologe im Grundtext in einer Anmerkung anführt, gleichsam als wären diese Worte der Beleg für die eben genannte Behauptung, gar Nichts gesagt. Sie sprach einfach: „Nach mir wird keine Prophetin mehr seyn, sondern die Vollendung aller Dinge".

Da die Montanisten sich ausdrücklich als die „Geistigen" gaben, so gibt sich für diese Worte eine ganz andere Deutung an die Hand, als die des nahen Weltuntergangs in demjenigen Sinne, in welchem das Wort Weltuntergang in der gewöhnlichen Vorstellung im Umlauf war und ist.

Dabei aber ist ebenso gewiß, daß die meisten späteren Montanisten in fanatischer Spannung ein wirkliches Himmels- und Höllengericht erwarteten, und ganz in der Art sich aussprachen, wie Tertullian, der begeistert schrieb: „Welch ein Schauspiel steht uns ganz nahe bevor bei der nun unzweifelhaften Wiedererscheinung des Herrn, der da kommen wird in voller Glorie, in triumphirender Majestät! Welche Wonne, welcher Jubel, welches Entzücken, wenn so viele Kaiser, zu deren Aufnahme unter die Götter und in den Himmel ein öffentlicher Beschluß gefaßt und verkündigt wurde, mit ihrem Jupiter und ihrem ganzen Anhang in der dunkelsten Hölle sich krümmen; wenn jene Beamten grausamere Martern, als sie über uns verhängt haben, in der ewigen Flamme erdulden; wenn jene überweisen Philosophen im Angesicht ihrer Schüler und mit diesen im Feuerstrom zu Schanden werden!"

Dennoch drückte sich, wie man aus anderen Stellen Tertullians sieht, in solchen Bildern und Farben nur der Grundgedanke aus, daß die jetzigen Weltverhältnisse in schneller Auflösung seyen, und daß vor dem Siege des Geistes aller falsche Schein verschwinden und die Christenheit zur Herrschaft kommen würde. „Wir wünschen je eher je lieber zu unserem Königreich zu kommen und nicht länger die Unterdrückten zu seyn", sagt Tertullian, indem er von der Bitte im Vaterunser spricht: Dein Reich komme!

Von Anfang an schwankte der Glaube an das tausendjährige Reich, das Millennium, zwischen gröberer und geistigerer Auffassung. Gehofft aber wurde ein offenbarer, äußerer Sieg der Kirche, der Wahrheit und des Rechts, und zwar noch am Ende dieser Weltordnung; gehofft wurde von denen, die es sich geistiger dachten, wie von denen, die es sinnlicher sich ausmalten, auf ein irdisches Reich der Gläubigen noch auf dieser Erde, wo sie in seliger Gemeinschaft mit Christus und allen Heiligen leben werden. Das damit verbundene Gericht erwarteten sie jedoch nur als einen Vorläufer des jüngsten, des großen Weltgerichtes, und das tausendjährige Reich, das Christus stiften

werde, betrachteten sie nur als einen Vorsabbat der ewigen Herrlichkeit; als Merkmal der Nähe des tausendjährigen Reiches sahen sie die auf den höchsten Gipfel gelangte Herrschaft des Bösen an, des Antichrists.

Papias, Bischof zu Hierapolis in Phrygien, hatte in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die Lehre vom tausendjährigen Reiche besonders in den Vordergrund gestellt, und zunächst in seinem Vaterlande Kleinasien um so mehr zu allgemeiner Geltung gebracht, als er, nach Irenäus, für einen Schüler des Apostels Johannes galt, und unter Marc Aurel als Märtyrer starb.

Diese Lehre vom tausendjährigen Reich und der Glaube daran werden mit dem griechischen Worte „Chiliasmus" bezeichnet. Dieser Chiliasmus glühte nun durch Montan und seine Anhänger in einer solchen neuen Gluth auf, daß er wie das Morgenland, so auch das Abendland ergriff.

Neben den zwei prophetischen Frauen, die sich, später erst, dem Lehrer Montan angeschlossen hatten, neben Maximilla und Priscilla, wurden auch andere „Heilige" und „Erleuchtete" von Verzückungen ergriffen, und zwar waren es vorzugsweise Frauen und Jungfrauen, welche bis zum Grade des Hellsehens erleuchtet wurden, im Morgen- und Abendland. Es war ganz dasselbe an ihnen zu beobachten, was man in unseren Tagen an den sogenannten Somnambülen, den magnetischen Hellseherinnen, beobachtet hat. Das sieht man aus Tertullian, der wörtlich sagt: „Es ist heute noch eine Schwester bei uns (in Carthago), welcher die Geistesgabe der Offenbarungen zu Theil geworden. In versammelter Gemeinde während des sonntäglichen Gottesdienstes geräth sie in Verzückung im Geiste, und empfängt leidend die Offenbarungen. Sie verkehrt mit Engeln, manchmal auch mit dem Herrn, und sieht und hört heilige Geheimnisse, sie durchschaut mancher Menschen Herzen, und verordnet auch Arzneien für Solche, welche Heilung bei ihr suchen".

Zuerst hatte ein Theil in Montan's nächster Umgebung die weissagenden Frauen für „besessen" erklärt, und gegen sie seine

Zuflucht zum Exorcismus nehmen wollen. Bald aber war der Glaube an Montan's Lehren wie an die Prophetinnen siegreich gewachsen und hatte schnell sich weit ausgebreitet.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Sittenreformen der Montanisten und ihre Ueberspannung.

Montan ging darauf aus, die Kirche so zu reinigen, daß sie wieder eine „Kirche des Geistes" im Gegensatz zu der „Kirche der Bischöfe" würde. Der „Geist", dessen Organ Montan war, machte es aber nicht zu seiner Hauptsache, zu verzücken, und die Geheimnisse der Zukunft zu entschleiern oder Menschenherzen durchschauen zu lassen; sondern zur Hauptsache machte er die sittliche Umwandlung des christlichen Lebens. Dieser „Geist" war vor Allem praktisch.

Es war ein gewaltiger sittlicher Ernst in Montan und im Montanismus, der da hineintrat scharf, schwungvoll und mächtig in die bereits lax und weichlich werdende Christenheit. Unter Auswüchsen und Uebertreibungen, unter mancherlei Abgeschmacktem, in das er sich verirrte, leuchtet in dem Montanismus Etwas hervor, das zu allen Zeiten groß wirkte, nämlich ein gewaltiger Enthusiasmus für eine Idee, stehend auf einem streng sittlichen, tief ernsten Charakter. Wo überall noch der Geist jener hohen Leidenschaft, welcher Enthusiasmus heißt, jene außerordentliche Bewegung der Seele, welche die Menschen über sich selbst erhebt, in der Geschichte hervortrat, da gab es einen Ruck vorwärts.

Diesen Enthusiasmus, gepaart mit der Schärfe und Strenge des sittlichen Charakters, seiner Zeit mitzutheilen, sie über sich selbst zu erheben, zu allen Kämpfen und Opfern fähig zu machen und so aufs Neue wieder Wunder zu Stande zu bringen, darauf ging der Montanismus, das gelang, wenigstens vielfach, dem Montanismus längere Zeit, und gerade in der für das Christenthum gefahrvollsten Zeit. War es bisher nicht das Dogma,

sondern das Leben gewesen, vorzugsweise nur die sittlich hohe christliche Willenskraft der Geistbegabten, die glühende, wunderthuende Liebe zu Christus und Treue gegen das Christenthum, womit die Welt überwunden und in Gefahren bestanden worden war: so mußten diese Tugenden und ihre Kraft, die unter den Christen in der Abschwächung oder im Verschwinden waren, neu geweckt, das erlöschende Feuer wieder zur hellen Lohe emporgefacht werden. Schon hatten sich ja nicht nur Schaaren von Christen, die Bischöfe und Geistlichen voran, mit Vorliebe auf ein Wort Jesu berufen, das einem ganz anderen Falle galt, und sich den Verfolgungen durch die Flucht entzogen; sondern das Wohlleben, der Luxus, der Leichtsinn, der Lebensgenuß, der unter dem Namen christlicher Freiheit sich fast Alles erlaubte, waren unter Geistlichen und Laien eingerissen, vorerst zwar nur im Morgenland; und die Reinheit und Schönheit der Ehe, die, als ein Geistes- und Seelenband für immer, das Christenthum in den Augen der heidnischen Welt Anfangs sosehr empfahl, war nicht mehr die alte in manchem christlichen Hause. Nur aus einer jüdisch oder heidnisch leichtsinnigen Praxis im Schließen und Lösen des ehelichen Bandes läßt sich das plötzliche Auftauchen des Extrems erklären, daß die späteren Montanisten die zweite Ehe dem Christen durchaus verboten, ja Einige die Gestattung der Ehe überhaupt nur als eine Nachsicht des christlichen Geistes, als eine Einräumung an die Schwäche der menschlichen Natur ansehen wollten. Die Ehe selbst aber faßte der Montanismus als ein heiliges Band, als eine Verbindung auch im Geist, die darum unauflöslich sey und daure, auch nach dem Tode des Einen der Vermählten. Man wandte den Montanisten ein, der Apostel Paulus gestatte ausdrücklich die zweite Ehe (1 Kor. 7, 39.), ja er empfehle sie sogar unter gewissen Umständen (1 Tim. 5, 14.). Diesem Einwand begegneten sie mit ihrem schon früher angegebenen sittlichen Hauptsatz, was im apostolischen Zeitalter aus Nachsicht noch zugelassen worden sey, müsse im Zeitalter des „Geistes“ wegfallen: Moses habe aus Nachsicht in sein Gesetz aufgenommen, was Jesus nachher aufgehoben habe; und was Paulus noch nachgesehen habe, könne der christliche „Geist“ jetzt

in der fortgeschrittenen Kirche aufheben; nur müsse das, was nachher komme, Gottes und Christi würdig seyn. Das Fleischliche müsse vor dem Geistigen, das Materielle vor dem Idealen zurücktreten und jenes diesem unbedingt sich unterordnen.

Die zweite Ehe wurde sogar von einigen ganz überspannten Fanatikern geradezu „Ehebruch" und „Hurerei" genannt.

Zweierlei hebt sich selbst auf dem dunkeln Grunde dieser Verirrung zu Gunsten der Montanisten in die Augen springend ab. Einmal gewann dadurch die Bedeutung der Ehe an Heiligkeit und an sittlicher Schönheit, indem das eheliche Band nicht nur als ein irdisch unauflösbares, sondern als ein über das Grab hinüberreichendes, als ein ewiges, stärker als der Tod, hingestellt wurde. Zweitens ließ diese Anschauung der Ehe da, wo sie durchdrang, diese schönste und hochwichtige göttliche Ordnung für das Menschenleben nicht entweihen durch Verbindungen, wie sie ohne den Zug des Herzens, ohne höheren Sinn und nur an der Hand berechnender Rücksichten damals, wie heute, geschlossen wurden; und weil nur, wo Liebe und Seeleneinklang war, ein eheliches Band unter den Montanisten geschlossen wurde, so war die Zeugung wie die Erziehung der Kinder eine schönere, und es mußte von so vermählten Gatten nicht nur auf ihr Haus, sondern auf die Gesellschaft, in der sie lebten, eine höhere Kraft ausgehen, wie sie der Geist sittlich hoher und schöner Liebe in sich hat und von sich ausströmt, und wie sie diejenige Herzens- und Geistesbildung an sich hat, zu welcher ein so verbundenes Paar eines am andern sich hinaufbildet.

Die Idealität der Anschauung, welche die Montanisten von der Ehe hatten, ist und bleibt ein leuchtender Streifen in einem Zeitalter, in welchem die Anschauung von der Ehe, wie das eheliche Leben selbst, bereits auch unter Christen sehr unideal geworden war, wie man aus der Ironie Tertullians und aus anderen zeitgenössischen Berichten schließen kann.

Dem Wohlleben in Essen und Trinken zu begegnen, das bereits in der allgemeinen Kirche Ton geworden war, schärfte der strenge Geist des Montanismus den Seinen das F a s t e n ein.

Die Fasten bestanden bereits, aber nicht in Folge eines all-

gemeinen Kirchengesetzes, sondern sie wurden je nach dem freien Willen und eigenen Antrieb des Einzelnen gehalten.

Die Montanisten fasteten am Mittwoch und Freitag jeder Woche bis zum Abend, nicht bloß bis drei Uhr Nachmittags, und sie waren es, von welchen die Fasten vor Ostern ausgingen. Sie hielten da zwei ganze Fastenwochen. Während derselben aßen sie nur trockene Speisen, kein Fleisch, keine Brühe; auch keinen Wein genoßen sie in diesen Tagen, selbst keine von jenen Obstfrüchten, welche die sinnliche Lust reizen. Die „allgemeine" Kirche war es, welche nach und nach später diese Fasten der Montanisten zu jener Länge ausdehnte, wie sie heute noch in der katholischen Kirche gelten.

Montan hatte richtig erkannt, daß die ersten christlichen Gemeinden solche Macht im Innern und nach Außen vorzugsweise auch dadurch hatten, daß sie keinen Lasterhaften und keine Laster unter sich duldeten, und der Arglistigkeit, mit welcher die Feinde der Christen den Wandel derselben beobachteten, die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf ihre Sitten und die strengste Aufsicht auf alle Mitglieder der Gemeinde entgegensetzten.

Das war zu seiner Zeit nicht mehr so, wie damals. Montan trat darum gegen das Lose und Laxe und Gleichgültige seiner christlichen Zeitgenossen mit jenen Forderungen der alten Sittenstrenge auf, die er noch schärfte bis zum Schneidenden.

Er führte es unter den Seinen ein, daß, wer nach der Taufe eine Todsünde beging, nie wieder in die volle Gemeinschaft aufgenommen, nie wieder zur vollen Theilnahme am vollen Gottesdienste zugelassen wurde, sondern, auch bei der tiefsten Reue, sein Lebenlang im Stande der Buße bleiben mußte.

Dieses Aeußerste von Härte erklärt sich aus dem Standpunkt und der Zeit des Reformators.

Nicht nur seine nächste Gemeinde, sondern die Kirche überhaupt konnte nicht fortbestehen ohne Rückkehr aus der Verweltlichung und Versinnlichung zu dem alten schönen sittlichen Leben, und, wenn seine nächste Gemeinde sittlich reinigend auf die christ-

liche Zeit einwirken wollte, so mußte eben diese seine Gemeinde ganz besonders scharf und streng im Punkte der Sittlichkeit seyn.

Nicht als Etwas, das für alle Zeiten gelten sollte, hat Montan seine scharfe „Bußdisciplin“ aufgestellt, sondern ausdrücklich zunächst nur für seine Zeit. Er anerkannte das Recht der christlichen Gemeinde, nicht der Bischöfe, Sünden zu vergeben, auch die schwersten; aber er sagte, jetzt wo diese Zucht der Kirche, die Leichtfertigkeit in der Sündenvergebung, wie sie selbst von den römischen Bischöfen gehandhabt werde, die Sünden in der Christenheit so sehr habe wachsen und sich mehren lassen, verbiete es der „Geist“ (der Paraklet), so nachsichtig in der Sündenvergebung zu seyn, damit nicht die Sünden sich noch mehren und die Kirche zu Grunde gehe. Die „allgemeine“ („katholische“) Kirche habe die schwersten Sünder so leicht bis jetzt wieder in ihre Gemeinschaft aufgenommen, daß sie „nicht mehr als die reine Braut Christi zu erkennen“ und die Sache Christi in Gefahr sey

Wenn aber Montan wüstes, unzüchtiges Leben, Mord und Götzendienst als diejenigen Sünden bezeichnete, welche für den Sünder die Ausschließung aus der Gemeinde in der oben angegebenen Weise nach sich ziehen müssen, so gebot er ausdrücklich dabei, daß man für solche Sünder bete, und sie der göttlichen Gnade empfehle; denn Gott könne sie begnadigen, aber nur Gott; die Kirche sey nicht befugt, dem Höchsten vorzugreifen.

Das dürften in Bezug auf die Sittenreform Montan's eigene Grundsätze und Lehren gewesen seyn. Da der Montanismus aber eine Steigerung dessen war, was von Montan selbst ausging, so fällt Manches, was im Montanismus zur Erscheinung kam, nicht auf Montan, sondern auf die späteren Montanisten, in welchen der „Geist“ weiter ging. Der Enthusiasmus wurde zum Fanatismus, die sittliche Beschränkung und Strenge zur Verneinung und Härte. Hatte Montan gelehrt, es sey empfehlenswerthe Sitte, daß die Jungfrauen verschleiert sich öffentlich zeigen, so erhoben seine Nachtreter das zu einem Religionsgesetz für alle Jungfrauen; und eiferte Montan gegen die Ueppigkeit und den Luxus in der Kleidung der Frauen, so verboten die

äußersten Montanisten den Frauen überhaupt, irgend einen Schmuck und Putz am Leibe zu tragen, „weil dem Weibe, durch das die Sünde in die Welt gekommen sey, nur Trauerkleider ziemen."

In der Ueberspanntheit gingen einzelne montanistische Wortführer zuletzt so weit, daß sie, während Montan nur Reinhaltung von der Welt, ihrer Tagesmode und ihren Lastern, wollte, geradezu verlangten, der Christ müsse ganz mit der Welt brechen, es müsse Feindschaft seyn zwischen ihm und der Welt. Von der zeitgemäßen Sittenreinigung rasten sie fort bis zur finsteren, grimmigen Weltverachtung. Mit dem heißen Auge des Hasses betrachteten und verfolgten sie Alles, was nur von Ferne weltlich hieß, bis zur Pedanterie, zur Abgeschmacktheit, ja bis zur Narrheit. Zuerst nur einseitig, und mit der Sitte und dem Sinn ihrer Zeit zerfallen, wurden sie trübselig, unduldsam, verdammungssüchtig, wild-fanatisch; und der Anfangs gerechte Eifer gegen die wahren Gebrechen und Auswüchse der Zeit artete in die Verirrung aus, Alles zu verdammen und zu verbannen und zu verfolgen, was Schönheit und Reiz der Gesellschaft hieß, nicht nur unschuldige Vergnügungen, sondern sogar Solches, was dazu dient und nöthig ist, das Herz zu veredeln, den Geist zu bilden, das Daseyn zu verschönern.

Daß die Montanisten den Ihren die Theilnahme an den Schauspielen verboten, kann nicht auffallen; selbst die strengeren Wortführer der „allgemeinen" Kirche mißbilligten die Theilnahme der Christen an diesen Vergnügungen der Heiden. Aber hatte Montan in richtigem Takt für das christliche Leben den leeren Ideenspielereien und den Täuschungen der gnostischen Zeitphilosophie sich entgegengestellt, so gefielen sich die späteren Montanisten in rücksichtslosem Haß, in hochmüthiger Verachtung aller weltlichen Wissenschaft und natürlich voran aller Philosophie, der ganzen heidnischen Literatur. Ebenso haßten und verdammten sie die Kunst.

Die Kunst der Zeit war natürlich heidnisch. Aber schon hatten unter dem Einfluß gnostischer Bildung sich Anfänge einer christlichen Kunst und eines christlichen Kunstsinns gezeigt. Die Montanisten ließen nicht nur kein heidnisches Kunstwerk, sey es

Gemälde oder Kunst in Stein und Erz, keine Darstellung von etwas Weltlichem, Gnade finden vor ihren Augen, sondern selbst gegen christliche Symbole auf Geräthen eiferte erhitzt ihr Auge, ihre Feder; Tertullian selbst verwarf leidenschaftlich, als etwas ganz Unchristliches, den unter den Christen aufgekommenen Brauch, künstliche Becher, mit dem Bilde des guten Hirten darauf, zu haben. Weltliche Poesie, wie die Freude daran, galt ihnen als Sündenwerk.

Zwar nicht nothwendig, aber doch nahe, hing damit zusammen, daß die Montanisten über das sich hinwegsetzten, was feinere Bildung und gesellige Formen heißt. Läßt es sich bei der wirklich aus ihren Schriften sprechenden hohen Bildung Einzelner Montanisten nicht von Allen annehmen, so scheint doch eine Mißachtung der gewöhnlichen Lebensformen, ein schroffes, abstoßendes, unleutseliges, ungesellschaftliches Wesen der Mehrheit unter den Montanisten eigen gewesen zu seyn, natürlich nur, als sie anfing, auszuarten und sich zu überstürzen. Denn sonst hätte der Montanismus nicht vorzugsweise unter dem weiblichen Geschlecht, so groß auch durch Anderes seine Anziehungskraft für dasselbe war, in den obern wie untern Schichten der Gesellschaft seine Ausbreitung gefunden, wie es thatsächlich vorliegt.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Bedeutung Montan's und des Montanismus.

Anziehend war der Montanismus für das weibliche Geschlecht durch seinen Verkehr mit der übersinnlichen Welt, durch seine Verzückungen und Weissagungen; durch die außerordentlichen Kundgaben des Enthusiasmus und der Begeisterung; durch das Phantasiereiche und Farbigte der montanistischen Reden. Das Alles mußte in einer bereits sich ernüchternden Zeit des Christenthums seinen Zauber ausüben auf empfängliche weibliche Seelen. Aber auch

die durchschlagende Thatkraft, die Glut des Eifers und das Männlichstarke im Auftreten der montanistischen Führer mußte den Frauen gefallen, sie hinreißen, und sie im Montanismus die wiedergekehrte schöne Jugend des apostolischen Christenthums im Glanze der höheren Geistesgaben sehen lassen.

Dennoch war neben allem Diesem noch ein anderer Reiz, die weibliche Welt für den Montanismus zu gewinnen und zu begeistern.

Die allgemeine Kirche hatte die Frauen schweigen heißen in der Gemeinde, sie zur bloßen Wirksamkeit im Familienkreise zurückgewiesen, und nur den Diakonissinnen mehr Raum gelassen in der Kranken- und Armenpflege. Montan führte die Frauen wieder in höherer Stellung in die Gemeinde zurück.

Er erkannte den Frauen das Recht zu, ihre eigenen Ansichten zu haben, und, während die allgemeine Kirche sie in der Versammlung schweigen hieß, ließ Montan ihnen das Recht, in der versammelten Gemeinde zu reden; ja er erkannte an, daß ein höherer Geist im Weib seyn könne, als in Männern, indem er nicht nur die prophetischen Aeußerungen von Frauen gelten ließ, sondern selbst unverholen auf sie hörte, als auf Orakel, die vom „Geiste“ kommen durch das reine weibliche Herz und den reinen weiblichen Mund. Montan anerkannte, daß selbst die Gemeinde Wahrheit suchen und finden könne beim weiblichen Wort und Urtheil. Er zog die Frauen aus ihrer leidenden Stellung in der Gemeinde heraus und hob sie empor zu einer thätig eingreifenden Stellung in der Versammlung und in denjenigen Kreisen, in welchen die christliche Liebe des Weibes, dessen treffendes und zündendes Wort, dessen beredter Mund, für die Sache des Christenthums wirken konnten neben dem häuslichen Kreise, und ohne den Pflichten desselben etwas zu vergeben. Er zog die Frauen herein, um durch sie die Männer zu begeistern, in richtiger Erkenntniß, daß in gefahrvollen und in solchen Zeiten, wo für große Zwecke eingetreten werden muß, die weibliche Seele und Rede begeisternd ergreift, wo selbst das männliche Wort oft seine Kraft verliert; daß sie einwirkt und nicht bloß mitwirkt. Montan

zog die Frauen in den Dienst des „Geistes", von welchem aus er die Neugestaltung der Kirche erwartete; und nicht nur die Erziehung der Kinder in höherem christlichem Sinne, sondern auch die Hut des heiligen Feuers im Herzen der Männer und im Herzen der Gemeinde wollte er ihnen zum Theil anvertrauen: sie sollten, wo es war, es pflegen und erhalten, und, wo es noch nicht war, anregend, anfachend, begeisternd einwirken.

Diese Seite des Montanismus ist bis jetzt nirgends hervorgehoben worden. Sie gehört mit zu dem Bedeutendsten, was den Montanismus als christliche Zeiterscheinung auszeichnet.

Schon allein dadurch hätte Montan bewiesen, daß er über seiner Zeit stand. Aber sein Auftreten war auch noch in Anderem ein Fortschritt. Er erweiterte die bisherige kirchliche Lehre.

Er sagte, „der Glaubensgrund sey durchaus nur Einer, unverrückbar und unreformirbar"; aber einmal sey Christus noch immer für die jetzige Zeit derselbe, der er für die frühere gewesen, und die Wirkungen seines Geistes haben nicht aufhören oder sich beschränken können auf wenige Jahre; und zweitens müssen eben darum, wenn auch die Grundlage der Glaubenslehre unwandelbar dieselbe bleibe, unter dem Einflusse des heiligen Geistes einerseits die Erkenntniß des wahrhaft Christlichen gemehrt, und andererseits die christlichen Einrichtungen verändert, verbessert, erweitert werden können nach dem wechselnden Bedürfnisse der Zeiten, nach der fortschreitenden stufenmäßigen Entwicklung der Christenheit.

So war Montan der Erste, welcher das stark betonte, was man später die „Vervollkommnungsfähigkeit" des Christenthums in Erkenntniß der christlichen Wahrheit und in Einrichtungen, in Lehre und Leben, genannt hat.

Da man so weit zurückgekommen war, daß die Bischöfe den Lehrberuf ausschließlich für sich in Anspruch nahmen, so war es ebenfalls ein Fortschritt, wenn Montan behauptete, daß der Geist Gottes sich nicht binden lasse weder an Ein Amt noch weniger an Einen Stand, und wenn er die Lehrfreiheit für Alle in Anspruch nahm, welche den Ausweis des Geistes

für sich haben. Montan hatte dafür den Vorgang Jesu und der Apostel und die apostolischen Gemeinden, in welchen es so gehalten worden war, wie er es gehalten wissen wollte.

Was uns, so weit man durch Zurückschließen es für Montan's Anschauung und Lehre erkennen kann, von den Gegnern wie von dem Freunde des Montanismus, von Tertullian, noch über Montan erhalten ist, zeigt sich geistig und sittlich gesund und nicht krank, auch nicht kränklich oder krankhaft.

Wenn uns noch mehr, wenn uns noch Erläuterndes aus Montan's eigenem Munde mit seinen eigenen Worten erhalten und Solches nicht von der nachmaligen Priesterkirche mit Anderem vernichtet worden wäre, so dürfte Montan's Anschauung von der Fortdauer der Prophetie heutzutage alle diejenigen befriedigen, welche an eine unablässig fortgehende Neugeburt der Kirche aus ihrem ersten Schöpfungsquell, an eine fortwährende Läuterung und Verjüngung, mit Einem Wort an den in seiner Gemeinde fortwirkenden Geist Christi glauben.

So wenig Spener und Franke mit den Abzweigungen oder gar Ausartungen des späteren Pietismus, so wenig Albrecht Bengel und Oetinger mit ihren Nachtretern zusammenzuwerfen und deren Anschauungen mit denen der Letzteren für Eines und Dasselbe zu halten sind, so wenig dürfen die montanistischen Sektirer mit Montan und den ersten Montanisten in Allem für Eines und Dasselbe gehalten werden.

Man hat Montan's Anschauung von der Fortdauer der Prophetie für eine „schwarmgeistige Doctrin" erklärt. Man hat das ganz apostolisch geartete, in scharfem Geist sittlicher Strenge hereintretende Bestreben Montan's und seinen Kampf gegen die werdende Hierarchie damit abzufertigen gemeint, „es sey derselbe nicht aus evangelischen Principien geflossen, sondern nur aus dem Bestreben hervorgegangen, für seine nicht an den Klerus sich bindende Prophetengabe eine Berechtigung zu gewinnen".

Diese Ansicht ist eine Ansicht, welche weder der evangelischen Liebe noch dem christlichen Geist entspricht. Die Anschauung von der Fortdauer der Prophetie, d. h. der höheren geistigen Erleuchtung, hat gar nicht nöthig, auf irgend einem Wege erst eine Be-

rechtigung für sich zu suchen. Sie ist eine mit dem innersten Wesen des Christenthums verwachsene Anschauung, ja sie ist eine Anschauung, die allein der Vernunft gemäß ist.

Einer der großen deutschen Männer zu Anfang unseres Jahrhunderts, welcher mit einem in seltenem Grade hellen Geiste den geistigen Christus und das geistige Christenthum lieb hatte, hat das Wort gesagt: „Entweder hat sich Gott niemals geoffenbart, oder offenbart er sich noch heute." Diese Wahrheit ist es, welche der Lehre Montan's von der Fortdauer der Prophetie offenbar zu Grunde liegt. Die Montanisten erklärten ausdrücklich, daß die Prophetie auf den Grundlagen der apostolischen Lehre fortbaue, und daß sie ihre Wahrheit durch die Uebereinstimmung mit dieser Richtschnur beurkunde. Durch die fortschreitende Erkenntniß der christlichen Wahrheit konnte auch allein ein wahrer Fortschritt im Reiche Gottes vermittelt werden, und die Hierarchie, die sich eben zu bilden anfing, war ja gerade im Begriff und in voller Thätigkeit, den Geist Gottes zu binden, indem sie die Lehrgabe und die Erleuchtung an Ein Amt und an Einen Stand binden wollte.

Still und ruhig ist für gewöhnlich der Gang Gottes in der Weltgeschichte. Natürlich verlaufen sich die Entwicklungen bis dahin, wo das Leben zu stagniren anfängt. Es würde versumpfen, wenn nicht ein höherer außerordentlicher Hauch die stehenden Wasser wieder in Bewegung brächte. Das sind die Tage, in welchen die Nüchternheit und die Gelehrsamkeit und alle hergebrachten Mittel und Weisen nicht mehr zureichen. Da ist es dann die Zeit, in welcher die Vorsehung seltsame, ungewöhnliche Gaben hervortreten läßt, hinreißende Geisteskräfte, die Nacht der Zeit durchkreuzende Geistesblitze, die Trägheit der Zeit aufschütternde Geistesdonnerschläge, die Lüderlichkeit und den Leichtsinn der Zeit heilende scharfe Laugen. Und der außerordentliche Geist, der da leuchtet und zündet, der da donnert, schreckt und aufschüttelt, hat seine Berechtigung ganz in sich selbst, aber auch in Gottes Wort; er ist ein in jeder Hinsicht von Gott ausgehender.

Die Weltgeschichte würde zum Phlegma und zum Sumpf

ohne diesen Geist. Dieser Geist hat seine Berechtigung in seiner Nothwendigkeit für die sittliche Welt gerade so, wie die Donnerwetter und die Erdbeben für die Natur sie haben.

Man muß sich sehr hüten, das, was der Montanismus ursprünglich gewesen ist und gewollt hat, zu verwechseln mit dem, was aus dem Montanismus geworden ist, nachdem man ihn gezwungen hatte, außerhalb der Kirche zu stehen, und separatistisch, zur Sekte zu werden.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Verhalten der allgemeinen Kirche zum Montanismus.

Weder Montan noch die Seinen wollten sich außerhalb der allgemeinen Kirche stellen, sondern sie wollten, inmitten der Kirche, eben dieser Kirche, die ungeistig zu werden anfing, wieder Geist einhauchen, eben dieser Kirche, die los und lax und leichtfertig im Leben geworden war, wieder sittliche Kraft mittheilen, eben dieser Kirche, welche, so jung sie war, schon kalt und greis zu werden anfing, wieder Feuer in die Adern gießen.

Die allgemeine Kirche, die Bischofskirche, sträubte sich gegen diesen Geist, gegen dieses Feuer, gegen diese Sittlichkeit, welche mit dem Montanismus sich unter die Christenheit hineinwarfen, wie die glühende Lava eines plötzlich sich öffnenden und ausbrechenden Feuerberges, um das, was als Verwesliches der Kirche sich angesetzt hatte, zu vertilgen, und neuen köstlichen Wein aus dem Weinstock und seinen Reben hervorzutreiben, der bestimmt war, der Welt göttliche Kraft und Begeisterung zu geben.

Der Montanismus hatte viel von dem an sich, was man „protestantischen Geist" nennt. Die urchristliche Seele, die in Neander war und aus ihm sprach, hat das ganz richtig erkannt, und zuerst. Gegen die einreißende „hierarchische Ueberschätzung des geistlichen Standes", gegen die Anmaaßungen einer ausschließlichen Kirchengewalt und eines ausschließlichen Lehr-

berufs der Bischöfe, gegen die Anmaaßung, als seyen Bischöfe und Geistlichkeit im Erbpacht des heiligen Geistes, gegen die Anmaaßung einer im Bisthum liegenden höheren Weihe und Bevorrechtung, als seyen die Bischöfe, weil sie die alleinigen, unmittelbaren Nachfolger der Apostel seyen und so ein Bischof nach dem anderen auf dem Stuhle sitze, die alleinigen Träger des christlichen Geistes, gegen die Unterscheidung zwischen Klerus und Laien, gegen die Unterordnung der Presbyter unter das Bisthum — gegen alles Das hat der Montanismus kräftig protestirt, mit urchristlichem Recht, durch seine Berufung auf das geistliche Priesterthum aller Gläubigen, protestirt gegen ein weltliches Priesterthum eines Standes, in welchem der Montanismus mit hellem Auge Das werden sah, was er geworden ist, nämlich ein weltliches Herrenthum auf dem Gebiete des sittlich-religiösen Lebens. Montan ahnte voraus, daß, wenn es so fortgehe, die Bischöfe sich zu geistlichen Fürsten machen würden, wie es die weltlichen Fürsten waren, und daß die Kirche in Gefahr sey, von einem geistlichen Fürstenthum geknechtet zu werden.

Das war genug, um die Mehrheit der Bischöfe gegen den Montanismus in Harnisch und Waffen zu bringen.

Die asiatischen Bischöfe traten zusammen. Sie hielten Synoden in Kleinasien. In der Lehre vermochten die Bischöfe den Montanisten Nichts anzuhaben: der Montanismus dieser Zeit stand in allen Grundlehren auf demselben Boden mit der allgemeinen Kirche. Wir haben, sagten die Montanisten, Einen Glauben mit ihr, Einen Gott, denselben Christus, dieselbe Hoffnung, dasselbe Sakrament der Taufe. Wir sind Eine christliche Gemeinde. Ihre Lehre von der Wirksamkeit des Geistes in der Gemeinde bestimmten die Montanisten so: „der Geist sey es, durch welchen die Zucht in der Gemeinde geregelt, durch welchen der Sinn der Schrift entschleiert, durch welchen ein richtigeres Verständniß des Christlichen gebildet, durch welchen der Fortschritt zum Besseren gemacht werde".

Diese Zusammentritte asiatischer Bischöfe gegen den Montanismus waren die ersten Synoden, von welchen wir wissen. Die eine wurde zu Hierapolis gehalten unter dem Vorsitz des

Bischofs dieser Stadt, Apollinaris; die andere zu Anchialus unter dem Vorsitz des Bischofs Sotas, um das Jahr 170.

Daß die Montanisten die Kindertaufe verwarfen, konnte ihnen nicht als Ketzerei angerechnet werden, da die Ansicht darüber in der allgemeinen Kirche selbst noch schwankte. Dagegen wurde die Prophetie der Montanisten, die doch durchaus Nichts dem Glauben der damaligen Kirche Widersprechendes in sich hatte, als unächt verworfen, und die Zustände der Verzückung und des Hellsehens wurden für Wirkungen des Satans und der Dämonen erklärt. Die Wirkungen des heiligen Geistes in Gestalt jener Gnadengaben bei der apostolischen Gemeinde seyen blos auf das apostolische Zeitalter beschränkt gewesen, und haben seitdem für immer ganz aufgehört.

War einmal die Prophetie der Montanisten für Satans Eingebung erklärt, so war es leicht bis zur Verdammung des ganzen Montanismus vorzugehen.

Auf beiden Synoden wurde der Montanismus überhaupt verdammt als „gottlos und ketzerisch", und seine Anhänger wurden aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen (excommunicirt).

An Ort und Stelle wurde zwar dadurch das Wachsthum des montanistischen Anhangs gehemmt, und auch der Spott, der nun in Erfindung von Ketzer- und Schimpfnamen für die Montanisten geschäftig war, hielt in Kleinasien Manchen und Manche ab, montanistisch zu werden. Aber damit wurde ein so mächtiger geistiger und sittlicher Feuerstrom nicht in seine Quelle zurückgebannt. Während in Kleinasien die aus der Kirche hinausgedrängten Montanisten nun zur Sekte, zum Kirchlein in der Kirche, wurden, fluthete der Feuerstrom des Montanismus hinüber ins Abendland.

Im Abendlande fand er denjenigen Boden, den er brauchte. Da nahm man die Geistesfreiheit (nicht Geistesgebundenheit, wie einige Neuere irrig meinten) und die strengen sittlichen Grundsätze an, die der Montanismus mit sich führte. Das Heldenthum des Glaubens im Westen Afrikas wie im Westen Europas, in Gallien, Italien und Carthago, hat seinen Muth und seine Waffen gehärtet im Feuer des Montanismus, und die

meisten jener Heldenmädchen und Heldenfrauen, welche in der Verfolgungszeit nicht nur den Tod, sondern mehr noch als den Tod, die langen langsamen greuelvollsten Martern, siegreich bestanden, waren Montanistinnen, wie jene Perpetua und Felicitas; ebenso die begeistertsten Märtyrer, Jünglinge und Alte. Dem Montanismus war es gelungen, aus zartem Fleisch Helden zu schaffen, und wie einst der altrömische Geist Alles getragen hatte, eines großen Gedankens wegen, so hatte der Montanismus in feig gewordener christlicher Zeit den christlichen Heldengeist wieder hervorgerufen und gewaffnet, der da kämpfte bis auf den Tod, und verblutete, um aus seinem Blut den Sieg hervorgehen zu lassen. Wahrhaft von einem großen Gedanken getragen und an ihn mit feuriger Begeisterung ganz hingegeben, war in diesen Jahren unter den Christen nur der Montanismus. Die Kraft des Idealen, d. h. nicht des Idealismus, der Spekulation, sondern die Kraft des idealen Charakters, des begeisterten Eingreifens, Lebens und Sterbens für die Idee, war damals nur in dieser Richtung des Christenthums. Ohne den Montanismus, d. h. ohne den von ihm ausgehenden Schwung wäre das Christenthum den Verfolgungen unterlegen: kein Bisthum und kein Dogma hätte das Christenthum gerettet. In solchen Zeiten, ob die Kirche, ob der Staat in Gefahr sey, rettet Nichts aus der gewöhnlichen Ordnung und aus den gewöhnlichen Elementen und Kräften des Lebens; da rettet nur der „Geist" allein, der flammt und entflammt; er rettet nicht durch sich allein, sondern in Verbindung mit der Klugheit und der Ordnung des Bestehenden, aber indem er diese durchblitzt und befeuert.

Ist die außerordentliche Zeit vorüber, so ist auch die Sendung des außerordentlichen Geistes vorüber, und die Kräfte desselben verlieren sich wieder in den ruhigen Gang des geschichtlichen Verlaufes.

So ging es auch mit dem Montanismus.

Selbst in Kleinasien hielt der Montanismus noch lange seine Fahne aufrecht, und sagte den Bischöfen ins Angesicht, „nur Schwäche oder Verzweiflung des Glaubens mögen wähnen, die Gnade des Höchsten habe mit ihren Geistesgaben blos bei den

Alten gewaltet; der Geist Gottes wirke alle Zeit, was er verheißen, den Unglaubigen zum Zeugniß, den Glaubigen zum Segen".

Die Gegner des Montanismus in Asien sahen sich zuletzt durch die Begabung der Montanisten so in die Enge getrieben, daß sie die „Apokalypse", die Offenbarung des Johannes, auf welche sich die Montanisten beriefen, als ein Machwerk erklärten, welches der Gnostiker Cerinth dem Evangelisten Johannes unterschoben habe. Ja als die Montanisten sich für ihre Anschauungen auf Stellen nicht blos der apostolischen Briefe, sondern auf Stellen der Evangelien, namentlich des vierten Evangeliums, des Johannes-Evangeliums, beriefen, verirrten sich die Gegner des Montanismus so weit, daß sie nicht nur alle jene Stellen verwarfen, sondern sogar das ganze Johannes-Evangelium.

Epiphanius erzählt ausdrücklich von einer Partei in Kleinasien, die um das Jahr 170 den Chiliasmus und die Apokalypse verworfen habe, und ebenso das Johannes-Evangelium und den „Logos" (nach Luthers Verdeutschung „das Wort"), von welchem der Anfang des Johannes-Evangeliums spricht, und zwar Solches, was zu Gunsten Montans und seiner Anschauung nicht blos gedeutet werden **kann**, sondern gedeutet werden **muß**.

Diese Partei war offenbar die kleinasiatische **Bischofspartei** der Synode von 170; dieselbe Partei, von welcher Irenäus berichtet, sie habe die Fortdauer der prophetischen Gabe geleugnet, die höhere Erleuchtung in späterer christlichen Zeit, und sie habe eben darum auch das Johannes-Evangelium nicht als eine Schrift des Apostels Johannes anerkannt, weil sie für die prophetischen Geistesgaben zeugte.

Epiphanius, der seit dem Jahr 367 Bischof in Constantia auf Cypern war, ein markirter Feind der sogenannten Ketzer, hielt die Montanisten offenbar für bessere Christen, als die kleinasiatischen Bischöfe; denn er nennt diese dem Montanismus feindliche Partei mit witzigem Spott „Aloger", d. h. „die ohne Logos"; Logos aber heißt im Griechischen ebenso wohl das, was Luther verdeutschte mit dem Ausdruck ewiges „Wort", als auch das,

was wir im Deutschen Geist, Vernunft, Verstand, Geistesoffenbarung, Rede, Wort, nennen; und die Logoslosen waren damit ebensowohl auch für alle griechisch Verstehenden unter dem Namen „Alogoi“ als Geistlose, als Vernunftlose, als Wortlose, als Stumme und Dumme bezeichnet.

So in Kleinasien aus der allgemeinen Kirche hinausgedrängt, bildete hier der Montanismus eine Sonderkirche, die bald mit eigenthümlicher Verfassung die zerstreuten montanistischen Gemeinden zusammenhielt, so wie die zerstreuten montanistischen Familien. So dort zum Separatismus gezwungen, nahm der Montanismus erst recht zu an Schwärmerei und an Sektengeist, wie es immer geht, wenn im Schooße der Kirche eine neue religiöse Richtung, eine neue geistige Kraft hervortritt, die gerade des weiten Raums in der Kirchengemeinschaft bedarf, und in dieser frei wirkend eine anregende, erweckende, erwärmende und erleuchtende Kraft wäre, die aber aus dem Wirken ins Weite, aus der Kirchengemeinschaft hinausgedrückt und auf sich selbst beschränkt, ausartet, auf Ueberspanntheiten, auf Wunderlichkeiten, auf Absonderlichkeiten und auf Abgeschmacktheiten leicht kommt.

Erst von da an schreibt sich gewiß Manches, was dem Montanismus nachgeredet wird, mancher Auswuchs, manche Schrulle, manche Uebertreibung. Und man hat so Manches dem Montanismus überhaupt nachgesagt, was nur von einzelnen Bruchtheilen des Montanismus gilt, in welche dieser zerfiel, als er aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und zur Sonderkirche wurde. Auch die montanistische Sekte, wie noch immer jede Sekte, zerfiel in verschiedene Schattirungen oder in neue Sekten, die in Einzelnem von einander abwiechen, und es gab Gemäßigte und Aeußerste unter den Montanisten; obgleich alle denselben Namen trugen, theilten doch nicht alle die gleichen Ansichten in Allem, wie dieß bei allen religiösen, bei allen politischen Parteien noch immer der Fall war.

Der Montanismus hielt sich für das Salz der Erde und seiner Zeit. Er hätte das Salz für die morgenländische Kirche werden können, durch seine praktische Richtung, durch seinen sittlichen Charakter, durch seine Begeisterung. Und dieses Salz hätte

dieser morgenländischen Kirche sehr nothgethan, denn es zeigte sich an ihr schon da und dort Neigung zur Fäulniß und zum Schläfrigwerden. Daß sie dieses Salz aus ihrem Haushalt hinauswarf, wirkte mit zum baldigen Verfall des Christenthums und der Kirche im Morgenland.

Jetzt erst fühlte sich die montanistische Sonderkirche recht als eine „Kirche des Geistes" gegenüber der allgemeinen Kirche als einer „fleischlichen Kirche". Jetzt erst erhoben sich recht schwärmerisch die zu einem Häuflein von „Heiligen" abgeschnittenen guten Glieder der allgemeinen Kirche, die Montanisten, als „Pneumatiker", d. h. als Geistesmenschen, über den „Psychikern", d. h. den Sinnenmenschen. Mit dem ersteren Namen nannten sie sich, mit dem letztern die Mitglieder der Bischofskirche.

Vierzigstes Kapitel.

Der Montanist Tertullian.

Daß die Bischöfe Asiens den Versuch machten ihren Schritt und Entscheid gegen den Montanismus zu einem allgemeinen Entscheid des Gesammtbischofthums, der allgemeinen Kirche aller Länder, zu erheben, ist nur natürlich. Es lag ihnen besonders daran, die Gemeinde und den Bischof zu Rom für sich gegen den Montanismus zu gewinnen, in ihrem Streite mit demselben.

Die Sittenzucht und die Lehren von einer wahrhaft christlichen Kirchenverfassung, wie sie die Montanisten hatten, paßten wenig zu der Hierarchie des römischen Bisthums. Aber in Rom hatte die Kirche bereits die Praxis angenommen, welche der alte römische Senat beharrlich geübt hatte, nämlich die Praxis, irgendwo in der Welt ausgebrochene Streitigkeiten als eine günstige Gelegenheit zu benützen und auszubeuten, das Ansehen und die Macht Roms geltend zu machen und auszudehnen.

So benützte man zu Rom auch den Streit der kleinasiatischen Bischöfe mit den Montanisten.

Der Montanismus hatte in Afrika und in Gallien schon so viel Anhang und Ansehen, und herrlichste Bekenner und sogar Märtyrer, daß, ihn jetzt zu verdammen, zu Rom unpolitisch schien. Man versuchte von Rom aus, die Montanisten gegen die Bischöfe Kleinasiens zu halten, um beide von Rom abhängig zu machen. Der römische Bischof Eleutherus hatte schon die nöthigen Briefe ausfertigen lassen, durch welche die Montanisten von Rom anerkannt wurden, als Solche, deren Bekenntniß von der Kirchenlehre nicht abweiche; darum solle man Frieden mit den Montanisten halten. Die Gemeinde zu Lyon hatte sich in einem Schreiben an den römischen Bischof gewandt, worin sie sich günstig über die Montanisten aussprach, und des Bischofs Gutachten über ihre Lehre, über den Montanismus überhaupt, sich erbat. Frieden halten, war der Ausspruch des römischen Bischofs nach Lyon hin.

Ehe aber die zu Gunsten der Montanisten ausgefertigten Briefe nach Kleinasien abgingen, kam ein bitterer Gegner des Montanismus, Praxeas, der den Heiligenschein eines „Bekenners“ für sich hatte, aus Kleinasien nach Rom, um das Jahr 190. Der wußte durch Gründe, natürlich vom Standpunkt der hierarchischen Bestrebungen aus, den römischen Bischof umzustimmen: die Briefe, durch welche von Rom aus mit den Montanisten die kirchliche Gemeinschaft angeknüpft werden sollte, blieben auf das hin unabgesandt; man gab es auf, durch ein Bündniß mit der montanistischen Bewegung in Kleinasien die asiatischen Gemeinden unter den Einfluß und eine Art Oberhohheit des römischen Bischofs zu bringen.

Im Westen der christlichen Welt wurde aber der Montanismus durch seine innere Kraft schnell, unter der Gunst der Verfolgungszeit, eine solche Macht nach Außen, daß man nicht wagte, auch hier, wie in Kleinasien, die Montanisten von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Man kam nicht weiter, als daß die montanistischen Anschauungen vom nahen Ende der gegenwärtigen Weltverhältnisse, von der Unberechtigung der Bischofskirche mit ihrem Unterschied zwischen Klerus und Laien, so wie ihre verschärften sittlichen Forderungen eines völligen Brechens mit der Welt und ihre harten Lehren vom Verhalten gegen die Sünder

und die Sündenvergebung, von der Bischofskirche verworfen wurden, aber nicht der Montanismus überhaupt als solcher.

Es ist gänzlich falsch, wenn man da und dort liest, der Montanismus sey auch im Abendlande zur Sekte geworden, ausgeschlossen von der Kirchengemeinschaft. Im Gegentheil war und blieb der Montanismus im Westen der christlichen Welt das Salz seiner Zeit, ohne das auch hier das Christenthum und die Christenheit faul geworden wären, und unvermögend, die schweren Prüfungen der Zeiten zu bestehen. Ohne den Montanismus wäre auch hier die Kirche verfleischlicht, versinnlicht, verweltlicht geworden, unfähig zum Halt und zum Kampf, und die Christenheit überhaupt einem Selbstauflösungsprozeß verfallen, in eben den Tagen, da auf ihre Vernichtung von Außen herein allseitig es angelegt wurde.

Die Bischofskirche, die für ihre hierarchischen Zwecke arbeitende Klerisei, machte zwar fortwährend Versuche, dem Montanismus, dieser religiös-sittlichen Macht in der Zeit, vernichtend beizukommen. Aber er hielt sich, so lange seine Sendung, die er von Gott hatte, dauerte. Er hielt sich bis tief hinein in das sechste Jahrhundert. Er hielt sich durch die Wahrheit, welche neben den Auswüchsen an ihm war; durch die Theilnahme der öffentlichen Meinung für ihn, weil er anstrebte, was das Zeitalter bedurfte; und hauptsächlich durch die vom Bedürfniß der Zeit ebenso geweckten als getragenen größeren und großen sittlich-geistigen Persönlichkeiten, welche Montanisten waren, und neben welche die allgemeine Kirche nichts Gleiches aufzustellen hatte, wenigstens im zweiten und dritten Jahrhundert. Selbst Solche, welche keine Montanisten waren, dem äußerlichen Bekenntnisse nach, ja selbst Solche, welche gegen einzelne Lehren und Forderungen des Montanismus öffentlich waren, sprachen und schrieben, waren innerlich mit dem Kern und mit der Hauptrichtung des Montanismus einverstanden: sie waren innerliche, unwillkürliche Montanisten.

So ist es in allen großen Zeitbewegungen, im Wissenschaftlichen, im Religiösen, im Politischen, im Sozialen. Da strömt etwas herein mit gewaltiger sittlicher oder Geistesmacht, und die

Besten der Zeit stimmen keineswegs überein mit Allem, was da kommt, was sich ansetzt oder darin ist, an diese Strömung und in dieser Strönung. Aber sie sehen ein, oder fühlen wenigstens es sich und der Zeit an, daß diese Strömung in der Hauptsache gut, segensreich, heilsam, nothwendig ist; zeitgemäß, ein Zeitbedürfniß; und sie wissen, daß man dabei Manches mit in den Kauf zu nehmen hat und nehmen muß. Sie wissen aber ebenso auch, daß, wie das Zeitbedürfniß vorüber ist, eben damit die Sendung einer solchen Zeiterscheinung vorüber ist, das Zeitliche daran untergeht, und das Ewige daran eingeht in die wieder im ruhigen Geleis sich fortbewegende Geschichte der Menschheit.

Es will eigentlich Nichts sagen, wenn man oft hört oder liest, Dieses oder Jenes, wenn es allgemein und bleibend geworden wäre, hätte müssen zum Unheil oder zum Verderben ausschlagen. Solches Außerordentliche in der Weltgeschichte ist Arznei für kranke Lagen der Zeit, und der Geist der Weltgeschichte stellt die Arzneien bei Seite, wie die Genesung eintritt; es ist gerade ebenso, wie in jedem verständigen Haushalt. Ganz Unrecht aber thut man dem Montanismus, wenn man ihm überhaupt, wenn man ihm als solchem, und nicht den Auswüchsen, oder den kranken Ansätzen desselben, zuschiebt, er hätte, wenn er allgemein worden wäre, „die Humanität vernichtet". Gerade wenn er allgemein geworden wäre, was gar nicht in der göttlichen Bestimmung einer solchen Zeiterscheinung liegt, hätte er von selbst in seiner Vertheilung an die Allgemeinheit sich ermäßigt, ja abgeschwächt, und vor Allem Alles abgethan, was an ihm zu hart, zu schroff, zu fanatisch, überspannt und drüberhinein war. Im Kern des Montanismus lag vornherein eine Abholdheit oder gar eine Vernichtungssucht gegen Wissenschaft und Kunst, als solche, so wenig, als dieselben im Kern des späteren Puritanismus lagen; oder am Beispiel schlagender es zu zeigen: Man konnte Puritaner seyn, „exaltirter Heiliger", wie schon Milton von seinen Feinden genannt wird, und dennoch als solcher das ewige Gedicht des „verlorenen Paradieses" dichten und auf mehr als einem Gebiete der geistigen Schöpfung groß seyn. Die großen Geister einer Partei, ohne welche nie eine

solche in der Welt zu wurzeln und sich auszubreiten vermag, geben selbst ihrer Sache, und eben damit ihrer Partei, im Verlauf des Kampfes Maaß, Klarheit und die richtige Stellung zum Leben.

Die gewaltigste Persönlichkeit, wie rückwärts und vorwärts an Geist und Charakter lange keine auftrat, der praktischen Richtung ihrer Zeit und der christlichen Sache den Stempel aufzudrücken, war ein Montanist. Dessen Schriften äußern jetzt noch, mitten unter den vielen Büchern und Geistern der alten und der neuen Zeit, auf jeden Leser die Kraft, welche packt und hinreißt, und sie bethätigen dadurch, daß Geist des Ewigen in ihnen ist.

Dieser Montanist war Tertullian.

Tertullianus war zu Karthago geboren, in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, als Heide, und war Heide bis in seine Mannesblüthe. Tertullian hatte eine gründliche Bildung in allem Dem, was damals der Kreis der Wissenschaft und Kunst hieß. Er war gebildet in der alten und neuen Philosophie und im ganzen Bereich des klassischen Alterthums. Seine Schriften zeigen einen weiten Horizont, Kenntnisse im Schönen, im Recht, in der Geschichte, in den alten Religionen, wie sie nur irgend Einer damals haben mochte. Seine Wiege stand in jener Schichte der Gesellschaft, aus welcher von jeher diejenigen hervortraten, die entscheidend und durchgreifend auf ihre Zeit einwirkten.

Er war eine so recht aus dem Kern der Volksthümlichkeit geschnittene Natur und Gestalt, ganz urwüchsig, an den die Bildung seiner Zeit und der Vorwelt herankam, der aber zu selbstkräftig war, als daß sie ihn beherrscht hätte; er beherrschte sie, nachdem er sie in sich aufgenommen, und verschmolz sie mit sich, und beherrschte so erstens seine Zeit, zweitens die Richtung der Sitte und des Geistes der christlichen Kirche, nicht blos in seinem Zeitalter, nicht blos tief hinein in das Mittelalter, wie es andere Kirchenlehrer thaten, sondern bis hinein in unsere Tage; denn noch heute schöpft die römisch-katholische Kirche aus der Fülle der Hinterlassenschaft dieses Geistes in ihren Predigten und für ihre kirchlichen Abhandlungen; und die evangelisch-protestantische

Kirche schöpft ebenso daraus; und die kommenden Jahrhunderte werden ebenso daraus noch schöpfen.

Es war eine dürre Zeit des Glaubens im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland. Da schrieb Einer, dem es ein Ernst war um die Menschheit und um das Christenthum folgende Stelle in einem Briefe:

„Lieber Bruder, den Augenblick da, einsam, vor Gottes Angesicht las ich eine Stelle aus dem Tertullian. Gelesen, empfunden, geweint, gewünscht mit dir das zu empfinden, und geschrieben, war Einerlei. Die Stelle heißt so: „„Wer hat die Wahrheit erkannt ohne Gott? Wer hat Gott erkannt ohne Christus? Wer hat Christus erkannt ohne den heiligen Geist? Wem hat sich der heilige Geist geöffnet ohne das Geheimniß des Glaubens?““ — Wahrheit, Gott, Christus, Geist, Glaube. — Von Aristoteles bis auf Baumgarten haben Alle um die Wahrheit herum gesucht, und Tertullian hat schon zu seiner Zeit einen Wink gegeben, der alle Versuche der menschlichen Vernunft beschämt.“

Diese Worte eines Enthusiasten des achtzehnten Jahrhunderts sind hier blos darum geschichtlich aufgenommen, weil sie ein Licht fallen lassen auf den Mann, welcher fern steht auf der Scheide des zweiten und dritten Jahrhunderts, und welcher noch mit ein Paar Zeilen aus seinen Schriften Einen im Jahrhunderte der Aufklärung zu enthusiasmiren vermag, wie der Kenner enthusiasmirt wird, wenn er plötzlich auf einen Edelstein stößt.

Tertullian war Rhetor und Sachwalter zu Rom. Da kam es über ihn, daß er in der sittlichen und geistigen Erbärmlichkeit, die im Heidenthum ringsherum war, das schöne häusliche Leben bei Christenfamilien sah, ihren Ernst für ihre Ueberzeugung und ihren Eifer dafür, ihr todesfreudiges Bekenntniß, und ihre Verachtung dessen, was die Welt hoch hielt, gegenüber der Idee, die sie beseelte, gegenüber dem Höheren, woran ihr Geist und ihr Herz sich hielten, in einer Zeit, über der für den Heiden der geistige und sittliche Himmel eingebrochen war, und in Ruinen um ihn her lag. Da wurde er Christ.

Wahrscheinlich hat er längere Zeit dem Beruf eines Rechts-

anwalts gelebt, und die große Welt und ihre Freuden hatte er, wie er selbst von sich sagt, kennen gelernt. Er war schon längere Zeit Christ und hatte schon länger in Rom als eines der angesehensten Glieder der Gemeinde gelebt, als der Feuerstrom des Montanismus auch ihn erfaßte. Er wurde Montanist, weil er innerlich schon lange das war und das hatte, was das Grundwesen der montanistischen Anschauung und Lebensrichtung ausmachte. Der Montanismus — das war ein Element für Gemüth und Phantasie, für Charakter, Wollen und Streben einer Feuernatur, wie Tertullian eine war.

In Tertullian war jene eigenthümliche Mischung, die da entstand, wo römische Abkunft und Erziehung mit den Einflüssen eines heißeren Himmels zusammentrafen. Tertullian war eine Römernatur mit heißem, afrikanischem Blute, aufgewachsen auf dem Boden der alten Karthager, und unter einer Bevölkerung, welche von einer römischen Kolonie herstammte, und das Naturell und Leben hatte, welches aus der Vermischung des Italienischen und Afrikanischen hervorgehen mußte.

Als Tertullian seinen Geist und seine Phantasie am Montanismus entzündet hatte, war er schnell der gewaltigste Streiter für dessen Gedanken und Bestrebungen geworden.

In Rom hatte er sich mit dem römischen Klerus zerworfen, und war, wahrscheinlich um das Jahr 193., in seine Vaterstadt Karthago zurückgekehrt. Daselbst wurde er Presbyter.

Je mehr er früher selbst mit dem glühenden Blute der Jugend auf dem Strome der weltlichen Genüsse eine Zeit lang geschwommen war, und je klarer er sah, wie am Gift dieser maßlosen Weltfreude das Heidenthum hinsiechte und selbst die allgemeine christliche Kirche durch Ansteckung zu kränkeln anfing: desto strenger war er in seinen sittlichen Forderungen geworden gegen sich selbst und gegen Andere; die Schärfe des sittlichen Geistes in ihm nahm sogar etwas Melancholisches, etwas Düsteres an.

In diesem Geiste, in Tertullian, der so geartet war, mußte sich der Montanismus nicht mildern und ermäßigen, sondern verschärfen und steigern. Tertullian ist der Vertreter des gesteigerten Montanismus.

Man sieht dieß sehr deutlich aus der Reihenfolge und dem Inhalt der Schriften Tertullians. Zuerst stellt der Montanist Tertullian nur dem lax und weichlich gewordenen Zeitgeist der Christenheit die einfache edle Natur der ursprünglichen christlichen Sitte entgegen und fordert Heiligung des Lebens, und weist und drängt von leeren Spekulationen weg zur Beschäftigung mit rein praktischen Fragen, mit dem, was der Christenheit in ihren jetzigen Zuständen Noth thue. Erst nach Jahren wird er Eiferer, und fordert Härteres, und verneint schärfer; und wieder erst nach Jahren hat sich der Eifer in ihm bis zum Fanatismus gesteigert, der sich gegen das Schöne verhärtet, das Auge verschließt und es verfolgt, streng ist bis zur Düsterheit.

Daß ein Mann mit so reicher griechischer Weltbildung, mit solcher Kenntniß des klassischen Alterthums, mit so warmem Gefühl und so farbigter gewaltiger Einbildungskraft sich bis auf diese Stufe steigern und dem Schönen in Wissenschaft, Kunst und Leben so abhold werden konnte, muß aus seiner Zeit und den Zuständen um ihn her erklärt werden. Diese Zustände, im ganzen Reich umher, waren trostlos, und das Schöne in dieser Zeit hatte den Charakter der Leichtfertigkeit, des üppig-sinnlichen Reizes: man vergleiche nur z. B. die Venusstatuen, welche die plastische Kunst dieses ausgearteten Zeitalters schuf, mit den Venusgestalten aus der großen Zeit des Griechenthums. Die Kunst war in das Zeitalter nicht der sinkenden, sondern der gesunkenen Kunst eingetreten, welche keine sittliche Grazie und keine Holdseligkeit der Schönheit mehr kannte. Sie hatte die erhabene Idealität, die Keuschheit der Antike verloren, und schmeichelte den Sinnen einer raffinirt genießenden Zeit.

Es war nicht Mangel an Auge für das Schöne, was Tertullian der Schönheitsliebhaberei und dem philosophischen Ideenspiel seiner Zeit so abhold machte; es war vielmehr einsichtsvolle Menschenliebe und sittliche Entrüstung über deren Wirkungen. So hatte Beides Herder an sich am Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland, wenn ihm, diesem großen Menschen und Patrioten, die bloße Schönheitsliebhaberei und das bloß Schöne „leidig" erschienen: seine Menschheits- und Vaterlandsliebe sah

prophetisch voraus, was aus solchem **bloßen** Schönheitskultus kommen würde und kommen mußte, der sittliche Verfall des Vaterlands und die Kraftlosigkeit, bereits im Angesichte stehenden Gefahren gegenüber zu treten. Wie der drohende Ernst der Zeit Männer forderte und tapfere Frauen, das forderte, was Beide zu bilden allein im Stande war, so war es auch in der Zeit Tertullians, und so begriff das Nöthige für diese Zeit auch Tertullian. Die Göthe'sche Weltanschauung und Bildung konnte gar keinen anderen Ausgang nehmen als die Jenaer Schlacht und Deutschland's Schmach; und der Zeitgeist mit seiner Schönheitsliebhaberei, mit seinem Kultus des Weltlichen konnte das römische Reich, und damit, wenn sie nicht sittlich gestärkt wurde, auch die mit der Welt bereits allzusehr befreundete Christenheit, zu nichts Anderem führen, als in die Arme der Beide zu Boden werfenden Barbaren.

Alle Aeußerungen solcher Männer sind darum niemals abgerissen von ihrer Zeit, sondern in ihrer unmittelbaren Beziehung zu ihrer Zeit zu fassen und zu würdigen.

Tertullian sah um sich her, wie die morgenländische Kirche die Religion Christi, die ganz nur Leben und That seyn wollte, als einen Stoff für die Gelehrsamkeit, als wäre sie bloß eine neue Religionsphilosophie, zu behandeln angefangen hatte, und sich am liebsten mit einem leeren Ideenspiel und mit dunkeln Glaubenssätzen, die von dem christlichen Leben weit ablagen, abgab, weil dabei Gelegenheit war zu Uebungen des dialektischen Scharfsinns und zum Glänzen damit, Gelegenheit zum phantastischen Aufleuchten, Gelegenheit zur Befriedigung theologischer und religionsphilosophischer Streitlust. Tertullian, der Mann des Praktischen, ging daran, seine Zeit zur glaubigen Hingabe an das Evangelium und dessen Geist zu führen, und das Leben seiner Zeit in den Dienst dieses evangelischen Geistes zu bringen und es nach demselben zu gestalten. Zu diesem Zweck erschienen ihm die Grundgedanken und die Grundrichtung des Montanismus vorzüglich geeignet, und mit ganzer Seele, mit aller Kraft seines Denkens und Wollens, mit aller Gluth seiner Empfindung und

seiner Phantasie, arbeitete er, diese Gedanken und diese Richtung zu allgemeiner Anerkennung zu bringen.

So wurde er der große Schriftsteller nicht nur für das Christenthum seiner Zeit, sondern für das Christenthum überhaupt. Treffend hat Jakobi in seiner Kirchengeschichte (I. 169.) den Schriftsteller Tertullian mit den Worten gezeichnet: „Ueberall wirken großartige Kräfte, reine und unreine, durcheinander. Er ist ein Vulkan, der in prächtigem Ausbruch Flammen, köstliches Gestein und Schlacken von sich wirft“.

Klassisch in demjenigen Sinne nämlich, in welchem man allgemein dieses Wort nimmt, ist Tertullian als Schriftsteller nicht, und die Zeitgenossen schon haben ihm „seinen punischen Styl“ vorgeworfen. Die lateinische Muttersprache an und für sich schon, vollends das afrikanische Latein seiner Heimath, waren noch nicht diejenige Sprache, welche für die unendliche Welt christlicher Gedanken und Gefühle einen Vorrath an gemünztem Gold und Silber des Ausdrucks dem über das Christenthum Schreibenden schon an die Hand gegeben hätte. Sowohl für das, was als Reichthum im Christenthum lag, als für das, was in Tertullians eigenem Kopf und Herzen lag und sich heraus arbeitete, mußte er aus dem ihm gegebenen Sprachstoffe erst neue Bezeichnungen schaffen, und wie er sprachlich neu ist, ist er manchmal auch hart und dunkel in seinem Ausdruck; ebenso ist er in Anschauung und Darstellung nicht frei von Eckigtem, Einseitigem, Schroffem. Wo er vertheidigt und wo er bekämpft, begegnet es ihm auch wohl, daß er übertreibt, und sich hinreißen läßt zu Kampfmitteln, wie sie der Advokat handhabt, und wie sie nur einem solchen gestattet sind, nicht bloß zur Dialektik, sondern sogar zu Sophismen. Sein Witz wird oft beißend, sein Spott steigert sich hie und da bis zum Hohn, zum Sarkasmus.

Aber alle seine Schriften haben den Stempel der Großheit, des Charaktervollen, und der Begeisterung für die christliche Sache; und ein scharfer Verstand waltet darin neben überwiegender Empfindung und Phantasie; Mensch und Wort sind getragen und ausgezeichnet durch eine gewaltige Energie und Tiefe des Geistes.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Tertullian als Vertheidiger des Christenthums durch die Schrift.

Wie Tertullian das Fortwirken des Geistes in der Christenheit sich dachte, ist kurz in dem herrlichen Wort ausgedrückt, „Christus habe sich die Wahrheit, nicht das Herkommen genannt“.

Welche tiefe philosophische Einsicht in die Wahrheit überhaupt in ihm war, dafür spricht, daß er, der Montanist am Ende des zweiten Jahrhunderts, unendlich weit voraus war Millionen Christen des neunzehnten Jahrhunderts. Millionen Christen unserer Tage wissen im Christenthum nichts Anderes zu sehen als Ueberlieferung (Tradition) und Glaubenslehrsatz (Dogma), und wissen sich nicht zu erheben zu der Anschauung, die in der Religion Leben sieht, das heißt, göttliches Leben in uns und göttliches Leben außer uns, Gott erkennt als denjenigen, der sich selbst bethätigt und sich selbst offenbart in der Welt. Tief stehen die, die sich bloß auf das Naturgesetz stützen und die sittliche Weltschöpfung überhaupt leugnen, die Naturalisten. Deren Anschauungsweise ist einseitig und beschränkt. Aber tief stehen auch die und einseitig und beschränkt sind auch die, welche den lebendigen Gott von der Welt absondern, und nicht vermögen, ihn in der Welt und Geschichte zu erkennen; die, welchen Gott verborgen bleibt als derjenige, der seine göttliche Offenbarung in einem geschichtsmäßigen Fortschritt hat, und ohne dessen Erkenntniß die Religionen der Völker und die Weltgeschichte etwas Unverstandenes und Unverständliches bleiben.

Tertullian erkannte und hielt hoch empor in seiner Zeit das Gottesbewußtseyn in den Tiefen der menschlichen Seele.

Das Daseyn Gottes beweist er vorzugsweise aus dem Zeugniß der menschlichen Seele. „Die Seele“, sagt er, „ist von Natur eine Christin, und zeugt für Gott. Und wenn sie das ausspricht, blickt sie nicht zum Capitol empor, sondern zum Himmel. Sie kennt den Sitz des lebendigen Gottes; denn von Ihm und von dort Oben ist sie gekommen“.

Klar und fest geht Tertullian von dem Grundsatz aus, daß Gott sich in jeder menschlichen Seele bezeuge.

Die geistige Natur in uns ist es für ihn, aus welcher er die Wahrheit der christlichen Religion beweist. Er behauptet geradezu, die menschliche Seele, sobald sie ihrem angeborenen Zuge folge, wisse nichts Anderes als den wahren Einen Gott. „Mag die Seele", sagt er, „eingeschlossen in den Kerker des Leibes, auch durch schlechten Unterricht irre geführt, durch Leidenschaften und Lüste entnervt und umnachtet, den falschen Göttern dienstbar geworden seyn: dennoch, wenn sie einmal zur Besinnung kommt, nennt sie Gott nur mit diesem Einen Namen Gott, weil dieser Name allein dem wahren Gott eigen ist; sie nennt ihn so, sobald sie aus dem wilden Rausch der Leidenschaften erwacht, oder sich zusammenrafft wie aus langer Krankheitsschwäche, oder sich hell aufrichtet wie aus einem Schlaf".

So richtig erkannte Tertullian den wahren Gott selbst in den heidnischen Religionen hinter der bunten, trübenden Farbendecke der heidnischen Vielgötterei; und wie der bessere Theil der Gnostiker anerkannte, daß der göttliche Logos („das Wort" nach Luthers Uebersetzung), noch ehe er in dem Messias Jesus Mensch geworden sey, keimartig in der Menschheit wirksam gewesen sey, so behauptete Tertullian dasselbe, wenn auch mit anderen Worten.

Er erkennt eine Urreligion an, die ursprünglich da gewesen, deren Nachklang noch in jeder Seele sey, und die sich von ihrem Ursprung an durch die Zeitalter und Völker hindurchziehe, die zwar habe verdunkelt werden können, aber deren Ahnung, trüber oder lichter, immer wieder hervortrete. Er erkannte, was heute noch so Viele nicht erkennen, das lebendige Einheimischseyn Gottes selbst im menschlichen Gemüth, das Gottesbewußtseyn als die Triebkraft aller menschlichen Bildung, als die Lebenskraft alles geschichtlichen Werdens, als den Beweger der fortschreitenden Menschheit; und die Geschichte war ihm die Entwicklung des Gottesbewußtseyns.

Seine Beweisart für den christlichen Gott und die Wahr-

heit des Christenthums traf Geist und Herz schärfer, als die meisten alten und neuen Beweise dafür.

Er sagte nämlich gegenüber den feindlichen Einwürfen gegen die christliche Wahrheit unter Anderem:

„Ich berufe mich auf ein neues Zeugniß, das bekannter ist als alle Literatur, verbreiteter als Bücher und Gelehrsamkeit, größer als der ganze Mensch; denn es ist Das, was das Wesen des Menschen ausmacht. Du sollst uns Rede stehen, o Seele — du bist es, was den Menschen zum Menschen macht, zu einem vernünftigen, der Empfindung und Erkenntniß fähigen Wesen. Aber ich meine nicht dich, wie du in Schulen zugerichtet, mit dem Staube von Bibliotheken beladen, in Akademieen und gelehrten Gesellschaften herangefüttert, von fremdem Wissen strotzest; sondern ich rufe dich an, einfache, ungebildete, naturwüchsige Seele, wie du bei denen bist, welche Nichts haben, als dich. Ich verlange von dir Das, was du mit dir in den Menschen bringst, was du aus dir selbst, oder von dem Schöpfer deines Daseyns, für wahr zu halten gelernt hast."

So redet Tertullian eine heidnische Seele an, und fährt dann fort: „Du bist, so viel ich weiß, weder Christin geworden, noch als Christin geboren. Dennoch fordern jetzt die Christen ein Zeugniß von dir, als von einer uns fremden, gegen die Deinen (die Heiden), damit sie doch vor dir, o Seele, sich schämen, wenn sie uns um solcher Dinge Willen hassen und verfolgen, für welche dein eigenes Bewußtseyn zeugt. Es gefällt den Menschen nicht, daß wir als den einzig wahren Gott Den verkünden, von welchem alles Daseyn ausgegangen ist. Zeuge du für uns. Was uns nicht gestattet ist, das hören wir dich öffentlich und mit aller Freiheit, in und außer dem Haus, ausrufen: „„Gott giebt's"" und „„Wenn's Gott gefällt"". Auch was wir von dem Wesen Gottes lehren, ist dir nicht verborgen. Häufig hört man dich sagen: „„Gott ist gut, Gott verleiht das Gute"". Du fügst wohl auch noch hinzu: „„Aber schlecht ist der Mensch"". Durch diesen Gegensatz deutest du auf verdeckte Weise an, daß der Mensch darum schlecht ist, weil er vom guten Gott abgewichen ist. Auch die Hauptlehre der Christen, daß

Gott der Urquell alles Guten sey, ist dir wohl bekannt, o Seele. „„Gott segne dich““, sprichst du so leicht aus, als es der Christ aussprechen muß. Endlich zeugst du auch für Gottes Heiligkeit und sein Gericht durch die gewöhnlichen Ausrufe: „„Gott sieht Alles; ich empfehle es Gott; Gott wirds vergelten; Gott sey Richter zwischen uns““. Solche Ausrufe, o Seele, entschlüpfen dir manchmal sogar unter dem Priesterrock und in den Göttertempeln. Ist das nicht das Zeugniß der Wahrheit, die selbst im Hause der Götzen das Christenthum rechtfertigt."

So klar und fest stand es für Tertullian, daß sich der wahre Gott in der Ahnung der Seele, durch die Aussprüche des reinen unverdorbenen Gefühles, kund gebe; und wenn hier das nur auf dunkle oder unvollkommene Weise geschehe, so komme die Seele zum vollkommenen Bewußtseyn des Göttlichen erst durch Christus, in welchem Gott sich vollkommen geoffenbart habe.

„Wir bekennen es, sagt Tertullian hierüber, und wir bekennen es öffentlich, blutend unter Martern rufen wir es aus, daß wir Gott durch Christus verehren. Möget ihr ihn für einen Menschen halten: durch ihn und in ihm will Gott erkannt und verehrt werden."

So geschickt, wie Keiner sonst in seiner Zeit, vertheidigte Tertullian die Wahrheit des Christenthums aus dem ursprünglichen, jeder unverdorbenen Seele einwohnenden Gottesbewußtseyn.

Für die Göttlichkeit Christi und seine Lehre stellte er als Hauptbeweis hin, daß dieselbe die Kraft habe, Menschenherzen zu veredeln und Menschenaugen für das Schauen der Wahrheit zu öffnen. „Christus, sagt er, hat Leute, die schon mit ihrer Bildung fertig, und im Besitz ihrer Abgeschliffenheit und Ueberbildung um die Wahrheit betrogen waren, zur Anerkennung der Wahrheit geführt. Fraget also, ob die Göttlichkeit Christi eine wahre Göttlichkeit ist. Wenn sie der Art ist, daß sie den, der sie erkannt hat, in einen guten Menschen umwandelt, so folgt daraus, daß man jeder andern absagen muß, welche sich als ein Gegensatz derselben herausstellt".

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Seine Stellung zu Vernunft und Glauben.

Klar war Tertullian sich auch über das Verhältniß des Vernunftgebrauchs zur Religion. Es ist ein Irrthum, wenn man Tertullian so hinstellt, wie es schon geschehen ist, als habe er gegen den Vernunftgebrauch in der Religion gesprochen. Er schrieb ausdrücklich „dem gesunden Menschenverstand das Recht und die Fähigkeit zu, in göttlichen Dingen zu urtheilen".

Nicht dem „Vernunftgebrauch", sondern der philosophischen „Schulweisheit" seiner Zeit war er abhold, welche die ewige Wahrheit verfälschte, und so eitel, als leer und windig war. Von diesen Zeitphilosophen sagte er, nur aus Sucht nach eigener Ehre, haschen sie nach Wahrheit, und weil die Eitelkeit dabei sie leite, weil sie nur Aufsehen und Ruhm suchen, sey auch ihr Streben ein eitles, und sie verderben und fälschen die Wahrheit. Was Wahres an der Philosophie sey, das habe sie den Aussprüchen des allgemeinen Menschenverstandes entnommen; aber das daher Genommene, aus lauter Eitelkeit, zu Systemen aufgebläht, mittelst einer Redefertigkeit, welche Alles zu beweisen und zu widerlegen sich vermesse und mehr darauf ausgehe, die Welt zu bereden als zu belehren. Sie stelle Begriffe auf, die sie bald für allgemeine, bald für besondere ausgebe; sie urtheile nach dem, was gewiß sey, über das ab, was ungewiß sey; sie wolle Alles mit Beispielen beweisen, gleich als ob Alles mit einander verglichen werde könne; sie wolle Alles unter Regeln fassen, obgleich Dinge, welche Aehnlichkeiten haben, oft verschiedene Eigenschaften haben. Nichts behalte sie der Freiheit Gottes vor; ihre Einfälle wage sie für Gesetze der Natur auszugeben.

Dieser Vielwisserei der meisten Gnostiker, welche das Mark der Sache nicht traf, und im Blauen schwärmte, stellte Tertullian, ganz ungenirt durch den Beifall des Tages, welchen jenes Philosophiren hatte, das positive Christenthum entgegen. „Der Christ", sagte er, „braucht nur wenig über das Uebersinnliche zu wissen; denn des Gewissen ist überall nur wenig, und er darf

nicht mehr suchen, als er finden kann; die ins Unendliche ausschweifenden Fragen verbietet der Apostel. Nun kann man Nichts weiter finden, als was von Gott gelehrt wird; was aber von Gott gelehrt wird, das ist ganz und fertig". Es hat, will er sagen, die göttliche Offenbarung nicht nöthig, daß ein Gnostiker daran nachbessere und sie vollends fertig mache. „Was haben Athen und Jerusalem, sagt er weiter, was die Akademie und die Kirche, was Christus und Plato, mit einander gemein? Unsere Schule stammt aus der Halle jenes Salomo, der selbst auch gelehrt hat, der Herr müsse in der Einfalt des Herzens gesucht werden. Das mögen die bedenken, welche ein stoisches, platonisches oder dialektisches Christenthum sich gemacht haben. Wir bedürfen keiner Grübeleien, nachdem wir Jesus Christus erkannt, wir brauchen nicht weiter zu suchen, nachdem wir das Evangelium gefunden haben. Wenn wir wahrhaft den Glauben haben, bedürfen wir Nichts über den Glauben hinaus".

Hängt dieser so ausgedrückten Ansicht, wenn man sie allgemein, ohne ihre besondere Beziehung auf die Zeitgenossen, nehmen wollte etwas Einseitiges und Beschränktes an, so wird man das Tertullian nachsehen, des Wesentlichen wegen, um das es ihm zu thun ist. Aber diese Beschränktheit liegt nur im Ausdruck, der auf die Spitze getrieben ist, wie es Tertullian manchmal begegnet in der Hitze des Kampfes gegen ein seichtes, gegen ein leeres Ideenspielen; und er zeigt an tausend Stellen seiner Schriften durch sein ganzes geistiges Auftreten, wie sehr er selbst Denker ist und das Denken liebt, den geistigen Fortschritt in Allem.

Nur gegen die unpraktischen gnostischen Ueberschwänglichkeiten ist der praktische Römer Tertullian unbarmherzig und voll bitterer Ironie; ebenso gegen die Gattung von Leuten, welche den im ersten Bande geschilderten bildungsstolzen Gegnern des Christenthums gleichen. „Freilich", spottet er diesen zu, „unverzeihlich war es, daß die göttliche Lehre im jüdischen Lande statt in Griechenland auftrat; und Christus hat einen großen Irrthum begangen, daß er lieber Fischer als Sophisten ausschickte, das Evangelium zu verkünden". Aber ebenso scharf war er gegen

diejenigen, welche überall in den heiligen Schriften nur „Allegorie“ finden wollten, hinter dem Text einen geheimen Sinn, einen ganz absonderlichen, oft das Gegentheil von dem, was in den Worten lag.

„Wer“, hielt er diesen entgegen, „wer sollte das Mark der Schrift besser kennen, als die Schule Jesu selbst? als die, welche der Herr zu Jüngern wählte, und welche er uns zu Lehrern gegeben hat, damit sie uns in Allem unterweisen? Wem anders sollte er den geheimen Sinn seiner Reden enthüllen, als denen, welchen er auch das Bild seiner Herrlichkeit enthüllte, dem Petrus, Jakobus, Johannes und nachher Paulus? Oder schreiben auch diese anders, als sie denken? sind sie Lehrer der Lüge, nicht der Wahrheit?“

Der erste Theil dieser Aeußerung galt denen, welche durch ihre Allegoriehascherei das „Mark der Schrift“ verflüchtigten, und etwas ganz Anderes unterschoben. Denen sagte er: „Wäre Alles Bild, wo wäre dann das, was das Bild ausdrücken soll? Wie willst du einen Spiegel vorhalten, wenn kein Angesicht vorhanden ist, das er widerstrahlen soll? Also sind es nicht lauter Bilder, sondern auch Wahrheiten“.

Der letzte Theil jener Aeußerung galt denjenigen Gnostikern, welche in Worten und Formeln die christliche Farbe trugen, und diese als einen Ueberwurf, als einen täuschenden Mantel handhabten, unter welchem sie ihre eigenen Einbildungen an die Stelle des Christenthums zu setzen bemüht waren; er galt den Ausbietern der Geheimlehren und ihrem Anhang. Deren Täuschung deckte Tertullian also auf.

„Wenn du“, sagte er, „sie treuherzig um ihre Lehre befragst, so antworten sie mit ernster Miene, mit zusammengezogenen Brauen: „„Es sind hohe Dinge““. Wenn du ihnen weiter zusetzest, tragen sie in zweideutigen Worten den allgemeinen Kirchenglauben vor. Gibst du ihnen zu verstehen, daß du sie durchschauest, so leugnen sie ihre eigenthümlichen Ansichten frech weg. Dringst du mit Macht auf sie ein, so suchen sie, indem sie unterliegen, den Schein auf den Gegner abzuladen, als sey er zu dumm, sie zu begreifen. Selbst den eigenen Schülern vertrauen

sie ihre Lehre nicht an, als bis sie dieselben ganz zu den Ihrigen gemacht haben. Es ist das ihr Kunststück, daß sie die Leute früher beschwatzen als belehren."

Von Tertullian ist die sprichwörtlich gewordene Aeußerung: „Ich glaube es, weil es absurd ist".

Dieses Wort Tertullians ist viel mißbraucht, viel auch mißverstanden worden. Es hängt eng zusammen mit seiner Anschauung von der in der heiligen Schrift und in der apostolischen Ueberlieferung gegebenen göttlichen Offenbarung.

Wovon er überzeugt war, daß es in klaren Stellen der heiligen Schriften der Christen wirklich vorgetragen sey, ohne durch andere Stellen der Schrift eingeschränkt oder in ein anderes Licht gesetzt zu seyn; oder was er als eine nothwendige Folgerung aus Schriftstellen anerkannte: das glaubte er.

Und ebenso glaubte er an die bindende Kraft der Ueberlieferung in Glaubenssachen, aber nur sofern diese mit den Grundsätzen der heiligen Schriften übereinstimme; und umgekehrt wollte er, weil durch „Irrlehrer" und deren „Deutungen" die einfachen Aussprüche der heiligen Schriften verdreht werden, die Schrift selbst erläutert wissen durch die Ueberlieferung des reinen Glaubens, wie er aus dem Munde der Apostel sich in den apostolischen Gemeinden erhalten habe, und von diesen in die ganze christliche Gemeinschaft übergegangen sey.

Er sagte, die verschiedenen Gemeinden haben ihr Christenthum von den Mutter- und Urgemeinden des Glaubens, von den apostolischen Gemeinden, empfangen, und sofern sie diesen ursprünglichen Glauben festhalten, bilden die ersteren mit den letzteren Eine „apostolische Kirche". Derjenige Glaube, welcher mit dieser apostolischen Kirche übereinstimme, erweise sich als der wahre und ursprüngliche, als der, welcher von Christus und den Aposteln herrühre. Wer anders lehre und glaube, als diese apostolische, allgemeine Kirche, müsse als Häretiker (d. h. als sonderglaubig, als Ketzer) betrachtet werden.

Hier ist nun eine Gelegenheit, recht deutlich zu sehen, wie man sich hüten muß bei Beurtheilung von geschichtlichen Personen und ihren Ansichten, bloß einzelne Stellen ins Auge zu

fassen und diese stark zu betonen, statt sie mit dem ganzen äußeren und inneren Entwicklungsgang und mit anderen Aussprüchen dieser Persönlichkeiten im Zusammenhange zu betrachten.

So herausgerissen und für sich stehend, scheint die Ansicht Tertullians von der „Ueberlieferung“ ganz ein und dieselbe mit der späteren römisch-katholischen Kirche zu seyn. Dem ist aber nicht so. So uneingeschränkt hatte die Ueberlieferung für Tertullian ihre Geltung nicht, weder früher, als er diese Worte schrieb, noch später, als er äußerlich auch zum Montanismus übergetreten war. In seiner Schrift vom „Verschleiern der Jungfrauen“ findet sich die einschränkende und erläuternde Stelle für seine Ansicht von der Ueberlieferung.

„Gegen die Wahrheit, sagt er da unzweideutig, kann gar Nichts Geltung haben, keine Länge der Zeit, kein Ansehen der Person, kein Vorrecht eines bestimmten Ortes. Denn sonst geschieht es leicht, daß das Herkommen, obgleich es von Irrthum und Einfalt ausgegangen seyn kann, durch Verjährung sich als Gebrauch festsetzt, und ein eingebildetes Recht gegen die Wahrheit behauptet. Christus, unser Herr, hat sich die Wahrheit, nicht das Herkommen genannt. Wenn Christus von Ewigkeit her und vor Allem da war, so ist auch die Wahrheit etwas Ewiges und Altes. Das mögen diejenigen bedenken, welche Dinge für neu ansehen, welche an sich alt seyn können. Ketzereien werden nicht dadurch widerlegt, daß sie etwas Neues sind, sondern dadurch, daß sie die Wahrheit nicht für sich haben. Alles, was der Wahrheit widerstreitet, wird Ketzerei seyn, und wäre dieses auch altes Herkommen.“ —

Hier tritt Tertullian klar und entschieden den anmaßenden Forderungen und Lehren der Bischofskirche überhaupt und vorzugsweise der römischen entgegen.

„Allerdings, fährt er fort, ist die Grundlehre der Kirche nur Eine; sie allein ist unbeweglich und unreformirbar — nämlich der Glaube an Einen allmächtigen Gott, den Schöpfer der Welt, und seinen Sohn Jesus Christus, der geboren ist von der Jungfrau Maria, gekreuzigt unter Pontius Pilatus, am dritten Tag auferstanden von den Todten, erhoben zum Himmel, sitzend

zur Rechten des Vaters, und der einst kommen wird zu richten die Lebendigen und auch die Todten, vermöge der Auferstehung."

Hier tritt uns zum ersten Mal das ganz vor Augen, was als die Grundlehre für alle Christen zu Anfang des dritten Jahrhunderts allgemein galt und fest stand. Das und nicht weiter war derjenige Glaubensinhalt, zu dem sich alle Gemeinden bekannten und bekennen mußten, wenn sie zu der „allgemeinen" Kirche zählen wollten; und die gröbere oder geistigere Auffassung selbst dieses Glaubensinhaltes war noch immer frei und offen.

Nach dieser Vorausschickung schließt Tertullian seine Ansicht so ab: „Wenn diese Glaubensgrundlehre festgehalten wird als unwandelbar, so läßt das Uebrige, was zum sittlichen und gesellschaftlichen Leben der Christen gehört, Neues zu, wodurch gebessert werden kann; weil ja die Gnade Gottes fortwirkt und weiter fördert bis ans Ende. Denn wäre es nicht widersinnig, daß, während der Satan immer mehr um sich greift und seine bereits gewonnenen Werkzeuge des Bösen täglich mit neuen vermehrt, nur das Werk Gottes stehen bleiben und nicht fortschreiten sollte, da doch der Herr darum den Geist der Wahrheit sandte, um, weil die menschliche Schwachheit nicht Alles auf Ein Mal fassen konnte, durch diesen seinen Stellvertreter das christliche Leben nach und nach zu ordnen, zu leiten und der Vollendung entgegenzuführen. Er selbst sagt ja zu den Jüngern: „Ich hätte euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen."

Wie Tertullian sich hier der hierarchischen Partei entgegenstellte, welche den Geist zu binden anfing, so stellte er sich nach der anderen Seite hin denen entgegen, welche die Geheimnisse des Glaubens nicht annehmen wollten, weil sie über den Verstand und die gewöhnlichen Gesetze der Vernunft ihnen hinaus zu liegen schienen.

Er stellte sich gerade diesen mit seiner kernfesten Glaubenskraft, mit dem ganzen Trotz des erleuchteten und durchglühten Genius entgegen, ganz in der Art, wie dasselbe später Luther that.

Diesen gegenüber sprach er das Wort, das so paradox klingt, und hinter welchem nicht nur viel innere Glaubenskräftig-

keit, sondern auch viel Ironie und Verachtung der geistig sich so hoch dünkenden Gegner sich birgt; das Wort, daß für ihn Etwas gewiß sey, weil es unmöglich scheine, daß er gerade das Absurde, das, was mit der Vernunft sich nicht reimen wolle, in den göttlichen Dingen für glaubwürdig annehme. Gerade die wahrhaft großen Geister unter den Menschen haben von jeher mit den Kindlichglaubenden darin übereingestimmt, daß es im Himmel und auf Erden viele Dinge gebe, wovon die Philosophen sich Nichts träumen lassen; und gerade die tiefsten Denker begehren nicht das für jetzt noch Geheimnißvolle in den Kreis des Verstandes herabzuziehen, sondern vielmehr ihren Verstand hinaufzuheben zu dem Höheren.

Sie wissen, daß es Vieles gibt, was dem Verstand und der Vernunft auf Erden unzugänglich bleibt oder wenigstens vorerst unzugänglich ist, und woran sie dennoch nicht Ursache haben zu zweifeln.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Sein „Credo, quia absurdum est“.

So sah Tertullian auch im religiösen Glauben der Christen ebenso gut, wie die Gegner, Einiges, was dem Verstand und der Vernunft unzugänglich schien, und von diesem sagte er: „Ich glaube es, weil es nicht zu begreifen, weil es mir unverständlich ist.“

Er wollte damit nicht sagen, wo irgend etwas Widersinniges oder Unbegreifliches sich darbiete, habe man schon darum Grund, es zu glauben; sondern es müsse im Gemüthe des Menschen ein Zeugniß liegen, und in der unbegreiflichen Sache selbst Etwas seyn, das den Glauben begründet. Tertullian sagt mit seinem paradoxen Worte nur das ganz Richtige, er fühle, daß Das und Jenes über seinen Verstand und seine Vernunft hinausliege, und er begnüge sich damit, es einfach anzunehmen; denn,

wenn es zu begreifen wäre, so würde er es nicht mehr „glauben“, sondern „wissen“.

Er sicherte also dem religiösen Glauben sein Recht und seinen Platz im Gemüth, abgesondert vom Wissen; er hatte Glauben neben und über dem Wissen.

Damit zeigt er zugleich, wie auch sein früheres Wort, vom Rechte des gesunden Menschenverstandes auch in Sachen der Religion, nicht zu verwechseln ist mit der Ansicht derer, die im religiösen Glauben Nichts gelten lassen wollen, als was flach und auf der Oberfläche für den Verstand greiflich ist, und denen vor dem Tiefen graut und vor dem Wunderbaren.

Er stellte sich auf den Standpunkt des Apostels Paulus, dem auch, was der Weltweisheit seiner Zeitgenossen im Christenthum als „Thorheit“ erschien, etwas Höheres und Tieferes war, als die Weisheit der Weisen seines Jahrhunderts. „Was thöricht, sagte Tertullian, vor der Welt ist, das hat Gott erwählet, damit er die Weisen zu Schanden mache. Was Gottes unwürdig scheint, dient mir zum Heile. Der Sohn Gottes ist gekreuzigt worden; ich schäme mich nicht an diesem Glaubenssatze, eben weil er schimpflich aussieht. Der Sohn Gottes ist gestorben; ich glaube daran, weil es euch thöricht vorkommt. Er ist begraben worden und wieder auferstanden; es ist für mich gewiß, weil es unmöglich scheint.“

Dieses Letztere sagt er auch gegen diejenigen, welche sich blos an den geistigen Christus hielten, und Thatsachen der evangelischen Erzählungen verwarfen, wie Marcion. Im geistigen Streite gegen diesen ausgezeichneten Geist und Charakter ging Tertullian jedoch zu weit, er trieb Manches auf die Spitze, er übertrieb, er wurde sehr einseitig, sehr hart; und das, ungeachtet er in Hauptsachen, worin er von der allgemeinen Kirche abwich, gerade mit Marcion gleich dachte. Dahin gehört z. B. sein Satz: „Die Christen werden nicht geboren, sie müssen es innerlich werden.“ Dahin gehört sein Kampf für die Geisteskirche.

Man muß jedoch vorzüglich bei Geistern und Charakteren wie Tertullian nie vergessen, daß sie einen starken und raschen Verlauf der inneren Entwicklung, von Stufe zu Stufe, haben,

und daß ihnen im heißen Kampfe Manches entfährt, was hart, was äußerst, was ausschließlich im Ausdruck ist, in der Ruhe aber von ihnen gemildert oder eingeschränkt würde, ebenso sehr als sie in früheren Jahren etwas sagen können, über was sie in späteren Jahren hinaus sind, und was sie dann entweder anders oder oft gerade gegentheilig anschauen. Dabei muß man nicht voraussetzen, daß gerade immer das am spätesten oder zuletzt von einem solchen Mann Ausgesprochene eben darum schon an und für sich der Ausdruck seiner geistigen und sittlichen Vollendung, das Wort seiner Reife und höchsten Klarheit sey. Wie die Jugend und der frische Eintritt in eine Sache ihr ungeklärtes Feuer, ihre Unreife, ihre Ueberreizungen und Ueberstürzungen haben, so hat oft auch das Alter solcher Männer seine Schwächen in geistigen Anschauungen, seine nur dem Alter eigenthümliche Reizbarkeit, seine Verstimmungen, seine Leidenschaftlichkeiten und seine Herbigkeiten. Auch darin erinnert, und zwar in Allem, Tertullian sehr an Luther.

Das starke Hervortreten zweier Züge in Tertullian und in *seinen* Schriften ist durchaus zu würdigen aus seiner Zeit.

Der eine, stark hervortretende Zug in Beiden ist sein unbedingter Glaube an den Einfluß der höheren Welt auf die Menschenwelt, an die Verbindung des menschlichen Geistes mit dem höchsten Geiste, an die Bestimmung des Sichtbaren durch das Unsichtbare, an die geheimen Kräfte, an das Ahnungsvermögen der Seele, und in außerordentlichen Fällen an die Gabe des prophetischen Schauens.

Der andere, stark hervortretende Zug in Beiden ist das Leibhafte, das Concrete in seiner Anschauung und Darstellung des Göttlichen.

Mitten darin stehend im geistigen Verkommen des Heidenthums und in der Vernüchterung und Verungeistigung des Christenthums, das so vielfach zu etwas Seichtem, Glattem und Ebenem gemacht werden wollte, band er, wie das alle wahren Montanisten thaten, das Untere wieder mit dem Oberen, die Erde wieder mit dem Himmel zusammen.

Schon er hatte seine Zeit, in welcher raisonnirende Geister

von ihrer Höhe herab die Erde beherrschen und auch den Himmel sich unterwerfen wollten. Diese stolzen Geister wollten Nichts mehr stehen lassen, was über ihnen, ihrem Begriff unerreichbar war. Allerdings hatten sie Vieles erkannt; aber sie wollten Alles begreifen und ergründen. Und weil das, was seiner Natur nach unbegreifbar und unergründbar ist, und dem endlichen Wesen ewig nur ein Gegenstand des Glaubens und der Anbetung bleibt, das Unendliche und Ewige, sich nicht greifen, herabziehen, zerlegen und demonstriren lassen wollte, „sich dem Begriff nicht fügte", so wollte es, wie ein Ungenannter über ähnliche Erscheinungen zu Anfang unseres Jahrhunderts sich ausgedrückt hat, „vom Staube, der da seyn wollte wie Gott, über Bord geworfen werden".

Die Wunden, welche die falsche Spekulation in seiner Zeit bereits der Christenheit geschlagen hatte, wollte Tertullian durch wahres Denken und Glauben heilen.

Er sah vor sich Weise der Welt, die sich nicht nur nicht in die Weisheit Gottes finden wollten, sondern Gott und Christus vom Throne gestürzt zu haben wähnten und sich rühmten, die den menschlichen Verstand zu ihrem Abgott, zu ihrem Gesetzgeber und Richter machen wollten; Weise, welche einer raffinirten, sinnreichen, trotzigen, genialen Sinnlichkeit entweder selbst sich hingaben, oder wenigstens durch ihre Grundsätze und Lehren dem sittlichen Verderben die gebildeteren Klassen theils schon zugeführt hatten, theils im Fortgang zuführen mußten.

Gerade auch diesen gegenüber nahm Tertullian den Standpunkt des Apostels Paulus; er wußte, daß das Heiligste für die Unheiligen, das Göttliche für die Ungöttlichen ewig verschlossen, den Juden und Jüdischgesinnten ein Aergerniß und den Heiden und Heidnischgesinnten baare Thorheit ist (1 Cor. 1, 23.).

Sein ganzer Mensch in ihm sagte es sich, und sagte es seiner Zeit, daß zur Erfassung des Heiligen ein heiliger Sinn gehöre, und daß, wenn das Uebernatürliche, das Göttliche für einen Menschen nichts ist, der Grund davon eben nur in dem Menschen selbst liegt, darin, daß er zu sehr oder ganz Weltmensch ist, das Ueberweltliche in ihm keinen Berührungspunkt findet, und darum feindlich von ihm abgestoßen wird.

Tertullian sah, nicht nur in so vielen Gnostikern um ihn her, sondern in so vielen Christen seiner Zeit bestätigt, was vor mehr als dreißig Jahren in fast ähnlicher Lage ein Freund des Christenthums sah, daß, wie der Letztere sich ausdrückte, „das klarste Wasser in unreinen Gefässen unrein wurde, und daß, wenn die Silberströme, entquollen aus den Tiefen der Ewigkeit, hinabstürzten in ein unreines Gemüth, sie wie vom Felsen zurückspritzten, oder sich mit dem übrigen Schlamme vereinigten, und zum dunkeln Gewässer wurden“. *) Darum drang er so sehr auf Heiligung des Herzens und Lebens. Durch die Praxis wollte er die übermächtig gewordene, in Irrthümer und auf Abwege gerathene Theorie des Christenthums wieder heiligen und zur Wahrheit zurückführen.

Man kann in diesen Bestrebungen Tertullians so wenig eine Feindschaft gegen die wahre Philosophie sehen, als irgend Jemand eine solche Feindschaft dem großen Meister des Denkens, dem älteren Fichte, darum ansinnen wird, weil er zu Anfang unseres Jahrhunderts von der heiligen Schrift gesagt hat, daß sie „überhaupt die tiefsinnigste, erhabenste Weisheit enthalte, und Resultate aufstelle, zu denen alle Philosophie am Ende doch wieder zurück müsse“. Oder wird Jemand Lessing für einen Feind der Wissenschaft und des Denkens halten, der am Ziele seiner Kritik des Offenbarungsglaubens und des Christenthums überhaupt sagte: „Ich besorge nicht erst seit gestern, daß ich zu viel weggeworfen habe, was ich wieder werde holen müssen. Es ist unendlich schwer zu wissen, wo man stehen bleiben soll; und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden sind.“ Auch Lessing hatte die vollste Ueberzeugung, daß es Höheres gebe, als das, was der endliche Geist des Augenblicks begreift, und Wahrheit weit hinaus über Verstand und Vernunft des Einzelnen, Wahrheit, eingehüllt in die Bilder, ausgedrückt in den Gedanken der heiligen Schrift.

*) Fr. Brenner, Beiträge zur Erhebung des Sinnes für Wissenschaft und geistliches Leben. 1825.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Sein leibhafter, persönlicher Gott.

War der erste in Tertullians Schriften stark hervortretende Zug, die Welt und die Weltmenschen zum Himmel hinaufzuheben und das Bestimmtwerden des Sichtbaren durch das Unsichtbare wieder zum allgemeinen Bewußtseyn zu bringen, sehr zeitgemäß: so war es auch der zweite stark in ihnen hervortretende Zug, das Göttliche concret darzustellen.

Er kennt keinen andern, als einen leibhaftigen, einen persönlichen, einen lebendigen Gott. Wie die heilige Schrift zwar Gott einen Geist nennt, und doch ihm ein Auge zuschreibt, den Menschen zu sehen, ein Ohr, ihn zu hören, eine Hand, ihn zu schirmen, einen Mund, mit ihm zu sprechen, ein Herz, ihn zu lieben: so stellte auch Tertullian seinen Gott als einen leibhaftigen, persönlichen Gott in die Vorstellung seiner Zeit hinein.

Die Gnostiker waren daran, nicht nur die geschichtlichen Thatsachen des Christenthums, sondern Gott selbst zu verflüchtigen, ihn zu etwas Unfaßbarem zu machen, den Gottesbegriff so zu vergeistigen, daß er ganz gestaltlos wurde, leer und verschwimmend. Von dem aller Wesenhaftigkeit entkleideten Gott mancher Gnostiker war es nur noch ein kleiner Schritt zur Gotteslängnung (zum Atheismus), wie bereits Viele derselben die Spanne überschritten hatten, welche das schönklingende Phrasengeläute und die glänzenden hochtönenden Redensarten zu trennen pflegt von einem charakterlosen schlechten Thun und einem unsittlichen Leben.

Jedes Zeitalter bedarf, bevorab sein Zeitalter bedurfte, des Glaubens an einen persönlichen Gott. Und so sagte Tertullian den christlich thuenden, die Gottesidee verflüchtigenden Weltweisen seiner Zeit, damit den Christen ihr Gott nicht abhanden käme, das Wort: „Die Seele ist nichts, wenn sie kein Körper ist, und Gott ist ein Körper, obgleich Gott ein Geist ist. Auch der Geist ist ein Körper seiner Art in seiner besondern Gestaltung. Wie kann, fragte er, Christus das Abbild Gottes genannt werden,

wenn dem Höchsten nicht irgend welche Gestalt, also auch ein Körper zukommt?"

Körper nannte er Alles, was den Dingen Halt und Gestalt gibt, was ihr Wesen scharf umschnitten und bestimmt macht. Das Körperlose war für ihn etwas Verschwimmendes, ein bloßes Gedankending. Darum hatte für ihn, wie für den Apostel Paulus die verklärte Seele, schon diesseits die menschliche Seele ihre Körperlichkeit, nicht ihre grobe, wie man es mißverstanden hat, sondern ihre ätherische Leibhaftigkeit; und seine Ansicht davon stimmte ganz mit der Aussage jener Schwester in Karthago, die ihre Verzückungen hatte, ihre prophetischen Augenblicke. Auf sie berief sich auch Tertullian. Wir sprachen, erzählt er, eben über die Natur der Seele, als die Schwester „im Geiste war". Wie wir sie am Ende des Gottesdienstes über ihr Schauen fragten, antwortete sie: „Unter Anderem habe ich die Seele geschaut körperlich; wie einen Geist, aber nicht von leerer und wesenloser Eigenschaft, sondern greifbar, doch fein, durchsichtig und von ätherischer Farbe, in einer Gestalt, die ganz dem menschlichen Körper glich."

Gott hatte für ihn dadurch erst Wirklichkeit, daß er ihn in einer so zu sagen unsichtbaren Leibhaftigkeit, in einem höchst ätherischen Körper, anschaute, liebte und zu ihm betete, und so ihn seiner Zeit hinstellte, nicht einen Gottesgedanken, einen körperlosen Gott, sondern einen persönlichen Gott, an den man sich wenden konnte, als an einen Freund.

Man liest nicht, daß die, welchen Gott der reine Gedanke war, wie so vielen Gnostikern, aufopferungsfähig waren für diesen Gedanken, für die Brüder, für die Sache der Menschheit; aber man liest, daß die, welchen Gott nicht körperlos, sondern persönlich war, in Verbannung, Kerker, Marter und Tod gingen für diese drei Beziehungen. Je plastischer (leibhafter und gestaltvoller) eine Religion ist, desto menschlicher ist sie, d. h. desto mehr geht sie in Herz und Geist der unendlichen Mehrheit der Menschen ein. Nie hat ein abgezogener Begriff ein Volk dauernd begeistert, geschweige die Menschheit; jede Idee muß Gestalt gewinnen, als etwas Wirkliches ins Leben hineintreten, greifbar und anschaubar, sey es als Vaterland, als Freiheit, als Religion,

wenn sie Völker begeistern, enthusiasmiren, zu jedem Opfer, zu höchsten Thaten, zu Wundern fähig machen soll. Für seine Abstraktionen ist freiwillig noch kein Philosoph gestorben.

Wenn die gnostische Philosophie, nicht herrschend geworden, sondern selbst nur durchgesickert wäre in die Adern der immer noch jungen Christenheit, so wäre das Christenthum ohne Frage kraftlos geworden und unterlegen. Durch den praktischen Sinn, wie er in Tertullian und im Montanismus überhaupt war, nicht durch die Formen des Episcopats, schritt das Christenthum vorwärts, mitten durch die Verfolgungen durch, und bis dahin, wo eine neue sittliche Kraft, die germanische, Gefäß und Träger des Christenthums zugleich wurde. Dahin hätte das Christenthum weder die von „des Gedankens Bläſſe angekränkelte" Religions-Philosophie, noch der Episcopat gebracht, die Kirche in den Formen des Bisthums und der Klerisei.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Seine Kriegszucht für die Kampfzeit der Kirche.

Mit seinem praktischen Sinn erkannte Tertullian den beziehungsweisen Werth der Formen sehr gut; er hatte volle Einsicht in die Nothwendigkeit einer Organisation der christlichen Gemeinschaft, und in die Macht, welche in der Einheitlichkeit ihrer Verfassung liegen mußte. Gerade darum war er so heftig gegen jede Spaltung in der „allgemeinen" Kirche und gegen die, welche dazu Anlaß gaben oder ihm Anlaß zu geben schienen. Sein praktischer Sinn verstand besser als alle Theoretiker, daß die große christliche Gemeinschaft, die im Werden war, ohne Einheit, und eben darum ohne feste Organisation, gar nicht bestehen, geschweige durchdringen, die Welt überwinden könne, bei so vielen entgegenstehenden Hindernissen aller Zeitverhältnisse.

Das ist der Punkt, aus welchem die Stellung zu beurtheilen ist, welche Tertullian selbst gegen Marcion nahm.

Marcion war ganz ein Mann wie Tertullian. Beide sind bei Weitem die größten Männer ihrer Zeit, und selbst Origines, geschweige Cyprian, stehen ziemlich weit unter ihnen, kleinere Sterne, wenn auch helle, neben diesen beiden großen Sternen. Von diesen letzteren ging die große geistige und sittliche Kraft, welche beide aus dem Evangelium zogen, aus in ihre Zeit. Origines ist nur ein Nebenstern, an dem Licht und der Wärme dieser gemessen; und Tertullian ist in dieser Stellung der Vertreter Montans und des Montanismus (als solcher ist er hier stets aufgefaßt), und Montan, der Geist, welcher den Anstoß gab, ist für uns unwägbar geworden, weil seine eigene Schriften nicht nur — jedoch das ist bei Größeren nicht maßgebend —, sondern selbst die genaueren Nachrichten über ihn uns entzogen worden sind.

Marcions im Glauben thätige Liebe, Marcions Ernst, Marcions Lebensreinheit und sein Drängen darauf, Marcions Begeisterung für das höher gefaßte Christenthum — Das alles waren Dinge, worin Tertullian mit ihm Eins war, gleich war im Schlage des Herzens und des Geistes. Und doch führte Tertullian Schwertschläge nach Marcion, dem er in Gefühl, Ansicht und Streben so befreundet war. Er that dieß, und mußte das thun, der Einheit der Sache und der Einheit im christlichen Lager zu lieb.

Tertullian handelte, wie ein Feldherr handelt, im Krieg, und vollends im Angesicht der Schlacht. Was Zwiespalt, was Irrung, Störung, ins Lager bringen kann, wird verurtheilt, bekämpft, beseitigt.

Tertullian sah sich ganz an als den Heerführer im Kampfe des Christenthums mit dem Heidenthum.

Kriegsbilder braucht er darum gern und oft in seinen Schriften. Die Römer, welche Christen geworden waren, die Männer des Schwerts, nicht der Schule und der Bücher, mochten unter sich wohl schon länger die Stellung der Christen zum Heidenthum als eine Stellung der Freunde Gottes gegen die Feinde Gottes betrachtet und so genannt haben. Zuerst aber finden sich diese Anschauung und die kriegerischen Namen für Pflichten und Dienste der Christen bei Tertullian.

„Streiter Christi“ heißt bei ihm der Glaubige; „Fahneneid“ das Gelübde bei der Taufe, Eid unverbrüchlicher Treue, den jeder Christ seinem obersten Gebieter, Christus, geschworen. „Stationen“ (Schildwachen) heißen die Gebete, die zu bestimmten Zeiten sich wiederholen, wie schon früher berührt wurde; Wachen zur Ehre Gottes und zur eigenen Hut. Die Kirche selbst nennt Tertullian in ihrem damaligen Zustande die „Kirche im Kriegsdienst“, die streitende Kirche; und in der Ferne zeigt er die „triumphirende Kirche“, geschmückt mit dem Lohne für Leiden und Kampf.

Aus dieser richtigen Anschauung der Lage, in welcher die Kirche seiner Zeit sich befand, ist auch allein die übermäßige Strenge der Forderungen zu erklären, die Tertullian zuletzt im Sittlichen machte.

Umdrängt allseitig von Feinden, und vor der Schlacht, verbietet ein Feldherr Manches, was zu verbieten er nach der Schlacht, im Sieg und im Frieden, nicht denkt. So gebot und verbot Tertullian Manches, weil es der Zeitlage der Christen gemäß, oder für sie nothwendig war. Dieses Geschlecht mußte gestählt werden, im Feuer gehärtet, und den Reizen entzogen, welche das Heidenthum mit seinen mancherlei Schönheits- und Lebensgenüssen für es hatte. Alles Verweichlichende, alles Erschlaffende, alles Sinnenberauschende wollte er beseitigen und die Christenheit seiner Zeit unter die Fahne Christi stellen mit strengster Zucht, wie sie die Kriegsheere der alt-römischen Republik hatten. Er hatte ganz klar die Ueberzeugung und sprach sie auch aus, daß die christliche Kirche „die Welt beherrschen und darin an die Stelle des alten Roms treten müsse“, nicht durch Waffengewalt, aber durch den Heldenmuth der Liebe, durch Geduld, Ausdauer, Mannhaftigkeit, Entsagung und sittliche Kraft eines reinen, strengen Lebens.

Man thut ihm Unrecht, wenn man glaubt, er habe Das, was er zeitgemäß und als in seiner Zeit nothwendig forderte, zu einer Last aller christlichen Zeiten machen wollen; und die thun Unrecht, die aus solchen für die Zeitlage berechneten Forderungen, wie sie sich oft im Gange der christlichen Kirche wiederholen,

Folgerungen gar für unser Zeitalter ziehen und solche Lasten als Regel mit Berufung auf die alten großen Väter der Kirche einführen wollen. Tertullian verlangte zwar, daß seine Anforderungen zur allgemeinen Regel der Christen seiner Zeit werden, daß alle Christen so leben, wie eine Reihe „mannhafter Christen" bisher gelebt habe; aber er dachte nicht daran, zu fordern, daß die Christenheit aller Zeiten so leben solle, und weder der Montanismus überhaupt, noch Tertullian insbesondere gaben zu der Bemerkung, die schon gemacht worden ist, Anlaß, „sie hätten, wenn ihre Grundsätze allgemein geworden wären, die Kirche oder die Humanität vernichtet".

Das, worauf sich diese Bemerkung bezieht, konnte nur der unmittelbaren Zeitlage gelten und konnte sich gar nicht halten über diese Stufe und Lage der christlichen Zeit hinaus. Dahin gehört Mancherlei bei ihm. Er will bei Festen und Gastmahlen seine Christen nicht mit Blumen bekränzt sehen, wie es bei den Heiden Sitte war; die Blumen seyen zum Riechen geschaffen, nicht, um in den Haaren zu prangen. Die Geldmittel brauchte die im Kriegsstand begriffene Christenheit zu höheren Zwecken als zum Luxus: darum drang er auf durchgängige Einfachheit der christlichen Frauen in der Kleidung und auf Enthaltung von kostbarem Schmuck, inmitten der putzsüchtigen und verschwendungswüthigen heidnischen Frauenwelt seiner Zeit. Er verwarf die Theilnahme der Christen an den Belustigungen der Götterfeste und am heidnischen Theater, weil die Theatervorstellungen der Zeit raffinirt üppig, oft geradezu unsittlich waren. Nicht die Schauspielkunst überhaupt, sondern das Schauspiel der „Lüge und Täuschung", befehdete er, und das heidnische Theater seiner Zeit nannte er ein „Haus des Teufels". Die heidnische Kunst hatte bereits in allen ihren Zweigen viele Christen umnetzt und gefangen, und je mehr sie mit der heidnischen Religion verbunden und in deren Dienste war, desto weniger taugte sie den Christen in dieser Zeitlage; und aus der Zeitlage allein ist es zu erklären, wenn er von den Christen Enthaltung mancher Ergötzlichkeiten des Lebens forderte, weil sie in heidnischen Städten nicht leicht ohne Verletzung des christlichen Gewissens von Christen mit-

genossen werden können; und wenn er den übertriebenen Satz aufstellte, der Christ solle sich an Nichts ergötzen, als an Gott und seinem Wort.

Manches in der späteren Lehre und Sitte der Wiedertäufer und der Quäcker ist nur Wiederaufnahme von Anschauungen des Montanismus und namentlich Tertullians.

Ebenso aus der Zeitlage, nicht aus Ueberspannung, sondern aus christlicher Führertaktik ist die Anempfehlung eines ehelosen Lebens für Einzelne zu erklären. In dieser Kampfzeit des Christenthums war die Ehelosigkeit gerade der Tüchtigsten auch mit ein Mittel zur Förderung einer unbedingten Hingabe an und für die Sache des Christenthums. Tertullian dachte nicht daran, den nachmaligen Cölibat empfehlen zu wollen; er selbst lebte in sehr glücklicher Ehe. Aber er hatte „die Macht und Menge der christlichen Streitkräfte", wie er sich ausdrückt, berechnet, und gefunden, daß „weder die Mauren, noch die Markomannen, noch selbst die Parther oder irgend ein abgesondertes Volk innerhalb seiner Grenzen stärker seyen, als die Christen, deren Partei das Gebiet der römischen Welt mit Anhängern bedecke, und daß sie, die Christen, so kampffähig seyen, und so freudig in den Tod gehen, daß diese Gesinnung schon, diese Aufopferungsfähigkeit, den Christen den Vortheil im Kampfe zuwenden müsse, selbst wenn sie an Zahl den Heiden nachständen".

Nicht zum Waffenkampf wollte er die Seinen führen, denn davon, sagt er, hält uns Eines zurück, die Vorschrift Jesu, daß der Christ wohl sich tödten lassen, aber nicht Andere tödten dürfe. Aber damit sie um so freudiger in den Tod gingen, empfahl er auch für diese Zeit die Ehelosigkeit.

Ebenso aus der Zeitlage, aus der Nothwendigkeit der Einheit aller christlichen Streitkräfte, erklärt sich seine Unduldsamkeit gegen den Zank der Sektirer. Denn unduldsam in Glaubenssachen war er gar nicht. „Es ist", sagt er ausdrücklich, „allgemeines Menschenrecht, und steht Jedem von Natur zu, Gott nach seinem Gewissen zu verehren. Die Religion erzwingen zu wollen, ist keine Religiosität; denn frei muß der Glaube angenommen seyn, nicht mit Gewalt aufgedrungen".

So steht Tertullian auch von dieser Seite da. Er war der Mann der vollkommenen Glaubens- und Gewissensfreiheit. Nicht die Andersglaubigen bekämpfte oder verfolgte er, sondern nur die Spaltungen im christlichen Lager zu einer Zeit, in welcher Alle nach Außen Eins seyn mußten. Gegen die Zersplitterung und gegenseitigen Befehdungen im Innern, und gegen die Quelle derselben, die Zänkereien über dogmatische und metaphysische Fragen, war er, weil diese dem wahrhaft christlichen Leben Nichts nützten, wohl aber dem Gebrauche aller christlichen Kräfte zum Siege viel schadeten.

Tertullian war auch nicht bloß ein Held des Worts und der Feder, wie so viele Andere, er trat mit seinem ganzen Menschen für sein Wort und seine Sache in jedem Augenblick ein; und in der Verfolgung, die im Jahre 211 über die Christen in Afrika kam, stellte er sich seinen Glaubensgenossen voran: er vertheidigte sie kühn mit dem Worte, aber nicht bloß kühn, sondern auch weisheitsvoll; und während dieser ganzen Zeit der Gefahren blieb er der Vormann und Führer der bedrängten Christengemeinden. Er wurde kein Opfer seines Muthes, wohl, weil Gott ihn nicht zum Märtyrer, sondern zum Salz seiner Zeit, und zum Anwalt des Christenthums vor der Heidenwelt haben wollte, und weil an der Spitze der Verfolgung ein Mann stand, welcher vor einem so gewaltigen Geist und Charakter, vor solcher Lebensreinheit und Ueberzeugungsmächtigkeit Scheue, wo nicht gar Ehrfurcht fühlte.

In der altrömischen Seelenstärke, die aus Tertullian wetterleuchtete und schlug, verbunden mit dem milden Geist der Christusreligion und durch diesen verklärt, so ganz ohne finsteren Fanatismus, den man oft irrthümlich bei ihm vorausgesetzt hat, und mit der hohen überwältigenden Bildung, durch die er unter Heiden und Christen seiner Zeit hervorragte, mußte Tertullian für einen römischen Proconsul eine imposante Gestalt seyn. Zahlreich waren die Schriften Tertullians, hervorragend besonders die Auslegung des Vaterunsers mit Bemerkungen über das Gebet im Allgemeinen, die den Titel führt: „Ueber das Gebet"; die über die „christliche Ergebung"; die „an die Mär-

tyrer", eine Ermunterungsschrift an die eingekerkerten Christen, standhaft zu seyn; die beiden Schriften über die öffentlichen „Schauspiele der Heiden" und „über den Götzendienst"; in der letzteren Schrift will er, daß die Christen solche Gewerbe zu treiben vermeiden, welche irgendwo dem heidnischen Götzendienst förderlich seyen, zumal die über die christliche „Ehe"; die „an seine Gattin", eine Art Testament, worin er dem von ihm so sehr geliebten Weib an das Herz legt, nach seinem Tode nicht wieder, wenn aber auch, doch ja nicht einen Ungläubigen zu heirathen.

Alle diese Schriften Tertullians schrieb er, ehe er äußerlich als Montanist sich erklärte. Nur Mißkennung der Zeitlage und der Stellung Tertullians zu derselben wird in dem Uebergang von diesen Schriften, zu denen, die er nachher als Montanist schrieb, einen Sprung finden. Es ist ganz und gar in den vor- und nachher geschriebenen Alles gleich, Denken und Fühlen, Besonnenheit und Kraft des Wollens und Gluth der Seele und der Phantasie, sittlich strengste Anforderungen und Drang auf das Reale, auf das Praktische; hohe Begeisterung für das Christenthum, und dabei Weisheit, Takt und Geschick, es nach allen Seiten zu vertheidigen; Einseitigkeit, aber nicht aus Mangel an Bildung, sondern, bei seltener Fülle von Geistesbildung, Einseitigkeit mit Bewußtheit, aus Taktik und Berechnung für einen großen Zweck; Schroffheit ebenfalls nur aus demselben Grunde, Hindernissen der Zeit gegenüber; und eine Art durchgreifender und zusammenfassender Gewaltsamkeit, für denselben Zweck, nach der Seite hin, wo Alles sich zu einem sittlichen und geistigen Brei zu erweichen und auseinander zu fließen drohte.

Diese mächtige Stellung des Montanismus, und zumal seines größten Vertreters, Tertullians, verschwand und verschwindet freilich in der ihr gebührenden Größe und Bedeutung überall da, wo, was nicht seyn soll und darf, man ohne Rücksicht auf Gehalt, Einfluß und Wirkung, Alles darlegte und darlegt, was der Breite nach als geschichtlicher Stoff haufenweise vorliegt. Nicht die Breite und Kleinlichkeitsfülle des Stoffes kommt bei der Würdigung einer Zeit in Betracht, sondern bloß

das Tiefgehende und Einflußreiche, das Durchschlagende in einer Zeit und das die Zeit Vorwärtsbewegende.

Das kann Jeder aus der Geschichte seiner eigenen Zeit sich abziehen. Wie unendlich breit liegt das geschriebene Material für das neunzehnte Jahrhundert aufgehäuft! Und wie schief, taktlos und ungeschickt würde der verfahren, welcher den ungeheuren Wust alles Dessen hervorheben wollte, was zwar in großer Breite, aber ohne Tiefe und dauernden Einfluß, von Oben, Mitten und Unten gethan, geredet und geschrieben worden ist! Welch falsches Bild würde das für unsere Zeit geben!

Was eingreift, was durchschlägt, was bewegend ist, und mächtig in der Zeit, das allein gibt wahren Beitrag ab zum geschichtlichen Bilde der Zeit.

Und so rinnen eine Masse Namen, Schriften, Sachen, welche anderswo breit behandelt sind, in ein kleines Wenig zusammen, während Erscheinungen wie der Montanismus und Tertullian so behandelt werden müssen, daß sie in ihrer ganzen Bedeutung in das Geschichtsbild hinein und vor Augen treten.

Tertullian erinnert in allen seinen Schriften, sogar bis auf die Schreibart hinaus, ganz eigenthümlich an Martin Luther; zumal auch in den Streitschriften, welche Tertullian gegen die fleischliche Kirche, die katholische, schrieb.

Unter den Vertheidigern „des Christenthums" (Apologeten) nimmt Tertullian mit Origines die erste Stelle ein.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Vertheidiger des Christenthums (Apologeten).

Tertullian hatte seine Vertheidigungsschrift zu Gunsten der Christen und des Christenthums unmittelbar dem Verfolger der afrikanischen Christen, dem römischen Proconsul Scapula zu Karthago, eingereicht.

Darin hatte er unter Anderem gesagt: Sie, die Christen,

fürchten das nicht, was ihnen von Menschen drohe, welche sie und ihre Sache nicht kennen. Denn gleich beim Eintritt in die christliche Gesellschaft leisten alle die Verpflichtung, auch das Leben daran zu setzen. Nicht weil er für sich fürchte, sende er ihm diese Schrift, sondern weil er für die Feinde der Christen wie für die Freunde derselben besorgt sey. Denn so gebiete es der Christenglaube, die Feinde zu lieben, für die Verfolger zu beten. Das sey das vollkommene Gebot der Liebe, das nur der Christ kenne. Denn die Freunde zu lieben, sey ein Gesetz aller Völker und Religionen; aber den Feinden wohl zu wollen, das sey nur den Christen eigen. Die Christen beklagen die Unwissenheit ihrer Feinde, sie bemitleiden den menschlichen Irrthum, sie blicken in die drohende Zukunft und ahnen die göttliche Strafe, die über deren Häuptern schwebe, und benützen die Gelegenheit, um ihnen das auseinander zu setzen, was öffentlich zu sagen sie sonst die Christen verhindern.

Nach diesem Eingange ging Tertullian auf die Verehrung des Einen Gottes über, den auch die Heiden von Natur kennen, bei dessen Donner und Blitz sie erbeben, dessen Segnungen ihr Herz erfreuen. Und dann führte er mit seltenem Geschick die Vertheidigung der Freiheit des Gewissens und der Religionsübung, und setzte das Irreligiöse des Zwangs ins Licht, der Glaubenssätze aufdringen und zu Religionsübungen zwingen wolle, welche dem Gewissen des Einzelnen widerstreiten.

Neben dieser Schrift an Scapula und einer Schrift, worin er in der bereits angeführten Art die Wahrheit des Christenthums durch den geistvollen Nachweis darlegte, daß dasselbe in der Natur des Menschen begründet sey, gab Tertullian noch eine Hauptschrift zur Vertheidigung des Christenthums heraus, welches den Namen „Apologetikus" führt, d. h. Buch zur Vertheidigung des Christenthums gegen die Heiden. Diese Schrift ist das Hauptwerk in dieser Richtung aus jener Zeit. So kräftig, so beredt, so geschickt und dabei so farbig und feurig schrieb damals keiner sonst. Die Schrift war an die römischen Statthalter gerichtet. Die Hauptgedanken darin überarbeitete er in einer anderen Schrift, die für Alle bestimmt, populärer, aber an Witz,

schlagenden Gedanken und Ausdrücken, Schonungslosigkeit und hinreißender Gewalt noch reicher war.

Wie gegen die Heiden, vertheidigte er das Christenthum auch gegen die Juden, und die allgemeine Kirche gegen die Sektirer.

Tertullian war der Erste, welcher großartig die Vertheidigung des Christenthums mit der Feder führte.

Sowohl die Angriffe, die von Seiten der heidnischen Bildung mit den Waffen des Geistes auf das Christenthum gemacht wurden, als auch die Verfolgungen, die eingeleiteten Religionsprocesse vor den Gerichten, machten die Vertheidigung des Christenthums durch das mündliche und durch das geschriebene Wort nöthig.

Lange hatten sich die Christen gegen alle Unbilden, gegen Lüge, Verläumdung und Verfolgung nur schweigend vertheidigt, durch ihr sittlich schönes Leben und durch ihr stilles Dulden, oder nur mit wenigen Worten, durch die sie ihre Unschuld betheuerten. Daß aber die Christen auch alle Zeit bereit seyn sollen, Jedermann, der von ihnen die Gründe ihres Glaubens und ihrer Hoffnung fordere, Antwort zu geben, dazu mahnte schon der Apostel Petrus (1 Petr. 3, 15.). Je verwickelter, raffiuirter, boshafter die Anklagen gegen das Christenthum und die Christen wurden, sowohl auf dem Gebiete der Literatur, als vor den Richterstühlen der Heiden, desto unumgänglicher wurde es, daß Vertheidiger der Angeklagten auftraten, vor den Gerichten, vor der gelehrten Welt, vor der öffentlichen Meinung überhaupt.

Das schreibt sich besonders seit dem Zeitalter Hadrians. Diejenigen Männer, welche sich der Aufgabe unterzogen, in der einen oder der anderen Weise Christen und Christenthum zu vertheidigen, heißen „Apologeten" (Vertheidiger), und ihre Schriften heißen „Apologieen" (Vertheidigungsschriften). Die frühesten Vertheidigungsschriften waren solche, welche die Anklagen zurückwiesen, als seyen die Christen Atheisten, Feinde des Göttlichen, ruhestörende Schwärmer und abenteuerlichen Lastern ergeben. Da galt es nur die Unwahrheit aufzudecken und die Wahrheit vor Augen zu stellen. Weit mehr gehörte dazu, die wissenschaftlichen Angriffe zurückzuweisen, die Glaubens- und

Sittenlehre des Christenthums scharf und klar darzulegen, und den Einwendungen der Feinde desselben die Spitze abzubrechen, und das vollends in einer Zeit, wo weder die Glaubens- noch die Sittenlehre schon eine wissenschaftliche Durcharbeitung und Form gewonnen hatte.

Ein großer Theil der frühesten Vertheidigungsschriften ist für uns verloren gegangen, und man kennt nur noch den Namen dieses und jenes Vertheidigers. Im Zeitalter Hadrians werden als Solche genannt: Quadratus und Aristides, unter den Antoninen außer Melito von Sardes, noch Miltiades und Claudius Apollinaris. Jener Quadratus, vielleicht Bischof von Athen, hatte nach der Erzählung des Eusebius die Gabe der Weissagung, und in der Schutzschrift, die er für die Christen dem Kaiser Hadrian überreichte, bezeugte derselbe, er habe noch solche gesehen und gekannt, welche Jesus geheilt oder vom Tode erweckt habe. Diese Schutzschrift war noch im siebenten Jahrhunderte vorhanden; seitdem verlor sie sich spurlos, wie so viele andere Schriften, welche Zeugnisse über christliche Zustände enthielten, deren Verbreitung dem Wachsthum der Hierarchie schaden mußte. Ebenso verloren gegangen ist die Schutzschrift des Aristides, der ein Zeitgenosse des Quadratus war. Der Kirchenlehrer Hieronymus pries zu Ende des vierten Jahrhunderts diese Schrift des Aristides, der, früher Philosoph zu Athen, und ein ausgezeichneter Redner, zum Christenthum übergetreten war. Nach einer Nachricht soll dieselbe noch im siebenzehnten Jahrhundert, wenigstens in einer Abschrift, vorhanden gewesen seyn, nämlich im Kloster Medelli bei Athen. Die des Melito wurde neuerdings in syrischer Sprache aufgefunden; ein Bruchstück davon bewahrte Eusebius in seiner Kirchengeschichte. Von den beiden Anderen ist gar Nichts erhalten.

Dagegen kamen auf uns die Vertheidigungsschriften Justins, des Märtyrers, aus der Zeit Antonins des Frommen und Marc Aurels, und zwar vollständig und in der Urschrift.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Justin der Märtyrer als Apologet.

Auf der Stätte des alten Sichem in Samaria, dem heutigen Naplus, das damals Flavea Neapolis hieß, wurde Justin um das Jahr 103 geboren. Er stammte von griechischen Eltern her, die sich in Samaria niedergelassen hatten. Nachdem er in allen Schulen der griechischen Philosophie Befriedigung gesucht hatte, war er Platoniker geworden, und, durch die Begegnung mit einem greisen Christen am Meeresufer, zur Erkenntniß des Christenthums gelangt. Wir haben das bei Gelegenheit seines Märtyrertodes schon früher berührt. *)

Merkwürdig ist, was Justin selbst erzählt, nämlich, daß der christliche Greis ihn zum Christenthum hingeleitet habe durch das Wort, das bloße Wissen der göttlichen Dinge könne den Menschen nicht befriedigen, wenn nicht das Thun dabei sey, welches diesem Wissen entspreche. Praktisch müsse das Gute und das Göttliche erkannt werden, und dazu führe nur die Demuth, nicht der Gelehrtenstolz der Schulen.

Das war die erste Anregung gewesen, und gleich darauf sah sein Auge den Todesmuth und die Todesfreudigkeit derer, welche als Christen für ihren Glauben unter den Martern zeigten, und er sagte sich, daß eine solche Todesverachtung der Christen ein lebendiger Beweis sey für das Christenthum; die Lehre, welche diese hohe Gesinnung gebe, müsse auf einem tieferen Grunde der Wahrheit beruhen; diese könne Nichts weniger seyn als das, was man der christlichen Lehre nachrede, nämlich, daß sie die sinnliche Lust befördere. So, sagte er, sterben keine Sinnenmenschen und keine Lasterhaften, keine Thoren und keine Schwärmer.

Christ geworden, behielt er seine Philosophenkleidung und seinen Philosophenberuf bei: Beide gaben ihm überall das Recht, öffentlich aufzutreten und sich in Unterredungen einzulassen, Vor-

*) I. 226.

träge zu halten, wissenschaftliche Wettkämpfe anzuregen. So wurde er „der Evangelist im Philosophenmantel" und machte große Reisen in Aegypten und Kleinasien und durch's heilige Land. Wiederholt lehrte er zu Rom. Sein letzter Aufenthalt brachte ihm den Märtyrertod.

Seine beiden Schriften zur Vertheidigung des Christenthums zeichnen sich aus, nicht sowohl durch hohen geistigen Gehalt, als durch ihre Einfachheit und Innigkeit, und durch die Freudigkeit des Bekenntnisses. Es sind zwar auch tiefere und geistvolle Gedanken darin, aber dem Ganzen fehlt die Kunst der Darstellung, der höhere Schwung und die packende Beredtsamkeit.

Es ist jedoch sehr kennzeichnend für jene Zeit und nicht ohne Belang für unsere Zeit, die Art und Weise, wie damals die Vertheidigung des Christenthums geführt wurde. „Man wirft den Christen Atheismus vor", sagt Justin gegen die Nachrede, als verehrten die Christen gar keinen Gott; „weitentfernt, den Glauben an Gott zu untergraben, sucht das Christenthum die Menschen aus der Gewalt der Dämonen (dafür hielten die damaligen Christen die heidnischen Götter) zu befreien und sie zur Erkenntniß des wahren Gottes zu führen. Das haben schon die Besseren der griechischen Weisen, das hat schon Sokrates gewollt. — Wir opfern nicht den Bildern der Götter, die von Menschenhänden gemacht sind, sondern beten den wahren Gott an, den uns Christus geoffenbart hat. Man hält uns freilich für Wahnsinnige, daß wir diesen Christus, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden, nächst dem Vater göttlich verehren; aber sie würden nicht so reden, wenn sie das Geheimniß des Kreuzes erkenneten. An den Früchten mag man es erkennen. Wir, die wir einst in Unzucht lebten, befleißigen uns der Keuschheit. Wir, die wir uns mit Zauberkünsten abgaben, haben uns dem guten, dem unerschaffenen Gott geweiht. Wir, die wir Geld und Besitz über Alles liebten, geben jetzt, was wir besitzen, willig hin zum allgemeinen Besten und theilen jedem Dürftigen mit. Wir, die wir uns gegenseitig mordeten und befehdeten, und mit denen, welche nicht zu unserem Volke gehörten, keine Gemeinschaft hatten, wir sind jetzt, nachdem Christus erschienen, ihre

Tischgenossen geworden und beten für unsere Feinde. Die, welche uns mit Haß verfolgen, suchen wir mit Liebe zu besänftigen und haben die gute Hoffnung, daß auch sie noch zur Theilnahme an denselben Gütern gelangen werden, deren wir uns freuen".

Wie der Evangelist Johannes und der Apostel Paulus, anerkennt auch Justin, und mit ihm so mancher alte Kirchenlehrer, einen Entwicklungsgang göttlicher Offenbarung an, eine getrübte Offenbarung des göttlichen Logos auch im Griechenthum, welche erst im Christenthum vollkommenes Licht geworden sey. Sagt Paulus, Gott habe sich den Heiden nicht unbezeugt gelassen, so sagt Justin, der Logos, die ewige, die göttliche Vernunft, sey als ausgestreuter Samen auch in der Heidenwelt vorhanden gewesen, aber das Christenthum erst habe diesen Samen zur vollen Reife gebracht.

Nachdem nämlich Justin die Beschuldigungen gegen das sittlich-religiöse Leben der Christen durch die Darlegung ihres thatsächlichen Lebens zurückgewiesen hat, sucht er das Christliche dadurch mit dem bisherigen Gottesbewußtseyn zu vermitteln, daß er die Uebereinstimmung des Christenthums mit der Vernunft und mit den Lehren der größten griechischen Weisen darthut; und dem Einwurf, als wäre dann das Christenthum weder göttlich noch nothwendig, wenn es Dasselbe wie die Philosophen lehre, vornherein zu begegnen, nimmt Justin eben die Lehre vom Logos zu Hülfe.

Schon die stoischen Philosophen unterschieden zwischen einer allgemeinen Vernunft und zwischen einer individuellen Vernunft; sie unterschieden das, was die Vernunft an sich sey in ihrer Einheit und Ganzheit, von dem, was sie in den einzelnen Menschen im Besonderen und nur theilweise sey. So sagte nun Justin mit Berufung auf diese stoische Anschauung, derselbe Logos, welcher in Jesus Christus Mensch geworden sey, habe nicht nur in den jüdischen Propheten das Künftige geweissagt und als Ahnung in den Dichtern gelebt, sondern auch in der heidnischen Welt überhaupt Alles gewirkt, was in ihr Wahres und Vernünftiges sich finde. Das Vernünftige als Solches sey auch christlich. Alle, welche mit Vernunft gelebt haben, seyen Christen, auch

wenn man sie für gottlos gehalten habe; und was Weltweise und Gesetzgeber Gutes geleistet haben, sey von ihnen nicht ohne einen gewissen Antheil am Logos geschehen, sie haben nur nicht den ganzen Logos erkannt, und sie seyen daher auch so oft in Widerspruch mit einander gerathen. Im Christenthum sey der ganze Logos erschienen, und die Wahrheit, welche das Christenthum ganz und vollkommen in sich habe, finde sich zwar auch schon außerhalb des Christenthums, aber nur theilweise, unvollkommen, bruchstückartig. Darum sey auch, was der Logos als in Einzelne ausgestreuter Samen gewirkt habe, in das allgemeine menschliche Bewußtseyn nicht so eingedrungen, daß es zum Glauben der Masse hätte werden können, zum Glauben auch der Ungebildeten: und es habe auch keine Begeisterung für die Sache der Wahrheit, keine Aufopferungsfähigkeit wecken können, während die Christen dafür mit Begeisterung, mit Todesverachtung sich opfern.

So suchte Justin im Heidenthum selbst, wie Tertullian in der Natur der Seele und ihrem ursprünglichen religiösen Bewußtseyn, Solches zu finden, an was das Christliche sich von selbst anknüpfe, und womit es verwandt sey. Da aber Justin sich zur Aufgabe gesetzt hat, Heiden das Christenthum so annehmlich als möglich zu schildern und die Vorurtheile zunächst der Kaiser und der Großen der Welt dagegen zu überwinden, so geschieht es wohl, daß er im Eifer für seinen Zweck auch zu weit geht, und statt bloß Christliches und Nichtchristliches zu vermitteln, wesentlichste Unterschiede verwischt oder so abschwächt, als wäre das Christenthum Nichts sonst, als die Vervollkommnung der Wahrheit, welche die heidnische Welt in ihrem eigenen Bewußtseyn habe.

Das Verfahren der Apologeten, zum größten Theil, gleicht sich darin, daß sie auf die ursprüngliche und unmittelbare Offenbarung zurückgehen, die auch der Natur-Religion, jeder Art des Heidenthums, vorausgegangen sey und als deren getrübte Erscheinung der Glaube an die Götterwelt und der damit verbundene Götterdienst dastehe.

Vertheidigten sie das Christenthum gegen die Juden, so

wiesen sie für dessen Wahrheit und Göttlichkeit auf das alte Testament hin, und vorzüglich auf die Weissagungen darin, drangen auf ein geistiges Verständniß, auf ein tieferes Ausdeuten des alten Testamentes, und stellten die ganze Lebensgeschichte Jesu Christi und das Werden des Christenthums so vor Augen, daß eine Reihe alttestamentlicher Stellen theils wörtlich, theils in geistiger Ausdeutung, angeführt wurden, zum Beweise, wie diese prophetisch und vorbildlich alles wesentlich Christliche enthalten. Ebenso sagten sie den Heiden gegenüber, die großen Weltweisen Griechenlands und Roms haben den besten Theil ihrer Weisheit aus den alttestamentlichen Offenbarungsurkunden genommen, aber den tieferen geistigen Sinn derselben nicht bis auf den Grund erfaßt, und dieser sey erst durch Christus aufgedeckt worden; Plato sey ein Schüler des Mose, aber bei weitem kein vollkommener Schüler desselben, und in der heidnischen Mythologie finden sich Bruchstücke alttestamentlicher Wahrheit, aber dieser Wahrheit habe sich Anderes angesetzt, das sie getrübt und verdunkelt habe.

Die Schriftdeutung dieser Apologeten wird oft sehr willkürlich, und sie legen in manche Stelle hinein, was sie gerade darin finden wollen, und mancher Stelle thun sie Zwang an. Ganz voll vom Bilde Christi in ihrer Seele, sehen sie die evangelischen Thatsachen und sogar Einzelnstes derselben oft in einer Zeile der Schrift wiedergespiegelt, worin das Auge Anderer Nichts davon zu sehen vermag. Und so geht es Justin selbst mit der Natur und mit dem Menschenleben. Sein ganz gläubiges, von Liebe zu Christus leuchtendes, für sein Kreuz begeistertes Auge sieht überall in Natur und Menschenleben, in Gewächsen, Gebräuchen und Geräthen die Gestalt des Kreuzes sichtbar vorgebildet.

Er sucht den Unglauben auch dadurch zu brechen, daß er das Symbol des Kreuzes vielfach in der Außenwelt finden lassen will. „Betrachtet einmal“, ruft er den Ungläubigen zu, dieß und jenes in der Welt, ob ihm nicht die Gestalt des Kreuzes aufgedrückt ist. Das Schiff mit den ausgespannten Segeln, der Pflug, womit die Erde gebaut wird, die aufrechte Gestalt, durch welche der Mensch von den Thieren sich unterscheidet, der mit ausgestreckten Armen

betende Mensch, das menschliche Angesicht selbst, ja sogar die Fahnen und Siegeszeichen, mit welchen ihr als Bildern eurer Macht und Herrschaft öffentlich erscheinet, die Bildnisse eurer verstorbenen Kaiser — rufen sie nicht alle die Gestalt des Kreuzes in die Seele?"

So lebhaft thätig war schon damals christliche Phantasie, von der frischen Begeisterung des Glaubens getragen, daß sie das Kreuz und seine allgemeine Bedeutung für alle Welt, die in ihrem Inneren so klar und fest stand, überall auch außer sich vorgebildet zu sehen glaubte.

Es liegt diesen Anschauungen einer gläubigen Phantasie jedenfalls das Tiefere als Wahrheit zu Grund, daß Geist, Natur und Leben in einem geheimnißvollen Zusammenhang stehen und daß das Göttliche in ihnen seine sichtbare Symbolik habe; etwas von dem, was der große deutsche Dichter mit den Worten ausgedrückt hat: „Wie Jeder wägt, wird ihm gewogen. Wer es glaubt, dem ist das Heilige nah. Wage du zu irren und zu träumen, hoher Sinn liegt oft in kindischem Spiel."

Die Liebe sieht in tausend Bildern das, was sie liebet, ausgedrückt, und wenn der Glaube, was er glaubt, rings um sich her vorgebildet anschaut, so ist es wenigstens ein Beweis von der Tiefe und von der Wärme dieses Glaubens. Aber eben ein solcher Glaube ist auch leicht zu täuschen, und es ist ihm leicht etwas unterzuschieben.

So beruft sich Justin, so berufen sich andere Christen seiner Zeit und nachherige Lehrer, sogar auf die „sibyllinischen Orakel" als Hinweisungen auf Christus.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Die christlichen Sibyllinen.

Uralt sind die „sibyllinischen Bücher". Der römische König Tarquinius hatte die drei letzten Bücher „Alter Sibyllinen" ange-

kauft von einem seltsamen Weibe nach seltsamen Verhandlungen, wie das aus den altrömischen Schriftstellern bekannt ist. Sibylle, ein Wort, gebildet aus dem Aeolischen Siu, d. h. Gottes und Byle, d. h. Rathschluß, heißt wörtlich eine Verkündigerin göttlicher Rathschlüsse. Der alte Römer Varro stellte lange vor Christus wissenschaftliche Untersuchungen über die Sibyllen an, welche an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten gelebt hatten, und er wies nach, daß zehn verschiedene Sibyllen gelebt hatten. Die berühmteste darunter war die Sibylle von Cumä, welcher Tarquinius abkaufte. Die von ihm angekauften Bücher gingen zu Grund in dem Brande des Kapitols zur Zeit des Bürgerkriegs zwischen Marius und Sulla, im Jahre 183 v. Chr. Die Staatsklugheit der römischen Aristokratie wußte sie durch eine reiche Sammlung sibyllinischer Weissagungen aus allen Ländern her zu ersetzen. Aber auch diese Sammlung zerstörte der Brand unter Kaiser Nero, im Jahre 64 n. Chr. Nichts desto weniger waren gleich darauf wieder sibyllinische Orakel da, und, die am Meisten darauf hielten und sich darauf beriefen, das waren Christen, so daß sie sich häufig von den Heiden den Spottnamen „Sibyllisten" geben lassen mußten, und jener Christenthumsfeind Celsus sie ins Angesicht beschuldigte, sie haben diese sibyllinischen Orakel erdichtet.

Wahrscheinlich sind diese letzten sibyllinischen Orakel Erzeugnisse gewinnsüchtiger Gelehrten oder Scharlatane, welche auf den Glauben der Zeit spekulirten, zum Theil eines verschlagenen Juden 160 vor Christus, zum Theil eines Judenchristen, die damit im Heiden- und Christenthum Geschäfte zu machen suchten und wußten.

Zuerst waren nur acht Bücher dieser sibyllinischen Orakel für uns aufbewahrt; und im neunzehnten Jahrhundert erst fand Angelo Mai noch ein neuntes bis vierzehntes Buch auf.

Sie sind in der Sprach- und Versform Homers geschrieben, bestehen großentheils aus nichtheidnischen Stücken, und einzelne tragen ihren Ursprung aus christlichem Zeitalter an der Stirne.

Die Sibylle, welcher diese Orakel in den Mund gelegt sind, nennt sich darin eine Schwiegertochter des Noah und weissagt darin nach einer Schilderung der Schöpfung die Geschichte der

Weltreiche, die Erscheinung des Welterlösers, die Geschichte seines Lebens und seines Leidens, die Verfolgungen seiner Jünger, die Schicksale Roms, die Zukunft des Antichrists und das Weltende. Der Ausbruch des Vesuv, der im Jahr 79 n. Chr. Statt hatte, wird darin als ein Vorbote des jüngsten Gerichtes hingestellt und die Sage von Nero's Fortleben eingeflochten, der sich jenseits des Euphrats aufhalte, um bald als Antichrist wiederzukommen.

Andere Stücke dieser sibyllinischen Orakel sind entschieden älteren Ursprungs, die eben genannten Hauptstücke aber weisen auf das Zeitalter Marc Aurels als ihre Abfassungszeit, und Aelteres und Neueres wurde ineinander verwoben von den Händen, welche in der Religion buchhändlerische Geschäfte zu machen leichtfertig genug waren. Ganz unmöglich jedoch ist es nicht, daß diese Form der Weissagung in guter Absicht von der „frommen Täuschung" gebraucht worden seyn könnte, um damit in jener für die Christenheit gefährlichen Zeitlage die Christen zu stärken, ihre Feinde zu schrecken und der Christenheit zu nützen. Man denke z. B. nur an das, was im Jahre 1809 und 1813 in Deutschland geschah, an die „Lukaszettel" in Tyrol, an „die vom Himmel gefallenen Briefe", die man auf deutschen Straßen und auf deutschen Altären fand; an die vielverbreiteten Prophezeiungen jenes Adam Müller.

Da diese Sibyllinenabfassungen ungeheuern Eingang fanden, so konnte es gar nicht fehlen, daß später weitere Stücke dazu abgefaßt wurden, und daß die Sammlung sich zuletzt bis auf vierzehn Bücher vermehrte.

Nachdem das Christenthum die herrschende Religion der Welt geworden war, wurde von diesen Sibyllinen wenig mehr die Rede, sie traten ganz in den Hintergrund der Bibliotheken, und erst im Reformationszeitalter wurden sie wieder aus dem Staube derselben hervorgelangt.

Aber im zweiten und dritten Jahrhundert waren diese sibyllinischen Orakel von den Christen so hoch gehalten, daß nicht nur die Masse an dieselben als an ächte Weissagungen glaubte, und zwar als an Weissagungen aus der Urzeit, geschehen vor Jahrtausenden, sondern daß sogar Justin und andere Apologeten dar-

auf sich beriefen, freudig überrascht durch deren Inhalt und nicht kühl genug, sie zu bezweifeln, ehe sie sie annahmen, und sie zu untersuchen und zu prüfen. Für kritische Nüchternheit unter den Christen hatte ein Zeitalter keine Stätte, in welchem es galt, begeistert für den Glauben in den Tod zu gehen; und die Geschichte aller Jahrhunderte erweist es, daß die Zahl derjenigen, welche die Wahrheit kritisch erforscht haben, und für die von ihnen kritisch erhobene Wahrheit in den Tod gegangen sind, nur aus ein paar Ausnahmen besteht.

Lange vor der christlichen Zeit kam es öfters vor, daß Einer Eigenes einem alten Namen und einer alten Zeit unterschob, sowohl im Wissenschaftlichen als im Religiösen; und besonders im Morgenlande wurden spät abgefaßte Schriften von Heiden und Juden in Umlauf gesetzt, als wären sie Reste aus den ältesten religiösen Zeiten, Offenbarungsurkunden aus einem früheren Jahrtausend.

So beriefen sich die Apologeten auch noch auf Weissagungen, die den Namen eines alten Königs und Weisen aus Persien, den Namen des „Histaspes" (Gusdasp) auf dem Titel trugen. Man nahm sie christlicher Seits an, als wären sie Weissagungen aus ferner Vorzeit, weil ihr Inhalt anklang und zeitgemäß war. Zumal die asiatischen Christen im persischen Reiche freute es, dadurch einen vaterländischen Propheten auf den Messias zu haben.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Der Brief an Diognet und andere apologetische Schriften.

Justin's Zuhörer Tatian, der als Gnostiker um das Jahr 174 starb, Athenagoras, Theophilus von Antiochien, und Hermias traten gleichfalls als Vertheidiger durch die Schrift für das Christenthum oder für die Christen auf. Minucius Felix, ein zum Christenthum übergetretener Sachwalter in Rom schrieb um das Jahr 220 sein Gespräch „Oktavius",

das durch die Klarheit der Gedanken und anziehende Form sich auszeichnet, zur Vertheidigung des Christenthums.

Eine ganz eigenthümliche Vertheidigungsschrift schrieb ein **Unbekannter**, der Verfasser des „**Briefes an Diognet**". Auch dieser Diognet ist unbekannt. Man sieht nur so viel, er war ein Mann von Ansehen, fühlte sich zum Christenthum durch das Leben der Christen unter sich, durch ihren Geist der Bruderliebe, hingezogen, aber er stieß sich daran, daß die Christen die Götter verachteten und daß das Christenthum so spät in die Welt gekommen sey. Gegen diese Bedenken Diognets schrieb nun der uns unbekannte Verfasser seinen Brief. In keinem der schriftlichen Denkmale aus dem zweiten, dritten und vierten Jahrhundert spricht uns eine so schöne Vermählung ächt griechischer Bildung mit christlichem Geiste an, als in diesem Brief an Diognet. Der Verfasser nennt sich selbst einen Schüler der Apostel, und könnte dieß auch möglicher Weise im weiteren Sinne des Ausdrucks verstanden werden, so dürfte dieser Brief jedenfalls noch vor Justin's Zeit fallen.

Ohne rechtgläubig zu seyn im Sinne der späteren allgemeinen Kirche, ist der Verfasser voll innigen Glaubens und erhabener Begeisterung für das Christenthum. So schön und mit solcher Kraft, in so geistiger Klarheit hat keiner der ältesten christlichen Schriftsteller seit Johannes und Paulus geschrieben. Die Sprache blüht und der Gedanke blüht, und so energisch in Bildern die Phantasie ist, so scharf und hell denkt der Geist. Er theilt nicht den Irrthum seiner christlichen Zeitgenossen, welcher in den heidnischen Göttern lebende Persönlichkeiten, „Dämonen", sah; für ihn waren sie nur wesenlose Phantome. Man begreift nicht, wie man für den Verfasser dieses Briefes den Justin längere Zeit hat halten können. Welch ein Unterschied zwischen der Darstellung und Anschauungsweise Beider!

Der Verfasser des „Briefs an **Diognet**" ist ein hochgebildeter Christ aus den Heiden, für welchen das ihm vorliegende Judenthum wie das Heidenthum die unter den Standpunkt der wahren Religion hinabgesunkenen Erscheinungen sind. Der Ceremoniendienst und der ganze jüdische Kultus sind für ihn keine

göttlichen Einrichtungen, sondern blos menschliche Anstalten und Gesetze, deren Gebrechen und Unzeitgemäßheiten für ihn außer Frage sind; er meint damit nicht blos das Judenthum in der Zeit seiner Entartung, sondern das jüdische Ceremonienwesen überhaupt, und er erkennt den alttestamentlichen Kapiteln, welche dasselbe enthalten, keinerlei göttliche Eingebung zu. Damit ist aber bei ihm keineswegs gesagt, daß in der jüdischen Religion nichts Göttliches überhaupt gewesen sey: aus dem geistvollen Unbekannten spricht Einer, der das Ewige in den Religionen vom Zeitlichen, das Göttliche vom Menschlichen scharf zu unterscheiden weiß. Rücksichtslos spricht er gegen den jüdischen Aberglauben, und der Lehrer der Heiden, welcher er aus einem Schüler der Apostel geworden ist, steht auf derjenigen Höhe, unter welcher die juden-christlichen Nebel und Engen tief liegen. Die Gegensätze zwischen Christen einerseits und Heiden und Juden andererseits, und zwischen juden-christlicher Anschauung einerseits, und höherer, von allem Jüdischen freier, christlicher Anschauung andererseits treten bei ihm scharf umschnitten vor, ebenso das wahrhaft christliche Leben in seiner Eigenthümlichkeit und in seinem mannigfaltigen Kontrast mit der sie umgebenden Welt und deren Leben. Wer seinen Brief las, für den stand Judenthum und Heidenthum, wofern er ihm beipflichtete, weit unten, und kaum war etwas so trefflich geeignet, um heidnische Leser für alles Jüdische und Judenchristliche unzugänglich, für das wahrhaft Christliche empfänglich zu machen.

Dieser Mann im Kleid eines christlichen Lehrers der Heiden war eine so gewaltige Macht des Geistes und des Charakters, daß für ihn, mitten in der Zeit der Kämpfe, worin er mitschlug, die Kämpfe vorüber waren, und für ihn der Sieg des Christenthums eine Thatsache war, zwei Jahrhunderte lang, ehe sie eintrat. Er nannte die Christen geradezu „das in der Welt, was die Seele im Leibe sey".

Er sagte, die Seele sey verbreitet durch alle Glieder des Leibes, ebenso seyen es auch die Christen durch die Städte der Welt. Die Seele wohne im Leibe, sey aber nicht aus dem Leibe; die Christen wohnen in der Welt, seyen aber nicht aus

der Welt. Unsichtbar halte die Seele in dem sichtbaren Leib Wache; die Christen sehe man, wie sie in der Welt da seyen, aber unsichtbar bleibe ihre Frömmigkeit. Das Fleisch hasse die Seele und streite, ohne von ihr Unrecht zu leiden, mit ihr, weil sie ein Hinderniß für das Fleisch sey, seinen Lüsten zu folgen; so hasse auch die Welt mit Unrecht die Christen, weil sie den Lüsten der Welt sich widersetzen. Die Seele liebe das sie hassende Fleisch und die Glieder, und die Christen lieben die, welche sie hassen. Die Seele sey in dem Leib eingeschlossen, halte aber den Leib zusammen; und die Christen werden in der Welt wie in einem Gefängniß gehalten, halten aber selbst die Welt zusammen. Unsterblich wohne die Seele in dem sterblichen Leib, und die Christen wohnen im Vergänglichen, erwarten aber die Unvergänglichkeit im Himmel. Das sey die Stellung, welche Gott den Christen in der Welt gegeben habe und die Niemand ihnen vorenthalten dürfe."

So als die Seele der Welt, als den Geist nicht blos in der Zeit, sondern in der Menschheit, schaute auch Tertullian, noch ehe er Montanist geworden war, die Christenheit an, und es liegt eine tiefere, praktischere Bedeutung, als es beim ersten Blick scheinen könnte, in den Worten Tertullians, wenn er sprach, das Gebet der Christen sey nöthig, das römische Reich aufrecht zu erhalten und damit den Untergang der zeitlichen Ordnung, welcher der ganzen Welt drohe. „So lang wir beten, sagt er, schiebt sich dieser Untergang hinaus, und mit unserem Gebet begünstigen wir die Dauer des römischen Reiches." Und Justin sagte, wenn die Christen nicht wären, wäre vor den bösen Geistern kein Halt der Welt mehr möglich. Tertullian aber schloß seine Vertheidigungsschrift mit dem Zuruf an die Heiden: „Nichts nützt mehr euch eure noch so ausgesuchte Grausamkeit; sie ist vielmehr ein Reiz, der unserer Partei Anziehungskraft gibt; wir werden an Zahl verstärkt, so oft ihr Furcht vor uns zeigt; das Blut der Christen ist ein Samen der Kirche."

Die Vertheidigung des Christenthums gegen die Angriffe der „Juden" konnte, da das römische Reich ein durchgängig heidnisches war, nur von untergeordneter Bedeutung seyn. Die be-

merkenswertheste Schrift in dieser Richtung ist die noch vorhandene „Unterredung Justins des Märtyrers mit dem Juden Trypho“. Justins Schrift gegen alle sektirerischen Richtungen seiner Zeit ist verloren gegangen.

Natürlich rief das gewaltige Umsichgreifen des Sektenwesens inmitten der allgemeinen Kirche, zumal der Gnosticismus, auch Streitschriften gegen dieses Treiben zahlreich hervor. Diese Polemik dauerte noch weit in die Zeit des Sieges der christlichen Sache hinein, und Irenäus am Ende des zweiten Jahrhunderts zeichnete sich in der Bekämpfung des Sektenwesens aus. Fast Alles aber ist verloren gegangen, was gegen dasselbe geschrieben wurde. Selbst von Irenäus haben wir nur noch wenige griechisch geschriebene Bruchstücke seines Hauptwerkes gegen die Sekten; vollständig aber die Uebersetzung des griechischen Urtextes seiner Schrift in bösem, oft unverständlichem Latein. In der Folgezeit ist noch Arnobius zu nennen und ragt Lactantius hervor als Vertheidiger des Christenthums durch das schriftliche Wort, Beide im ersten Viertel des vierten Jahrhunderts. Arnobius schrieb zwar in Form, und Inhalt mangelhaft, eilig, aber warm und lebendig, nicht ohne Wirkung auf Heiden.

Als Beiträge zu dieser Vertheidigung müssen auch die Bemühungen des Hegesippus genannt werden, der im zweiten Jahrhunderte die Ueberlieferungen aus der Apostelzeit sammelte, und damit den Anfang zu einer Kirchengeschichte gab; ebenso die Bemühungen derer, welche die sogenannten „Märtyreracten“ abfaßten. Noch ist Manches davon vorhanden. Diese Märtyreracten, welche weit in die Jahrhunderte hinein fortgesetzt wurden, und manche Verfälschung, manche Erdichtung in sich aufnehmen mußten, rühren theils von Privaten, theils von ganzen Gemeinden her, in deren Namen sie geschrieben wurden. Ihr Zweck war, das Andenken der Märtyrer zu erhalten und zu feiern, und die Christen dadurch zugleich im Glauben und in der Aufopferungsfähigkeit zu stärken. Von dem Werke des Hegesippus sind nur einige Bruchstücke uns erhalten. Die Schrift, die seinen Namen trägt und die den jüdischen Krieg und die Zerstörung Jerusalems behandelt, ist nicht von ihm, sondern ihm unterschoben.

Irenäus war dem sittlichen Ernste des Montanismus sehr zugeneigt; daß er wirklich den Montanisten angehört habe, läßt sich aus dem bis jetzt Bekannten wenigstens nicht erweisen. Sein Verdienst ruhte vorzugsweise darin, daß er mit Klarheit, Besonnenheit und wissenschaftlicher Bildung in den Spaltungen und Zänkereien, welche die allgemeine Kirche gefährdeten, mit Erfolg vermittelt hat. Eifrig, die christliche Wahrheit rein und in ihrer Einfalt zu bewahren, haßte er die Entzweiung und den Streit über Geheimnisse der Lehre und über Fragen, welche keinen unmittelbaren Einfluß auf das christliche Leben hatten. Er wollte an Nichts festgehalten wissen, als an dem, was praktisch wichtig war. Er ist ein Vorbild wahrhaft christlicher Mäßigung in theologischen Streitfragen. Er unterschied schon damals scharf zwischen Religion und Theologie, zwischen Christenthum und Lehrartikeln. Er hatte den richtigen Takt, daß er alle unwesentlichen Dinge, wie z. B. den Streit über die Osterfeier und derartige Fragen, dahingestellt lassen wollte, und es verdammte, die christliche Gemeinschaft dadurch zu erregen und solche Fragen auf Kosten des christlichen Lebens und der christlichen Einheit hin und her zu bewegen. „Was schadet es denn, schrieb er, wenn wir mit Einigem von dem, was in der Schrift gesucht wird, mittelst der Gnade Gottes ins Reine kommen, Einiges aber auch Gott befohlen seyn lassen, damit Gott immer der Menschen Lehrer bleibe, der Mensch aber immer lerne, was von Gott ist? Wir wollen nicht darüber erröthen, wenn wir, was in religiösen Fragen über unser jetziges Verständniß hinausliegt, Gott anheimstellen (und dem Fortschritt, will er sagen)."

Im Kampfe gegen die gnostischen Ideenspielereien stand er mit Andern voran und mit gesundem Sinn war er, wie aufs Praktische des Christenthums gerichtet, so auch voll Achtung gegen das erweislich aus der apostolischen Zeit Ueberlieferte in christlichem Brauch und christlicher Anschauungsweise. Mit ebenso gesundem Auge blickte er in den Buchstaben und in den Sinn der heiligen Schriften. Im Glauben an das tausendjährige Reich und an die Fortdauer außerordentlicher Gnadengaben ging er ganz mit den Montanisten; doch kann er in diesen Anschauungen

innerlich Montanist gewesen seyn, ohne daß er äußerlich der Partei der Montanisten angehörte, wie ja Tertullian, lang ehe er Glied und Führer der Montanisten wurde, innerlich Montanist war. Wenn man von Irenäus auch Nichts weiter wüßte, als daß er denen, welche wegen einer blos verschiedenen Auffassung des Christlichen den herrlichen Leib Christi zertheilen wollen, das Wort des Friedens und der Eintracht zurief, so würde er schon dadurch leuchten, ganz anders, als der römische Presbyter Cajus, der Gegner des Montanismus, der, um ja den Glauben und die Lehre eines tausendjährigen Reiches nicht als christlich anerkennen zu müssen, die apostolischen Zeugnisse dafür für unterschoben zu erklären sich nicht scheute, für Machwerk eines Ketzers.

Ein herrlicher Schüler des Irenäus war Hippolyt, der ums Jahr 220 bis gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts wirkte. Hippolyt war Bischof, vielleicht in Ostia, jedenfalls lebte er theils in theils bei Rom, wenn er, was so gut als erwiesen ist, der Verfasser der merkwürdigen Schrift „Philosophumena" ist, die wir früher als eine Hauptquelle für die gnostische und andere Sektenanschauungen anführten. Hippolyt war ein entschiedener Gegner des Sektenwesens und der gnostischen Luftgebilde, ohne das Wahre und Förderndе, was auch am Gnosticismus neben jenen war, zu mißkennen. Auch er theilte die Hinneigung seines Lehrers Irenäus für die montanistische Richtung, und war voll sittlichen Ernstes. Er hat viel geschrieben, und sein Ruhm als christlicher Schriftsteller ist so groß als der, den er als christlicher Märtyrer hat; er starb den Märtyrertod wahrscheinlich in der Verfolgung unter Decius. Der christliche Dichter Prudentius hat seinen Tod besungen, und die Nachwelt verehrte ihn als einen Heiligen. Irenäus und Hippolyt verehrten ganz besonders das Evangelium und die Offenbarung des Johannes, und sprachen sich auf Grund derselben für die Fortdauer der Geistesausgießung aus, wie Montan und Tertullian.

Hippolyt gehörte derjenigen Richtung an, welche das Christenthum mit freisinniger Wissenschaftlichkeit behandelte und doch denjenigen entgegentrat, welche die heilige Geschichte mit kühner Willkür zu beurtheilen anfingen. Dem Hippolyt glich darin Julius

Afrikanus, der in Kleinasien seine Bildung erhielt, nachher als Presbyter in Palästina lebte, zu Emaus, und um das Jahr 232 starb. Er besaß eine umfassende Gelehrsamkeit, besonders in der Chronographie, und für die heilige und Staatsgeschichte haben die Späteren seine gründlichen Forschungen fleißig benützt.

Fünfzigstes Kapitel.

Bedeutung der Apologeten.

Ueberall sieht man, wie wichtig es für das Christenthum war, daß Männer von philosophischem Geist und umfassender Bildung Christen wurden, und nicht nur den Glauben mit dem Wissen vermittelten, und beiden eine neue Weihe und Erleuchtung gaben, sondern daß eben diese auch das Christenthum wissenschaftlich vertheidigten. Nur überschätzen muß man den Werth davon nicht.

Die meisten Apologeten zeichnen sich weder durch Schönheit der Darstellung noch durch die Großheit der Gedanken aus. Wichtig aber waren für ihre und sind sie für unsere Zeit, weil in ihnen der nöthige Stoff geboten war zu richtigerer Erkenntniß und Würdigung des Christenthums, namentlich auch der heiligen Handlungen und Bräuche in den Versammlungen und des ganzen christlichen Gemeindelebens. Das Christenthum erschien durch diese schriftstellerischen Arbeiten in einem Licht, in welchem Jeder darüber ein Urtheil sich bilden konnte, das so Manche bisher sich nur vom Hörensagen, aus Gerüchten, Verleumdungen und Klatschereien sich gebildet hatten, besonders Solche, welche eine höhere und höchste Stellung in der Welt hatten, und von deren Urtheil so viel abhing.

Die Vertheidiger des Christenthums widerlegten siegreich die Beschuldigungen des Atheismus, unnatürlicher Laster, des Hochverraths, wie sie Unverstand, Fanatismus, Haß oder Selbstsucht gegen die Christen aufgebracht hatten. Sie beriefen sich dagegen

auf die offenkundige Religiosität der Christen, auf ihr sittliches Leben, auf ihren leidenden Gehorsam, ihre Ergebung in die Verfolgungen, ihre Gebete für den Kaiser. Nicht immer so schlagend waren die einzelnen Beweise, welche sie zur Stützung und Vertheidigung des Christenthums als einer neuen Glaubenslehre vorbrachten; und das, was scharfsinnige und gewandte Gegner gegen das Christenthum einwarfen, war öfters im Gedanken, nicht blos in der Darstellung, gelungener, als das, womit die Vertheidiger diese Einwürfe zu widerlegen suchten. Wenn sie die Glaubenslehre von einem durch den Tod verherrlichten Menschgewordenen, leidenden Gott den Heiden dadurch einleuchtend machen wollten, daß sie auf die griechische Mythologie hinwiesen, als worin diese Vorstellung eines leidenden und durch das Sterben verherrlichten Gottes in der Person des Herakles auch sich finde; oder wenn sie die unglücklichen Ereignisse im römischen Reiche als Strafgerichte darstellten, welche die Verfolgung des Christenthums hervorgerufen habe; oder wenn sie die Wurzeln der christlichen Ideen durch die Geschichte rückwärts verfolgten und sie von Moses und Abraham herleiteten: so war Das alles für gläubige Christen recht gut; aber es waren keine Beweise, um heidnische Gegner zu überzeugen, oder sie als überwunden vor anderen Heiden hinzustellen.

Dagegen gelang den Vertheidigern Zweierlei sehr gut, der Erweis der Unsittlichkeit und geistigen Unzulänglichkeit der heidnischen Götterlehre; wiewohl selbst darin sogar Tertullian dem heidnischen Lucian weit nachsteht; und zweitens der Nachweis der Uebereinstimmung zwischen der Christuslehre und den in der alten Philosophie enthaltenen Wahrheiten, und der Darlegung, wie unzureichend, ja wie unfähig die heidnische Philosophie sey, Volks- und Weltreligion zu werden.

Die besten Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums waren für die Heiden nicht sowohl der Nachweis der erfüllten Weissagungen, die Wunder Jesu und der Apostel, als vielmehr der Nachweis der Charakterstärke und geistigen Klarheit, der Weisheit im Gewande der Einfalt, der religiösen Befriedigung inmitten einer unbefriedigten, innerlichst zerrissenen Welt,

wie sie an armen und ungebildeten Leuten unter den Christen sich zeigen; der Nachweis des Heldenmuths und der Todesfreudigkeit der Märtyrer; der Nachweis wie die Christen bisher mit ihrem Gott alle Hindernisse, Nöthe und Verfolgungen überwunden haben; und der Nachweis, daß das Christenthum einerseits die höchste Vernünftigkeit in sich habe, andererseits bereits über die Welt verbreitet sey und unwiderstehlich sich weiter verbreite.

Diese letzteren, aus dem Geist und der Kraft des neuen Glaubens genommenen Beweise waren die eigentlichen Beweise, aus welchen von Anfang an das Christenthum bewiesen werden wollte (1 Cor. 2, 4.).

Durch den Geist, der in ihm ist, und durch die Kraft, die von ihm ausgeht, hat das Christenthum den siegreichsten Beweis für sich selbst geführt, und an diesem Geist und an dieser Kraft, nicht an den apologetischen Schriften, obwohl diese auch Ausflüsse beider waren, sind die Angriffe des Hasses, des Witzes und des Scharfsinns, die Gewaltmaaßregeln der Großen der Welt gescheitert und zergangen. Das christliche Leben sprach am mächtigsten für die Wahrheit des christlichen Glaubens. Das überwand die heidnische Abneigung und den heidnischen Zweifel mehr als alles Andere, und die davon angezogenen und gewonnenen Heiden machten an sich selbst bald die Erfahrung von dem Worte Jesu: „So Jemand will den Willen dessen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sey oder ob ich von mir selber rede" (Joh. 7, 17.).

Das ist auch der Grund, warum Tertullians Vertheidigung des Christenthums am meisten Eindruck gemacht hat: er stellte das Christenthum in seiner praktischen Bedeutung dem Heidenthum gegenüber; nicht in gelehrter Weise, sondern mit der Kraft der Volksthümlichkeit. Neben ihm leuchtet nur noch, als Vertheidiger des Christenthums in wirksamer Weise, — Origines. Clemens von Alexandria ist ein viel zu gelehrter Auseinandersetzer des Richtigen in der heidnischen Götterlehre und des Unzulänglichen in den philosophischen Systemen, als daß er hätte mit seiner gelehrten Arbeit einen unmittelbaren Eindruck auf das Volk oder die Mehrheit der Heiden machen können.

Ueberhaupt geht es durch die ganze Geschichte der Kirche: Große äußere Erfolge für die Verbreitung des Christenthums machen sich nicht durch christliche Gelehrsamkeit, nicht durch die „Theologie", sondern neben der politischen Zeitlage, die einen Erfolg begünstigt, vorzugsweise nur durch das Volksthümliche, in welchem das Christenthum seine innere Wahrheit und Kraft ausprägt als Volkssache und Volksreligion. Diejenigen Schriftsteller, welche das richtig treffen, wirken bei weitem am meisten, die gelehrtesten, oder scharf- und tiefsinnigsten Theologen im Verhältniß dazu wenig, sehr wenig.

So hat auch die gelehrte Schule zu Alexandria mit ihren Wort- und Gedankenkämpfen weit weniger Einfluß auf den Sieg des Christenthums gehabt, als man ihr gewöhnlich zuschreibt; und die praktische römische Kirche hat über die griechisch-morgenländische Kirche gesiegt, weil man zu Rom und zu Karthago mit den Fragen des praktischen Lebens sich beschäftigte, zu Alexandria und in Kleinasien die Beschäftigung mit der christlichen Religion in überirdischer Weise, vorzüglich nur als Sache des Talents und des gelehrten Verstandes, betrieb, als wäre die Wahrheit nicht Geist und Leben, sondern Talents- und Verstandessache.

Ein und fünfzigstes Kapitel.

Die christliche Schule von Alexandria.

Recht greifbar stand der praktischen kirchlichen Richtung im Westen die spekulativ-wissenschaftliche Richtung des christlichen Morgenlandes gegenüber. Von dem unermeßlichen Reichthum an Talent und Bildung, Wissenschaft und Kunst, welchen das Heidenthum der christlichen Religion entgegengebracht hatte, fand sich das Meiste noch immer zu Alexandria.

Nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts hatte Pantänus eine Art von dem, was man jetzt ein theologisches Seminar heißt, angelegt, um für den Vortrag und die Vertheidigung der

christlichen Lehren junge Männer wissenschaftlich zu bilden, künftige Lehrer des Christenthums. Dieses Seminar wuchs heraus aus einer Katechetenschule, einer Anstalt, welche zunächst nur auf den Unterricht, durch welchen Juden und Heiden auf den Empfang der Taufe vorbereitet werden sollten, berechnet war.

Dieses theologische Seminar erhielt sich bis zum Ende des vierten Jahrhunderts, wo es wieder herabsank zu einer Anstalt für Vorbereitung auf die Taufe. Eingerichtet war dieses theologische Seminar nach dem Vorbilde der heidnischen Philosophenschulen. Nach Einigen hatte schon Athenagoras, nicht erst Pantänus, dieses Seminar, diese Kirchenschule, gegründet, um für die Sache des Christenthums Lehrer zu bilden, welche die griechische Wissenschaft sich aneignen und damit für die Sache Christi wirken sollten. Eusebius nennt aber als den ersten, ausgezeichneten Lehrer daran den Pantänus.

Pantänus, früher ein heidnischer Philosoph, sey es nun ein Stoiker, wie er genannt wird, oder ein Platoniker, hatte, nachdem er Christ geworden war, gegen Ende des zweiten Jahrhunderts eine große Missionsreise von Alexandrien aus unter die weiter östlich wohnenden Völker gemacht und bis nach Indien hin das Evangelium verkündet. Doch wird darüber gestritten, ob unter dem Namen Indien, wie er auch vorkommt, nur ein Theil des glücklichen Arabiens, oder das wirkliche Ost-Indien zu verstehen sey. Nach den Worten des Eusebius scheint es wirklich Ost-Indien zu seyn; auch fanden spätere Verkündiger des Evangeliums in Ost-Indien im vierten und fünften Jahrhundert den Samen desselben dort schon vor. In Indien fand Pantänus das Evangelium des Matthäus in hebräischer Sprache auf, und dabei die Sage, von dem Apostel Bartholomäus, der daselbst das Evangelium bekannt gemacht habe, sey diese Schrift daselbst zurückgelassen worden.

Das Christenthum hatte bereits um diese Zeit weithin Fortschritte gemacht im Osten und Westen der Welt. Im Westen finden sich nicht bloß in Gallien, wie wir in den Verfolgungen sahen, schon im zweiten Jahrhundert, blühende christliche Gemeinden zu Lugdunum und Vienna, und Irenäus wirkte dort als

Bischof, ebenso finden sich bald nachher Gemeinden zu Toulouse und Paris. Irenäus berichtet auch schon über Gemeinden in Spanien und in Germanien diesseits und jenseits des Rheins. In Britannien waren, nach Tertullian, christliche Gemeinden schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts, und Eusebius berichtet, daß früher Verkündiger des Evangeliums „über den Ocean gegangen seyen, zu den sogenannten britannischen Inseln". Damit wäre die altenglische Sage, die sich bei Beda Venerabilis im achten Jahrhunderte findet, nicht ganz unwahrscheinlich, die Sage nämlich von dem britischen König Lucius, der sich nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts vom römischen Bischof Eleutherus Lehrer des Christenthums erbeten habe. Die Ausbreitung des Christenthums nach der Ostwelt hatte weit weniger Schwierigkeiten, zumal von Alexandria aus. Nur verbreitete sich von da aus das Christenthum mehr als Glaubenslehre, denn als christliches Glaubensleben, mehr in metaphysischer, als in praktischer Gestalt.

Die christliche Schule zu Alexandria hatte sich die christliche Spekulation zur Hauptaufgabe gesetzt, und Pantänus, der nach seiner Rückkehr aus dem östlicheren Asien zu Alexandria lehrte, fing so an, und seine Nachfolger im Lehramt setzten es so fort. Die Ausgezeichnetsten darunter waren Clemens von Alexandria, Origines und Dionysius.

Zwei und fünfzigstes Kapitel.

Clemens von Alexandria.

Clemens von Alexandria war ein Grieche, entweder zu Athen oder zu Alexandria geboren, und bis in sein späteres männliches Alter Heide oder vielmehr Philosoph gewesen. Er brachte eine ausgebreitete Gelehrsamkeit in das Christenthum und

in dessen Dienst mit herüber, als er gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts Presbyter zu Alexandria wurde. Er starb im ersten Viertel des dritten Jahrhunderts.

Auf weiten Reisen hatte er den Unterricht von sechs verschiedenen Lehrern genossen, von Heiden, Juden und Christen, wie er selbst erzählt. Den sechsten nennt er die „sicilische Biene", welche „die Blüthen der apostolischen und prophetischen Auen gepflückt, und die Seelen der Zuhörer mit reiner Erkenntniß zu erfüllen gewußt habe". Dieser sein letzter Lehrer war Pantänus, dessen Nachfolger an der Kirchenschule zu Alexandria er wurde.

Beim Ausbruch der Christenverfolgung unter Septimius Severus im Jahre 202, war er unter denjenigen, welche sich die Stelle Matth. 10, 23. zur Regel machten und dem Verderben sich durch die Flucht entzogen. Er wirkte dann zu Jerusalem, zu Antiochien und in Cappadocien, unermüdlich in Schrift und Rede für das Christenthum, zuletzt wahrscheinlich wieder in Alexandria.

Er schrieb zahlreiche Schriften. Vier sind uns davon erhalten. Die eine ist die schon berührte Vertheidigung des Christenthums, oder richtiger, sein Nachweis der Nichtigkeit des Heidenthums. Weil er damit das heidnische Gemüth zur Annahme des Christenthums vorbereiten und ermahnen wollte, nannte er sie „ein Wort der Mahnung an die Hellenen".

Die zweite Schrift nannte er den „Pädagogen" (Erzieher). Hatte er in der ersteren das Unzulängliche des Heidenthums in Mythologie und Philosophie gezeigt und einzelne große Gedanken über das Christenthum nur so eingewoben, so ging er in der zweiten Schrift darauf, die Gläubigen sittlich zu erziehen durch einzelne Vorschriften für das christliche Leben, die er darin bis in alle Einzelnheiten ausführt. Diese seine zweite Schrift schließt mit einem schönen einfachen Hymnus, eben jenem, von welchem schon früher die Rede war; *) schöner hätte er diese seine christliche Sittenlehre nicht beschließen können. In diesem Hymnus

*) Die schönste Uebersetzung dieses Hymnus hat K. R. Hagenbach gegeben.

ist Christus, der Logos, als „der Erzieher" verherrlicht und die Christen sind darin die von ihm geleiteten Kinder; als der, welcher da sey der Befreier aller Welt, der Heger, Pfleger, der Zügel und das Steuer der Menschen, der Himmelsfittich für die Gläubigen, von welchem getragen, sie niemals verirren.

Der Gedanke von der „göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts" ist durch große deutsche Geister, durch Lessing und Schiller, bei uns berühmt und einheimisch geworden. Dieser Gedanke ist ein Lieblingsgedanke des Clemens, welcher in allen seinen Schriften sich wiederspiegelt. Der „göttliche Erzieher" ist es, welcher die in Aberglauben versunkenen Menschen zum Glauben führt — das weist er in seiner ersten Schrift nach; welcher die gläubig Gewordenen sittlich veredelt — das zeigt er in seiner zweiten Schrift; und welcher die Gläubigen, als die sittlich Gereinigten, zu höherer und tieferer Erkenntniß erhebt. Davon handelt seine dritte Schrift, sein Hauptwerk, das er „Stromata", d. h. „Teppiche" oder „Tapeten" nannte, weil er darin eine bunte Mannigfaltigkeit des Inhalts gibt, wie sie eine Reihe von Tapeten mit Malereien veranschaulicht, ohne Anspruch auf systematischen Zusammenhang, mehr in der Art von Gemälden, als wissenschaftlich ausführenden Abhandlungen.

Darin wollte er das Bild einer christlichen Theologie, eine „wahre christliche Gnosis", die „wahre Philosophie" auf der Grundlage christlicher Offenbarung, geben.

Clemens wollte der falschen Gnosis eine wahre Gnosis, der, wie er sagt, ketzerischen Gnosis, die sich mit Unrecht Gnosis nenne, die rechtgläubige Gnosis entgegenstellen, und eine christliche Wissenschaft begründen, eine „Philosophie der Offenbarung".

Clemens ist ein lebendiger Beweis, wie sehr der Gnosticismus dem Christenthum neben dem Gefährlichen, das er für dasselbe hatte, auch Nutzen gebracht hat, tief eingreifenden Nutzen, durch die Gedanken und Anschauungen, welche von dem Gnosticismus an die Theologie der allgemeinen Kirche abgegeben, oder im Kampfe der Kirche mit dem Gnosticismus erzeugt wurden.

Man hat Clemens mit denen zusammengestellt, welche die spätere Kirche „die ächten Mystiker" genannt hat. Clemens selbst

nannte sich einen Mystiker, einen Eingeweihten der Religionsphilosophie. Und allerdings macht er den Eindruck, daß in ihm der Mensch und der Denker, das Gemüth des Gläubigen mit dem Kopfe des spekulirenden Philosophen in Eins zusammengeflossen erscheint, eine Gestalt, welche wohlthuend wirkt, eine schöne Erscheinung, die man nicht mit den markigten und großen Gestalten, die ihre Zeit bewegten, nicht mit einem Tertullian zusammenstellen muß.

Clemens war seelenvoll, mit warmem Gefühl und reicher Einbildungskraft. Darum konnte ihn die Spekulation weder verkälten noch verdünnen, so eifrig er auch, wie er sich selbst ausdrückt, „die Wissenschaft des Seyenden", eine Erkenntniß erstrebte, die „mit der Natur der Dinge zusammenfällt, und durch die Vernunft vermittelt wird". Er nennt sich selbst einen Gnostiker, und spricht von der wahren Gnosis begeistert. „Nicht um irgend eines Nutzens willen, sagt er, nicht um etwas Gutes zu erreichen oder um Böses abzuwenden, befleißigt sich der Eingeweihte der Erkenntniß des Höchsten. Vielmehr ist der einzige Zweck seines Strebens die Gnosis selbst. Würde einer dem Gnostiker die Wahl lassen zwischen der Erkenntniß Gottes und der ewigen Seligkeit, und wäre Beides getrennt, was doch nicht der Fall ist, so würde er ohne Bedenken die Erkenntniß wählen. Derselbe hat nicht nur das erste und das aus diesem entstandene zweite Princip begriffen, so daß er es unwandelbar festhalten kann, sondern auch über Gutes und Böses, über jedes Einzelne, kurz über Alles, was der Herr geredet hat, besitzt er die genaueste, Weltanfang und Weltende umfassende Erkenntniß, die er der Wahrheit selbst verdankt. Das vom Herrn Gesagte ist ihm klar und offenbar, wenn es auch Andern verborgen bleibt. Ueber Alles hat er Aufschluß erlangt".

Wenn er aber von dem spricht, daß „der Herr, und was der Herr geredet hat", so nimmt er das im weitesten Sinn. Er nimmt eine Offenbarung Gottes zu allen Zeiten an, und spricht darüber mit mehr Gelehrsamkeit und wahrer Wissenschaft als Andere vor ihm. Für ihn hat sich derselbe Logos, der in Jesus sich vollkommen geoffenbart hat, auch in früheren Zeiten unter verschie-

dener Form geoffenbart, und zwar unter allen Menschen, selbst unter den Barbaren. Auch er sieht in der Weisheit der heidnischen Philosophen und Dichter wenigstens eine mittelbare Eingebung des Höchsten, und steht sogar an, ob man dieselbe nicht geradezu eine unmittelbare Offenbarung nennen dürfe, sofern die Weisen unter den Heiden dieselbe Sendung gehabt haben, wie die Propheten unter den Juden. Der Apostel Paulus habe den griechischen Weisen Periander (Tit. 1, 12. 13.) einen Propheten genannt, und wenn er in seinen Briefen vor den Weisheitsschwätzern und Sophisten warne, so spreche er da nicht von den wahren Philosophen. In allen Schriften der griechischen Weisen und Dichter finden sich einzelne Strahlen des göttlichen Lichtes, und wenn man sie richtig verfahrend zu einem Ganzen sammle, so komme ein vollständiges Bild des Logos heraus. Die meisten Züge zu demselben gebe der platonische Sokrates an die Hand; die göttliche Stimme, die im Innern des Sokrates sich habe hören lassen, weise prophetisch auf Christus hin.

Diese Anschauungen, für sich allein so hingestellt, mußten dem kirchlichen Glauben seiner Zeit zum Anstoß gereichen, und, um diesem vorzubeugen, sagte Clemens, die Philosophie sey nur eine Vorschule des Gnostikers, eine Gehülfin bei Erforschung der Wahrheit. Die griechische Weisheit verhalte sich zur Offenbarung, wie, was schon Philo gesagt hatte, die ägyptische Dienstmagd Hagar zu ihrer hebräischen Herrin Sara. Sie sey ein Werkzeug zum Verständniß der christlichen Offenbarung. Der Sinn des prophetischen Geistes im alten Testament, wie des geoffenbarten Geistes im Neuen Testament sey oft sehr dunkel ausgedrückt und deßhalb schwer zu verstehen, und darum sey eine wissenschaftliche Erkenntniß der Schrift, eine kunstgerechte Lehre nöthig, um die verborgene Meinung der Propheten zu enthüllen, und nur durch umfassendes wissenschaftliches Lernen könne eine wahre christliche Erkenntniß und eine christliche Vollkommenheit erreicht werden.

Drei und fünfzigstes Kapitel.

Die christliche Gnosis. Glauben und Wissen.

In dieser Ansicht, daß dem Christenthum eine wissenschaftliche Erkenntniß und Darstellung seiner Lehren Bedürfniß sey, bekämpfte Clemens nur das am Gnosticismus, was ihm an demselben gegen das Christenthum feindselig zu seyn schien, und er nahm aus demselben dasjenige herüber, wodurch nach seiner Ansicht eine geistige Erfassung und Fortbildung des Christenthums ermöglicht und gefördert und die christliche Freiheit den Buchstabenmenschen gegenüber gewahrt wurde, das Christenthum selbst in seinen Augen in diejenige Gestalt fortschritt, welche es zur Religion Aller, auch der Gebildetsten, machen konnte und mußte.

Bei solchen Bestrebungen ist Eines für ihre Würdigung nicht zu übersehen: Für die Masse erschien schon das Christenthum an und für sich, im Vergleich zu dem Götzendienst, als „die Religion der Aufklärung"; für die gebildeten Heiden aber und namentlich für die philosophisch Gebildeten der Zeit, hatte das Christenthum, namentlich so, wie es von Judenchristen vorgetragen wurde, manche rauhe und widerwärtige Seite, manches Abstoßende, mit dem wahren Geiste der Christusreligion Unvereinbare. Diese, aus dem Judenthum her noch am Christenthum hängenden Ansätze abzuschleifen, hatten die Gnostiker überhaupt sich zur Aufgabe und zum Verdienst gemacht, und Clemens folgte den Gnostikern darin, das gäng und gäbe Christenthum zu läutern, zu vergeistigen, geistigen Zeitgenossen zugänglich und annehmlich zu machen.

So hoch auch Clemens von der Wissenschaft denkt und redet, so viel höher stellt er das gegebene Christenthum, als alle Philosophie.

„Unsere heiligen Schriften, sagt er, verkündigen das Seyende, wie es ist; das Künftige, wie es seyn wird; das Vergangene, wie es war. Als Wissender aber webt und lebt der Christ, der Ein-

geweihte, im Wissenschaftlichen allein, verkündigt das Wort vom Guten, beschäftigt sich bloß mit übersinnlichen Dingen, und schöpft aus den oberen Urbildern die Regel für alles menschliche Thun und Lassen, gleichwie die Schiffenden nach den Gestirnen ihren Lauf richten."

So hoch das klingt, und an Valentin und Basileides erinnern könnte, so war das bei Clemens doch anders gemeint.

Nicht aus Furcht, wie diese, als ketzerisch aus der Kirche ausgestoßen zu werden; nicht weil er den Glauben für Eins und Dasselbe mit der hergebrachten Kirchenlehre hielt, verschmolz Clemens das Wissen mit dem Glauben: sondern weil er das Wort und den Begriff „Glauben" richtig faßte, und wirklich den Glauben höher stellte, als das Wissen oder die Wissenschaft.

Clemens war, bis wohin noch heute viele Millionen Christen nicht gekommen sind, vorgedrungen bis auf die Stufe, nicht bloß des glaubigen Denkens, sondern des durchdachten Glaubens.

Dieser Mann hatte eine, für seine Zeit unermeßliche Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Bildung. Alle Denkmale des vorchristlichen Alterthums hatte er durchforscht, und selbst die wenigen Schriften, welche uns von seinen vielen Schriften erhalten sind, gelten als allgemein anerkannte Fundgruben für die Kenntniß antiker Weisheit und Bildung. Ohne die Schriften dieses Clemens von Alexandria, welcher mit dem Clemens von Rom nicht zu verwechseln ist, würde die philosophische und antiquarische Wissenschaft manche Kenntniß aus allen Gebieten des alterthümlichen Lebens entbehren, und sogar zahlreiche Bruchstücke alter Schriften sind bloß durch ihn auf uns gekommen.

Dennoch hatte das Christenthum diesen größten Gelehrten seiner Zeit gereinigt von dem Hochmuth des Wissens, welcher den Wissenschaftlichen späterer Zeiten so unangenehm steht, und meist eigen ist.

Man schaue zurück auf die Gnostiker: mit welcher Verachtung, mit welchem Mitleiden sahen sie herab auf die Menge der Gläubigen! Wie brandmarkten sie, was gegen sie gesprochen oder

geschrieben wurde, als unwissenschaftliches Vorurtheil! Wie lächelten sie sich selbst an, als die Erhabenen, im Angesichte der betenden Menge, im Gefühl, daß sie selbst Götter seyen, und keinen Gott über sich nöthig haben!

Auch Clemens hatte seine Zeit, als ein solcher „Wissender", in der er den gleichen Hochmuth getheilt hatte. Und solche Anschauungen und gewohnt gewordene Redensarten aus derjenigen Zeit, da er so ein Gnostiker war, klingen ihm noch nach in die Zeit hinein, da er längst mit ganzer Seele Christ war. So sagt er, diejenigen, welche das Ideal eines Christen in sich darstellen würden, seyen „Gott Gleiche", „zum Gott sich machende", „Gott Gewordene". Ja es entfährt ihm einmal die Aeußerung, „der wahre Gnostiker sey ein im Fleische herumwandelnder Gott". So mächtig ist der Einfluß einer hochmüthigen wissenschaftlichen Zeitströmung selbst auf edelste Gemüther, und, um Clemens nicht ungerecht zu beurtheilen, erinnere man sich namentlich an den sittlich-edelsten, begeistertsten und aufopferungsfähigsten aller deutschen Philosophen, an J. G. Fichte. Ist es nicht so, daß auch dem edeln Fichte im Schwunge seines wissenschaftlichen Strebens ein Aehnliches begegnete? War er nicht stets ein freudig Recht thuender Christ, ein Mann, der niemals das Seine, nur das Wohl seiner Nation und der Menschheit suchte, und das Seine dafür aufopferte? Hat Fichte nicht sogar in diesem Raptus von der Allmacht des wissenschaftlichen Ich geredet? Und hat er nicht, was ihm später selbst ultramontane Feinde bezeugten, nur im Ausdruck sich vergriffen, und ist nicht sein Ich des Wissens, was selbst ein Adam Müller ausdrücklich zugesteht, ein Ich des vollkommenen Glaubens in seiner Anschauung gewesen? Hat sich nicht jedenfalls in Fichte, wie Karl Hase es schön bezeichnet, sein „Glaube an das nahe Ende des Christenthums seiner Zeit verklärt zur Allmacht der Liebe, die sich zum Christenthum als dem Evangelium der Gleichheit und Freiheit wie der Weltverachtung bekannte, mit Vorliebe für das Johannes-Evangelium?"

Auch darin gleichen sich Clemens und Fichte, in dieser Vorliebe für das Evangelium des Johannes, wie in der Vorliebe

für die „Einsicht in das Christenthum“. In Beiden war das Grundbewegende die Liebe zu einem „durchdachten Glauben“, den man nicht vornherein hat, sondern zu dem man durchdringt.

Das war der Kern in der Seele des Clemens, wie in der Seele Fichtes. Und wenn der Letztere in einer Zeit, da die „Gläubigen“ elend waren und verzweifelten, derjenige war, welcher denen, die ihn als Atheisten verschrieen und denuncirt hatten, und seiner Nation den Glauben an Gott und den Glauben an Menschenwürde, Tugend und unternehmende Kraft mit begeisterten Worten zurief und Allen darin voranging; so war dasselbe auch bei Clemens der Fall.

Warum sollte nicht etwas Gleiches, wie den Worten Fichtes, den Worten des Clemens als tiefster Grund unterliegen, wenn er sagt, der Christ dürfe sich durch Nichts von der Liebe zu Gott abwendig machen lassen, müsse Gott und Christus gleich werden, und wie Christus aus Liebe sich ganz hingegeben und Nichts mehr in der Welt gefürchtet habe, auch so werden? Es stehe ja geschrieben im 102. Psalm: „Götter seyd ihr und Söhne des Höchsten“.

Der Glaube war und blieb dem christlichen Gnostiker Clemens die Grundlage alles Erkennens in religiösen Dingen, und der Pulsschlag des christlichen Lebens.

„Der Glaube, sagt er, ist für das geistige Leben des Gnostikers so nothwendig, als für das leibliche Daseyn das Athmen. Wie man ohne die vier Elemente nicht leben kann, so mag ohne den Glauben auch die Gnosis (die Erkenntniß der Wahrheit) nicht errungen werden. Die Gnosis ist die Vollendung des Menschen als eines Menschen, hervorgegangen aus der Erkenntniß des Göttlichen, vermöge welcher Sitte, Rede, Leben des Eingeweihten mit sich selbst und dem göttlichen Logos harmonisch übereinstimmt. Durch sie wird der Glaube vollendet, durch sie ersteigt der Glaube die Stufe der Vollkommenheit. Der Glaube ist ein, im inneren Menschen niedergelegtes Gut. Auch über Gott zu forschen, bekennt der Glaubige das Daseyn des Höchsten und preist ihn. Indem man von diesem Glauben ausgeht und in ihm fortschreitet, muß man durch die göttliche Gnade, soviel

möglich, die Erkenntniß des Ewigen zu erringen trachten. Der Glaube ist, so zu sagen, eine auf das Allgemeinste sich beschränkende Erkenntniß des Nothwendigen, die Gnosis dagegen ein starkes und nachhaltiges Erfassen des im Glauben Aufgenommenen, das durch die Lehre des Herrn auf den Glauben gebaut wird, und zu dem unwandelbaren, begreifenden Wissen führt. Die erste heilbringende Umänderung ist daher die vom Heidenthum zum Glauben; die zweite, der Uebergang vom Glauben zum Wissen."

„Wie sehr Clemens ein inniges Gemüth hatte, und wie wenig jene seine Aeußerung vom Gott gewordenen Menschen mißverstanden werden darf, dafür zeugt seine Hochstellung des Gebets. „Wenn wir auch nur lispeln, sagt er, wenn wir, ohne die Lippen zu bewegen, schweigend mit Gott reden, so schreien wir zu ihm in unserem Innern; denn die ganze innere Richtung zu ihm hin erhört Gott immerdar. An jedem Orte betet der wahre Christ. Auch wenn er lustwandelt, auch wenn er mit Andern verkehrt, in der Stille, beim Lesen, bei Allem, was er Vernünftiges thut und treibt, immerhin betet er. Und wenn er auch in seinem Kämmerlein nur an Gott denkt, mit stillen Seufzern den Vater anruft, so ist dieser nahe und ist bei ihm, während er noch mit ihm redet".

So war ihm das Gebet nicht das, wozu es nur zubald unter den Christen wurde, ein äußerliches Werk, sondern ein Seelenverkehr mit Gott, ein Gottinniges Gefühl und Seyn, ganz wie den späteren geistvollen Mystikern.

Die dem Wissen nachstreben, ohne die Grundlage des Glaubens, den Basileides, Valentin und andere Gnostiker, bekämpft er als Solche, die in der Irre gehen, und irre führen. Die aber, die sich mit dem bloßen alleinigen Glauben begnügen, ohne nach der höheren Erkenntniß zu begehren, durch die der Glaube zur Klarheit und zum Bewußtseyn komme, waren ihm doch noch weniger lieb und achtenswerth.

Quellen der religiösen Erkenntniß in erster Linie waren ihm die Ueberlieferung der christlichen Gemeinden und die heiligen Schriften im weitesten Sinne, gemäß seiner oben gezeichneten

Anschauung von Offenbarung. Nicht nur die von den Juden als heilig und kanonisch angenommenen Bücher und die vier Evangelien mit den apostolischen Briefen benützt er als Quellen religiöser Erkenntniß, sondern auch die Apokryphen des alten Testaments und viele christlichen Schriften der Zeit; darunter „die Ueberlieferung des Matthias", die „Predigt des Petrus", die „Briefe des Barnabas und des römischen Clemens", die „Offenbarung des Petrus", die „Prophezeihungen der Sibylle", das „vierte Buch Esrae", das „Buch Henoch", den „Hirten des Hermas". In zweiter Linie waren ihm dann Quellen der Erkenntniß alle Systeme des Alterthums.

So sehr er bemüht war, alle seine christlichen Ansichten auf die heilige Schrift zu gründen, so hatte er doch, gleich den anderen Gnostikern, auch Lehren, welche er nicht auf die Schrift begründen konnte, sondern anderswoher hatte. Er spricht auch von Ueberlieferung einer Geheimlehre ausdrücklich; er sagt, daß er durch diese Ueberlieferung den Schlüssel zum wahren Sinne der heiligen Schriften habe, und es scheint, daß er seinen unmittelbaren Schülern über diese oder jene Glaubenslehre besondere Ansichten mittheilte, als solche, welche nur im engeren Kreise bleiben sollten, weil, sie vor der Menge auszusprechen, unthunlich oder bedenklich wäre. Warnend standen die Vorgänger vor Augen, durch welche einzelne Gnostiker stürmisch von den rechtgläubigen aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen worden waren. An einen Unterschied zwischen Klerus und Laien aber dachte dabei Clemens nicht von Ferne.

Auch das hat er mit den andern Gnostikern gemein, daß er seine wahre Ansicht hie und da verhüllt, um nicht anzustoßen. Wenn sie der herkömmlichen Ansicht der Mehrheit entgegen ist, läßt er sie nur durchblicken, oder kleidet er sie poetisch ein. Unter den nicht auf die Schrift zu begründenden Lehren ist namentlich auch die, es müsse wegen den, nach der Taufe begangenen Sünden noch Reinigungen nach dem Tode geben. Dabei dachte er aber nicht an das Fegfeuer der späteren katholischen Kirche, sondern er sagte, diese Reinigung geschehe durch gewisse Gemüths-Zustände.

Auch daran dachte Clemens nicht, Christenthum und griechische Philosophie zusammenschmelzen zu wollen. Er wollte nur den Glauben zur klaren, bewußten Erkenntniß ausbilden, und trat damit zugleich denen entgegen, die nur immer dieselben Formen der Lehre festhalten wollten, und andererseits denen, die eine willkürliche Spekulation in das Christenthum hineintrugen und die Religion verderbten, indem sie ihr Talent daran spielen und glänzen ließen. Die Letzteren waren die Gnostiker, und Sektirer aller Art in den asiatisch-griechischen Gemeinden. Die Ersteren waren diejenigen in der afrikanischen und römischen Kirche, welche am Buchstaben und am Ueberlieferten hängen blieben, und welche das Christenthum sofort zu etwas Stereotypem gemacht hätten, wären nicht Clemens, Origines und die von ihnen ausgehende christliche Gnosis dazwischen getreten, und hätten nicht sie das Christenthum in geistigen Fluß gebracht und darin erhalten.

Das ist das Verdienst des Clemens und seiner Schule.

Vier und fünfzigstes Kapitel.

Schattenseite der christlichen Gnosis des Clemens.

Eine Schattenseite an Clemens ist seine Ansicht von einem sittlichen Ideal eines christlichen Lebens. Dieses Ideal würde nach ihm darin bestehen, daß der Mensch durch strengste Enthaltsamkeit und Ausdauer alle gemeinschaftlichen Gefühle und Triebe überwinde, Hunger und Durst, Geschlechtsliebe, Zorn, aufwallenden Muth, Eifer, Freude und Trauer, jede Begier. Der wahre Gnostiker, sagt er, solle so werden, daß keine Gemüthsbewegung Eingang in seine Seele finde; er über Nichts traure, über Nichts sich freue, durch Nichts zum Unwillen gereizt werde, für Nichts eifere, Niemand mit der gewöhnlichen Liebe liebe, sondern nur den Schöpfer allein in den Geschöpfen liebe; keines andern Herzens bedürfe, sondern durch die himmlische Liebe mit dem Ge-

liebten, mit Gott, sich verbunden und im Besitze desselben sich seelig fühle. Wer seine Leidenschaften überwunden, Affektlosigkeit errungen und die Höhe der Vollendung des Wissenden erstiegen habe, werde den Engeln gleich, schwebe glänzend schön, und leuchtend wie die Sonne, durch Erkenntniß in der Liebe Gottes zu den heiligen Hütten empor, gleich den Aposteln. So ungesund und überschwänglich war die Anschauung des Clemens von dem, was man ein christliches Ideal nennt. In seinen „Stromata", jenem bunten aus vielen tausend verschiedenen Fäden gewobenen Teppich oder tapetenartigen Abhandlungen, macht er sich und Anderen weiß, „so sey Jesus gewesen, völlig affektlos; keine Gemüthsbewegung habe Eingang in seine Seele gefunden, weder Freude noch Trauer". So seyen auch die Apostel gewesen, „nachdem sie durch den Unterricht des Herrn Zorn, Furcht und Begierden gnostisch zu überwinden gelernt haben; selbst solche Affekte, die für gut gelten, wie Eifer, Freude, Muth, Kraft des Begehrens haben sie nicht in sich zugelassen. Nichts habe sie aus der festen Verfassung ihres Gemüths verrücken können, und sie seyen stets unverändert in dem Zustande ascetischer Uebung, wenigstens nach der Auferstehung des Herrn, geblieben".

Wie ganz anders erhebt sich das göttliche Bild Jesu in reiner gesunder Menschlichkeit aus der Darstellung der Evangelien, aus den Umrissen, in welchen diese es zeichnen! Jener Jesus, welcher für die Welt gelebt hat und in der Welt gelebt hat, ohne sich an die Welt zu verlieren, und rein geblieben ist von der Welt; welcher über der Welt stand, während er mitten in ihr lebte, und sie an sich zu ziehen und zu sich hinaufzuheben suchte; welcher von Gott aus- und in die Menschen einging, um die Menschen aus sich heraus- und in Gott einzuführen. Wie ganz anders waren in Wirklichkeit die Apostel, welche Clemens als „Gemüthsbewegungslose" und stets unverändert im Zustand ascetischer Uebung Bleibende, malt!

Dieses unnatürliche und ungesunde Ideal eines nach Heiligkeit strebenden Menschen, welches der alexandrinische Clemens gezeichnet hat, ist die erste Spur eines, nun bald in der Christenheit um sich greifenden verkehrten Sinnes, welcher heraustrat in

den gemüthsbewegungslosen oder nach Gemüthsbewegungslosigkeit strebenden Figuren von ägyptischen „Einsiedlern" und ersten christlichen „Mönchen".

Eine weitere Schattenseite ist, daß durch seinen Vorgang und seine Anregung die Wissenschaftlichkeit sich zu überheben anfing, als wäre sie, und zwar sie allein, das lebendige Christenthum. Er hat ausdrücklich in der ihm eigenen Art, redend zu übertreiben, im Wort überschwänglich zu seyn, es ganz ohne Weiteres, wie wir gesehen haben, als ein Ideal für einen „Wissenden" hingestellt, „zu weben und zu leben allein im Wissenschaftlichen, und sich zu beschäftigen bloß mit übersinnlichen Dingen". Er hat zwar wohl dazu gesetzt, daß der „Wissende aus den Ideen die Regel schöpfe für alles menschliche Thun und Lassen", und er selbst ging noch nicht so weit, die christliche Vollkommenheit auf die Erkenntniß der übersinnlichen Dinge zu beschränken; er selbst war nicht wissenshochmüthig, sondern ein liebenswürdig bescheidener, ein in Liebe und Glaube demüthiger Mensch und ein rechter Beter. Aber das Ideal, das er für das sittliche Leben aufstellte, war, wie wir ebenfalls gesehen haben, ein derartiges, daß es unpraktische Menschen erziehen und dem Christenthum gerade die Kraft nehmen mußte, die bisher seine wesentliche Kraft gewesen war und künftig auch seyn mußte, die Kraft einerseits das Salz der Welt, in seiner Geistigkeit, andererseits der sittliche Gehalt der Welt zu seyn, als That und Leben.

Es liegt sosehr, der Natur nach und der Erfahrung nach, in der Art der Schüler der Wissenschaftlichkeit, über den Lehrer „hinausgehen" zu wollen. Und das thaten auch seine Schüler. Die alexandrinische Schule ging daran, das Christenthum in die wissenschaftliche Beschäftigung damit zu setzen, und die Wahrheit, die nach Christus und seinen Aposteln vorzugsweise Lebens- und Erfahrungssache ist, bloß zur Sache der wissenschaftlichen Spekulation, zur Verstandes- und Talentssache zu machen.

So unbestreitbar das Verdienst der christlichen Gnosis ist, viel beigetragen zu haben, daß das Christenthum vor frühzeitigem Erstarren in hergebrachten Formeln, der menschliche Geist vor

der Todtlegung, die menschliche Vernunft vor Fesseln bewahrt wurde, welche eine thörichte Vorstellung vom Glauben und eine neue christliche Buchstabenknechtschaft schon jetzt ihm anzulegen drohte; so gewiß ist, daß, wenn die Richtung der alexandrinischen Schule vorherrschend geworden wäre, durch die Vornehmthuerei in Ideen, durch den wissenschaftlichen Hoch- und Uebermuth derer, welche sich in diese Richtung warfen, das Christenthum seine beste Lebenskraft eingebüßt hätte, zur Schulsache, unpraktisch geworden wäre.

Es war aber durch die göttliche Ordnung dafür gesorgt, daß durch Anderes vorgebeugt war dem Schaden, der, neben dem Nutzen, von einer Richtung auf das bloß Uebersinnliche hätte entstehen können. Denn diese Richtung fing an mit Macht in das christliche Leben hereinzudringen, und schwoll bereits stark an.

Fünf und fünfzigstes Kapitel.

Streitigkeiten über Glaubensfragen. Die Person Christi.

In Auffassung und Ansicht waren bisher sowohl die einzelnen hervorragenden Männer, als auch ganze Theile und Landschaften der Christenheit, selbst in Betreff solcher Fragen, welche nachher die Kirche zu Hauptstücken des rechten Glaubens machte, weit auseinander gewesen, und doch miteinander im christlichen Leben zusammen oder wenigstens neben einander gegangen, weil sie eins waren im großen Ganzen des Glaubens durch das Band der Liebe, durch den Geist des Christenthums, den das Dogma an und für sich weder hat noch gibt. Ohne Dogmatik hatte Christenthum und Christenheit bis jetzt gelebt und gesiegt, und zwar unzweifelhaft wesentlich auch dadurch gesiegt, daß bis jetzt es keine Dogmatik gegeben hatte, keine papierene Rechtgläubigkeit, sondern nur ein christliches Denken, Fühlen und Leben, welches im Thun bewies, daß sein Glaube der rechte war.

Achtzehn Jahrhunderte sind seitdem für das Christenthum

vorübergegangen; und überall und immer hat da die Christenheit geblüht, wo die Christen in That und Leben den rechten Glauben zeigten, und sie hat abgeblüht oder sogar verblüht da, wo die Dogmatik, und mit ihr die papierene Rechtgläubigkeit, zu oberst stand, und tyrannisch herrschte. Tausende und aber Tausende haben ihr Blut vergossen, als freudige Zeugen des Glaubens, für dasselbe Christenthum, obgleich sie in manchem christlichen nachherigen Glaubenssatz gewaltig von einander abwichen; und trotzdem, daß sie Andersdenkende waren als Viele ihrer Mitchristen und als Viele namentlich derer, welche wie sie Blutzeugen für den Glauben wurden, waren sie als gute Christen anerkannt, ja als solche, denen der allgemeine Glaube der Jahrhunderte mit der Krone des Märtyrers nicht nur die Glorie Diesseits, sondern auch die Glorie Jenseits zuerkannte. Die größte Zeit des Christenthums und des christlichen Lebens war diejenige Zeit, welche „bekenntnißlos" war, ohne Dogmatik, ohne papierenes Bekenntniß.

Das ist ein geschichtlicher Satz, welchen Nichts in der Welt umzustoßen vermag. Eine Dogmatik aber und dogmatische Wortkämpfe und dogmatisches Wortgezänke waren ein natürliches und nothwendiges Ergebniß von da an, wo erstens das „priesterschaftliche" Element aufzukommen anfing, und zweitens eigene Pflanzschulen christlicher Wissenschaftlichkeit, geschlossene „theologische" Schulen gegründet wurden.

Die Wissenschaftlichkeit war von jeher kampf- und streitlustig, zumal die religiöse Wissenschaftlichkeit, die Theologie.

Das priesterschaftliche Element in der Christenheit, die werdenden „Priester", hatten es wesentlich zu ihrem Interesse, christliche „Geheimnisse der Lehre" aufzustellen, um, umflossen von dem Nymbus des Geheimnißvollen, in welches sie die Person des Welterlösers hüllten, ihre eigene Person geheimnißvoll leuchten zu lassen und ihre Macht über die Laien darauf zu gründen.

Die Wissenschaftlichen" überhaupt aber mußten eben wegen der Ausschließlichkeit der Richtung, die sie nahmen, jenen in die Hände arbeiten, ohne es zu wollen. Gewollt haben sie Das nicht.

Denn man würde sehr irren, wenn man annähme, die christliche Schule zu Alexandria habe vornherein den gleichen Geist und das gleiche Streben gehabt, wie das priesterschaftliche Element anderwärts.

Treffend hat diesen Unterschied Schleiermacher hervorgehoben mit dem Worte: „In Alexandria bildete die christliche Gelehrsamkeit, als Gemeingut von Laien und Geistlichen, ein Mittelglied, das die Vorstellung von der Kirche (Schleiermacher meint die hierarchische Kirche) eher hinderte als förderte."

Gerade die Aeußerlichkeiten, das „Prunken und Prangen mit äußerlichen Werken und Handlungen", worauf die Bischofskirche sich zu begründen strebte, wurde von Clemens und seiner Schule bekämpft, und die alexandrinische Schule der christlichen Gnosis war es sich klar bewußt und sprach es aus, daß die Kirche, von der Jeder sich zu nähren habe, das große geistige Gemeinwesen der Christen sey, nicht das, was sich als Bischofskirche aufthat. Nur in diesem Sinn ist dem Clemens die Kirche, die er eine reine Jungfrau nennt, zugleich auch die „Mutter, die Alle erziehe".

Also nicht aus einer hierarchischen Neigung, aber aus der Liebhaberei der gelehrten Schulen, mit Worten zu fechten und Systeme zu bereiten, Neues und Absonderliches aufzubringen, in unpraktische Fragen sich spitzfindig zu vertiefen, gerieth auch die christlich-gnostische Schule zu Alexandria auf Wege, welche zuletzt die Hierarchie förderten. Aus dieser Neigung der Wissenschaftlichen gingen Untersuchungen und Streitigkeiten über gewisse Glaubenspunkte hervor, welche durch die Rechthaberei und durch sehr unreine Leidenschaften vollends entstellt und getrübt wurden.

In allen Christengemeinden war bisher Jesus Christus, als dem Herrn der Gemeinde, unbedingte Verehrung dargebracht worden. Man folgte darin einfach dem, wie es nach der Ueberlieferung von der Apostelzeit her gehalten worden und in den apostolischen Briefen zu lesen war. Man grübelte nicht und man stritt nicht über die persönliche Würde des Erlösers, sein überirdisches Wesen, sein Verhältniß zum Vater, obgleich, wie der erste Band der Lebensgeschichte der Kirche gezeigt hat, mannigfaltige und sehr

von einander verschiedene Anschauungen verbreitet waren: sie gingen alle friedlich neben einander her, sie waren überhaupt im Hintergrund, so lange das praktische Leben den Vordergrund inne hatte.

Zu Ende des zweiten Jahrhunderts ging man jedoch schon so weit, daß es als ein Glaubenssatz der allgemeinen Kirche wurde, in Jesus nicht bloß den Messias, sondern ausdrücklich den Mensch gewordenen Gottessohn oder Logos zu verehren, und daß, wer sich nicht dazu bekenne, nicht zur allgemeinen christlichen Kirche gehöre. Die Ebioniten, welche die übermenschliche Natur Jesu Christi nicht annahmen, und diejenigen Gnostiker, welche die volle Wahrheit der Menschwerdung bestritten, waren aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, ihre Auffassung für unkirchlich, für häretisch, d. h. ketzerisch erklärt worden.

Darauf hatte man sich geeinigt. Jetzt aber suchten die Wissenschaftlichen die Lehre von der Person Christi wissenschaftlich auszubilden und ihr eine feste Fassung zu geben, und plötzlich rauschte es weithin von einem dogmatischen und theologischen Kampfe, der zu seinem Mittelpunkt die „Lehre von der Person Christi" genommen hatte.

Wie verhält sich der Sohn zum Vater? wie ist er eins mit ihm und doch wieder von ihm unterschieden? War Jesus Christus ursprünglich göttlichen oder menschlichen Wesens? Wie verhält sich der heilige Geist wieder zum Vater und zum Sohne, und wie sind die Drei als Eins zudenken? — Das waren die Fragen, die man aufwarf, über die man stritt.

Die Einheit des göttlichen Wesens war eine Grundlehre des alten Testamentes. Sie war eine Grundlehre für den Glauben aller Christen bisher gewesen. Von dieser Grundlage aus hatten die Vertheidiger des Christenthums die Ungereimtheit der heidnischen Vielgötterei bekämpft; und in ihrer Vorstellung war Christus ein höheres zwischen Gott und der Menschheit vermittelndes Wesen, der, den Gott gesandt und der selbst gesagt hatte: „Der Vater ist größer als ich;" der, von welchem der Apostel Paulus geschrieben hatte: „Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der

gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, und der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung" (1 Tim. 2, 5. 6. 1, 15.).

Das war so ziemlich die durchgängige Vorstellung. Da man in den ersten zwei Jahrhunderten das richtige Gefühl hatte, daß der wahre Glaube gar nicht abhängig sey von dieser oder jener Lehrmeinung; da man das, an was die heilige Schrift das Heil nicht knüpfte, und worüber sie dem menschlichen Wissen keine befriedigenden Aufschlüsse gegeben hatte, beruhen ließ: so hatte man auch das beruhen lassen, wie Vater, Sohn und Geist in ihrem Verhältniß zu einander oder überhaupt aufzufassen seyen. Mündliche Ueberlieferung des Glaubens wie das geschriebene Wort der Schrift waren nicht angenommen worden, um darüber zu grübeln, sondern um darnach zu leben, zu glauben, zu lieben, zu hoffen. Man suchte und fand in der Ueberlieferung und in der Schrift eine solche Offenbarung, in welche das Verhältniß Gottes zum Menschen geoffenbart worden sey, nicht das Verhältniß Gottes zu Gott; und was die Schrift und die Ueberlieferung verhüllt und geheim ließen, davon nahm man ohne Weiteres an, daß es so seyn solle, weil es über das Begreifen der Menschen auf Erden hinausgehe, und daß Gott weise das verhüllt und geheim gelassen habe bis dahin, wo in einer höheren Welt das im Lichte werde geschaut werden.

Der alte Hang der Griechen und Asiaten zur Spekulation, und der Fürwitz und die Streitlust der Menschennatur machten sich aber jetzt daran, das Wesen Gottes festzusetzen, das Verhältniß Gottes zu Gott. Es traten Solche auf, die es für den wahren Glauben ausgaben, nicht, nach Gottes Gebot, nach Christi Offenbarung, in Gott zu leben, sondern sich zu gewissen Dogmen zu bekennen, in deren enge Schranken das Wesen Gottes wissenschaftlich eingefaßt, das Unendliche endlich bestimmt, der Glaube zur Lehrmeinung herabgesetzt und verkümmert wurde. Weil das christliche Glaubensleben in Abnahme gerieth, kam man auf die Dogmatik, und weil die Theologie zur Herrschaft kam, brachte es der Glaube nicht mehr zu rechtem Leben in der Gesammtheit der Kirche. Der christliche Geist wurde in den Bann christlicher

Formeln nach und nach gethan. Mit dem ursprünglich christlichen Glauben, daß der unsichtbare, ewige Gott und Vater sich in Jesus Christus, seinem Sohne, geoffenbart habe, und daß er in den Gläubigen wohne und wirke als heiliger Geist — mit diesem Glauben war die Christenheit bis hieher gekommen. Mit diesem Glauben überwanden die wahren Christen zu allen Zeiten die Welt, und dieser Glaube wird der wahren Kirche ihr Licht seyn und ihre Lebenskraft in den kommenden Jahrtausenden.

Die Jahrhunderte langen Streitigkeiten und gegenseitigen Verfolgungen haben nichts dazu beigetragen, auch nur ein Fünkchen mehr Licht über das Wesen Gottes und über das Geheimniß zu verbreiten, in welches die Offenbarung der göttlichen Liebe sich selbst gehüllt hat.

Dagegen haben dieselben unberechenbares Unheil in die Christenheit gebracht, und der Kirche auf lange hinein ein Angesicht gegeben, das widrig entstellt und verzerrt ist durch die gehässigsten Leidenschaften gelehrter Zanksucht und pfäffischer Verfolgungswuth. Es kommen jetzt Tage, in welchen die Kirche, die so eben noch die liebreich Alle erziehende Mutter hieß, wie eine Furie aussieht und handelt.

Sechs und fünfzigstes Kapitel.

Die Anhänger der Lehre von Einer göttlichen Person.

Die christliche Grundlehre, daß Gott, der Urheber alles Daseyns, auch Erlöser und Heiliger der durch die Sünde Gott entfremdeten Menschheit geworden sey, erscheint schon bei Justin, dem Märtyrer, hinübergespielt in die theologische Spekulation. Nach Justin, diesem ersten Apologeten des Christenthums, ist Gott „nach seinem verborgenen Wesen, der „über alle Bezeichnung Erhabene"; nur durch den Logos hat Gott sich zu allen Zeiten geoffenbart; der Logos ist eigentlicher Sohn Gottes und Gott. Von Ewigkeit in Gott, hat sich diese Gott einwohnende Vernunft durch ein

selbstständiges Hervorgehen aus ihm zur Verwirklichung des Schöpfungsplanes geoffenbart, ohne Gottes Wesen zu verändern, ein Feuer aus Feuer, ein Gedankenerguß aus dem Denkvermögen; der Zahl, nicht aber dem Willen nach, ein Anderer, als der Vater, in unzertrennlicher Verbindung mit dem Grundprincip verharrend und wirkend".

Irenäus, wie Tertullian, Dionysius von Rom und die christlichen Männer der abendländischen Kirche überhaupt, wollten auch in diesem Stücke des Glaubens nur das streng festgehalten wissen, was praktische Bedeutung habe. Irenäus sagte: „Wie der Sohn vom Vater gezeugt werde, das liege über menschliches Begreifen hinaus. Indem Gott nicht unmittelbar erscheine, habe er sich zu allen Zeiten durch den Logos geoffenbart, und dieser sey im Christus als Mensch erschienen, wiewohl zugleich dem Wesen Gottes angehörend. Gott habe Alles geschaffen durch sich selbst, d. h. durch sein Wort; der Vater wolle und gebiete, der Sohn handle und schaffe."

Tertullian sagte: „Christus sage, Ich und der Vater sind Eins; er sage nicht, Einer, sondern Eins; es sey also nicht von persönlicher, sondern von Wesens-Einheit die Rede."

Tertullian sagte dieß gegen Praxeas.

Das war eben jener Praxeas, welcher als „Bekenner" unter Marc Aurel sich Ansehen und Ruf erworben und von Kleinasien nach Rom sich begeben hatte, um die Anerkennung der Montanisten bei der Gemeinde und dem Bischof zu Rom zu hintertreiben.

Praxeas theilte und lehrte diejenige Ansicht über Vater, Sohn und Geist, welche die Gegner die „patripassianische" nannten, und welche in zwei Schattirungen verbreitet war.

Die Patripassianer, d. h. diejenigen, welche den „Vater" leiden lassen, stellten die Lehre von der Einheit des göttlichen Wesens (die Monarchie, d. h. die Lehre, daß nur ein Gott und Herr sey, weßwegen sie auch „Monarchianer" heißen), wie die Apologeten gethan hatten, in den Vordergrund und erklärten, die Lehre von der Dreieinigkeit für unvereinbar mit der Lehre von der Einheit Gottes. Die eine Schattirung derselben

sah und verehrte in Christus einen bloßen Menschen, aber den durch den heiligen Geist von der Jungfrau Geborenen und zum Herrn der Kirche Erhobenen. Die andere Schattirung hielt an der Gottheit Christi fest; aber weil es nur Eine göttliche Person gebe, nämlich Gott, den Vater, so sey es einfach diese Eine Person, die als der in seinem Wesen verborgene Gott der Vater heiße und als der sich nach außenhin offenbarende Gott der Sohn und auch der Logos heiße. Diese Eine göttliche Person selbst habe den menschlichen Leib Jesu Christi beseelt; in diesem sey eine Offenbarung und Erscheinung Gottes auf Erden den Menschen geworden. Die letztere Schattirung mußte, wofern ihre Behauptung buchstäblich genommen wurde, folgerichtig zugleich leugnen, daß Jesus Christus ein wahrer Mensch gewesen.

Praxeas scheint der letzteren Schattirung angehört zu haben. Denn Tertullian warf ihm vor, „er habe in Rom zwei Geschäfte des Teufels verrichtet, er habe den heiligen Geist (den Paraklet, Kern und Seele des Montanismus) verdrängt, nämlich durch Hintertreibung der Anerkennung des Montanismus; und zweitens „den Vater gekreuzigt".

Diese „Gottvaterkreuziger" (Patripassianer), die auch, wie gesagt, „Monarchianer" oder „Unitarier", Vertheidiger der Lehre von nur Einer göttlichen Person, oder auch „Antitrinitarier", Gegner der Lehre von der Dreieinigkeit, hießen, waren übrigens keine neuen oder gar plötzlich aufgetauchten Erscheinungen. Beide Schattirungen der Patripassianer hatten längst ihren Boden in der christlichen Vorstellung; nur waren beide Ansichten zuvor noch nicht so formulirt worden. Justin, der Märtyrer, führt es noch als eine christliche Meinung an, Christus für einen bloßen Menschen zu halten,*) und Tertullian selbst bezeugt, daß das in seiner Umgebung die christliche Volksmeinung sey.**) Doch dürfte unter dieser Umgebung vielmehr die römische Gemeinde gemeint seyn, in welcher sich Tertullian damals noch aufhielt, oder vor Kurzem

*) Gespräch mit dem Juden Trypho. 48.
**) Tertullian wider Praxeas. 3.

wenigstens aufgehalten hatte, als die afrikanische Kirche, oder, besser gesagt, das Volk darin.

Und die zweite Schattirung der Patripassianer fand überall da ihren Wiederklang, wo altorientalische, platonische, jüdisch-alexandrinische Vorstellungen noch nachhafteten. Die Idee des Logos war eine vorchristlich verbreitete, sowohl bei heidnischen Philosophen, als in der alexandrinisch-jüdischen Theologie, und keineswegs hatten sich Alle unter dem Logos eine selbstständige Persönlichkeit gedacht, sondern Viele dachten ihn sich nur als die göttliche Vernunft, und zwar als die Gott einwohnende, aber nach Außen hin wirkende, Gott offenbarende, gleichsam sprechende Kraft. Ebenso war es die allgemeinste jüdische Vorstellung, die keineswegs eine und dieselbe mit der Vorstellung der alexandrinisch-jüdischen Theologie ist, von der Person des Messias, in diesem nur einen wirklichen, vorzüglich ausgezeichneten Menschen zu erwarten, welcher erst durch die messianische Weihe mit der nothwendigen göttlichen Kraft ausgerüstet würde. Ganz deutlich erhellt das aus dem Gespräch Justins des Märtyrers mit dem Juden Trypho. In der juden-christlichen Partei der Ebioniten lebte diese Anschauung fort, und dadurch, daß diese Anschauung als unkirchlich erklärt und die Ebioniten als außer der allgemeinen Kirche stehend von dieser ausgeschlossen wurden, war diese Anschauung selbst noch nicht todt gemacht worden. Die Logosidee, wörtlich, war erst spät in die christliche Kirche eingeführt worden, und zwar durch den Evangelisten Johannes, der sie zuerst ausdrücklich auf Jesus anwandte, im Eingang seines Evangeliums, wo er lehrt, daß der Logos, die höchste Quelle alles göttlichen Lebens und alles Heiles, in Jesus erschienen sey.

Unter den zum Christenthum bekehrten Heiden, in denen selbst nicht nur, sondern in deren Söhnen und Enkeln sogar noch lange manches Stück heidnischer Anschauung nachhaftete, mußte sich die ihnen vom Heidenthum her geläufige Vorstellung von „Göttersöhnen“ fast von selbst, wenn sie nicht erleuchteter waren, auf Christus übertragen, wenn ihnen von Judenchristen gesagt wurde, Christus sey der Sohn Gottes. Selbst von Apologeten, wie von Justin dem Märtyrer im ein und zwanzigsten Kapitel

des ersten Buches seiner Apologie, wurde die heidnische Vorstellung von Göttersöhnen als überleitend auf den Sohn Gottes benützt.

Ja wenn man unbefangen seyn will, so wird man es nicht umgehen können, zuzugestehen, daß selbst Tertullian seinen Christus sich als Gottessohn und Gott vorstellt in einer an die altgriechische Vorstellung von einem Gottessohn stark erinnernden Weise, und die „Trinität" Tertullians, die man eine göttliche Familie genannt hat, denkt den Sohn als Person, aber als untergeordnete Person. Der Sohn ist der Logos, und als solcher vorweltlich, der Gottheit ebenbildlich, aber dem Vater untergeordnet. Der Sohn ist Person wie der Vater, aber der heilige Geist ist nur Kraft und Wirkungsart, nicht Person. Der Ausdruck „Trinität" (Dreieinigkeit) ist erst seit Tertullian aufgekommen und bezeichnete damals gerade dieses so eben dargestellte Verhältniß.

Irenäus, Clemens von Alexandria und Tertullian, diese Säulen des Christenthums ihres Jahrhunderts stimmten über dieses Glaubensstück unter sich selbst nicht ganz zusammen, und es wäre das Beste gewesen, wenn alle Christen dem liebreichen Rath und der vernünftigen Warnung des Irenäus gefolgt wären. „Das Verhältniß des Sohnes zum Vater, sagt er, hat Niemand erkannt, weder Valentin, noch die Engel selbst. Das weiß nur allein der Vater, der den Sohn gezeugt hat, und der Sohn, der geboren worden ist. Diejenigen, meint er, die davon ins Breite reden wollen, über was man doch nichts Gewisses reden könne, seyen nicht bei sich (nicht bei Trost, würde er jetzt mit dem deutschen Sprichwort sagen), indem sie als etwas Erforschtes etwas mit Gewißheit vortragen, was unerforschbar und unvortragbar sey."

Weil in der Seele des Irenäus viel Liebe war, war er ahnungsvoll, und ahnete, wohin die Spekulation menschlichen Fürwitzes über diesen Punkt führen würde.

Eben weil die ausgezeichnetsten Christen darin nicht einerlei Meinung waren und weil man noch begriff, daß jede Feststellung über die früher angegebene hinaus, jede Fassung der Glaubenslehre von Vater, Sohn und Geist in ein bindendes Dogma von der Trinität, dem Christenthum nicht zum Heile gereichen würde,

blieb auch für dieses Glaubensstück dem Einzelnen seine volle Freiheit. Da und dort wurde zwar diese oder jene Ansicht davon mißbilligt, aber für Ketzer hielt die Monarchianer die allgemeine Kirche nicht, weder in Rom, noch in Afrika, noch im Morgenland. Ketzer wagte Niemand weder die eine noch die andere Schattirung der Patripassianer zu nennen. Praxeas trug seine Ansicht zu Rom ganz unangefochten vor, ohne Widerspruch als den Tertullians. In Rom galt Praxeas trotz dieser seiner Ansicht und mit dieser seiner Ansicht für rechtgläubig.

Man findet nicht, daß dem Praxeas in Rom entgegengehalten wurde, daß Jesus nicht vom himmlischen Vater als einem, der größer sey als er selbst, reden konnte, wofern er selbst der Vater gewesen wäre; oder daß Jesus nicht zu dem Vater beten konnte, wenn er selbst dieser Vater war. Die Gereiztheit Tertullians wegen des Montanismus ließ offenbar die Ansicht des Praxeas ihm anders erscheinen, als sie wirklich war. Beide verständigten sich auch später. Denn nicht buchstäblich genommen, was bei einem so Hochgebildeten wie Praxeas nicht möglich ist, lief die Ansicht des Praxeas darauf hinaus, daß er wie Johannes, der Evangelist, auf den (Ev. Joh. 14, 11.) sich, nach Tertullian selbst, (Tertullian wider Praxeas im zwanzigsten Kapitel) Praxeas berief, er nur behauptete, daß der Sohn im Vater und der Vater im Sohne sey, und daß, bei dem Unterschiede der Personen, die Gottheit sich auf besondere Weise mit dem Menschen Jesus verbunden und sich durch ihn geoffenbart habe; das, was sich aber geoffenbart habe, sey das Göttliche, die Gottheit, und auf göttlicher Offenbarung, nicht auf menschlichem Grunde, ruhe das Christenthum.

Das lag aber von der Anschauung Tertullians nicht ab, welcher in Jesus Christus eine der Gottheit untergeordnete, in dem Gekreuzigten eine vom Vater verschiedene Person sah. Beider Ansicht unterschied sich in der Hauptsache nur in Worten, nicht im Wesentlichen.

Nach Tertullian unterschied Praxeas das Göttliche und Menschliche in Christus nur wie Geist und Fleisch. Gott war in Christus, wie Geist und Fleisch eine Einheit bilden.

Das Geborene oder das Fleisch, die menschliche Natur Jesu, war für ihn das, was er Sohn oder Jesus hieß, unterschieden von dem „Ewigen", dem „Geist", dem „Vater", der als „Geist" in dieses Fleisch eingegangen ist, und nun Christus heißt. Diesen Gedanken scheint Tertullian Anfangs nicht geistig genug aufgefaßt zu haben. Für Praxeas war das Göttliche in Christus nur der Geist, der mit dem Wesen Gottes Eins und Dasselbe seyende Geist, und das Fleisch das Gefäß dieses Geistes.

Die andere Schattirung der Monarchianer war in Rom nicht so glücklich, als Praxeas, für den selbst der römische Bischof Victor war.

Eine andere Erscheinung der zweiten Schattirung der Monarchianer, welche in Christus nur einen Menschen verehrte, war in Rom Theodotus, ein Gerber, der um dieselbe Zeit aus Byzanz dahin gekommen war. Der hatte nicht das Gewicht eines Bekenners für sich, er hatte unter der Verfolgung verleugnet, daß er Christus göttlich verehre, und zu Rom entschuldigte er sich damit, er habe stets nur an den einen Gott geglaubt und Jesus Christus sey ihm bloßer Mensch gewesen, somit habe er nicht Gott, sondern nur einen Menschen verleugnet. Christus sey ihm durch heilige Geisteskraft ein Sohn der Jungfrau, aber über andere Menschen nur erhaben allein durch sein heiliges Leben; darin ruhe seine Autorität.

Theodot wurde von Bischof Victor aus der Kirche ausgestoßen. Die Bischofskirche erkannte, daß sie höher stand und mächtiger war, auf der Grundlage eines göttlich gestifteten Christenthums, als auf der Grundlage einer Religion, die bloß Menschenwerk und deren Grund von einem bloßen Menschen gelegt war.

Daß es nicht Glaube an die Göttlichkeit des Christenthums, und Einsicht darein, sondern berechnende christlich-römische Politik war, dafür spricht deutlich der ganz unchristliche, heidnisch traurige Sittenzustand im Haushalt und in den Umgebungen der damaligen römischen Bischöfe; Alles, was man geschichtlich von ihnen aus dieser Zeit weiß.

Ein zweiter Theodotus, der Geldwechsler, auch in Rom, sagte, er verehre über dem irdischen Erlöser einen himmlischen Erlöser, Melchisedek, den König der Gerechtigkeit.

Sieben und fünfzigstes Kapitel.

Dreieinigkeitsbewegungen in Rom.

Der Streit über die Person Jesu Christi fing nachgerade an, die römische Gemeinde im tiefsten zu erschüttern.

Noetus von Smyrna, wahrscheinlich Presbyter zu Ephesus, ein philosophisch gebildeter Christ, trat um das Jahr 320 mit der Lehre auf: „Gott heiße Vater und Sohn je nach seiner verschiedenen Wirksamkeit".

Noet, dessen Ansichten wir auch nur aus Gegnern kennen, scheint eine derartige Anschauung gehabt zu haben, wie man sie heutzutage mit dem Namen „christlicher Pantheismus" zu bezeichnen pflegt. Unter Anderem, sagt Theodoret von ihm, habe er gelehrt: „Einer sey Gott und Vater, der Schöpfer des Alls, unsichtbar so lang er wolle, aber auch sichtbar, wenn es ihm beliebe; Derselbe gezeugt und ungezeugt; ungezeugt nämlich von Anfang an, gezeugt, seit es ihm gefallen, von der Jungfrau geboren zu werden; dem Leiden nicht unterworfen und unsterblich, zugleich aber auch sterblich und dem Leiden unterthan. Denn seiner Natur nach über Leiden erhaben, habe er aus eigenem Antrieb das Leiden am Kreuz auf sich genommen." Nach dieser Mittheilung des Theodoret über die Lehre des Noet sah der Letztere in der Menschwerdung nur eine Gottesoffenbarung, welche nur dem Grade nach, nicht wesentlich, von den vorangegangenen Gottesoffenbarungen verschieden sey. Das an sich Eine Wesen Gottes war nach Noet in Jesus Christus zur Erscheinung gekommen, so, wie überhaupt nach ihm das Göttliche in die wechselnde Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aus sich herausging, und auch aus dieser Mannigfaltigkeit wieder in sich zurückging.

Während Noet in seinem Mutterlande Kleinasien auf Widerspruch und Kampf stieß, verpflanzte sein Schüler Epigonus seine Lehre nach Italien, und brachte sie um das Jahr 215 nach Rom. Daselbst gewann er Kleomenes für sich, und dieser wußte den, bei dem damaligen Bischofe Zephyrinus besonders beliebten Kallistus für die Anschauungen Noets zu gewinnen. Unter dem Einfluß des Kallistus begünstigte, wie früher Bischof Viktor den Praxeas, so jetzt Bischof Zephyrinus die Lehre des Noet. Die Partei Noet's wurde in Rom mächtig. Sie fand ohnedieß bei den in Rom bereits vorhandenen Freunden der monarchianischen Anschauung des Praxeas viel Anklang und Anschluß, und einige Jahre herrschte in Rom die Ansicht vor, welche den Sohn nur für die menschliche Erscheinung des Vaters hielt, dessen Geist in dem Sohne gewesen sey, so daß der Vater nicht als solcher, sondern nur mit dem Sohne gelitten habe.

Die Patripassianer aber von der zweiten Schattirung, von der Partei jenes ersten Theodot, der bald nach seiner Exkommunikation gestorben war, behaupteten sich auch noch zu Rom. Der Anhang dieses Theodot bestand vorzugsweise aus Männern, die in weltlicher Wissenschaft ausgezeichnet waren, und sich besonders mit aristotelischer Dialektik und mit Mathematik abgaben, die heilige Schrift ganz wie ein menschliches Buch behandelten, und kritische Aenderungen daran vornahmen. Alle die verschiedenen Bruchtheile der an Einer göttlichen Person festhaltenden Partei in Rom, deren Glaubensansichten mit denen der „Aufgeklärten“ des achtzehnten Jahrhunderts Aehnlichkeit gehabt zu haben scheinen, waren zusammen eine solche Macht und so kühn, daß sie einen Gegenbischof wählten, den „Bekenner“ Natalis.

Der von der anderen Partei gewählte Bischof Zephyrinus, der Bischof des Bekenntnisses der allgemeinen Kirche, hatte bald die Freude, den Natalis zu seinen Füßen abdanken und zur katholischen Kirche zurückkehren zu sehen.

Eusebius und Theodoret berichten nach einer älteren Quelle, Natalis sey zurückgekehrt in die Kirche in Folge einer harten leiblichen Züchtigung, welche ihm in nächtlichem Gesichte durch Engelhand zu Theil geworden sey. Schon frühe hat man dabei

an einen nächtlichen Ueberfall verkleideter Boten des Zephyrinus gedacht, in welchem der Schrecken des Ueberfallenen strafende Engel gesehen habe. Euseb und Theodoret aber berichten die Engelszüchtigung ganz einfach. Die Sache selbst ist gewiß ein denkwürdiger Zug in der Kirchengeschichte, ein früher einzelner Vorgang für tausend spätere Beispiele.

Unter der Partei der Aufgeklärten zu Rom machte sich namentlich Artemon bemerklich.

Artemon hielt, wie Theodot von Byzanz, Jesus für einen gewöhnlichen Menschen, nahm aber an, daß er auf übernatürliche Weise erzeugt und bei der Taufe noch ganz besonders der heilige Geist auf ihn herabgekommen sey.

Damit wich er nur von der Lehre des Johanneischen Evangeliums ab, nicht aber von der Lehre der anderen drei Evangelien. Artemon behauptete, als er Widerspruch fand, kühnlich, seine Lehre von der Person Christi sey mit der dieselbe, welche bis auf die Zeit des römischen Bischofs Viktor in der römischen Kirche als die von den Aposteln her überlieferte gegolten habe. Der Logosbegriff, die Lehre, daß Christus an sich göttlicher Natur sey, habe sich erst unter Zephyrinus in Rom eingeschlichen. Bis jetzt habe Niemand Jesus Christus Gott genannt. Die letztere Lehre sey eine erst neu aufgekommene, seine Lehre aber sey bisher als die rechtgläubige anerkannt gewesen. Nicht er und die mit ihm gleich Glaubenden, sondern vielmehr Zephyrinus selbst sey als Verfälscher der altherkömmlichen Lehre anzusehen.

Der Ungenannte, der in der Kirchengeschichte des Eusebius die Quelle über Artemon ist, wirft diesem und seinen Freunden vor, Euklid und Aristoteles gelte ihnen mehr als Christus, Mathematik und Dialektik mehr als das Evangelium.

Das gibt uns einen Einblick, wie sehr auch die „Wissenschaftlichen“ in der römischen Kirche sich unterschieden von den „Wissenschaftlichen“ in der griechisch-morgenländischen Kirche. Während die Letzteren ganz der Spekulation im Uebersinnlichen nachhingen, trieben die Ersteren, praktisch wie immer, die „exakten“ Wissenschaften.

So waren also drei christliche Hauptparteien in Rom. Die

Partei des Theodot, und an ihrer Spitze Artemon; die Partei, die sich aus den Anhängern des Praxeas und des Noet zusammengeschmolzen hatte; und die Partei der allgemeinen Kirche.

Bischof Zephyrinus stützte sich gegen die Aufklärungspartei des Artemon auf die allgemeine Kirche einerseits und auf die Partei des Noet, mit Kleomenes an deren Spitze, andererseits.

Die allgemeine kirchliche Partei hatte an ihrer Spitze den Verfasser der vielgenannten Philosophumena, der sich damals zu Rom befand, und selbst sagt, daß er sich sehr lebhaft bei diesen Streitigkeiten betheiligt habe, und der wahrscheinlicher Hippolyt ist, als der römische Presbyter Cajus. Kallistus war ganz für die Partei des Noet. Diese Partei warf der allgemeinen kirchlichen Partei, oder wenigstens einigen Presbytern derselben, geradezu vor, dieselben setzen, wenn sie der Ansicht des Noet widerstreben, dem Einen Gott einen zweiten Gott zur Seite, und Kallistus nannte sie „Ditheoi", d. h. Zweigöttische, was fast soviel sei als Abgöttische, weil sie den Sohn als eine besondere göttliche Person neben der göttlichen Person des Vaters annehmen.

Es erhellt, daß ein Dogma, wie das nachmalige kirchliche im ersten Viertel des dritten Jahrhunderts noch gar nicht feststand, und daß die Ansichten über die Person Christi damals noch selbst in Rom schwankten. Es erhellt dieß um so mehr, da nicht nur der Bischof Zephyrinus die Ansicht des Noet begünstigte, sondern sogar Kallistus dessen Nachfolger im Bisthum zu Rom wurde.

Diese dogmatischen Bewegungen füllten den Zeitraum von 218—223 aus. Merkwürdig ist, daß die beiden Bischöfe, Zephyrin und Kallistus, welche die pantheistische Ansicht des Noet begünstigten, sittlich übel berüchtigt waren, lax in Grundsätzen und Praxis der kirchlichen Zucht. So lange diese Bischöfe aber an der Spitze standen, war die Ansicht Noets, welcher in Christus die Offenbarung des ewigen Gottes, im Sohne die menschliche Erscheinung des Vaters, des Einen in das Fleisch eingegangenen göttlichen Geistes sah, die in Rom vorherrschende Ansicht, und nahm den Namen und das Ansehen der Katholizität für sich in Anspruch. Der kirchliche Widerpart in Rom blieb damals in

der Minderheit. Doch galt von nun an in Rom diejenige Ansicht, welche in Christus einen bloßen Menschen sah, als eine unkirchliche. Die aus der Partei Noets und aus ihrem kirchlichen Widerpart bestehende Mehrheit verwarf und verurtheilte diese Ansicht, weil sie mit Beiden im Widerspruch war. Artemon und die Seinen wurden aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen.

Die Monarchianer im Sinne des Praxeas und des Noet, die nicht nur in Rom, sondern in vielen Gegenden der Christenheit als rechtgläubig galten, vermochten ihre Lehre, daß Jesus Christus eine Offenbarung und Erscheinung Gottes auf Erden sey, in die Länge nicht Oben zu halten.

Die Lehre, daß Christus eine göttliche Person, aber seine Gottheit eine dem Vater untergeordnete Gottheit sey, lag der Volksvorstellung näher, gewann darum allmälig immer mehr Raum im christlichen Volke, und es gelang den Vertretern der kirchlichen Ansicht, durchzudringen mit ihrer Behauptung: wie die eine Art der Monarchianer, die in Christus einen bloßen Menschen sehe, eine unwürdige sey, so sey auch die andere Art, die Christus als die Erscheinung Gottes auf Erden hinstelle, unkirchlich; entweder ziehe diese Ansicht die Gottheit in die Endlichkeit herab, oder verhüllen gar ihre Anhänger unter ihrem Lehrsatz künstlich nur ihren wahren Sinn, der zuletzt auf Dasselbe hinauslaufe, auf was die gröbere Lehre jener Monarchianer hinauslaufe, die in Christus einen bloßen, von Gott erleuchteten Menschen sehen.

Die kirchliche Ansicht siegte auch dadurch, daß ihr die Lehre vom Logos es frei ließ, sich mit der Philosophie zu verständigen, und daß diese Logoslehre es von selbst an die Hand gab, Vernunft und Offenbarung in sinnreiche Beziehungen zu bringen. Ueberall aber war es voran die Bischofskirche, welche da einschritt und verdammte, wo der Gottheit Christi nahe getreten werden wollte, in dunklerem Instinkt oder in deutlicher Erkenntniß, daß das, wenn es um sich griffe, der Bischofskirche gefährlich werde, und daß ihre Macht wachse in dem Glanz des Lichtes von Gottheit, in welchem der „Mensch Jesus Christus“,

von welchem Paulus an Timotheus sprach, und welchen der Evangelist Johannes trotz seiner Logoslehre in so göttlich schöner Menschlichkeit malte, ganz sich verlöre.

So in Arabien und den angrenzenden Ländern. Der Bischof Beryllus von Bostra sprach, etwa anderthalb Jahrzehente nach diesen Vorfällen in Rom, die Ansicht aus, er glaube nicht an eine persönliche Existenz des Erlösers vor der Menschwerdung, nicht, daß Jesus ein eigenes göttliches Wesen sey, sondern Gott habe nur in ihm gewohnt und gewirkt. Vor seiner Menschwerdung habe er noch nicht in eigener Wesensumschriebenheit, als ein für sich bestehendes Wesen existirt, und in Jesus Christus sey keine andere Gottheit, als die Gottheit des Vaters gewesen, die in ihm Mensch geworden sey; erst dadurch habe er eine eigenthümliche, bisher noch nicht dagewesene Wesensumschreibung erhalten, und so eine eigene, zweite Offenbarungsform Gottes gebildet.

Da erhoben sich alle seine Amtsgenossen, und veranstalteten eine arabische Bischofssynode gegen ihn. Nach Dorner's klarer Darlegung in seiner Christologie, war Beryllus überzeugt, daß die wahre Menschheit in Christus anerkannt werden müsse, und nur die Besorgniß ließ ihn seine Ansicht so fassen, die Furcht nämlich, er möchte für einen Ebioniten gehalten werden; der Ebionitismus war ja bereits als unkirchlich verurtheilt und geächtet. Die arabische Bischofssynode im Jahre 244 war daran, Beryllus von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Nur Origenes hinderte das, der auch zu der Synode eingeladen worden war. Origenes vermittelte und Beryllus ging darauf ein.

Fest steht, dieser morgenländische Bischof Beryllus hat sich gegen eine persönliche Präexistenz und eine an sich göttliche Natur Christi erklärt. Beryllus hat die Persönlichkeit Christi als eine wesentlich menschliche hingestellt, und sich darüber ausgesprochen, wie auf der Grundlage dieser seiner wesentlich menschlichen Persönlichkeit das ihm zuzuschreibende Göttliche gedacht werden müsse. Er dachte sich den Erlöser Jesus Christus zwar nicht in einem vormenschlichen Seyn, aber im Bewußtseyn Gottes vorausbestimmt als den, der Welt ihr Messias zu werden; und das Gött-

liche, das zu der menschlichen Persönlichkeit Jesu Christi hinzukam, sah er in einer freien geistigen, auf einer sittlichen Einheit ruhenden Einwirkung Gottes. *)

Acht und fünfzigstes Kapitel.

Sabellius.

Die Strömung des christlichen Lebens lief zwar als eine ganz andere fort, und die Streitigkeiten über die Person Christi spielten um diese Zeit nur wie farbigte Insekten über der Strömung des christlichen Lebens, und nur in Rom, in Arabien, in Smyrna, und vielleicht hie und da noch auf einem Punkt, wurden sie als lästig gefühlt, und setzten sich an das Blut und das Wohlgefühl der Gemeinde. Der Lebensstrom des Christenthums als Geist und Kraft ging währenddem so vorwärts, wie es im ersten Bande dieser Schrift dargelegt worden ist.

Aber was über diesem Lebensstrom zuerst nur spielte, ist im Verlauf zu etwas Anderem geworden, und hat den Spiegel dieses Stromes getrübt, erregt, mit Blut befleckt, und ihm eine ganz andere Färbung gegeben.

Darum muß der Fortgang des Streites über die Person Christi, wie der Streit selbst von Anfang, etwas mehr Raum finden in einer Lebensgeschichte der Kirche Jesu Christi.

Zur Zeit, in welcher die Frage über die Person Christi die Weltstadt Rom zwar nicht, aber doch die dortige Gemeinde bewegte, hielt sich daselbst ein noch sehr junger geistvoller Mann aus dem östlichen Afrika auf, und wurde in diese Bewegungen der dortigen Gemeinde mit hineingezogen.

Dieser hieß S a b e l l i u s aus Ptolomais, in der Gegend

*) Wie Dorner, hat auch Baur, und noch schärfer als dieser das klar gemacht. Christenthum der drei ersten Jahrhunderte S. 319.

des heutigen Tripolis. Kallistus gewann ihn für die Anschauung Noets, oder richtiger gesagt, für die durch Kleomenes in Rom gegründete Partei. Auch der Verfasser der Philosophumena suchte ihn für seine Anschauung zu gewinnen. Er entfernte sich aber in selbstständiger Auffassungsweise von Beiden, und Kallistus schloß ihn von der Kirchengemeinde aus, nachdem Kallistus Bischof geworden war.

Aus dem, was Sabellius geschrieben hat, geht hervor, daß er auch mit jenem Kreise, aus welchem wenigstens ausgezeichnete Mitglieder auch in Rom saßen, und aus welchem die falschen „Clementinen" hervorgingen, in nächsten Verkehr kam und unter einen mächtig nachwirkenden Einfluß derselben.

Sabellius ist schon darum für uns besonders merkwürdig, weil sogar Schleiermacher ihn nach sechszehn Jahrhunderten so hoch stellte, daß er dessen Anschauung in der vorliegenden Glaubensfrage entschieden den Vorzug gab vor der vollendeten kirchlichen Anschauung und dem Dogma in dieser Frage.

Völlig ausgebildet und reif, trat Sabellius dreißig Jahre nach seinem Aufenthalt in Rom als Presbyter zu Ptolomais mit einem selbstständigen Lehrsystem auf, in welchem er, wie man es ausgedrückt hat, die Blüthe aller derjenigen Bestrebungen zusammenfaßte, welche die „Einheit Gottes" vertheidigten im Gegensatz gegen die Lehre von der Dreieinigkeit, die sich auszubilden anfing, die Gedankenblüthe aller Monarchianer oder Unitarier. Was daran herb, das christliche Gefühl verletzend oder schroff war, war in seinem System abgestreift, abgeschliffen, geglättet. Sabellius gab seine Lehre so durchgebildet und der Anschauungs- und Ausdrucksweise der allgemeinen Kirche so angenähert, daß sie längere Zeit im östlichen Afrika als ganz rechtgläubig galt.

„Wie in der Sonne, sagte er, Dreifaches zu unterscheiden sey, ihre ganze Gestalt, dann die Kraft der Wärme, die von ihr ausströme, und endlich das Licht, so verhalte es sich auch mit der Gottheit. Derselbe, seinem Wesen nach Eine, Gott erscheine je nach dem Bedürfniß unter verschiedenen Gestalten, bald als Vater, bald als Sohn, bald als heiliger Geist. Als Vater habe



er in den Zeiten des alten Bundes das Gesetz auf Sinai gegeben; als Sohn habe er im neuen Bunde Fleisch angezogen (d. h. er sey Mensch geworden); als heiliger Geist habe er zu den Jüngern gesprochen. Wohl könne man also von drei Personen reden, sofern der Eine Gott sich ausdehne und dadurch zur Dreiheit werde. Denn Gott gehe aus sich heraus und gehe wieder in sich zurück. So seyen nach dem Ausspruche des Apostels Paulus verschiedene Gnadengaben in der Kirche, aber nur Ein Geist; und so breite sich derselbe und Eine Vater in den Sohn und Geist aus.

So nahm also in seiner Ausdrucksweise Sabellius, wie es scheinen mußte, dasselbe an, was als kirchliche Ansicht jetzt galt, drei göttliche Personen (Prosopa). Er sagte nicht, Gott sey nicht in Christus Mensch geworden. Aber seine wahre Anschauung war, es sey nur Eine Gottheit, welche nach verschiedenen Beziehungen hin verschieden genannt werde, und der Sohn und der Geist seyen nur aus dem göttlichen Wesen ausstrahlende Kräfte, durch welche Gott wirke und sich offenbare, also nichts Anderes, als verschiedene Erscheinungsformen der Einen göttlichen Person. Seinen Worten nach nahm er nicht an, daß Christus ein gewöhnlicher Mensch gewesen sey, auf welchen Gott nur auf eine besondere Weise eingewirkt habe, sondern, daß die göttliche Kraft das menschliche Bewußtseyn Christi während seines Erdenlebens gebildet habe, Gott aber habe die von ihm ausgegangene und mit einem menschlichen Leibe verbunden gewesene Kraft bei der Himmelfahrt Christi wieder in sich zurückgezogen.

In Wirklichkeit sind ihm Vater, Sohn und Geist nur verschiedene Offenbarungsformen des Einen Gottes, und diese göttliche Einheit hat sich in der Weltgeschichte als eine göttliche Dreiheit entfaltet.

Sabellius sprach von einem schweigenden und von einem redenden Gott, von einem unthätigen und von einem thätigen Gott. Gott, an sich eine unterschiedslose Einheit, habe im Verlaufe der Weltentwicklung zum Behufe der Erlösung sich in drei verschiedenen Daseynsformen dargestellt, deren jede die ganze, volle Gottheit, den Gott in seiner Einheit, in sich fasse.

Gerade das wollte er nicht, daß man im Wesen Gottes selbst drei Personen als wirkliche Personen unterscheide. Das müsse leicht auf die Vorstellung von drei Göttern führen. Damit man aber nicht auch ihm, wie einem Theil der früheren Monarchianer vorwerfe, er lasse den „Vater“ Mensch werden, leiden und sterben, machte er in der Benennung des göttlichen Wesens, dessen Wirkungen entsprechend, einen Unterschied zwischen Vater, Sohn und Geist. Darum sagte er, Vater, Sohn und Geist seyen durchaus eins; und die Verschiedenheit sey nicht eine innere, im Wesen Gottes selbst begründete Verschiedenheit; sondern je nach der Art, sich den Menschen zu offenbaren, heiße Gott das eine Mal Vater, das andere Mal Sohn, das dritte Mal Geist.

Als Vater habe er sich vorchristlich geoffenbart; als Sohn habe er die Welt erlöst; als Geist wirke er in den Herzen der Gläubigen. Wie der Leib, die Seele und der Geist des Menschen eins seyen, so seyen Vater, Sohn und Geist eins in Gott.

Somit hat Sabellius den ganzen Weltentwicklungsgang als eine fortgehende Offenbarung Gottes, als eine durch verschiedene Entwicklungen hindurchgehende Thätigkeit der Gottheit betrachtet. Der Logos ist das Princip der Weltentstehung und Weltentwicklung. Der an sich Eine Gott, welcher der Welt einwohnend ist, stellt sich als Vater, Sohn und Geist im Weltverlaufe dar, er nimmt in jeder Hauptperiode der Weltentwicklung ein anderes Antlitz (Prosopon) an, d. h. wie jede Weltperiode einen anderen Charakter, als die vorhergehende, hat, so ist das eben eine andere Art von Gottesoffenbarung in der Welt; Gott stellt sich in dem einen Weltalter anders dar, als in dem andern, er redet anders; der Vater, Sohn und Geist sind nur drei verschiedene Benennungen des Einen Gottes, nicht drei besondere göttliche Wesen. Es ist derselbe Logos, dieselbe göttliche Vernunft, und die drei Prosopa, die drei Antlitze, die er nach einander zeigt, sind zusammen eben nur der eine Logos, welcher sich in den drei Hauptperioden der Weltentwicklung enfaltet.

Der Logos ist nach Sabellius der Weltschöpfer und Weltentwickler. Nicht dem Vater schreibt er die Weltschöpfung zu,

sondern nur die Gesetzgebung, und wie die Welt da ist, zeigen sich nacheinander darin das göttliche Antlitz des Vaters, das göttliche Antlitz des Sohnes und das göttliche Antlitz des Geistes. Das erste Weltalter, die Periode des alten Testaments, zeigt das Antlitz des Vaters, in ihr redet der Vater; oder mit andern Worten, die alttestamentliche Entwicklung der Weltgeschichte, welche, wie die ganze Weltgeschichte, göttliche Offenbarung ist, wird von Sabellius Vater genannt. Dann folgt die Periode der Weltgeschichte, in welcher Jesus Christus lehrend, erwärmend und erlösend auftrat. Von dieser Periode drückt sich Sabellius so aus, der Logos, der Eine ewige Gott, habe sich in ihr als Sohn dargestellt. Der Charakter, den diese Periode der Weltgeschichte an sich trägt, wird von ihm das Antlitz des Sohnes benannt; in ihr habe der Sohn geredet. Die dritte Periode der Weltgeschichte, diese neue Form der Offenbarung Gottes in der Welt, wird von ihm Geist benannt; ihr Charakter heißt ihm das Antlitz des Geistes; in ihr redet der Geist. So verlauft sich für ihn die ganze Weltgeschichte in einer dreifachen Offenbarungsform des Einen göttlichen Wesens. Es ist immer nur der Eine Gott, der sich offenbart in der Weltentwicklung, und dieser Gott in seinen drei Offenbarungsformen ist die göttliche Dreieinigkeit.

So hat Sabellius eine Trinität den Worten nach; eine reine Trinität ist es nicht. Von Jesus Christus soll er ausdrücklich gesagt haben, die Menschlichkeit desselben habe mit der Himmelfahrt aufgehört, und das Göttliche in ihm sey wie ein Strahl gewesen, der von der Sonne ausgehe. Die Sonne aber sey der Eine Gott, und in diese seine Sonne sey der Strahl zurückgekehrt.

War nach Sabellius das Göttliche in Jesus Christus Mensch geworden, hatte sich der Logos mit dem Einen Menschen Jesus zur persönlichen Einheit verbunden, so ist es, nach eben demselben, in der dritten Periode, in der des Geistes, also: „Was der Sohn, als der Eine Gottmensch, ganz und vollkommen ist, das ist jeder Gläubige, vom Geiste Beseelte, für sich wieder auch auf seine besondere Weise; und die Gesammtheit aller Gläubigen stellt in sich die Einheit des Göttlichen und Menschlichen dar. Hat sich im

Sohne enger, als es im Vater geschah, Gott mit der Welt und Menschheit zusammengeschlossen, so ist die Offenbarung Gottes in der dritten Periode, in der Periode des Geistes, die allgemeinste und tiefste Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen. In der Form des Sohnes war Gott nur Mensch in der Einen Persönlichkeit, in Jesus Christus: in der Form des heiligen Geistes ist Gott Mensch in der unendlichen Mannigfaltigkeit der einzelnen Gläubigen. Gott hat sich da mit den Menschen vereinigt, nicht bloß mit Einem Menschen, und jeder Einzelne für sich ist seiner Einheit mit Gott sich bewußt. Das Wirkende aber auch in dieser Periode ist der Logos, der ewige, der redende Gott".

So war, nach der Lehre des Sabellius, sein Christus ein Christus „von oben her". Sabellius setzte das Wesentliche der Person Christi in das Göttliche. Das Menschliche, in welchem das Göttliche zur Erscheinung kommt, ist ihm nur das Gefäß, das Untergeordnete. Die Anderen, denen an Jesus Christus das Menschliche auch das Wesentliche seiner Person war, wurden im dritten Jahrhundert schon allgemein damit bezeichnet, sie lehren und glauben einen Christus „von unten her", nämlich einen solchen Christus, der von unten herkomme, weil er an sich ein bloßer Mensch sey, und nur so weit Göttliches an sich habe, als mit einer wesentlich menschlichen Persönlichkeit Göttliches vereinbar sey.

Diese Lehre des Sabellius galt in seiner lybischen Heimath als ganz vereinbar mit dem rechten Glauben, und noch im vierten Jahrhundert hatte sie in Mesopotamien und anderen Morgenländern, ja in Rom ihre Anhänger. Das lag gewiß nicht bloß darin, daß Sabellius sie so geschickt an die Ausdrücke der heiligen Schrift und der allgemeinen Kirche anzuschließen wußte, daß sie rechtgläubig klang, sondern darin, daß sie voll Geist war, und namentlich auch voll christlichen Geistes. Sie ist eine eigenthümliche Auffassung, aber auf ganz christlichem Standpunkt, und war gepaart mit der feurigsten Liebe zu Christus und zum Christenthum als der Religion des Geistes.

Sie wich unverkennbar ab von der Lehre der kirchlichen Mehrheit, der es nicht genügte, die einmalige geschichtliche Gottes-

offenbarung in Christus festzuhalten, sondern die ewige Gottheit des Sohnes als eine persönliche zu bewahren, den Sohn als eine besondere göttliche Person den Gläubigen darzustellen, verschieden von der Gottheit des Vaters, und dennoch Eins mit ihr.

Aber trotz dem hat die Kirche lange nicht die Ansicht des Sabellius zu verwerfen gewagt, ja nicht einen Ansatz, als Kirche, dazu genommen. Sie wagte es nicht wegen des religiösen Tiefgehalts, den sie der eigenthümlichen Anschauung des Sabellius nicht absprechen konnte, und wegen der frommen Gesinnung, auf welcher seine Anschauung ruhte. Es war wenigstens für die Mehrheit noch die Zeit, da man anerkannte, daß einer ein sehr frommer Christ seyn konnte, und doch abweichen in dunkleren, geheimnißvolleren Stücken der Lehre. Erst in späterer Zeit wurde die Anschauung des Sabellius als eine ketzerische angesehen. Die Kirche seines Jahrhunderts aber ließ ihn und seine Lehre unangetastet, die Lehre von Christus, als dem in der Menschheit erschienenen, in der Weltgeschichte offenbar gewordenen Gott.

Nur Bischof Dionysius von Alexandria, zu dessen Charakter sonst Milde und Mäßigung gehören, sprach und schrieb scharf gegen Sabellius; aber gerade seine Uebertreibungen im Gegensatz zu Sabellius wurden vielen Gläubigen der alten Kirche anstößig, er wurde darüber selbst als nicht ganz rechtgläubig angegriffen, und kam in den Verdacht, er wolle die wahre Gottheit Christi aufheben; er mußte seine anstößigen Ausdrücke zurücknehmen.

Neun und fünfzigstes Kapitel.

Paul von Samosata.

Als eigentliche Irrlehre, nicht als eine bloß eigenthümliche Auffassung, wurde dagegen die Lehre des Paul von Samosata von der Kirche erklärt. Die Kirche erkannte in der letzteren Etwas, das die Grundlagen des christlichen Glaubens untergrabe; und die sittliche Verkehrtheit, welche diese Lehre be-

gleitete, schien deutlicher, als alles Andere noch, dafür zu sprechen, daß sie eine nicht-christliche sey. Wofern das Leben nicht christlich ist, muß man es sich immer gefallen lassen, wenn der Schluß gezogen wird, eine Lehre, welche sich der allgemein kirchlichen entgegenstellt, sey keine christliche; während es der allgemeinen Kirche schwer wird, nachzuweisen, der Baum habe keine christliche Wurzel, der schöne christliche Früchte trägt.

Seit dem Jahre 260 war Paul von Samosata Bischof zu Antiochien, somit Metropolit aller syrischen Bisthümer.

Noch immer war es nicht so weit, wie wir so eben dem Sabellius gegenüber gesehen haben, daß die große Mehrheit der Kirchlichen gleich ein Geschrei erhoben und verketzernd und verdammend eingestürmt hätte über irgend eine Lehre, als wäre sie religiös gefährlich und als litte dadurch die ganze Christenheit. Im Gegentheil suchte der christliche Geist in der Zeit noch immer selbst das Abweichende oder Uebertreibende in der Lehre auf seine Wahrheit zurück zu führen, und auch die eigenthümlichen Bestrebungen Einzelner als solche zu nehmen, die zum Weiterbau der christlichen Erkenntniß, und damit des Christenthums und der Christenheit selbst, beitragen; und gerne wurde das Brauchbare dazu, von welcher Seite auch immer es kommen mochte, von der Kirche zu benützen und zu verwenden gesucht.

Noch waren es immer nur Einzelne, die von der Anmaaßung, von der Empfindlichkeit, von der Verketzerungssucht besessen waren. Dazu gehörten vorzugsweise diejenigen, welchen das priesterherrschaftliche Element einwohnte, also die Bischöfe in der Mehrheit.

Es gab aber auch schon manche Bischöfe, welche recht verweltlicht waren, und bei welchen neben dem Grundsatz, zu herrschen, auch der Grundsatz und die Praxis sich fanden, wohl zu leben; prachtliebende, eigennützige, geld- und ehrsüchtige, nach oben schmiegsame, selbstischen Zwecken zu lieb nach den Verhältnissen sich richtende Bischöfe, welche die Miene annahmen, als richten sie sich so nach den Verhältnissen nur der Sache des Christenthums und der Christenheit zu lieb.

Es gab schon Bischöfe, welche die Weltklugkeit für christliche Weisheit ausgaben; welche elastisch und lax waren, ohne alle

sittliche Widerstandskraft gegen die Versuchungen des Weltlebens, ohne sittlichen Ernst; welche manches Christliche fallen ließen, um wo eine höhere Gunst zu gewinnen, und nicht nur ihre Begriffe, sondern die christlichen Begriffe, selbst ummodelten nach dem herrschenden Tone des Ortes, wo sie waren, und wo sie gelten wollten; Bischöfe mit wohldienerischen Phrasen auf dem Mund.

So ein Bischof war Paul von Samosata, leichtsinnig und frivol.

Er bekleidete neben seinem Bischofsamt zugleich auch ein angesehenes weltliches Amt, das eines Ducenarius Prokurator. So hießen die Steuereinnehmer höchsten Ranges, die einen bedeutenden Gehalt hatten. Er ließ sich auch lieber Ducenarius nennen als Bischof.

Er war Bischof in Antiochia zu der Zeit, da zuerst Odenathus, und, nach dessen Tode, die berühmte Wittwe dieses Herrschers, die Königin Zenobia, von der Wüstenstadt Palmyra aus, Syrien und fast das ganze römische Morgenland beherrschte. Die Beiden hatten Syrien, Egypten, Mesopotamien und einen großen Theil Vorderasiens vom römischen Reich abgerissen und zu einem selbstständigen großen Reiche vereinigt.

Bei dieser Fürstin wußte sich Bischof Paul von Antiochia in hohe Gunst zu setzen. Zenobia hatte Hinneigung zur jüdischen Religion. Um sie für das Christenthum zu gewinnen, soll Bischof Paul ihr das Christenthum auf eine ebionitische Weise dargestellt haben, um jeden Schein des Polytheismus aus ihren Augen zu entfernen, welchen es in der kirchlichen Form für sie hätte haben können.

Daß es in ebionitischer Weise geschah, ist darum nicht wahrscheinlich, weil Paul von Samosata sonst nichts Judaisirendes in seiner Lehre zeigt; wahrscheinlich geschah es in einer Auffärbung durch irgend eine der neutheologischen Ansichten von der Person Christi, welche der ebionitischen sich näherte.

Paul war in hohem Grad eitel, ehrgeizig, herrschsüchtig: welche Aussicht für diese seine Leidenschaften, wenn es ihm gelang, die geistreiche und mächtige Herrscherin des Morgenlandes zum Christenthum zu bringen, und dann ihr Hoftheologe und all-

mächtiger geheimster Rath zu werden, in ihrem Namen zu herrschen über ein schnell ganz christlich zu machendes großes Reich!

Es ist ein Ausschreiben der syrischen Bischöfe, das Ergebniß einer Synode, in der Kirchengeschichte des Eusebius uns erhalten, welches das Leben und Treiben des Metropoliten Paul schildert. Es ist fast unglaublich, was darin gesagt ist, und da es eine Anklageschrift heftiger Gegner ist, so dürfte wohl Manches davon zu ermäßigen, Manches sogar bloße Nachrede seyn. Aber es bleibt immer noch genug Aergerniß übrig, auch nach solchem Abzug.

Die Bischöfe, seine Gegner, sagen von ihm, er sey mehr Weltmann als Bischof, und sehr gewaltthätig und hochmüthig, und mische sich gerne in weltliche Händel. Das alles ist nicht unglaublich. Der Hof- und Weltmann trat wohl auch als Bischof und im geistlichen Amtsverkehr manchmal so auf, wie er es in seiner weltlichen Stellung und am Hofe der Zenobia gewohnt war. Auch seine Prunksucht und Prachtliebe warfen sie ihm vor, sie muß für einen Bischof bis dahin unerhört groß gewesen seyn. Seine Wohnung hatte Wachen, und öffentlich erschien er stets mit einer Schaar von Pracht strotzender Trabanten; auch soll er weltliche Ehrenbezeugungen für sich verlangt haben.

Nach der Schilderung seiner Feinde hatte er aber auch noch durch Kirchenraub, Bedrückungen und mancherlei Unredlichkeiten das ungeheure Vermögen gewonnen, das er besaß. Den Gottesdienst hatte er sehr verweltlicht, Gesang und Musik im Gotteshaus umgewandelt.

Nach den Einen habe er die Lobgesänge auf Christus, in welchen dieser als Gott verherrlicht wurde, abgeschafft, und statt deren Lieder zu seiner eigenen Verherrlichung gedichtet und sie in der Kirche absingen lassen. Dem widersprechen aber Andere. Diese sagen, vielmehr habe er die Christus als Gott verherrlichenden Kirchengesänge für eine Neuerung erklärt und das Absingen der alttestamentlichen Psalmen wieder eingeführt. Die Ersteren sagen, er habe jene zu seiner eigenen Verherrlichung gedichteten Lieder, die am ersten Ostertage gesungen wurden, durch Weiber singen lassen, die er dazu angestellt habe.

Aus diesen sich widersprechenden Nachrichten sieht man, mit welcher Vorsicht alle Beschuldigungen seiner Feinde aufzunehmen sind, und wie die Anklageschrift gegen ihn von den ferne hergekommenen Bischöfen aus Klatsch- und Hörensagen zusammengetragen wurde. Denn nicht die ihm untergeordnete Geistlichkeit klagte über, oder gar gegen ihn; im Gegentheil wurde eben diese Geistlichkeit, gerade so wie er, in der Klageschrift der Bischöfe beschuldigt und angeklagt. Es wurde sogar der antiochenischen Geistlichkeit des ganzen Bezirks, der unmittelbar unter Paul stand, nachgeredet, sie prunke und prahle, sie drücke und schwelge wie Bischof Paul selbst; sie vergöttere ihn; statt der Predigt des Evangeliums seyen Lobreden auf den Bischof von ihr in den Kirchen gehalten, und er darin ein vom Himmel herabgekommener Engel genannt worden.

Aus dem Letzteren sieht man deutlich, daß nach den ersten Angriffen der syrischen Bischöfe auf ihren Metropoliten Paul die ihm unmittelbar untergeordnete Geistlichkeit ihn in ihren öffentlichen Vorträgen in den Kirchen vertheidigte, und sich wohl in der Vertheidigung Uebertreibungen erlaubt haben mag.

Auf das Wahre daran zurückgeführt, mögen die Angriffe in den letztgenannten Punkten darauf hinauslaufen: Bischof Paul war Poet und Musiker, er hatte viel von einem Kardinal oder andern Prälaten des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts an sich; jenes sogenannte „Genialische" im Denken und Leben. Als Poet dichtete er eigene Kirchenlieder, aber nicht auf sich; die letztere Nachrede spann greiflich die Gehässigkeit der Klatsch- und Verleumdungssucht aus der ursprünglichen Nachrede heraus, er habe die früheren Kirchengesänge auf die Gottheit Christi abgeschafft, um mit seinen eigenen Kirchenliedern an den Festtagen als Poet zu glänzen, und aus der andern Nachrede, er lasse sich jetzt von seiner Geistlichkeit selbst ein Loblied singen, als wäre er ein Engel.

Statt der Lieder auf die Gottheit Jesu Christi führte er die alttestamentlichen Psalmen wieder ein aus keinem andern Grunde, als weil er eine andere religiöse Anschauung in diesem Punkt

hatte. Die Gottheit Christi zu verringern, darauf ging seine Lehre. Das ist das Wahre an dem anderen Vorwurf.

Weiter ist das Wahre an der Nachrede über den Kirchengesang: Bischof Paul wagte es, neben den bisherigen männlichen Chören beim Kirchengesang auch weibliche Chöre einzuführen. Und wer weiß, ob er nicht der Schöpfer des kirchlich gewordenen Ostergesangs war, in welchem männliche mit weiblichen Chören wechseln, und der in dieser Form, wenn auch vielleicht mit verändertem Text, und mit ganz anderer Musik, in der katholischen Kirche üblich ist, bis auf den heutigen Tag.

Denn die Nachrede lautet ausdrücklich, jene von ihm gedichteten Lieder, die er, zum Entsetzen der syrischen Bischöfe, „durch dazu angestellte Weiber" habe absingen lassen, seyen am ersten Ostertag in den Kirchen gesungen worden.

Ein weiterer Vorwurf war, auf dem Rednerstuhl in der Kirche mache er mehr den Schauspieler als den Prediger, und seine Predigten seyen mehr rhetorische Kunststücke, als christliche Auslegungen des Evangeliums. Er hasche darnach, daß die Gemeinde durch Tücherschwenken und Beifallklatschen wie im Theater seiner Eitelkeit schmeichle. Andere steigerten diese Nachrede schon so, er verlange solche Beifallsbezeugungen, und nehme es sehr übel, wenn sie ihm ein Mal nicht zu Theil werden.

Die Rednereitelkeit in der Kirche kam natürlich eben so frühe auf, als es Bedürfniß und Förderniß des Christenthums war, die christlichen Gedanken und Gefühle mit einiger Kunst, mit natürlicher oder angelernter Kunst, vorzutragen, um die Geister zu überzeugen, und die Herzen zu gewinnen, zu erwärmen, zu erheben, in einer Zeit, in welcher die Beredtsamkeit eine so große Macht war in allen Zweigen des öffentlichen Lebens. Es war nöthig, daß auch diese Macht in den Dienst des Christenthums trat, sollte nicht das Heidenthum beredtere Ausleger finden als das Christenthum. Ein gewandter, talentvoller Redner auch muß der Poet und Musiker Paul gewesen seyn; nur entweihte er die schöne Gabe und Kunst und brauchte sie mehr, wie es scheint, sich selbst, als dem, in dessen Dienst er stand, Lob und Preis, Bewunderung und Ehre damit zu gewinnen.

Auch lebte und wandelte er jeden Falls, wenn man noch so viel Uebertreibung seiner Feinde annimmt, freier und weltmännischer, als einem Bischof ziemte und ziemt.

Hätte immer nur Bischof und Kirche den düsteren Ernst, und das Fernhalten der Welt von sich, gezeigt, wie Tertullian und der Montanismus überhaupt zeitgemäß das zeigten, so hätte das Christenthum nicht, was es innerlich war, werden können, auch äußerlich, nämlich Weltreligion. Die Kirche mußte sich bis auf einen gewissen Grad der Welt befreunden, wenn die Welt auf das Christenthum, und das Christenthum in die Welt, in die Gesammtheit der Menschen, eingehen sollte. Wo noch heute in fremde ferne Völker und Sitten das Christenthum überwindend eingehen will, muß es sich im Anfang akkommodiren, mit jener christlichen Weisheit, mit welcher es seit bald zwei Jahrtausenden die Welt überwunden hat. Auch der Geist und die Kraft, die dem Christenthum einwohnen, bedienten sich und haben sich zu bedienen einer sittlichen Weisheit, auf zeitgemäßen Wegen zum Siege über das zu gelangen, was die göttliche Ordnung der Weltgeschichte als zu Ueberwindendes vorgelegt hat.

Bischof Paul aber war auch in seinem Lebenswandel ein erstes, wenigstens geschichtlich bekannt gewordenes, Exemplar eines italienischen Kardinals spät mittelalterlicher oder moderner Zeit.

Seine Feinde warfen ihm vor, daß er schöne Weiblichkeit in Mehrzahl nicht nur um sich, sondern bei sich im Hause habe.

Das Synodalausschreiben der syrischen Bischöfe sagt wörtlich: „Eine dieser Frauenspersonen hat er zwar schon von sich gethan; aber zwei blühend schöne, wohlgestaltete hat er bei sich, und wenn er irgend wohin geht, führt er sie mit sich herum, und dabei schwelgt er in Essen und Trinken.“

Um den letzteren Vorwurf nicht mißzuverstehen und den Metropoliten Paul von Samosata in sein ganzes, zeitgemäßes Licht zu setzen, ist es nöthig, einige Bemerkungen über die Ascetik einzuschalten, wie sie schon in diesem christlichen Jahrhundert sich hervorthat, unnatürlich, unvernünftig, unchristlich.

Sechzigstes Kapitel.

Die Ascese in ihrer Ausartung. Ehe und Ehelosigkeit der „Priester"; und das Urbild der christlichen „Nonne".

Es ist ein urchristlicher Gedanke, daß der Leib des Christen sey ein Tempel des heiligen Geistes. Wenn Celsus, jener giftige Feind des Christenthums, die Christen spöttlich und verächtlich ein am Leibe hängendes Geschlecht nannte, so hatte er, der Epikuräer, keine Ahnung davon, welch schönes Zeugniß er damit dem Christenthum ausstellte. Rein und unbefleckt, ja unbehaucht von irgend etwas Unsauberem, wollte das Christenthum den Leib seiner Anhänger haben, nicht bloß der Auferstehung wegen, worauf Celsus es spöttisch bezog, sondern damit der Leib geheiligt sey zu einer würdigen Wohnung des Geistes.

So war auch der Leib, nach hebräischer Ausdrucksweise „das Fleisch", für die christliche Anschauung nichts Geringes. Das Christenthum aber mit seiner Geistesfreiheit trat vornherein entgegen jener jüdischen und heidnisch-philosophischen Ansicht, wie sie sich in heidnischen und jüdischen Sekten lange vor dem Christenthum und zur Zeit des Christenthums geltend gemacht hatte, jener Ansicht, welche in der maaßlosen Kasteiung des Leibes ein ganz besonderes Verdienst, eine höchste sittliche Forderung sah. Weder Jesus hatte so gelebt, noch so gelehrt; weder Johannes noch Paulus hatten so gelebt und gelehrt.

Aus jenen ganz außerhalb der Christusreligion liegenden jüdischen und heidnischen Sektenanschauungen, welche in der Materie das Princip des Bösen, in der Sinnlichkeit die Wurzel der Sünde fanden, und welchen eben die Christusreligion als einer Verkehrtheit entgegentrat, war die Sucht maaßloser Leibeskasteiung ins christliche Leben herübergekommen, schon nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts, und hatte im dritten Jahrhundert bereits angefangen, als Unkraut auf dem Boden des Christenthums zu wuchern, ob diese sittliche Verirrung gleich vorerst nur noch in einzelnen Fällen, nicht massenhaft hervortrat.

Wenn der Apostel Paulus sagte, der Christ habe nicht bloß

mit Fleisch und Blut, sondern auch mit den Mächten der Finsterniß zu kämpfen, so sagte er damit eine Wahrheit, die jeder Christ damals täglich an sich erfuhr, da er nicht nur seine eigenen Leidenschaften, sondern die ganze finstere Macht des Heidenthums gegen sich hatte. Aber der Apostel Paulus lehrte dabei nicht bloß die christliche Geistesfreiheit, sondern auch sehr insbesondere noch, wie der Christ als gesundes lebendiges Glied in der christlichen Gemeinde zu leben und sich zu bewegen habe.

Das Christenthum will dem Uebermaaß der sinnlichen Begierden vorbeugen, aber keine Flucht aus dem gemeinschaftlichen Leben in die Einsamkeit der Zelle oder die Wüste, keine Flucht aus dem Leibe, keine Ertödtung des Fleisches. Scheint auch hie und da ein Ausdruck im neuen Testament auf so etwas zu weisen, so sprechen hundert andere Stellen dagegen, und jene Ausdrücke sind aus der morgenländischen Art zu reden, zu erklären und demnach auf ihr Maaß zurückzuführen.

Die Richtung der Zeit auf Aeußerliches, statt auf Herzensveredlung und christliches Thun, beförderte mannigfaltige Verirrungen der Ascese. Vom anhaltenden Fasten kam man auf die Ehelosigkeit, oder die Enthaltung vom ehlichen Umgang, und statt gesund und eingreifend im Leben zu wirken, verfiel man auf die Uebungen eines geistlichen Lebens in Gebet und Beschaulichkeit.

Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts nahm unter Männern und Frauen die Zahl derer zu, welche sich zur Ascese, zur Einübung in die Bedürfnißlosigkeit einerseits und zur Enthaltung und Kasteiung andererseits, berufen glaubten. Schon zur Zeit des Athenagoras gab es mitten in der christlichen Gemeinde einen besonderen Ascetenstand. Denn dieser schreibt um das Jahr 170: „Bei uns sind Viele, beiderlei Geschlechts, zu finden, welche im ehelosen Stand altern, voll der Hoffnung, daß sie auf diesem Wege enger mit Gott verbunden werden." Doch blieben damals noch die männlichen Asceten bei ihrem sonstigen Lebensberuf und die weiblichen im Kreis ihrer Familien. Sie genoßen eine gewisse Auszeichnung in der Gemeinde und selbst bei den gottesdienstlichen Versammlungen. Bei der Abendmahlsfeier empfingen das Abendmahl die Asceten gleich nach der Geistlichkeit.

Ein besonderes Gelübde, das sie für immer und unwiderruflich an diese Lebensart gebunden hätte, wurde nicht abgelegt. Selbst im dritten Jahrhundert war das noch nicht so. Denn Cyprian schreibt von ascetischen Männern, Frauen und Jungfrauen: „Wollen sie nicht oder können sie nicht in ihrem Stand verharren, so ist es besser, sie heirathen, als daß sie durch ihre Vergehungen dem Feuer verfallen. Wenigstens werden sie dann den Brüdern und Schwestern kein Aergerniß geben."

Einen eigenen zahlreichen Asceten-Verein von Männern und Frauen stiftete Hierakas, ein Schüler des Origenes, am Ende des dritten Jahrhunderts. Er lebte zu Leontopolis in Egypten, und stand in seiner Zeit in großem Ansehen. Niederkämpfung der Sinnlichkeit war ihm die Hauptsache.

Seit die Geistlichkeit als ein besonderer Stand der Auserwählten Gottes aufkam, setzte sich auch die Meinung bald genug an, daß dieselbe vor Anderen einen Beruf zum ascetischen Leben habe. Die mißverstandene Stelle im ersten Briefe des Apostels Paulus an Timotheus (3, 2.) führte schon im zweiten Jahrhundert auf die Forderung vieler Kirchlichen, nicht nur der Montanisten, den Geistlichen solle zum zweiten Male in die Ehe zu treten nicht erlaubt seyn. Doch kam die zweite Verheirathung noch sehr häufig vor. Aber im dritten Jahrhundert kam schon die Meinung auf und gewann viel Anhang, einem Priester gezieme es, nach seiner Weihung dem ehlichen Umgang zu entsagen. Zwar blieb es dem freien Entschluß der Geweihten anheimgestellt, wie sie es damit halten wollten; es kam vorerst kein Gesetz in dieser Richtung auf; aber die Meinung war einmal da.

In der sogenannten apostolischen Kirchenordnung, einer der Apostelversammlung unterschobenen und zu Anfang des dritten Jahrhunderts abgefaßten Schrift, läßt der unbekannte Verfasser den Apostel Petrus von der Bischofswahl sagen, man solle dabei darauf sehen, daß ein Unverheiratheter gewählt werde; wenigstens einer, wofern das nicht gehe, der nur in erster Ehe gestanden sey; und den Apostel Johannes läßt er den Wunsch nach Presbytern aussprechen, welche sich des geschlechtlichen Umgangs enthalten.

Im Jahre 305 aber war es schon so weit, daß die

Kirchenversammlung zu Illiberis (Elvira) anordnete: „Ueberhaupt soll es geboten seyn, den Bischöfen, Presbytern und Diakonen und allen im Amte stehenden Geistlichen, sich des Beiwohnens ihrer Frauen zu enthalten, und keine Kinder mehr zu zeugen. Wer dawider thue, solle von der Ehre des Kleritats ausgeschlossen werden". Zuvor schon war es Grundsatz und Brauch geworden, daß zwar eine, vor der Weihung geschlossene Ehe in ihren Rechten unbeeinträchtigt bleiben, aber nach der Weihung keine Ehe eingegangen werden solle. Die Kirchenversammlung zu Ancyra im Jahr 314 erlaubte zwar den Diakonen in die Ehe zu treten, aber nur, wofern sie das bei ihrer Weihung sich ausdrücklich vorbehalten hätten. Und die Kirchenversammlung zu Neucäsarea in demselben Jahre verordnete: „Ein Presbyter soll, wofern er heirathe, seiner Würde verlustig werden". In den sogenannten „apostolischen Institutionen", einer unterschobenen Schrift aus dem Ende des dritten Jahrhunderts, wurde verlangt: „Keiner, der eine Buhlerin oder eine Sklavin oder eine Wittwe oder eine Verstoßene geheirathet habe, solle zum Priester geweiht werden dürfen".

Auf die letzteren Forderungen übte greiflich das alte Testament mit seinen Priestergesetzen seinen Einfluß. Man vergleiche nur das dritte Buch Mose 21, 7. 14. und Hesekiel 44, 22. Die Forderung der Ehelosigkeit der Geweihten aber hing zusammen mit dem Eindringen außerchristlicher, morgenländischer Anschauungen, namentlich aus indischen Religionen, in das Christenthum. Wie aus Altjüdischem und Altheidnischem das priesterschaftliche Element in das Christenthum herübergekommen war, so wurden nun aus Judenthum und Heidenthum auch Verordnungen herübergenommen, der werdenden christlichen Priesterschaft eine gesetzlich bestimmte Verfassung zu geben.

Es erhellt aus allem Dem, in welche Stellung bereits die Bischöfe und Presbyter, die Geistlichkeit überhaupt, zu einem großen Theile der öffentlichen Meinung der Christen gekommen waren, durch Verirrung der Ansichten über Ascese.

Schon aber hatten sich üble Folgen für die Sittlichkeit herauszustellen angefangen, und eine sehr gefährliche Verirrung des Ascetenwesens war das Zusammenleben weiblicher Asceten mit

männlichen Asceten in einer geistigen Gemeinschaft, und doch dabei in einer geschlechtlichen Vertraulichkeit.

Die Idee von dem Verdienstlichen jungfräulicher Heiligkeit stammte schon aus der apostolischen Zeit, und es gab von da an Solche, welche den Freuden der irdischen Ehe entsagten, um in einer himmlischen Ehe mit Gott oder Christus zu leben, Bräute des Himmels zu seyn; und die Vorstellung von dem hohen Werth einer solchen Himmelsbrautschaft machte sich unter den Verfolgungen immer gangbarer.

Nonnen im späteren Sinne des Wortes waren solche gottgeweihte Jungfrauen, welche dem Genusse des ehelichen Lebens zu entsagen versprochen hatten, noch nicht; denn ihr Gelübde war ja kein unwiderrufliches, auch lebten sie im Familienkreis und nicht in einem Kloster.

Die Ausartung kam aber bald genug nach, und die Natur rächte sich für solche Gelübde, welche wider die Gesetze der Natur waren, schon in den ersten Jahrhunderten. Denn oft kam es vor, daß solche, die sich Gott oder Christus als Bräute geweiht hatten, nach Jahren dem Reize der Ehe doch nicht widerstanden und sich verheiratheten, und sehr keusch und rein war die Phantasie solcher Himmelsbräute nicht, wenn man sie bemessen dürfte nach dem, was Schriften aus den ersten Jahrhunderten uns darüber erhalten haben.

Methodius, Bischof zu Olympus in Lycien, später zu Tyrus, welcher unter Diokletian als Märtyrer starb, um das Jahr 311, und von welchem die Kirchenväter mit hoher Achtung sprechen, hat ein „Symposion der zehn Jungfrauen“ hinterlassen, eine Unterredung von Jungfrauen über die Vorzüge der die Engel nachahmenden Jungfräulichkeit und Heiligkeit. So blühend schön und so beredt in dieser Schrift die ascetische Anschauung dargelegt ist, so sehr überrascht die Offenheit und Eingeweihtheit, mit welcher bei Methodius diese weiblichen Asceten, diese gottgeweihten Jungfrauen sich über die geschlechtlichen Verhältnisse aussprechen. Keine Frau, geschweige eine Jungfrau unserer Zeit könnte das ohne Erröthen lesen oder gar, die so reden, für jungfräulich halten. Gewiß hat er sie nach der Wirklichkeit gezeichnet.

Man erhält dadurch eine starke Trübung des Bildes, welches Tertullian von ihnen uns malt, wenn er schreibt: „Sie wollen lieber sich Gott verloben, für Gott schön, für Gott Mädchen seyn. Mit ihm leben sie, mit ihm unterhalten sie sich im Gespräch, ihn behandeln sie Tag und Nacht, ihre Gebete bringen sie als Mitgift dem Herrn, und von ihm erlangen sie Erhörung, gleichsam als Brautgeschenke, so oft sie es wünschen. So zählen sie schon auf Erden durch ihre Enthaltung von der Ehe zu der Familie der Engel".

In ein noch grelleres Licht treten diejenigen gottgeweihten Jungfrauen, welche um die Macht ihres heiligen Willens zu bewähren, in ein vertrautes Zusammenleben mit männlichen Asceten sich begaben. Sie wollten die Versuchung steigern, und damit die Verdienstlichkeit des Sieges über die Versuchung. Und wenn es nicht bloß bei der geistigen Gemeinschaft blieb, so sollte auch dadurch nur die Macht des Geistes gezeigt werden, der von aller sinnlichen Lust frei mache, und in der geistigen Liebe die fleischliche Liebe aufhebe.

Es waren meistens Kleriker, welche das Wagstück, mit gottgeweihten Jungfrauen zusammen zu leben, unternahmen. Sie nahmen solche „Schwestern" zu sich ins Haus, um mit ihnen in geistiger Liebe vereint, den fleischlichen Versuchungen Trotz zu bieten, sich in dieser höchsten Art der Ascese zu üben, und an sich zu erweisen, wie die sinnliche Begierde innerlich überwunden werden könne und müsse.

Es lag darin ursprünglich gewiß der Gedanke zu Grunde, zwischen weiblichen und männlichen Seelen ein so reines und schönes Verhältniß herzustellen, welches frei von der Macht der Sinnlichkeit wäre, eine leidenschaftslose, durch nichts entweihte Liebe des Geistes und des Herzens. Solche erhabene Freundschaften, die zu den schönsten Verhältnissen des menschlichen Lebens gehören, haben zu allen Zeiten zwischen edeln Männern und Frauen stattgefunden, und das Daseyn wäre holder und segensreicher, an vielen guten Werken für die Gesammtheit und für die Einzelnen fruchtbarer, wenn sie häufiger wären, und der Um-

gang der Männer mit der Frauenwelt zur Vertrautheit bei reinem Herzen würde.

Freilich ist damit nicht eine solche Vertrautheit gemeint, bis zu welcher es jene weiblichen und männlichen Asceten kommen ließen, und welche das heiße Blut Syriens und Afrikas auf eine gefährliche Probe stellte, zumal auch der heiligste Wille im Menschen von sittlicher Schwäche nie ganz frei seyn wird, so lange das Wort gilt: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“. Einige der Gnostiker des zweiten Jahrhunderts, Anhänger der Lehre Valentins, und ebenso einige Enkratiten, scheinen den Vorgang gemacht zu haben. Sie waren es, nach des Irenäus und des Epiphanius Berichten, welche zuerst Jungfrauen zu sich nahmen, und zwar unter dem Namen „Schwestern“, um in bloß geistiger Gemeinschaft mit einander zu leben. Diesen Vorgang ahmte ein Theil der Asceten nach. Nach dem „Hirten“ des Hermas (I, 3. 9.) scheinen es die gottgeweihten Jungfrauen gewesen zu seyn, aus deren Mitte die Anregung ausging, mit einem Mann als Vorbild in der Ascese zusammen zu wohnen.

Schon traf es sich, daß Asceten in Einem Hause beisammen wohnten, die männlichen für sich, und die weiblichen für sich. In so ein Haus gottgeweihter Jungfrauen kam Hermas. Als er sich am Abend entfernen wollte, um am andern Morgen wieder zu kommen, sagten die Jungfrauen zu ihm: „Uns bist du zugewiesen, du kannst nicht von uns weggehen.“ Er entgegnete: „Wo soll ich bleiben?“ Sie antworteten: „Mit uns zusammen wirst du schlafen, wie ein Bruder, nicht wie ein Gemahl; denn unser Bruder bist du, und fortan sind wir bereit, mit dir zusammen zu wohnen; denn wir haben dich sehr lieb.“ — „Ich aber, erzählt Hermas, erröthete bei ihnen zu bleiben. Die, welche die erste unter ihnen zu seyn schien, schlang ihre Arme um mich und fing mich zu küssen an. Als die Anderen sahen, wie jene mich umarmte, so fingen auch sie an, mich wie einen Bruder zu küssen.“

Das Hinüberspielen der Mannesliebe in die geistige Liebe leuchtet bei diesem einzelnen Falle schon durch, wenn man auch annehmen muß, daß diese gottgeweihten Jungfrauen, ohne Zweifel

noch sehr jung, in kindlicher Naivetät sprachen, und ihr Herz noch unschuldig war.

Tertullian hatte darauf gedrungen, daß die gottgeweihten Jungfrauen vor Männern nur verschleiert erscheinen sollen, um so mehr, da er das für alle Jungfrauen verlangte, da die Lust beiderseitig sey, sich sehen zu lassen, und zu sehen. Ein heiliger Mann müsse erröthen, wenn er eine Jungfrau von Angesicht sehe, und ebenso müsse das eine heilige Jungfrau, wenn sie so unverschleiert von einem Manne angeschaut werde. Wie mußte dieser Tertullian entrüstet werden über die Sitte, die selbst in seiner nächsten Umgebung um sich griff, daß ascetische Brüder ascetische Schwestern zu sich nahmen, zusammen wohnten und zusammen schliefen, und zwar in Einem Bette, um Triumphe über die Sinnlichkeit zu feiern, und die Krone der Reinheit sich zu erwerben durch solche höchste Steigerung der Versuchung!

In heiligem Zorne schreibt er: „Gar leicht nehmen die Brüder Jungfrauen zu sich auf. Und diese kommen nicht bloß zu Fall, sondern sie schleppen sogar noch ein langes Seil von Sünden hinter sich nach. Denn sie gestanden ihren Fall nicht, es sey denn, daß sie durch das Wimmern ihrer eigenen kleinen Kinder verrathen wurden."

Dennoch, trotz dieser einzelnen Folgen einer unnatürlichen und gefährlichen Verirrung, griff diese Sitte, dieses Zusammenleben von „Schwestern" mit ascetischen „Brüdern", namentlich mit Klerikern, immer mehr um sich, wie man aus den Klagen Cyprians sieht. Seinem Eifer hielten einzelne solcher gottgeweihten Jungfrauen entgegen: „Daß das Schlafen mit dem Bruder in Einem Bette und die zärtlichsten Liebkosungen ohne Nachtheil für ihre Reinheit und Heiligkeit seyen, dafür wollen sie den Beweis durch Untersuchungen von Hebammen führen, welche bestätigen werden, daß sie noch Jungfrauen seyen." Bischof Cyprian wollte diesen Beweis der Reinheit ihres Verhältnisses nicht gelten lassen; „Keine, sagte er, wähne, sich mit solcher Entschuldigung rechtfertigen zu können; denn Hände und Augen solcher Personen täuschen sich oft."

Heidnischer und christlicher Volkswitz nannte solche „Schwestern",

die mit Klerikern und andern asceetischen Brüdern zusammen lebten, auf griechisch und lateinisch mit unübersetzbaren Spottnamen.

Manche könnten meinen, solche „asceetische Verirrungen" würden lieber verschwiegen. Das darf eine Geschichte des Lebens der christlichen Kirche nicht. Neben den Lichtern müssen die Schatten gezeichnet werden. Und zu zeigen, wohin es führt, wenn man die Natur unterdrücken will, und wie der Feind, den die Ascese überwinden will, nur in anderer, und widerwärtiger, Gestalt zum Vorschein kommt — das zu zeigen, dürfte um so zeitgemäßer seyn, als die katholische Kirche so eben jetzt durch Concordate das Recht sich wieder erworben hat, in deutschen und in evangelischen Staaten überall männliche und weibliche Orden aller Art und Klöster aller Art zu errichten. Schon darum auch wurde hier dieses unerbauliche Gemälde der frühesten Verirrungen der Ascese gegeben, und das Urbild des christlichen „Nonnenwesens" hinein gemalt.

Ein und sechzigstes Kapitel.

Die Lehre des Paul von Samosata.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß Bischof Paul nicht der Erste war, welcher gottgeweihte Jungfrauen in seine Umgebung nahm. Er machte damit nur eine weitverbreitete Sitte mit. Aber unter den Bischöfen war er, so scheint es, der Erste, welcher das that. Ob auch auf ihn und sein Haus der Schatten jener Verirrung fiel, oder ob es ein reines Verhältniß war, läßt sich aus den Berichten nicht ermitteln. Den gegnerischen Bischöfen erschien diese Sitte, schon als solche, als ein Unwesen, das er unter seiner Geistlichkeit dulde, und durch sein Beispiel fördere.

Man könnte der Ansicht seyn: Wären die Beschuldigungen seiner Gegner wider ihn im vollen Umfange wahr oder nur zum Theil erweislich gewesen, so hätte dieses sein Leben für die

damalige Zeit hinreichend gewesen seyn müssen, um ihn seines Metropolitenamtes zu entsetzen. Aber nicht sein Leben war es, was von seinen Feinden in den Vordergrund gestellt und gegen was die christliche Welt in Bewegung zu bringen der Versuch gemacht wurde, sondern seine Lehre, seine dogmatische Ansicht.

Drei Synoden hielten die ihm feindlichen Bischöfe wider ihn zu Antiochia, auf welchen er der Irrlehre angeklagt wurde, in Betreff der Person Christi. Die erste war im Jahr 264, die letzte im Jahre 269.

Hält man die verschiedenen Berichte zusammen, so kommt die Ansicht des Bischofs Paul darauf hinaus:

Paul gehört zu der Schattirung der reinen „Monarchianer". Er hält das Göttliche und das Menschliche in Christus möglichst auseinander, und der Mensch Jesus und Gott sind ihm zwei gleich persönliche, für sich bestehende Wesen. Jesus war ihm der „Christus von Unten". Die Gotteskraft von Oben, der Logos, erfüllte den Menschen Jesus, wie früher die Propheten, aber in höherem Maaße. Nur dem Grade nach ist die Offenbarung Gottes in Jesus verschieden von der Offenbarung in den Propheten. Es gibt nur Eine göttliche Person, Gott, welchen Jesus den Vater nannte; und die Persönlichkeit Christi besteht ausschließlich in dessen Menschheit; darin, daß er, wenn auch auf übernatürliche Weise erzeugt, an sich nur Mensch ist. Das hatte auch Artemon, das hatte auch Theodot aufgestellt. Paul von Samosata bildete diese Anschauung darin weiter aus, daß er zuerst es war, welcher sagte, „Christus sey Gott geworden".

Gezeugt aus Kraft des heiligen Geistes und geboren von einer Jungfrau — das hielt er wie seine Vorgänger Theodot und Artemon, fest — sey Jesus Christus, der nicht von Natur Gott gewesen sey, ein göttliches Wesen geworden. Dieses Werden zu Gott sey aber nicht, wie Theodot und Andere annahmen, durch Herabkunft des heiligen Geistes bei der Taufe auf Jesus und durch eine Mittheilung des Göttlichen an ihn auf diesem Wege, vermittelt worden; sondern die sittliche Vollkommenheit, zu der sich Jesus entwickelt habe, sey es gewesen, wodurch Jesus Christus als Mensch, was er an sich gewesen sey, Gott und

Sohn Gottes geworden sey. Durch seine Erhebung zur sittlichen Vollkommenheit habe er sich göttlicher Ehre und göttlichen Namens würdig gemacht. Jesus habe eine vollkommen menschliche und seiner Bestimmung vollkommen entsprechende Entwicklung durchlaufen. Dieses Werden zum Gott sey aber vorher bestimmt im Plane des Vaters gewesen, und vermöge dieser göttlichen Vorherbestimmung und der göttlichen Mitwirkung, daß das Menschliche in Jesus Christus zum Göttlichen sich erhebe, werde Jesus „Gott, aus der Jungfrau geboren" genannt.

Der „Logos" in Gott wurde auf Jesus Christus von Paul also angewandt:

„Der Logos ist in Gott Dasselbe, was er auch im Menschen ist, die geistige Grundkraft des Denkens und Selbstbewußtseyns. Der Logos ist, was er ist, nur in seiner unzertrennlichen Einheit mit Gott, er kann sich von dieser Einheit nicht trennen, und ebenso wenig kann er als Person außer Gott ein Daseyn haben. Der göttliche Logos wirkte und wohnte in Jesus; aber nicht in einer persönlichen Vereinigung Gottes und des Menschen Jesus, sondern nur so, daß die göttliche Einwirkung die menschlichen Verstandes- und Willenskräfte erhöhte. Der Sohn ist nicht eine göttliche Person, eine abgesonderte, neben dem Vater für sich bestehende Gottheit, sondern im Sohn ist Gott. Die sittliche Vollkommenheit ist es, in welcher bei Jesus das Göttliche und Menschliche Eins geworden ist."

Diese Anschauung von der Person Christi erschien den gegnerischen Bischöfen des Metropoliten Paul als eine Irrlehre, als ketzerisch.

Zu der ersten Synode nach Antiochia war auch, wie viele andere Bischöfe fremder Lande, jener Dionysius von Alexandria, der Gegner des Sabellius, eingeladen worden. Seines Alters wegen lehnte er die Einladung ab, und er starb auch bald darauf, noch in demselben Jahre, in welchem die Synode zusammentrat. Paul hatte auch seinerseits an Dionysius sich schriftlich gewandt und ihm mehrere verfängliche Fragen vorgelegt. Die Anschauung des Dionysius über die Person Christi stand der des Paul von Samosata viel näher, als man gewöhnlich annimmt,

sonst hätte er bei seinem Angriff auf den Sabellius gar nicht in den Verdacht kommen können, „die Gottheit Christi geleugnet zu haben“.

Daraus, daß Dionysius dem Paul von Samosata nicht persönlich antwortete, sondern nur sein Gutachten durch einen Andern abgeben ließ, wurde schon der Schluß gemacht, bei der großen Milde und Mäßigung des Dionysius sey das ein Beweis, daß Dionysius den Paul von Samosata „gering gehalten habe“.

Innerlich könnte das Dionysius so gehalten haben. Aber seine That beweist nichts, weder gegen das Leben noch gegen die Lehre des Paul von Samosata, so fern in diesem Unterlassen des Dionysius ein Beweis wider Beides gefunden werden wollte. Selbst Schleiermacher hat sich diesen Fehlschluß zu Schulden kommen lassen, und übersehen, daß, wenn ein altersschwacher, todtkranker Mann, der sich mit Alter und Krankheit entschuldigt auf einer Synode zu erscheinen, nicht eigenhändig einem schriftlich antwortet, daraus kein Schluß gezogen werden kann, zumal wenn der Kranke wenige Wochen darauf stirbt, wie dieß bei Dionysius der Fall war.

Es ist dieß hier bloß bemerkt, um anzudeuten, wie ganz ausgezeichnete Männer, „Männer von Kritik, Gelehrsamkeit und Ernst“, auf dem Gebiete der Kirchengeschichte bisher öfters Personen und Dinge leicht und falsch nahmen und ganz unzuläßliche Schlüsse zogen; und wie vorsichtig man seyn muß, um nicht Personen und Ansichten zu nahe zu treten, auf dem heiligsten Gebiete, das Jedem ein geweihtes seyn muß, auf dem Gebiete des religiösen Denkens und Lebens.

Auf beiden Synoden wußte Bischof Paul sich gegen die Angriffe der wider ihren Metropoliten verschworenen syrischen Bischöfe glücklich durchzukämpfen, durch seine Beredtsamkeit, durch Gründe, durch dialektische Kunst und durch Fragen, die er seinen Gegnern vorlegte, durch die er sie verwirrte und die sie zu ihren Gunsten zu beantworten außer Stand waren. Auf die heilige Schrift selber stützte er sich für seine Annahme, daß Christus erst Gott geworden sey. Wie, fragte er, wofern Christus von Anfang an eine göttliche Person wäre, könnte in der Schrift von

ihm gesagt werden, „er habe zugenommen an Weisheit", was doch gewiß menschlich sey; und ebenso, wie hätte Petrus in der Apostelgeschichte sagen können: „Gott habe den Gekreuzigten zum Herrn und Christ gemacht", was doch unzweideutig auf etwas Späteres, auf ein Werden Jesu, hinweise? Mit ganz schriftgemäß klingenden Ausdrücken wußte er seine Anschauung zu decken.

Eine wichtige Rolle spielte in diesen Verhandlungen der Ausdruck „Homousios", den er vom Sohne gebrauchte, und womit gesagt ist, daß „der Sohn gleichen Wesens mit dem Vater" sey, womit aber auch gesagt seyn kann, daß der Sohn ebenso wie der Vater, Jesus als Mensch ebenso wie Gott, wahrhaft eine Person sey; denn die Bedeutung des Wortes war damals noch schwankend, und man konnte darin die Begriffe „Persönlichkeit" und „Wesenhaftigkeit" noch vereinigen.

Das Wort und der Begriff „Homousios" war aus der Ausdrucksweise des Sabellius genommen. Entweder benützte ihn Paul von Samosata klüglich für seine Meinung in demjenigen Sinn, welchen er ihm unterlegte; oder er sagte in der Bekämpfung seiner Gegner: Wenn man seine Meinung nicht annehme, so müsse man folgerecht zu der Anschauung des Sabellius übergehen; denn gebe man ihm nicht zu, daß Jesus von Natur bloßer Mensch sey, so müßte er ja gleichen Wesens mit dem Vater seyn. Stehen aber Vater und Sohn als gleiche Wesen nebeneinander, so müsse über ihnen noch ein höheres Wesen seyn, das sie zu ihrer Einheit haben und dem sie selbst untergeordnet seyen. Behaupten seine Gegner, Jesus Christus sey von Natur Gott, so behaupten sie eben damit — das folge nach den Denkgesetzen daraus — etwas, das er nicht billige, und verwerfe, nämlich daß der Vater nicht der höchste, an sich vollkommene Gott sey. Das führe mit Nothwendigkeit zur Ansicht des Sabellius.

Sabellius hatte ja über Vater, Sohn und Geist, über seine drei, in gleicher Linie stehenden Offenbarungsformen der Gottheit, die göttliche Einheit gestellt, als den einen höchsten Gott.

Zwei und sechzigstes Kapitel.

Eine „rechtgläubige" Synode erklärt für Ketzerei, was die Kirche bald darauf für den Inbegriff der „Rechtgläubigkeit" erklärt.

Durch diese seine Dialektik brachte Paul von Samosata seine Gegner dahin, daß sie den Ausdruck „Homousios", die Anschauung, der Sohn sey gleichen Wesens mit dem Vater, verwarfen, als nicht rechtgläubig, als eine Irrlehre. Sie erklärten ausdrücklich, der Sohn sey nicht gleichen Wesens mit dem Vater".

Hier ist eine Stelle in der Lebens- und Glaubensgeschichte der Kirche, auf welcher wir einen Augenblick verweilen müssen, um sie näher zu beleuchten.

Die versammelten Bischöfe auf der Synode zu Antiochia, welche sich selbst für die rechtgläubigen Christen erklärten, verwarfen, nach der Mitte des dritten Jahrhunderts den Satz, der Sohn Gottes sey gleichen Wesens mit dem Vater, als unrechtgläubig. Ein halb Jahrhundert nachher erklärte die große Synode zu Nicäa, im Jahr 325, der Satz, der Sohn Gottes sey gleichen Wesens mit dem Vater, bilde den Inbegriff der Rechtgläubigkeit. Mit dem ganz gleichen Glaubenssatz war also einer fünfzig Jahre vorher ein Ketzer, und fünfzig Jahre nachher ein Rechtgläubiger. Wer fünfzig Jahre nachher nicht glaubte, was zu glauben fünfzig Jahre vorher als ketzerisch galt, war ein Ketzer, und wer im Jahre 325 glaubte, was im Jahre 269 eine Irrlehre war, der hatte den Inbegriff der Rechtgläubigkeit.

Es springt in die Augen, was es für ein Ding ist um das Spiel mit dem Wort „Rechtgläubigkeit", mit dem Ausdruck „das rechte lautere Bekenntniß". Es liegt in der geschichtlichen Entwicklung des Christenthums, daß die Glaubenslehren sich entfalten, und daß eine Zeit eine höhere Erkenntniß hat, als die andere. Das innere Wesen der Religion aber, der rechte Glaube, besteht

nicht in regelrecht zugeschnittenen Glaubensformeln. Die Formeln wechseln; was heute noch verketzert ist, kann nach fünfzig Jahren, zur allgemein anerkannten Glaubenswahrheit werden; und ein kommendes Jahrhundert findet auch daran wieder noch Irrthümliches oder Mangelhaftes, und geht auch darüber wieder hinaus, mit dem in Leben und Erkenntniß fortschreitenden menschlichen Geiste. Diese Erkenntniß wächst durch den geistigen Kampf um die Wahrheit. Aber wo Haß, Zanksucht und Gehässigkeit das Auge erhitzen, da ist das Auge nicht dazu angethan, die Wahrheit zu finden; und um so mehr ist es Pflicht, Liebe zu haben und Liebe zu üben, wie in Allem, so vorzüglich in Glaubensfragen, und zumal in solchen Fragen, über welchen die heiligen Schriften unterlassen haben, Licht in voller Klarheit zu geben.

Diese Liebe spricht nirgends aus dem Benehmen der Gegner des Paul von Samosata, und aus ihrem ganzen Verfahren drängt sich der Verdacht auf, daß sie die mit so viel Gehässigkeit seinem Charakter und Leben gemachten Vorwürfe zu begründen und zu erweisen nicht im Stande waren; daß viel daran übertrieben, vom Haß der Verketzerungssucht und der gekränkten Bischofsempfindlichkeit entstellt oder geradezu ohne alle Wahrheit war.

Denn nachdem sich der Metropolite auf zwei Synoden dogmatisch glücklich durchgekämpft hatte, so hätte er ja müssen, ganz abgesehen von der Rechtgläubigkeit oder Unrechtgläubigkeit seiner Lehren, schon einzig und allein wegen seines Lebenswandels abgesetzt werden, wofern seine Feinde für ihre Beschuldigungen den Beweis zu erbringen vermocht hätten. Das aber geschah nicht. Paul blieb Bischof.

Der Widerpart, den die syrischen Bischöfe gegen Paul bildeten, macht vielmehr den Eindruck, als habe er seine erste und einzige Quelle in gekränkter christlicher Eitelkeit und rechthaberischem dogmatischem Fanatismus; und als seyen die Beschuldigungen gegen seinen Wandel erst dem Synodalschreiben, das sie nach der dritten Synode im Jahre 269 ausgehen ließen, zu dem besonderen Zweck einverwebt worden, um den Mann, den sie wegen seiner Lehre verfolgten, in der öffentlichen Meinung herab-

zusetzen auch als einen Solchen, welcher im Leben niedrig und weltlich gesinnt sey.

Zu dieser dritten Synode in Antiochia im Jahre 269 hatten sie besonders viele auswärtige Bischöfe ihrer Ansicht eingeladen. Da sie auf den beiden vorhergehenden die bittere Erfahrung gemacht hatten, daß sie dem von ihnen Angegriffenen an Geist, Kenntnissen und Beredtsamkeit nicht gewachsen waren, so hatten sie dießmal einen gewandten Dialektiker, den früheren Rhetor Malcheon, einen Presbyter, beigezogen, um den Dialektiker Paul durch dessen dialektische Kunst in die Enge zu treiben, daß er mit seiner wahren Ansicht herausgehe. Das that auch Paul. Er legte sie dar in der oben ausgeführten Weise — eine Ansicht, welche die Grundlage des neueren Sozianismus geworden ist. So kehren die Anschauungen wieder in der Lebensgeschichte der Kirche, weil Alles wiederkehrt und sich hält, was nicht mit überzeugenden, mit schlechterdings beweisenden Gründen widerlegt, sondern bloß verdammt wird, ohne zu überzeugen, weil ohne zu beweisen.

Nicht beweisend und nicht überzeugend durch unabweisliche Gründe traten die Gegner Pauls auf, sondern bloß behauptend, Pauls Satz, „der Sohn sey entweder gleichen Wesens mit dem Vater, oder seine Ansicht von der wahren Menschheit Jesu Christi sey die richtige", enthalte eine Irrlehre. Er wurde stürmisch und einstimmig in den Bann erklärt, ausgeschlossen aus der Kirchengemeinschaft und abgesetzt; darauf hin, daß allein rechtgläubig sey, wer glaube, Christus sey vor seiner Menschwerdung eine göttliche Persönlichkeit.

Nach dem Ausspruch des Bannes über ihn, erließen alle versammelten Bischöfe das öfters genannte Synodalschreiben. Zunächst war es an den Bischof von Rom, welcher, wie der bereits verstorbene zu Alexandria, Dionysius hieß, und an den Bischof Maximus von Alexandria gerichtet, sonst aber überhaupt an die Christenheit. Darin setzten sie die Gründe ihres Verfahrens auseinander, und darin beschuldigten sie den wegen Irrlehre bereits Gebannten alles dessen, was früher von uns erzählt ist; ohne Ahnung, daß, wenn nur das Hauptsächliche daran wahr gewesen wäre, sie den Bann schon vor fünf Jahren hätten

aussprechen müssen, und daß sie dadurch, weil das nicht geschehen war, sich in den Augen der Denkenden selbst herabwürdigten. Auch war der Ton so, daß greiflich war, wie dem wegen Lehrverirrungen Verfolgten Lebensverirrungen angehängt werden sollten, um ihm durch die angehängte doppelte Makel unmöglich zu machen, sich vor der öffentlichen Meinung zu halten.

Paul aber hielt sich noch drei Jahre als Metropolit zu Antiochia. Seine Gönnerin Zenobia schützte ihn; und als diese durch die Waffen des Kaisers Aurelian gestürzt, und ihr Reich wieder dem römischen Weltreich einverleibt wurde, wußte sich Paul noch immer zu halten. Seine Feinde wandten sich nun an den römischen Kaiser.

Seltsam! die christlichen Bischöfe Syriens und ihr Anhang wenden sich an den Heiden Aurelian, den Lagerkaiser, den Soldatenfürsten, der sich auf Waffen, Festungen und Schlachten verstand, aber nicht auf religiöse Fragen, weder auf heidnische, noch geschweige christliche Glaubensfragen, und baten ihn um seine höchste kaiserliche Entscheidung. Paul's Feinde brachten den Streit über „Rechtgläubigkeit" und „Irrlehre" in Betreff der „Person Christi" vor den stockheidnischen Kaiser zum endgültigen Spruch!

Wenn auch Nichts sonst, das allein würde hinreichen, die Feinde Paul's von Samosata in ihr kennzeichnendes Licht zu stellen. Es gehörte ein unglaublicher Grad von Taktlosigkeit, oder eine gewisse sittliche und geistige Verkommenheit vollends für Bischöfe, dazu, Fragen des rein inneren christlichen Lebens und Glaubens zum Entscheid eines Heiden zu bringen; und es ist zum Verwundern, daß, wenn auch nicht von Jedem das Nichtswürdige der Feinde des Paul von Samosata, doch das Unpolitische und als Vorgang höchst Gefährliche dieses Verfahrens, weder gefühlt noch ausgesprochen worden ist.

Noch etwas läßt ein trauriges Streiflicht auf das sittliche Gefühl, auf die Handlungsweise und auf die geistige Konsequenz der Bischofskirche fallen. Athanasius war das Haupt derer, welche nachher den Glaubenssatz, daß der Sohn gleichen Wesens mit dem Vater sey, für den Inbegriff der Rechtgläubigkeit er-

klärten. Die Gegner Paul's hatten also einen, nach seiner Ansicht rechtgläubigsten Satz für Ketzerei erklärt. Um nun diese nicht als unrechtgläubig und die Synode von Antiochia nicht als irrend erscheinen zu lassen, thut er, als hätten eigentlich auch die Väter auf jener Synode, die Feinde Paul's, dasselbe geglaubt, was nachher die Kirche für rechtgläubigst erklärt hat; sie haben einzig aus dem Grunde diesen Satz damals nicht gelten lassen, weil sie auf diesem Wege „die dialektische Beweisführung und Schlußfolgerungen Paul's am Einfachsten haben zurückweisen können"! Und das sagt Athanasius so unbefangen und ruhig, als hätte Beides gar nichts auf sich und wäre ganz in Ordnung, sowohl dieses Benehmen der Gegner Paul's, als auch diese Art des Athanasius, dasselbe zu rechtfertigen.

So unrein, so getrübt, so gegen Gründe des Herzens und Kopfes gleichgültig, so um Widersprüche unbekümmert, so unsittlich in Denken und Handeln, so „jesuitisch", waren schon damals Väter der Kirche und zwar die hervorragendsten unter denselben.

Nicht bloß seine Geistlichkeit, auch die Mehrheit der Gemeinde zu Antiochia hielt sich fest zu Paul. Kaiser Aurelian gab seinen Entscheid dahin, derjenige solle Bischof von Antiochia seyn, für welchen die italienischen Bischöfe, und namentlich der Bischof zu Rom, sich erklären und welchem sie das Bisthum zusprechen würden, sey es Paul oder ein anderer.

Es liegt nahe, daß die Politik des römischen Bischofs durch Intriken am kaiserlichen Hof es dahin brachte, daß der Kaiser für ein Gutachten der Bischöfe in Italien und Rom sich aussprach; nahe, daß der römische Bischof diese Gelegenheit, über die andern Bischöfe sich empor zu heben, mit beiden Händen ergriff, und daß man am Kaiserhof gerne durch die italischen Christengemeinden auf die entfernten christlichen Gemeinden Einfluß üben, durch den römischen Bischofsstuhl die anderen Bischofsstühle leiten, in gewisser Art beherrschen lassen wollte. Hatte das auch nicht gleich weitere Folgen, so war doch wieder ein auffallender Vorgang da, für einen Vorrang des römischen Bischofsstuhls.

Die Bischöfe in Italien und Rom sprachen sich gegen Paul

aus, Paul wurde aus seinem Bisthum auf kaiserlichen Befehl vertrieben, und der Sturz des mächtigen Metropoliten hatte auch den Sturz der von ihm vertretenen Glaubensansicht zur Folge, ja das Sinken aller Schattirungen „der Monarchianer“. Paul behielt aber einen Anhang. Bis ins vierte Jahrhundert behaupteten sich Anhänger von ihm unter dem Namen Paulianer, Paulianisten, Samosatener. Seine Grundanschauung lebte in Einzelnen fort durchs ganze Mittelalter, bis sie in neuerer Zeit in einer geistig starken Religionspartei als Sozianismus mächtig hervor und ins Leben der Christenheit hineintrat. Ja, man kann mehr sagen: Paul's Grundanschauung wurde auch die des Rationalismus seit dem sechzehnten Jahrhundert, bis in unsere Tage.

Paul's Anschauung durch Gründe zu überwinden, waren seine Gegner und seine Zeit unvermögend gewesen. Sie war keine Irrlehre; denn sie stand unläugbar auf dem Grunde der heiligen Schriften, auf den Evangelien und dem Apostel Paulus. Aber sie hatte nur die eine Seite daraus sich angeeignet, nicht auch die andere; und darum trifft sie mit Recht der Vorwurf, daß sie, wenn auch keine Irrlehre, doch einseitig war, eine mangelhafte Auffassung.

Heutzutage sind die rechtgläubigsten Theologen, welche zugleich kirchengeschichtliche Kenntnisse haben, damit einverstanden, daß Paul's Grundanschauung ein Verdienst habe für die Fortbildung von der Lehre der Person Christi zu ihrer vollen christlichen Wahrheit.

Er hat zuerst — das geben Alle zu — eine wahre und vollkommene Menschheit Christi mit wissenschaftlichen Gründen nachgewiesen, und dargelegt, daß Christus eine wahrhaft menschliche Entwicklung habe. Dazu hatte es weder Sabellius gebracht noch die damalige Kirchenlehre.

Es waren um diese Zeit drei Grundanschauungen, die sich kreuzten, über die Person Christi im Vordergrund. Nach der einen Ansicht war Christus zwar ein göttliches Wesen, aber nur eine Offenbarungsform des Einen Gottes. Nach der andern Ansicht war Christus schon vor seinem menschlichen Daseyn als persönliches göttliches Wesen vorhanden. Nach der dritten Ansicht

trat das Göttliche der Person Christi gegen das Menschliche so zurück, daß er an sich zwar für das Ideal eines Menschen, aber doch nur für einen Menschen gehalten werden konnte.

Die wachsende Bischofskirche hatte nun eine feindliche Stellung gegen diese letzte Ansicht genommen. Sie war verurtheilt worden. Paul von Samosata paßte mit dieser Ansicht nicht in die Richtung hinein, welche die gesammte Bischofskirche genommen hatte.

Die unmittelbaren Gegner, die syrischen Bischöfe, zwar hatten Pauls Ansicht verurtheilt, ebenso sehr aus offenbarer Unfähigkeit und Unwissenheit als aus persönlicher Gereiztheit. Ganz andere Beweggründe leiteten den römischen Bischof und die italischen Bischöfe, sowie die Gesammtheit derer, welche das priesterschaftliche Element vertraten. Paul war ein Weltmann und ein Philosoph unter dem Gewand des Metropoliten; aber er war kein Hierarch. Seine Grundanschauung über die Person Christi war diejenige, welche den hierarchischen Bestrebungen eben so ungünstig und hinderlich war, als die beiden andern Ansichten, die erste und vorzüglich die zweite, den hierarchischen Bestrebungen günstig und förderlich waren. Darum wurde und war schon früher dieselbe Ansicht in Rom verworfen, die bis vor einem halben Jahrhundert dort althergebrachte Anschauung gewesen war. Darum erklärten sich jetzt gegen diese Ansicht alle Kleriseien in Ost und West in gleicher Weise. Darum wurde die Glaubensfrage, um die es sich handelte, nicht auf Grund der heiligen Schriften und der Wissenschaft entschieden, sondern ganz allein im Hinblick auf das Machtinteresse der Bischofskirche. Darum wurde, um nur diese, der Hierarchie ungünstige Ansicht und ihre Gründe und Schlußfolgerungen, wie Athanasius harmlos gesteht, zurückweisen zu können, sogar dazu gegriffen, für den Augenblick einen Glaubenssatz als ketzerisch zu erklären, welcher ein halb Jahrhundert später zum Inbegriff der Rechtgläubigkeit erhoben wurde.

Man vergesse nur nie, daß diejenigen, welche zu Rom die Kirchenhäupter waren, Naturell und Praxis der Römer in sich hatten, und daß dieses Naturell und diese Praxis unter dem

christlichen Bischofsrock dieselbe Politik übte, welche die altrömische heidnische Republik und das heidnische Kaiserthum bisher gehandhabt hatten.

Das Vorgehen der Bischofskirche zuerst zur Herrschaft als Hierarchie, dann das des römischen Bischofsstuhls zur Herrschaft über die Bischöfe und zur Weltherrschaft, hat so scharf und kenntlich sich ausgeprägt, schon im dritten Jahrhundert, daß es sich Schritt für Schritt verfolgen und von Stufe zu Stufe nachweisen läßt. Die Verhältnisse, die Umstände kamen diesem Streben zu Hülfe; und Verhältnisse- und Umstände-benützend, Gelegenheiten ausbeutend ist die christlich römische Politik von da an gewesen, wie es die altrömische Politik zuvor immer war. Darum schon ist der Zusammenstoß der durch Paul von Samosata vertretenen Ansicht mit den ihr in der Zeit entgegenstehenden Mächten so wichtig, daß er ausführlicher dargelegt werden mußte. Aber auch darum mußte das geschehen, weil an diesem einzelnen Falle sich Dreierlei aufzeigen läßt: erstens, daß man frühe anfing, über die Gründe des Denkens und Forschens in Glaubenssachen sich aus anderweitigen Rücksichten hinweg zu setzen, und, statt mit Beweisen, mit Gewalt zu widerlegen; zweitens, daß die griechische Bildung eben das ureigene Denken und die Sprache des Begriffs festhielt in der Christenheit und das Fortbildende war für die christliche Wahrheit; drittens, daß man frühe anfing, die Unfähigkeit und die Unwissenheit, die Gehässigkeit und den Fanatismus zu Gericht sitzen zu lassen, als Autorität, um von dieser über Ansichten, die auf wissenschaftlicher Ueberzeugung ruhten, einen Richterspruch thun zu lassen, der verdammte als ketzerisch, was gleich darauf, bei anderer Sachlage, für andere Zwecke, als rechtgläubig erklärt wurde.

Drei und sechzigstes Kapitel.

Origenes.

Das führt uns zurück auf die Schule von Alexandria.

Damit denn doch nicht die Unfähigkeit und die Unwissenheit sofort das Heft, und den Richterspruch über ureigenes Denken und Forschen in Sachen des christlichen Glaubens, allein in Händen habe, und ein blind gebietender Wille zur Autorität werde und seine Anschauungen und Ausdrucksweise als christlichen Glauben der Welt aufzwinge, hatte Gott gesorgt. Schön und klar leuchtet eine höhere Fügung aus dem Gange der Weltentwicklung heraus. Wird wo etwas zum Bedürfniß der Zeit, so ist das schon da, was dieses Bedürfniß befriedigen kann, und wenn wo eine geistige Bestrebung unterliegt, so ist schon das bereitet, was den Gedanken dessen, der unterliegt, weiter führen und fortbilden kann, oder Höheres gibt, als Jener überhaupt hätte geben können.

Wo die Rechtgläubigkeit es zum Verbrechen machen will, eigene Gedanken und Ansichten zu haben, reizt sie jede freie Denkweise gegen sich auf. Das drohte der Kirche durch solche Vorgänge.

Die Kirche zu lehren, daß sie zwar die Wahrheit zu bewahren, aber eben darum nicht in der Wissenschaft eine Gegnerin zu sehen und zu bekämpfen habe, sondern ihre Leuchte, — dazu hatte Gott den Origenes berufen.

Noch lange Zeit schwankte die Kirche hin und her, ohne den rechten Ausdruck für das finden zu können, wie sie die Person Christi gedacht und geglaubt haben wollte, um ihn so, wie sie es seiner Würde, aber auch der Würde der Kirche zugleich, gemäß achtete, den Gläubigen zur Verehrung hinzustellen.

Ueber die Einrede derer, die an der Einheit Gottes, an nur Einer göttlichen Person, festhielten, setzte sich die Kirche hinweg. Sie kümmerte sich, indem sie Christus als ein persönlich göttliches Wesen, als welches er schon vor seinem menschlichen

Daseyn existirt habe, neben die göttliche Person des Vaters stellte, gar nicht um den logischen Schluß, daß zwei Personen, die Gott seyen, nicht Eine göttliche Person, nicht Ein Gott seyn können, und daß es nicht zwei höchste absolute Wesen, sondern nur Ein Höchstes und Absolutes für die Vernunft und den Verstand, für die denkende Wissenschaft gebe; und daß der Eine Gott die Grundlehre des alten Testamentes und ebenso auch die Lehre Jesu Christi selbst und der Apostel sey.

Es war in ihr die dunkle Ahnung der tieferen Gemüther, neben der Berechnung von Kirchenhäuptern, welche Hierarchen waren, daß das Geheimniß der Persönlichkeit Jesu Christi, in welcher göttliches und menschliches Seyn zu Einer Person vereinigt lag, über die Begriffe der damaligen Zeit hinauslag. Der Glaube und der Instinkt des Glaubens ahneten damals, was die Wissenschaft unserer Tage wissenschaftlich dargelegt hat.

Einen bedeutenden Schritt weiter zum Frieden des rechten Ausdrucks für diese Ahnung, und zur Lösung des Bannes, in welchem die Kirche mit ihrer Lehre von der Person Christi gefangen lag, that Origenes, durch seinen Satz: „Der Sohn ist von Ewigkeit her vom Vater gezeugt, ist also von Ewigkeit her und nicht erst in der Zeit entstanden".

Origenes war jener schon öfters genannte große Kirchenlehrer, um das Jahr 185 zu Alexandria geboren. Wir haben ihn kennen lernen, wie er, fast noch ein Knabe, seinen Vater Leonidas zum Märtyrerthum ermuthigte, unter Septimius Severus, im Jahr 202. Nach dem Märtyrertod seines Vaters, welchen zu theilen den Jüngling die zärtliche Gewalt der Mutter gehindert hatte, wurde er, troz seiner jungen Jahre, der Versorger seiner, durch die mit der Hinrichtung des Vaters verbundene Vermögenseinziehung arm und hülflos gewordenen Mutter und seiner verwaisten sechs jüngeren Brüder, durch Abschreiben der Werke der alten klassischen Schriftsteller. Deren Abschriften wurden damals, wie noch lange im Mittelalter, bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst, hoch bezahlt.

Unmittelbar nach dem Märtyrertod seines Vaters war er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern in das Haus einer

reichen Frau zu Alexandria aufgenommen worden. Aber er wollte lieber den Tag über Lehrstunden geben und die übrige Zeit und einen Theil der Nachtstunden mit Abschreiben ausfüllen, als sich und seine Familie in Abhängigkeit von Jemand sehen. Das war der Segen, welchen die sorgfältige Erziehung hinterließ, die ihm sein Vater gegeben hatte.

Der hatte ihn, ahnungsvoll, welche Himmelsgabe das Kind sey, und daß dasselbe eine Sendung für die Welt habe, streng erzogen bei zärtlichster Liebe, ihn selbst unterrichtet in der Grammatik, Logik, Rhetorik und Mathematik, so gründlich als der gelehrte Vater nur vermochte; aber auch keinen Tag hatte er vergehen lassen, ohne mit ihm in den heiligen Schriften zu lesen. Der Vater, ganz praktischer Christ, verwies öfters dem Knaben seinen Fürwitz, wenn derselbe über das Gelesene Fragen machte, die auf Erklärung von Geheimnissen gingen, welche dem Vater verborgen waren.

So früh regte sich in dem jungen Origenes der Drang nach tieferem Eingehen in den Sinn der Schrift. Aber auch an ihm zeigte sich, wie mächtig und länger nachhaltend Erziehungseindrücke sind, und wie sie selbst eine gewaltige Naturanlage eine Zeitlang in ihrer Entwicklung zurück zu halten, ja ihr eine entgegengesetzte Richtung aufzuzwingen vermögen.

Des Vaters Beispiel und Erziehung wirkte auf Origenes so, daß er, während er schon im Unterrichte des Clemens von Alexandria war, von dessen Spekulation zuerst sich gar nicht berühren ließ, und, wie sein Vater, nur das Praktische aus der heiligen Schrift herauslesen wollte, vorzog ein Gläubiger zu seyn, und kein Wissender (Gnostiker) werden wollte. Das war so stark in ihm, daß das neben seinem Selbstgefühl und Unabhängigkeitsdrang wesentlich auch mitgewirkt hatte, das Haus jener reichen und vornehmen Christin zu verlassen.

Dieselbe hatte nämlich, bald nach der Aufnahme seiner Familie, einen syrischen Gnostiker Paulus an Kindesstatt angenommen, und in ihrer Wohnung waren Zusammenkünfte von Wissenden, selbst von Solchen, die für christliche Ketzer galten. Wie es scheint, waren diese Ketzer keine andere, als Solche, welche

das Christenthum nicht nach dem gewöhnlichen wörtlichen Sinn auffaßten und auslegten, sondern allegorisch Manches deuteten. Zwar nahmen auch Rechtgläubige an diesen Zusammenkünften Theil; es gab sich von selbst, daß in diesen Tagen, wo der Sturm der Verfolgung über allen Christen wüthete, sich zu einander hielt, was Christ war und hieß, ohne Unterschied der Parteifarbe. Origenes aber hielt es für eine Sünde, mit „Ketzern" zu verkehren. Später hat er darüber ganz anders gedacht.

Er war bisher Schüler in der Katechetenschule zu Alexandria. Da sah er, daß die Lehrer der Verfolgung sich durch die Flucht entzogen, selbst Clemens. Unter diesen Umständen trat er, der Jüngling, an die Spitze der Katechetenschule als Lehrer, berufen von dem Bischof Demetrius, aber ohne Gehalt, im Jahre 203. Achtzehn Jahre war er damals alt.

Mit einem Gehülfen, welchem er den Elementarunterricht an der Schule überließ, versah er dieses Amt mit wunderbarem Eifer, und leitete den höheren Unterricht durch Rede und Schrift. Um seiner Stellung ganz zu genügen, studirte er Tag und Nacht nebenher Philosophie, unter der Leitung des Neuplatonikers Sakkas.

Aeußerst sparsam, nicht bloß aus Armuth, sondern aus Grundsatz und durch Erziehung, genügsamst und bedürfnißlos schon im reichen Hause seines Vaters geworden, wurde er jetzt Ascet, im strengsten Sinne des Worts. Die Ascese galt ihm als Weg zu christlicher Vollkommenheit. Die Ascese führte er auch in seine Schule ein, in welcher nicht bloß Jünglinge, sondern auch Jungfrauen, zuhörten. Hatte er bisher durch strengste Zucht des Leibes Schülern und Schülerinnen vorgeleuchtet, so führte ihn jetzt sein ascetischer Eifer und der ihm anerzogene Wortverstand der Schrift zu einer Verirrung.

Die Worte Jesu: „Es gibt Verschnittene, welche sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen" (Matth. 19, 12.), wandte er buchstäblich auf seinen Leib an; er entmannte sich selbst; entweder aus Schwärmerei, welche diese Stelle mißverstand, als ein zu befolgendes Gebot; oder um der Versuchung im Zusammenseyn mit seinen weiblichen Asceten enthoben zu

werden; oder um sein Verhältniß als Lehrer gegenüber den erwachsenen, schwärmerischen Zuhörerinnen und „Schwestern" vor jeder übeln Nachrede sicher zu stellen.

Diesem Schritt folgte schnell die Reue: und sie wurde der Anlaß zum Umschwung in seiner christlichen Anschauungsweise — ein Umschwung, welcher für das Christenthum unberechenbar segensreiche Folgen hatte. Damit fiel für ihn die Binde von seinen Augen.

Dem Mann, welcher von Gott die Sendung hatte, den Buchstabendienst zu brechen, wurde in dem Durchgang durch diese schmerzliche Verirrung die Erleuchtung, daß „der Buchstabe tödtet, und der Geist lebendig macht".

Er hat seine buchstäbliche Auslegung und die daraus gefolgte That für einen großen Irrthum, für ganz verwerflich, erklärt, und gerade jene Stelle des Matthäus-Evangeliums allen Gläubigen als Beweis vorgehalten, wie nothwendig ein tieferes Eingehen in die Schrifterkenntniß, eine geistige Auffassung, ja wie nothwendig die Allegorie sey, um grobe Ungereimtheiten zu vermeiden.

Origenes ging damit vom Buchstabenglauben zur christlichen Gnosis über. Er studirte die Werke Plato's und der andern griechischen Weltweisen, studirte die Schriften aller Andersgläubigen aus der Christenheit, und er lernte, um das alte Testament in der Grundsprache erforschen zu können, die hebräische Sprache.

Was er that, diente Alles seinem Zwecke, dem Christenthum Seelen und Raum zu gewinnen durch eine erleuchtete Erkenntniß und Erklärung, Waffen wider die Gegner zu gewinnen und Mittel für die Weltausbreitung der Sache, für welche er begeistert war. Seine unabläßige Geistesarbeit, sein niegesehener Fleiß und seine Abhärtung erwarben ihm den Beinamen: der „Diamantene", der „Eherne". Rein und hart wie Diamant und Erz stand er in den fortwährenden Verfolgungen, die über die Christen ergingen, ein Vorbild Allen durch seinen Charakter und durch seinen Glaubensmuth.

Zu den gefangenen Christen ging er; er tröstete sie, er stärkte

sie. Er begleitete die Märtyrer und Märtyrerinnen zur Richtstätte. Er scheute keine Gefahr. Wunderbar hob die Vorsehung ihn selbst über die Verfolgung hinweg. Er, der mitten inne in der Verfolgung stand, als der unerschrockenste und lauteste aller Zeugen des Glaubens, fiel nicht als Opfer; er sollte für die große Sendung, die er hatte, bewahrt bleiben.

Diesen Charakter und diesen Geist, diese Persönlichkeit, verschonte die Wuth, die das Blut so vieler Märtyrer vergoß. Es war die Zeit, in welcher der heidnische Fanatismus stehen blieb vor einer solchen Verbindung von geistiger und sittlicher Kraft und Schönheit, ohne sie anzutasten: das Höhere, welches davon ausging, wirkte in einer verkommenen Zeit wunderbar.

Da er mit Gelehrten aller Ansichten verkehrte, so wuchs dadurch die Freiheit und Unbefangenheit seiner Anschauung und erweiterte sich sein Horizont. „Da ich mich, heißt es in einem seiner Briefe, ganz der Verkündigung des göttlichen Wortes geweiht hatte, und sich der Ruf meiner Geschicklichkeit verbreitete, so daß bald Ketzer, bald Solche, die in den griechischen Wissenschaften sich umgesehen hatten, zu mir kamen, schien es mir nothwendig, alles Das vollständig zu prüfen, was die von der Kirchenlehre Abweichenden lehrten und was die Philosophen von der Wahrheit zu wissen vorgaben."

So war er bemüht, Spuren der Wahrheit, wo sie sich nur immer fänden, bei allen Parteien und Sekten aufzusuchen, und das Gute und Wahre, von welcher Seite immer es käme, anzunehmen, mit den verschiedenartigsten Menschen umzugehen, mit Heiden, Juden und Christen aller Art, eben zu dem Zweck, allen Arten von Menschen den Weg zu Christus zu zeigen, und in ihnen dieselbe Liebe zu ihm, dieselbe Erkenntniß zu entzünden, wie sie in ihm selbst waren.

Da er eine solche Begeisterung und ein so weit ausgebreitetes Wissen zur Auslegung der heiligen Schriften und des Christenthums hinzubrachte, so galt er bald als einer der ersten christlichen Gelehrten seiner Zeit, und da er seine Schüler durch den ganzen Kreis griechischer Bildung hindurchführte, und sie in ein geistiges Verständniß der Schrift, in die christliche Wissenschaft ein-

leitete, zog er immer mehr Schüler und Schülerinnen an. Angesehene Männer Alexandria's hörten seine Vorträge, Häretiker aller Art ließen sich durch ihn zu der allgemeinen Kirche zurückführen.

Unter diesen war Ambrosius, ein Gnostiker aus Valentins Schule. Der wurde von nun an ein treuer Freund des Origenes, und sein Reichthum kam dessen schriftstellerischem Wirken sehr zu Statten. So z. B. besoldete Ambrosius seinem verehrten Freund und Meister sieben Schreiber, welche dieser eine Zeit lang den ganzen Tag und tief in die Nacht hinein durch fortwährendes Diktiren abmüdete. Immer standen dem Origenes des Freundes Geldmittel offen.

Sein Ruhm wuchs reißend schnell im Morgen- und Abendland. Ein arabischer Fürst lud ihn zu sich ein, er ging nach Arabien und wirkte daselbst eine Zeit lang für die Verbreitung des Christenthums und die Einrichtung der Gemeinden, vielleicht auch für Schlichtung von Streitigkeiten, die unter den dortigen Christen ausgebrochen waren. Er besuchte Rom, überall in glänzender Weise anerkannt.

Demetrius, der Bischof zu Alexandria, war Anfangs durch die Erfolge seines Schützlings geschmeichelt; aber der ihn verdunkelnde Glanz seines Ruhmes weckte bald seinen Neid, der den Haß gebar.

Mit des Demetrius Willen noch war er nach Arabien gegangen. Aber schon anders war es, als im Jahre 218 die Mutter des Kaisers Alexanders Severus, jene edle geistvolle Frau, Julia Mammäa, bei ihrem Aufenthalt in Antiochien durch eigene Abgeordnete den „berühmten" Origenes dahin zu sich holen ließ, und als die allgemeine Meinung der Persönlichkeit des Origenes, seinem Geist und seiner Beredtsamkeit die Begünstigungen zuschrieb, deren die Christenheit vom Kaiserhof sich zu erfreuen hatte.

Um den Glanz des großen Kirchenlehrers wenigstens in seiner nächsten Nähe zu dämpfen, hatte ihm der Neid des Bischofs Demetrius jede kirchliche Auszeichnung vorenthalten. Noch im vierzigsten Jahre hatte Origenes es in seiner Vaterstadt Alexandria zu keiner kirchlichen Würde gebracht.

Vier und sechzigstes Kapitel.

Verketzerung des Origenes.

Viele Länder hatte Origenes, wie er selbst sagt, besucht, „um überall diejenigen kennen zu lernen, welche etwas Besonderes zu wissen vorgaben“. Auf einer solchen Reise war er schon vor dem Jahre 220 wieder nach Cäsarea in Syrien gekommen. Als Flüchtling war er schon einmal in dieser Gegend gewesen; denn im Jahre 215 hatte er sich unter Kaiser Karakalla, der zwar nicht die Christen überhaupt, aber Alexandria und die Schulen von Alexandria, verfolgte, dorthin begeben, und in Palästina, wie er sich ausdrückt, „die Fußstapfen Jesu und seiner Jünger, wie die der Propheten, aufgesucht“.

Auf der zweiten Reise dahin nun ließ er sich, wie wahrscheinlich schon früher, durch die Kirchenvorsteher daselbst bewegen, in Cäsarea zu predigen und die Schrift auszulegen.

Das war gegen den Gebrauch der alexandrinischen Kirche. In dieser Kirche war es Herkommen, und Ordnung seit länger, daß beim Gottesdienst nur ein solcher als Redner auftreten durfte, welcher die geistliche Weihe hatte, „Priester“ war. Gegen den syrischen Gebrauch war es nicht. In Asien war es noch Jedem frei, der die Gabe dazu hatte, in den gottesdienstlichen Versammlungen die Schrift auszulegen. In Alexandria aber gab das wissenschaftliche Amt des Origenes ihm noch nicht die Befugniß, zu „predigen“. Das Predigtamt war dort ausschließlich von den kirchlich „Geweihten“ zu Handen genommen.

Wie Demetrius in Alexandria hörte, daß Origenes zu Cäsarea, ohne die geistliche Weihe als Priester erlangt zu haben, gepredigt, und allgemeine Bewunderung und Ehre davon getragen habe: da grollte er tief. Er mißbilligte das Benehmen der Kirchenvorsteher zu Cäsarea, schickte Diakone ab, den Origenes nach Alexandria zurück und in die Beschäftigung mit seiner Schule einzuweisen. Origenes hatte gehorcht. Aber acht Jahre später unternahm er zu kirchlichen Zwecken abermals eine Reise nach Achaia. Auf ihr berührte er Jerusalem und Cäsarea.

Bischof Alexander zu Jerusalem war sein Jugendfreund, Bischof Theoktistus von Cäsarea war sein Verehrer. Alexander begleitete ihn nach Cäsarea, und beide Bischöfe weihten ihn daselbst zum „Presbyter".

Demetrius scheint dieß so genommen zu haben, daß diese Weihung nicht zufällig, sondern verabredet gewesen sey, um ihn sein bisheriges Benehmen gegen Origenes empfindlich fühlen zu lassen.

Das Letztere ist wahrscheinlich; aber auch noch etwas Weiteres. Denn nach der bereits geltenden Regel stand es nur dem Metropoliten zu, seine Untergebenen zu kirchlichen Würden zu befördern. Origenes und seine Freunde wußten, daß seine Priesterweihung ein Eingriff in die angemaaßten Rechte eines Metropoliten war.

Daraus geht klar hervor, daß dieser Schritt absichtlich geschäh, als ein Protest gegen die Anmaaßungen der Bischofskirche; daß diese Drei einen Versuch machen wollten, wie weit eine Bewegung gegen das, die christliche Freiheit einengende, priesterherrschaftliche Element Anklang finde in der Christenheit des Morgenlandes.

Demetrius rief ihn zurück, und sein Neid und Groll gingen jetzt zu offener Verfolgungssucht vor. Diese unreinen Beweggründe suchte er durch Eifer für das Ansehen der Kirche und ihre Ordnungen zu bemänteln, und namentlich für die Reinheit des Glaubens. Er verdächtigte Origenes als Irrlehrer und rief und hetzte die von ihm abhängigen kleineren Bischöfe und die Geistlichen, auch die Menge, gegen ihn auf, auf einer Synode zu Alexandria im Jahre 231, wohin er lauter ihm ergebene Geistliche eingeladen hatte, ließ er die Priesterwürde des Origenes für nichtig erklären und ihm den Aufenthalt in Alexandria verbieten. Die so lange ohne Anlaß zu ihrer Befriedigung gereizte Eifersucht und Rachgier des Hierarchen begnügte sich aber nicht damit. Sein Neid und das Gefühl der vermeintlichen Kränkung seines bischöflichen Ansehens riefen eine zweite Synode im Jahre 232 in Alexandria gegen Origenes zusammen. Der Kampf gegen den in der ganzen Welt gefeierten Kirchenlehrer, den der

Hierarch Demetrius gegen den der Hierarchie abholden, geistesfreien Mann begonnen, hatte ganz Alexandria nicht nur in Bewegung gebracht, Egypten nicht nur, sondern er erregte die christliche Welt für und wider.

Origenes hatte, durch die erste Synode von seiner Schule zu Alexandria verdrängt, diese seine Vaterstadt freiwillig verlassen; denn kein Metropolitenbefehl und kein Synodalbeschluß hatten irgend rechtliche Befugniß, ihm den Aufenthalt zu verbieten. Auf der zweiten Synode klagte ihn Demetrius an: „Derselbe habe in seinen Schriften durch fremdartige und willkürliche Spekulationen christliche Glaubenslehren zu verfälschen sich erlaubt.“ Auch Protokolle über Verhandlungen, welche Origenes in Palästina mit dortigen Gnostikern gepflogen hatte, waren zur Unterstützung dieser Anklage vorhanden. Weiter klagte ihn Demetrius der Verachtung der Kirchengesetze an. Jene jugendliche Uebereilung der Selbstverschneidung benützte Demetrius schon früher gegen ihn, als ein Vergehen gegen 5 Mos. 23, 1., das ihn allein schon der Priesterwürde unfähig mache. Aber sogar zur Lüge nahm der hierarchische Haß und Neid seine Zuflucht: Demetrius hatte die Stirne, den durch christliche Festigkeit und Glaubenstreue Allen vorleuchtenden Origenes zu beschuldigen, er habe an einem Götzenopfer Theil genommen.

Die Synode erklärte ihn für einen Irrlehrer, der Verachtung der Kirchengesetze schuldig, der Selbstverstümmelung schuldig und stieß ihn aus der Gemeinschaft der Kirche aus.

Die Folge war eine Spaltung der Kirche. Die ganze Bischofskirche nahm gegen Origenes Partei. Nur da, wo man Sinn hatte für die Wissenschaft, und wo Origenes persönliche Freunde und Verehrer unter den Bischöfen hatte, erklärte man sich gegen das Verfahren des Metropoliten zu Alexandria und seiner Synoden, als gegen eine Gewaltthat. Nur einige Bischöfe, persönliche Freunde des Origenes, nämlich die in Palästina, Phönizien, Arabien und Achaja, sprachen sich für ihn aus, alle anderen gegen ihn, voran der römische Bischof.

Origenes war wieder nach Cäsarea in Syrien gegangen, dort mit größter Auszeichnung aufgenommen worden, und eröff-

nete daselbst eine gelehrte christliche Schule, welche bald an Blüthe mit der von Alexandria wetteiferte: so groß war der Zudrang dazu und ihr Ruhm. Es zeigte sich, daß die Schule da ist, wo der Meister ist. Noch im vierten Jahrhundert waren in Palästina die Spuren des wissenschaftlichen Geistes sichtbar, der hier durch ihn angeregt und belebt worden war. Er legte hier einen ganz neuen Boden für christliches Wissen, Glauben und Leben, und er hatte den Segen davon während seines Lebens und noch nach seinem Tode zu genießen. Denn die wissenschaftliche Macht, welche von ihm aus und in seine Schüler und Schülerinnen überging, war so groß, daß der Widerspruch und die Verdächtigungen gegen ihn verstummen mußten, vereinzelt verklangen, und Gegner beschwichtigt oder für ihn gewonnen wurden.

Selbst der Kaiser Philippus Arabs und dessen Gemahlin ehrten ihn, und er stand mit ihnen in Briefwechsel. Denn heidnische wie christliche Zeitgenossen staunten ihn an als ein Wunder von Gelehrsamkeit und wissenschaftlichem Geiste. Er überragte auch an Beidem Alle in diesem Zeitalter, sowohl Heiden als Christen, und mehr als ein Jahrtausend nachher ist keiner weder unter Heiden noch Christen aufgestanden, der es ihm an Beidem gleich gethan hätte.

Noch heute lebt der Theologe wie der Philosoph wesentlich auch von dem, was Origenes als Kritiker und als Denker vorgearbeitet hat, so viel auch von seinen Leistungen für uns verloren gegangen ist.

Der Schutz des Kaisers Philippus und dessen Unterstützung bei seinem wissenschaftlichen Wirken mußten ihn freilich auch hoch über die Verfolgungen seiner Feinde wegheben; doch genoß er diesen erst, nachdem er fünfzehn Jahre lang sich durch sich selbst gehalten hatte; denn Philippus regierte von 244—249. Zu Cäsarea erreichte auch seine schriftstellerische Thätigkeit ihren Höhepunkt.

Bald nach seiner Uebersiedelung dahin hatte er die Freude, den Bischof von Cäsarea in Kappadocien, Firmilianus, bei sich zu sehen, der eigens wegen Origenes nach Palästina kam, um ihn kennen zu lernen, und der ihm so sehr Freund wurde, daß er während der dreijährigen Verfolgung unter Kaiser Maximin,

vom Jahre 235 bis 238, seine Zuflucht zu Firmilian nach Kappadocien nahm und daselbst im Hause einer Wittwe verborgen lebte.

Wie die Kirche wieder zur Ruhe kam unter Gordian, ging er nach Nicomedia, wo er seinen alten Freund Ambrosius traf, und von da nach Athen, wo er längere Zeit verweilte. Ueberall wirkte er als Mensch und als Schriftsteller für das Christenthum, doch hatte seine Reise hauptsächlich wissenschaftliche Zwecke. Zurückgekehrt in das syrische Cäsarea wurde er zu arabischen Synoden eingeladen; so nach Bostra, wo er Beryllus überzeugte und dadurch eine Spaltung verhütete. In einer anderen Kirchenversammlung arabischer Bischöfe schlichtete er einen Streit, den arabische Lehrer durch die Sektenmeinung veranlaßt hatten, daß die menschlichen Seelen mit dem Leibe zugleich sterben und erst am jüngsten Tage wieder mit ihm auferweckt werden. Auch diese brachte Origenes von ihrem Irrthum zurück, indem er die Unsterblichkeit der Seele gegen sie vertheidigte und sie so von der Wahrheit überzeugte. Was Wenigen in der Geschichte der religiösen Kämpfe gelungen ist, das gelang ihm, solche, die andern Glaubens waren, sogar erklärte Ketzer, durch Gründe zu überzeugen.

Gerade weil Origenes die Wahrheit nicht aufdringen oder gar aufzwingen wollte, sondern nur durch Ueberzeugung zur Wahrheit führte, gelang ihm sein Wirken. Nur an beweisende Gründe, durch die man überzeugt wird, gibt man die eigene Meinung hin, um die andere, als wahr erkannte, dafür hinzunehmen.

So war derjenige, den man in seinem eigenen Heimathland als Irrlehrer verschrieen und aus der Kirche gestoßen hatte, wohin er kam, ein Führer zum wahren christlichen Glauben; der „Schriftgelehrte fürs Himmelreich" brachte Frieden und nicht Streit. Der Christenheit wurde er zur Stütze durch seinen Einfluß am Kaiserhofe zuerst des Severus, dann des Philippus. Und das Christenthum wurde von Keinem so großartig vertheidigt, als von Origenes durch seine berühmte Schrift gegen Celsus.

Wie er in seiner Jugend sein Leben für Christus einzusetzen bereit war, so blieb er es bis ans Ende. Er suchte zwar später den Märtyrertod nicht mehr und glaubte von da an die Christen

berechtigt, den Verfolgungen auszuweichen. Aber in der großen Verfolgung unter Decius gab er den Beweis, daß der Greis Origenes an Standhaftigkeit und Muth derselbe war, wie einst der Origenes der zarten Jugendtage. Ergriffen und ins Gefängniß geworfen, sollte auch er durch Mißhandlungen zur Verläugnung gezwungen werden. Sein Hals wurde mit eisernen Ketten belastet, seine Füße wurden in den Block gespannt. Das, und auch die Qualen der Folter, hielt er männlich aus. Er sah dem Feuertod entgegen, als die Verfolgungen stillstanden, durch des Kaisers Tod.

So kam mit vielen Anderen Origenes wieder in Freiheit. Was er aber erduldet, ging ihm nach; und er starb wenige Jahre nach seinen Martern zu Tyrus im Jahre 254 im neun und sechzigsten seines Alters. Im Kerker noch hatte er eine „Ermahnung zum Märtyrerthum" geschrieben, zur Stärkung der Gläubigen.

Fünf und sechzigstes Kapitel.

Des Origenes Schriften und Ansichten.

Origenes war ein so überaus fruchtbarer und vielseitiger Schriftsteller, daß Hieronymus zu Ende des vierten Jahrhunderts die Zahl seiner Schriften auf zwei tausend angibt und staunend ausruft: „Wer von uns kann so viel lesen, als Origenes geschrieben hat."

Das theologische Wissen, und dessen Grundlage, das Studium der heiligen Schriften, hat er unberechenbar gefördert, durch Kritik, wie durch Erläuterung, und Sammlung. Sieben und zwanzig Jahre arbeitete er an einer kritischen Ausgabe des alten Testaments. Mit großen Kosten, die sein Freund Ambrosius dafür aufwendete, hatte er die verschiedenen griechischen Uebersetzungen des alten Testaments zusammen gebracht und sie mit dem hebräischen Grundtext zusammen gestellt. In sechs Columnen stellte er neben einander den hebräischen Grundtext, die

Uebersetzung der Siebzig, und die Uebersetzungen des Aquila, des Symmachus, und des Theodotion. Das ist der unter dem Namen der „Hexapla" bekannte, kritisch genaue und berichtigte Text des alten Testamentes.

Durch kritische Zeichen hatte Origenes am Rande jede Abweichung und Verschiedenheit zwischen dem Grundtext und den Uebersetzungen augenfällig gemacht. Fünfzig Bände umfaßte dieses kritische Werk. Dieser Umfang war Schuld, daß es nicht durch Abschriften vervielfältigt wurde. Das Werk blieb in Tyrus, wo es vollendet worden war, bis ins vierte Jahrhundert, dann kam es nach Cäsarea. Bei der Einnahme dieser Stadt durch die Sarazenen im Jahre 653 verbrannte es mit der dortigen Bibliothek. Nur Bruchstücke sind auf uns gekommen, sehr verunstaltete Abschriften einzelner Theile des Gesammtwerkes.

Auch mit einer Kritik des neutestamentlichen Textes hatte sich Origenes beschäftigt, aber nichts Schriftliches darüber hinterlassen. Ueberhaupt ist im Verhältniß nur Weniges von Origenes auf uns gekommen und dieses Wenige meist in lateinischer Uebersetzung des Rufinus, der, da im vierten Jahrhunderte Origenes als nicht ganz rechtgläubig galt, aus Vorliebe für den guten Ruf des von ihm bewunderten Meisters die Stellen wegließ oder änderte, von denen er glaubte, daß die Rechtgläubigkeit sich daran stoßen würde.

Ueber alle Bücher der heiligen Schrift hat er theils Kommentare geschrieben, theils Vorträge gehalten. Die letzteren besitzen wir noch ganz, wie sie von den Händen christlicher Jungfrauen nachgeschrieben worden sind. Diese Auslegungen oder Lehrvorträge (Homilien) über Bibelstücke, überraschen durch den Gedankenreichthum bei größter Einfachheit des Ausdrucks. Auch haben wir von ihm eine Schrift, welcher der erste Versuch einer Entwicklung der Glaubenslehren ist, eine Jugendarbeit. Eine seiner reifsten Arbeiten, seine Vertheidigungsschrift des Christenthums gegen Celsus, voll Scharfsinn und Beredtsamkeit, ist uns vollständig erhalten, und eine Masse von Briefen, die er schrieb und die wegen seines Eingreifens in die allgemeinen christlichen Verhältnisse für die Geschichte der Kirche, wie der ganzen Zeit

bedeutend gewesen wären, ist bis auf einen einzigen für uns verloren.

In einem wahrhaft seltenen Verein waren in diesem Werkzeug Gottes für Fortbildung des Christenthums, in Origenes, in gleich großer Kraft beisammen, Phantasie, wissenschaftlicher Verstand und Scharfsinn, Fleiß und Schwung des Geistes.

Für die Geschichte der Kirche ist die Kenntniß seiner Theologie wichtig und der ihm eigenthümlichen Schriftauslegung.

Er unterschied in jeder bedeutsamen Stelle der Schrift einen dreifachen Sinn, den buchstäblichen, den moralischen und den mystischen Sinn. Diese Unterscheidung entsprach bei ihm seiner Eintheilung des Menschen, in Leib, Seele und Geist.

Das ist das besonders Merkwürdige an diesem Mann, daß in seiner Person zwei wissenschaftliche Richtungen vereinigt und in gleicher seltenster Großartigkeit vertreten waren, welche sonst auf allen Gebieten des Wissens als sich ausschließende und einander feindselig bekämpfende erscheinen, die Richtung auf die Textkritik, den Buchstaben, und zugleich die Richtung auf die geistige Ausdeutung des Buchstabens.

Derselbe Mann, der sieben und zwanzig Jahre riesenhaften Fleißes auf eine kritische Herstellung des Grundtextes verwandte, war ein Feind des sich Anklammerns an den Buchstaben und der Hauptvertreter der geistigen Auslegung der Schrift. Sicher gestellt wollte er durch seine Kritik den Buchstaben wissen, darum wandte er so viel Jahre voll Fleiß und Mühen, so viele Reisen und so große Kosten darauf — ein Beweis, daß er den Buchstaben zu schätzen wußte.

Aber viel wichtiger war ihm bei der Auslegung der heiligen Schriften die Enthüllung des tieferen Sinnes, neben dem buchstäblichen Sinne, und mit seinem glänzenden Scharfsinn und mit seiner reichblühenden Phantasie hat er dem Christenthum über die Erstarrung im Buchstaben hinüber geholfen, wie mit dem erneuten Zauberstabe des Mose. Er war es, welcher die Befreundung der gebildeten heidnischen Welt erst recht vermittelte mit dem Christenthum, das in seiner buchstäblichen Erstarrung

weltabstoßend geworden wäre. Er überwand den Gnosticismus, den heidnischen wie den halbchristlichen Gnosticismus, indem er, den leeren schwindelnden Höhen dieses Gnosticismus gegenüber, die unerschöpflich reichen Tiefen der christlichen Gnosis aufschloß.

War er auch mit seinem Lehrer Clemens, mit dem er nur kurz persönlich verkehrte, auf demselben Boden der Anschauung, so gilt er doch mit Recht als das Haupt und Tonangeber der alexandrinisch christlichen Anschauung in Glauben und Leben. Er ist weit hinaus gegangen über den Lehrer und größer als dieser durch Geist und Freiheit. Darin stimmten Clemens und er zusammen, daß nicht bloß in der jüdischen Geschichte eine Vorbereitung auf das Christenthum anzuerkennen, sondern der Gedanke einer Erziehung der Menschen durch Gott auf die ganze menschliche Geschichte anzuwenden sey; daß sie die Besseren unter den Weisen des Heidenthums auch als Werkzeuge des göttlichen Geistes ansahen, und die Philosophie als eine Macht für den Dienst der Religion verwandten; die christliche Gnosis nicht der allgemeinen Kirchenlehre entgegen setzten, aber die Schrift mit freiem denkendem Geist auffaßten, und die Kirchenlehre mit dem Lichte der Wissenschaft durchzogen.

Den geistigen Gehalt der Schrift heraus zu finden, ihn zu beleben und zu begründen, das machte Origenes sich zur Aufgabe; den Besitz zu höherer Klarheit und Reinheit durchzubilden, und das Unhaltbare bisheriger Auffassungen und Anschauungen fallen zu lassen und fallen zu machen.

Schon von Clemens war gesagt worden, der Glaubende und der Wissende unterscheiden sich also von einander: „der Glaubende habe den Autoritätsglauben der Kirche, ohne in den Geist der Schrift, in die beseelenden Grundwahrheiten und deren inneren Zusammenhang einzudringen; und Furcht und Hoffnung seyen für den Glaubenden die Triebfedern zum Handeln, wenn er auch gleich nicht ohne höhere Kraft handle. Der Wissende aber dringe, von keiner Autorität gebunden, in die Schrift selbst ein, ziehe sich seine Glaubenslehre aus der Schrift selbst ab, erkenne das innere Wesen des Christenthums, lerne dadurch

das Wahre und Falsche überall unterscheiden und alle menschlichen Erkenntnißstufen würdigen; als Endziel der göttlichen Menschenerziehung schaue er Liebe und allgemeine Erlösung, und auch seines eigenen Denkens und Lebens Seele sey nur Liebe. Jeder vermöge, vom Glauben zum Wissen zu gelangen; aber zum letzteren auch nur durch den Glauben".

Das war auch die Anschauung des Origenes. Nur führte er sie noch reicher und geistvoller aus. Bei aller Kritik und allem Fleiß für Feststellung des ächten Buchstabens war ihm das Eindringen in das, wie er es nannte, „geistige Evangelium" die Hauptsache. Die Geistesgemeinschaft mit dem Erlöser nannte er die Seele der Schrift, und diese Geistesgemeinschaft war ihm das nothwendige Mittel, in die tiefere Wahrheit der Schrift einzudringen, in den ächten Sinn des Christenthums.

Sechs und sechzigstes Kapitel.

Des Origenes Ansicht von der Heiligen Schrift.

Origenes war ganz dazu geschaffen und gesandt, das Christenthum für immer hinweg zu heben, einerseits über Judenthümliches, andererseits über die Verirrungen des Gnosticismus. Er nahm, was Jedes von Beiden Wahres an sich hatte, in seine christliche Weltanschauung auf; die Beschränktheit, in welcher dieses Wahre bisher in Beiden sich gezeigt hatte, fiel hinab und das wirklich Wahre daran schmolz sich ein in die allgemeine christliche Wahrheit. Keinem war bisher so wie ihm gelungen, die religiösen Grundwahrheiten aus den Thatsachen des Christenthums zu entwickeln, die Einseitigkeit der bloß historischen Auffassung des Christenthums auszugleichen, und es als die Religion des Geistes den Gebildeten annehmlich zu machen.

Origenes ist der eigentliche Gestalter dessen, was man „Philosophie des Christenthums" genannt hat.

Indem wir der Bannung und Bindung der Geister durch die katholische Kirche, dem Umschlag der christlichen Freiheit in ihr Gegentheil, entgegen gehen, müssen wenigstens die Grundzüge dessen gezeichnet werden, was wissenschaftlich christliche Anschauung war, auf der Schwelle des Uebergangs der freien christlichen Kirche in die Zeit der Bischofskirche und der Hoftheologie.

Für die Lebensgeschichte der Kirche ist Manches nicht wichtig, was für die Geschichte der Glaubenslehre, die Dogmengeschichte, wichtig ist; und der Raum unseres Buches erlaubt nur, das herauszuheben, was für die erstere von Bedeutung ist, und sich durch den ganzen Verlauf der christlichen Geschichte stets als wissenschaftliche Uranschauung in ihrer Bedeutung erhalten und geistig nachgewirkt hat bis auf unsere Tage; das, wodurch Origenes der freien Bewegung des Geistes auf dem religiösen Gebiet für alle Zeiten die Berechtigung erobert und festgestellt und jede dieselbe beeinträchtigende Zeit als eine solche hingestellt hat, die unchristlich ist, los von Gott und vom Geist, also gott- und geistlos.

Man muß auch bei Origenes wie bei allen geistig bedeutenden Menschen unterscheiden zwischen Jugendanschauungen und gereiften Ansichten.

Origenes, der auch der Urheber einer gelehrten wissenschaftlichen Schriftauslegung (Exegese) ist, ging von zwei Grundgedanken aus. Der eine war: „Gott ist ein reingeistiges, durch und durch vollkommenes Wesen". Der andere war: „Der Mensch ist seinem wahren Wesen nach gottähnlich, darum sittlich frei. Auch der gegenwärtige Zustand des Menschen ist durch Freiheit geworden und verschuldet".

Während nun Origenes im Ganzen auch die Wahrheit des Buchstabens und der Schrift festzuhalten suchte, und um die richtige Auslegung desselben sich hohe Verdienste erwarb, trat ihm doch in der heiligen Schrift manche Stelle entgegen, welche seinem ersten Grundgedanken, dem rein geistigen Wesen der Gottheit, zu widersprechen schien. Es war ihm leicht, diesen seinen Grundgedanken aus den Hauptstellen der Schrift schlagend darzuthun.

Mit diesen Hauptstellen durften andere Stellen offenbar nicht in wirklichem Widerspruch stehen. Er verfuhr nun also.

Vor der heiligen Schrift, soweit nämlich zu seiner Zeit altes und neues Testament zusammengestellt, und Neutestamentliches als ächt allgemein schon anerkannt war, hegte er eine tiefe Ehrfurcht, und sie war ihm, wofür sie die Kirche hielt, ein Werk des heiligen Geistes; er sah in ihr nicht bloß ein Menschenwerk wie andere Schriften, sondern sie war ihm, obwohl in ihren Theilen zu verschiedenen Zeiten, und von verschiedenen Verfassern, welche Menschen waren, abgefaßt, ein heiliges Ganzes, mit innerem lebendigen Zusammenhang, vom Geiste Gottes durchdrungen.

Sie mußte nach ihm von einem, der „in geistiger Weise Christ war", wie er den wahren Christen nennt, so ausgelegt werden, daß zuerst der Wortlaut, der Wortsinn, erklärt wurde; dann mußte durch den Wortlaut zur sittlichen Anwendung, wie durch den Leib zur Seele, durch die sittliche Anwendung aber zur geistigen Erfassung des tieferen Sinnes, wie durch die Seele zum Geist, hindurchgedrungen werden.

Er erklärte die bloß buchstäbliche Auffassung einer Schriftstelle, welche höhere Glaubenswahrheiten enthielt, wofern diese nicht mit den Grundgedanken, ihrem Wortsinn nach, zusammenstimmte, geradezu für eine falsche; denn sie müsse den Glauben irre leiten.

Darum erklärte er den Buchstaben, wo er nicht vornherein einen guten, mit den göttlichen Grundwahrheiten zusammenstimmenden Sinn gab, für eine bloße Hülle, die den Kern, für eine Einkleidung, die den Geist decke. Die Hülle müsse abgestreift oder durchbrochen werden, damit der Kern hervortrete; aus der Einkleidung müsse der Geist herausgefunden werden.

Wo von Gott in der Schrift menschlich geredet werde, da sey es nur eine „mythische" Einkleidung; von Gott gebraucht, erstens darum, weil der menschlichen Vernunft ein zureichender Begriff von Gott so wenig gegeben werden könne, als das schwache Menschenauge die Klarheit der Sonne anschauen könne; zweitens von Gott gebraucht und zugelassen darum, damit sie „ein Stein des Anstoßes sey,

und die Menschen überhaupt, zumal die weiseren, zu der Nothwendigkeit hinleite, den tieferen Sinn zu erforschen".

Das unterscheidet ihn von Marcion. Marcion erklärte solche Stellen der neutestamentlichen Schriften geradezu daraus, daß die judenthümliche Anschauung derer, welche die Evangelien zusammengetragen, den Sinn der Worte Jesu öfters nicht verstanden, und dieselben in ihrer eigenen Anschauungsweise gegeben haben. Zwar sagt auch Origenes: „Wir finden in der Schrift, daß Christus den Jüngern die Lehre von Gott im engeren Kreise vortrug, wenn sie sich von der Menge zurückgezogen hatten. Von welcher Art das war, was er da lehrte, steht nicht geschrieben. Es schien den Aposteln nicht gerathen, diese Lehre für das Volk schriftlich abzufassen, oder sie damals offen mitzutheilen". An einer anderen Stelle sagt er, im Christenthum gebe es solche tiefere Lehren, welche nicht zur Mittheilung an die Menge bestimmt, von Christus nur den Aposteln mitgetheilt, und, ungeschrieben, nur als eine mündlich fortgepflanzte Geheimlehre erhalten seyen.

Nur sehr vorsichtig sprach er von diesen Lehren, aus Lehrweisheit, und der geschichtlichen Macht des christlichen Geistes vertrauend. Er mied den Zusammenstoß mit der „Rechtgläubigkeit", um dem, was er als den rechten Glauben erkannt hatte, nicht den Raum und den Eingang abzuschneiden, in der allgemeinen Kirche, bei Gelehrten und beim Volke.

Es läßt sich jedoch bei Origenes zwischen den Zeilen lesen, daß er unter der, von Christus ausgehenden geheimen Ueberlieferung nichts Anderes verstand, als eine geistigere Auffassung des überlieferten Kirchenglaubens, das freie wissenschaftliche Denken über die Lehren und Bräuche und das Herauserkennen der Idee aus Bild und Wort und Handlung, das Unterscheiden des geistigen Gehalts von seinem Zeichen.

Selbst die kirchliche Lehre von der Eingebung der Schrift durch den göttlichen Geist beschränkte Origenes dahin, daß die einzelnen Theile der Schrift in verschiedenen Graden vom göttlichen Geist durchdrungen seyen. Einen anderen Sinn, als einen solchen, welcher Gottes würdig sey, dürfe keine Stelle der Schrift haben, und darum müsse, wo der Wortlaut

einen solchen Sinn nicht gebe, der im Buchstaben verborgene Geist heraus gefunden, Wort und Sache geistig zurecht gelegt, allegorisch gedeutet werden.

So, sagte er, müsse nicht nur Alles beseitigt werden, was Gottes Wesen in das Endliche und Menschliche herabziehe, sondern auch Manches, was als Geschichte in der Schrift stehe, nicht als baare Geschichte, sondern als Allegorie genommen werden. Einzelnes, was von den Patriarchen erzählt werde, sey nur als Allegorie aufzufassen; und wenn alle gesetzlichen Vorschriften des alten Testaments den Zweck einer buchstäblichen Erfüllung gehabt hätten, so könnten sie unmöglich als von Gott gegeben angesehen werden; denn in diesem Falle würden Solons und Lykurgs Gesetze vernünftigere Gesetzgebungen seyn, als die des Mose. Darum müsse Vieles in den alttestamentlichen Vorschriften in seinem geistigen Sinne genommen werden.

So dürfe man auch die biblische Schöpfungsgeschichte nicht wörtlich auffassen, sie sey nur der bildliche Ausdruck für höhere Weltschöpfungsverhältnisse. Eine in der Zeit vollzogene Weltschöpfung sey etwas Undenkbares. Ob denn Gott jemals müssig gewesen seyn könne? Als vollkommenes Wesen könne Gott niemals unthätig seyn. Daraus folgt, sagt er, daß vor der jetzigen Schöpfung eine unendliche Reihe von Schöpfungen Gottes gewesen ist. Der gegenwärtigen Welt ist eine Reihe von Welten vorangegangen und eine andere unendliche Reihe wird ihr folgen. Wenn die Schrift einen Anfang und ein Aufhören der Schöpfung lehrt, so ist dieß nur von derjenigen Welt zu verstehen, in der wir jetzt leben. Die Entwicklungsreihe der Welten hat weder Anfang noch Ende, weil Gott in Ewigkeit thätig ist. Es sey so wenig also, fährt er fort, buchstäblich zu nehmen, wenn es heiße, Gott habe die Welt in sechs Tagen geschaffen, als wenn erzählt werde, wie er mit den Menschen menschlich verkehre, unter ihnen wandle und dergleichen.

Von demselben Standpunkt aus will er selbst einmal geschehene Geschichten, wie die biblischen Wunder, und zwar sowohl die des neuen, als des alten Testaments, in ihrer wahren Bedeutung für Glauben und Leben betrachtet wissen. Aus dem

einmal Geschehenen, aus der geschichtlichen Thatsache, entwickelt er das Geistige und Ewige, welches in der Thatsache vor Augen gestellt werde. Nicht das, sagt er, ist für Glauben und Leben der Christen das Wichtigste, daß Christus einmal Blinde und Lahme geheilt, einmal Todte auferweckt hat; sondern das ist für uns die Hauptsache, daß er noch immer den geistig Blinden das Auge öffnet, noch immer die sittlich Lahmen aufrichtet, daß sie springen, gleich dem Hirsch; das ist für uns die Hauptsache, daß er die geistig Todten belebt und sie aufweckt aus dem Schlaf der Sünde.

Das Letztere hält Origenes denen entgegen, welche die Wunder angriffen, und suchte sie durch die so vergeistigte Kirchenlehre für das Christenthum zu gewinnen. Aber dieß war es nicht allein, was ihn zu dieser Auffassung führte; sondern aus dem ganzen Christenthum heraus nahm er am liebsten das, was ewige Bedeutung, und Bedeutung für Alle hatte. Dieser Alles vergeistigende Mensch war wesentlich auch praktisch. Wir haben eben gesehen, wie er die klarste Anschauung von den Weltschöpfungen und ihren Entwicklungen hatte — eine wissenschaftliche Erkenntniß auf rein philosophischem Wege, die in unseren Tagen auf dem Wege der Erfahrung, wenigstens für unseren Erdkörper und für mehrere Himmelskörper, zur Gewißheit gebracht worden ist durch die Naturwissenschaften. So hatte anderthalb tausend Jahre vorher Origenes dieselbe Anschauung vom Kosmos, welche an Alexander von Humboldt als etwas ganz Neues angestaunt wurde, welchem die Idee gar nicht, und die wissenschaftliche Ausführung nur theilweise, angehört, der aber auch für sich selbst mit der Bescheidenheit des wahrhaft großen Mannes gar niemals Anspruch darauf machte, und die großen Forscher nannte, auf deren Schultern er stand.

Die einfältige Ansicht gelehrter, geistloser Astronomen unserer Tage und die Gottes unwürdige Ansicht alter und neuer Theologen, als sey nur das Pünktchen im Weltall, das wir Erde nennen, von beseelten Wesen bewohnt und das Heer der Millionen, über der Erde in leuchtender Bewegung sichtbaren Welten unbewohnt — konnte ein geistiger Mensch wie Origenes nicht theilen.

Er sagt ausdrücklich, daß das geistige Leben sich nicht allein auf die Erde und den Menschen beschränke, sondern in allen Theilen des Weltalls, auf jedem Stück göttlicher Schöpfung, in allen den Welten, welche wir Himmelslichter nennen, sey geistiges Leben. Ja, gerade weil in eben dem Grad, als sein Scharfsinn und Tiefsinn glänzend, seine Phantasie blühend war, nannte er die Gestirne sogar mit dem Namen „beseelter Wesen". Die Seele dieser Welten sind nach ihm edelste und beste Geister; die sind es, wodurch die Gestirne selbst zu beseelten Wesen werden.

Sieben und sechzigstes Kapitel.

Des Origenes Lehre von Vater, Sohn und Geist.

Die Welt der Geister, sagt er, ging zuerst aus dem göttlichen Wesen hervor. „Gott der Vater allein hat das göttliche Wesen aus sich und durch sich selbst, und es ist verwerflich zu lehren, der in Jesus Christus erschienene Erlöser sey der höchste Gott. Nur der Vater ist das Gute an sich, Grund alles Geschaffenen; nur ihm allein gebührt göttliche Verehrung im Gebet." Gott ist nur begränzt durch sich selbst und unergründlich — so lehrt Origenes weiter; — aber die Offenbarung dieses Gottes ist der durch seinen Willen von ihm ausgegangene Logos, welcher auch Gott und zugleich die allverbreitete Vernunft ist. Sowohl dieser Logos ist Gottes Offenbarung, als der heilige Geist, welcher der persönliche Quell aller Heiligung ist. Beide, Sohn und Geist, sind die Entfaltung göttlicher Wesenheit, und, obwohl untergeordneten Wesens, bilden sie mit dem göttlichen Wesen, das allein aus sich und durch sich selbst das göttliche Wesen an sich hat, eine Einheit.

Der Logos oder der Sohn ist nicht aus dem Wesen des Vaters so ausgeflossen, daß die Wesenheit Gottes dadurch verringert worden wäre; sondern der Sohn ist durch den Willen des Höchsten gezeugt, und zwar von E w i g k e i t h e r, nicht in der

Zeit. Gemein menschliche Vorstellungen sind dabei ganz auszuschließen. Ewig ist der heilige Geist gewesen, von Ewigkeit her ausgegangen vom Sohn und vom Vater.

Diese Anschauung von Sohn und heiligem Geist ist so klar, daß man gar nicht begreift, wie man bis auf unsere Tage hat sich einbilden und sagen können, Origenes habe „den Sohn und den Geist als Personen in ein Verhältniß der Abhängigkeit vom Vater gesetzt"; Beide zu „dem Vater untergeordneten Personen gemacht".

Die drei „Personen", welche die Spaltung in der Christenheit bereits weit klaffend zu machen anfingen, hat Origenes gerade durch seine Lehre zu beseitigen gesucht. Wer bei Origenes „Personen" voraussetzt, der hat ganz vergessen, daß Origenes derjenige ist, welcher als Grundlehre aufstellte, daß durch den Buchstaben zu der Seele, und durch die Seele zu dem Geist hindurchgedrungen werden müsse.

Der wahre Gott des Origenes ist „die göttliche Vorsehung"; und den eigentlichen Mittelpunkt seiner ganzen Lehre bildet das, was man „Theodicee" nennt.

Daß Gott von Ewigkeit mittheilend lieben müsse, behauptete Origenes, und daß das nicht bloß in Betreff des ewigen Sohnes zu behaupten sey, sondern auf die Welt übergetragen werden müsse, das sah sein folgerichtiger Geist ein. Eben darum sagte er, Gott habe als ein in Ewigkeit thätiger die Entwicklungsreihe der Welten geschaffen, welche, aus diesen Gründen, weder Anfang noch Ende haben könne.

Die aus dem göttlichen Wesen hervorgegangene Welt der Geister, sagt Origenes, war mit sittlicher Freiheit ausgestattet. Nur der Geist ist wahrhaft; das Materielle ist das Endliche und Vergehende. Es ist die Erscheinungsform des Bösen, aber auch das Gefäß der Reinigung von dem Bösen. In der sittlichen Freiheit dieser geschaffenen Geister lag die Möglichkeit der Sünde. Diese sittlich freien Geister sündigten auch wirklich, und fielen ab. Darauf versetzte sie die Gottheit in Leiber, welche feineren oder gröberen Stoffes sind, je nach der Beschaffenheit des Falls der Geister. Die glänzenden, durch sie beseelten, so genannten Him-

melslichter seyen eben durch die edelsten und besten der Geister, welche sich von Gott entfernt haben, „beseelt" worden. Sie, die geschaffenen Wesen, haben nur gut seyn können in der Gemeinschaft mit Gott. Sie haben zwar vermöge ihres freien Willens nur in verschiedenem Grade von Gott sich entfernt; und so sey durch die verschiedenen Weisen der Entfernung von Gott, nach dem verschiedenen Grade des sich äußernden Bösen, eine Mannigfaltigkeit in den Lagen und Verhältnissen der Geister entstanden; aber eben damit ein sich immer weiter entwickelnder Keim des Bösen.

Eine Folge des Falls der vor der Erdschöpfung gewesenen Geister sey die Erschaffung der materiellen Körperwelt gewesen.

In diese seyen die für ein rein geistiges Leben nicht mehr fähigen Wesen, jedes in der Lage, die seinem Fall angemessen gewesen sey, verpflanzt worden. Menschenleiber seyen es gewesen, in welche die tiefer gefallenen Geister versetzt worden seyen, um im Kampfe mit dem ihnen fremdartigen Stoff sich wieder zum Höheren hinaufzuringen. Nicht Strafe, sondern Besserung der Gefallenen sey der Zweck dieser Versetzung gewesen. Allen sey die sittliche Freiheit geblieben, und kraft derselben vermögen sie sich wieder aus niederen Klassen zu höheren aufzuschwingen.

Das irdische Leben, sagt Origenes, ist nur die Buße und Reinigung für einen Sündenfall, welcher dem irdischen Leben vorausging, und die Geschichte vom Sündenfall, in der Erzählung der Schrift, ist Allegorie jenes vorausgegangenen Sündenfalles. Die mosaische Erzählung vom Sündenfall und manche Gleichnisse Jesu seyen „allegorische" Andeutungen von der Verpflanzung der Seelen in die irdische Hülle. Durch eigene That, durch Mißbrauch der sittlichen Freiheit, sey allen gefallenen Geistern ihre Eigenthümlichkeit der Lage und der Verhältnisse geworden, und jeder Weltkreis habe so seine erlösungsbedürftigen Geister, wie die Erde die ihren habe.

Darum umfasse auch die Erlösung die gesammte Geisterwelt. So sey die sittliche Weltordnung, und der Plan des Christenthums sey Eins mit der sittlichen Weltordnung.

Wie durch den Logos Gott die Welt ursprünglich gleicher Geister, der nur insofern vor der Welt gewesen heiße, geschaffen habe, so sey durch den Logos die Erlösung der Welt vom Anfang im Plan gewesen, und so auch der Erdenwelt und der in den Menschenleib gebannten Geister.

So ist dem Origenes die menschliche Seele eine von Gott geschaffene, mit eigenthümlichen Kräften, namentlich mit der sittlichen Freiheit, ausgestattete, geistige Persönlichkeit, die schon vor ihrer Verbindung mit dem Erdenkörper in anderen Welten existirt hat, und die einst auch wieder aus dem Kerker des Erdenleibes befreit werden wird. Da er eben, nach dem Altgriechen Plato, den Menschen theilte in Leib, Seele und Geist, so war ihm der Geist dasjenige im Menschen, durch den die Seele ihre höhere Vollendung erhalte. Durch den Gebrauch seiner Freiheit, sagte er, durch den Gebrauch seiner Vernunft, reife die nach dem Bilde Gottes ursprünglich geschaffene Menschenseele heran zur wirklichen Aehnlichkeit mit Gott. Von seiner Geburt an mit Sünde behaftet sey der Mensch, weil die Seele schon in ihrem früheren Zustande gesündigt habe, aber das Wohnen im Leib sey nicht die einzige Quelle der Sünde, sondern nur ein fruchtbarer Boden für die Sünde.

Darauf komme es an, daß der Mensch durch Christus, den im Fleisch gekommenen Sohn Gottes, sich erlösen und in die Gemeinschaft seines Geistes einführen lasse.

Der Logos, sagt Origenes, hat, um die gefallenen Geister zu erretten, sich zuerst mit einer reinen Menschenseele verbunden, dann mit einem Menschenleib, und ist in solcher Gestalt auf Erden erschienen. Wie den Juden das Gesetz, so ist den Griechen die Philosophie ein Führer zu Christus und ein Vorbild der Rechtfertigung geworden. Durch den Logos hat Gott sich allen Völkern auf ihre Weise geoffenbart. Aber Gottes höchste Offenbarung durch den Logos ist das Christenthum, durch welches jedes Dorf ein Athen geworden ist. Nur auf niederen Bildungsstufen ist das Christenthum den Leuten Erlösung; für die, welche in geistiger Weise Christen sind, ist es freie Geistesgemeinschaft mit dem Erlöser.

Nicht unmittelbar in den Körper Jesu, sagt Origenes, stieg der Logos herab, denn dieß wäre unmöglich gewesen; sondern nur durch die Seele betrat er den Leib. Errettet hat der Sohn Gottes die gefallenen Menschengeister, indem er sie „von der Herrschaft des Teufels" loskaufte, in welche sie durch Verführung gerathen waren. Der Logos gab die mit ihm verbundene Psyche (Seele) dem Satan dahin, welcher sie auf die schmerzhafteste Weise durch den Kreuzestod von ihrem Körper trennte, und in das Reich der Schatten versetzte. Durch den mit ihr verbundenen Gottessohn, Logos, überwand jedoch die Psyche den Teufel und sein Schattenreich, befreite die von ihm gefangen gehaltenen Seelen, so daß ihnen die Rückkehr zum himmlischen Vaterland wieder offen stand, beseelte von Neuem ihren eigenen Körper, und offenbarte sich dadurch als Ueberwinderin des Todes.

Es ist für jeden Denkenden nicht schwer, aus demjenigen, was die Phantasie des Origenes so einkleidete, herauszufinden, was sein Scharfsinn dachte.

Seine weitere Anschauung ist folgende.

Seit der Logos, der Sohn Gottes, in Jesus, dem Messias, den Menschen zu lieb auf Erden erschienen ist, hat die Erlösung ihren Fortgang durch den von Jesus Christus ausströmenden Geist. Jesus ist, worauf auch die alttestamentlichen Bilder vom Opfer hinweisen, ein Opfer aus Liebe für die Menschheit geworden.

Aber nicht nur für diese Erdenwelt ist diese Erlösung geschehen, sondern sie ist eine Erlösung, wie für alle Zeiten, so für das ganze Weltall, für alle gefallenen Wesen Oben und Unten. Was auf Golgatha an dem Gekreuzigten geschaut wurde, das ist gleichsam nur der sinnliche Abdruck dessen, was, unsichtbar dem menschlichen Auge, sich vollzogen hat, als eine That Gottes, die in alle Himmel hineinreicht, und sich auf alle Arten von Geistern erstreckt, durch die Reihen der Welten hindurch, die sie bewohnen. Weltenumfassend ist die Versöhnung.

Auf die Menschen wirkt der von Christus ausströmende Geist erleuchtend und bessernd, er weckt überall die geistigen und sittlichen Kräfte, aber nur da, wo der Mensch mit freiem Entschluß

sich seiner Einwirkung hingibt. Denn dieser von Christus ausgehende Geist vermag nichts auf den Menschen ohne dessen entgegenkommenden Willen, und die Wiedergeburt oder Erneurung des Menschen geschieht durch ein Zusammenwirken des menschlichen Willens und des göttlichen Geistes.

Die freie Selbstbestimmung des Menschen läßt Origenes scharf ausgeprägt hervortreten, ohne daß jedoch die Wirkung der Gnade zurücktritt.

Aber eine unmittelbare oder gar magische Wirkung anerkennt Origenes nicht. Er sagt zwar, die äußere Bedingung des Heiles sey zwar für den Menschen während seines irdischen Lebens die Theilnahme an der Kirche und ihren äußeren Gnadenmitteln. Dadurch werde die Gemeinschaft des Menschen mit Gott unterhalten und belebt; und außerhalb der Gemeinde Christi, in sektirerischer Absonderung, sey kein Heil, der Weg zum Frieden und zur sittlichen und geistigen Vollendung, nicht zu finden. Das sagte er mit tiefem Ernst seinen Zeitgenossen, und darum suchte er immer zu vermitteln und zu versöhnen, Spaltungen vorzubeugen, und, wo solche schon waren, den Riß zu heilen, die von der allgemeinen Kirche Abgewichenen wieder zu ihr zurückzuführen.

Zu diesem Zweck arbeitete er immer fort, eine klare, feste Glaubenslehre zu gewinnen, und das bloß Reale im Christenthum vom Idealen durchdringen zu lassen, es zu vergeistigen. Dabei war er weit entfernt das Reale in Abstraktem, in kühler Abgezogenheit der Begriffe, in reiner Geistigkeit, aufgehen zu lassen. Er wußte, daß die kühle Abgezogenheit einer Glaubenslehre nicht erwärmt, nicht belebt, nichts Bewegendes in sich hat, und daß nur, wo sich in der Religion thatsächliche Wesenhaftigkeit und Geistigkeit, Reales und Ideales, durchdringt, die Religion lebensvolle Wahrheit hat. Unerträglich aber war ihm, daß unter christlichen Brüdern Zank und Streit seyn soll und Haß über kleine Abweichungen des Glaubens in Fragen, welche der Freiheit des Einzelnen überlassen bleiben müssen, und daß dadurch die große allgemeine Gemeinde Christi gespalten, zerrüttet, unterwühlt werde. Die Freiheit des Denkens und Glaubens behauptete er fest, und verlangte für sie Raum in der Kirche, aber

auch das Bleiben in der Kirche mit der Mannigfaltigkeit der Anschauungen.

Auch dadurch leuchtet Origenes weit vor, nicht bloß seiner Zeit, sondern der christlichen Nachwelt; und die streit- und zanksüchtigen Unbedeutenheiten aller Jahrhunderte sollten sich ein Beispiel nehmen, sich zu bescheiden, und hinauf sehen an einem solchen hervorragenden Geiste und Charakter, der, dem Ort und der Zeit nach, der Wiege des Christenthums so nahe stand, und der so dachte.

Acht und sechzigstes Kapitel.

Seine Ansicht von den Gnadenmitteln.

Namentlich galten ihm die äußeren „Gnadenmittel" der Kirche, die Taufe und das Abendmahl, nicht als solche, welche eine unmittelbare oder gar magische Wirkung haben und ohne Zuthun des Menschen ihm das Göttliche mittheilen. Die Wirkung beider waren nach seiner Ansicht durch den Glauben vermittelt. Bild und Sache in beiden Sakramenten hielt er scharf von einander gesondert; und mit Recht hat man ihn in seiner Anschauung vom Abendmahl den Vorgänger Zwingli's und Oekolampad's genannt. Er eiferte warm gegen diejenigen, welche einen leiblichen Genuß des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl behaupteten, und nannte Brod und Wein Zeichen des Leibes und Blutes.

Zeichen und Sinnbild der christlichen Gemeinschaft war ihm die Taufe. Aufgenommen in die Gemeinde Christi durch die Taufe, müsse die Seele von den Flecken sich reinigen, welche ihr theils von der Geburt ankleben, theils durch Mißbrauch der Willensfreiheit sich ihr angehängt haben.

Zeichen und Sinnbild war ihm das Abendmahl. Unter der Gestalt von Brod und Wein vermähle sich beim Genusse die Seele geistig mit dem Logos. Die Seelengemeinschaft mit dem

Erlöser war ihm ja überhaupt für das Leben des Christen Alles in Allem.

Ueber die Lehre von der „Auferstehung des Fleisches“ sagte er, sie sey durchaus nicht buchstäblich zu verstehen, sondern geistig.

Die materiellsten und grobsinnlichsten Vorstellungen hatten sich damals schon ziemlich allgemein an diese Lehre angesetzt. Gerade dieser Lehrsatz war von den Gegnern des Christenthums mit einer vollen Lauge des Spottes begossen worden, besonders von Celsus. Origenes hat das Verdienst, diese Lehre vergeistigt, aus der heiligen Schrift entwickelt und den Spott des Celsus zurückgewiesen zu haben.

Er wies darauf hin, wie schon der Apostel Paulus die Auferstehungslehre geistig gefaßt, und von einem „verklärten Leibe“ gesprochen habe, „welcher dem verklärten Leibe Christi ähnlich seyn werde“.

Aber er sagte das nicht bloß gegen den Celsus, sondern er sagte es auch gegen seine christlichen Zeitgenossen, und nannte es geradezu „einfältig und kindisch, der Hoffnung sich hinzugeben, eben derselbe Leib, den ein Mensch auf Erden gehabt, werde mit eben den Gliedmaaßen wieder auferstehen, deren er sich hienieden bediente“.

Origenes sah in dem Erdenleib für die Seele, die ein selbstständiges Leben schon vor ihrer Verbindung mit dem Erdenleib gehabt habe, nur eine Last, die den Menschen zur Erde herabziehe und von der ihn der Tod befreie. Im Tode streife die Seele diese ihre Hülle ab. Die Zusammensetzung und Bildung unseres Erdenleibes hänge genau zusammen mit dem gegenwärtigen Wohnplatz der Erdenwelt, und in anderen Welten müsse auch der Leib der Seele ein anderer seyn, ein solcher, welcher der Natur jener anderen Welten entspreche. So wenig ein Fisch außer dem Wasser, so wenig könne ein Erdenleib wo anders leben als auf der Erde. Für den Himmel ziemen sich himmlische Leiber.

Nach seiner Ansicht nimmt die Seele, wenn sie durch den Tod vom Erdenleibe befreit wird, einen verklärten Leib an, welcher nach dem Gepräge der verklärten Seele, hervorgebildet ist

aus dem dauernden, unzerstörlichen und die Entwicklung für neue Formen in sich tragenden Lebenskeime des Erdenleibes.

Der sinnlichen Erwartung von einer demnächstigen Wiederkunft Christi auf Erden und einem irdischen Reiche desselben, dem tausendjährigen Reiche, trat er entschieden entgegen. Alle diese Erwartungen, sagte er, beruhen auf einem großen Irrthum. Christi Reich sey ein überirdisches, und unter dem Kommen seines Reiches auf Erden sey der Sieg des Christenthums zu verstehen, die Herrschaft seines Geistes auf Erden.

So geistig faßte er diese Lehre, ganz so geistig, wie er auch die Göttlichkeit des Logos faßte, wenn er sagte, „die Zeugung des Sohnes vom Vater sey nicht ein vorübergehender Akt, sondern etwas beständig Fortgehendes; der Logos sey im Wesen des Vaters begründet, wie der Abglanz im Lichte begründet sey. Das werde symbolisch durch den Ausdruck Zeugung bezeichnet, und an eine sinnliche Theilung des göttlichen Wesens sey nicht zu denken".

Das jüngste Gericht sey nicht das, was die Anhänger des Chiliasmus davon erwarten. Das jüngste Gericht sey nicht an einen bestimmten Ort oder an eine bestimmte Zeit gebunden, sondern es sey ein innerlich sich vollziehendes Gericht.

Der Weltlauf sey ein Läuterungsprozeß, und das Ziel desselben die Rückführung aller gefallenen Geister zur beseligenden Gemeinschaft mit Gott. Die Strafen nach dem Tode seyen kein Ausfluß des bloßen göttlichen Zorns, sondern Mittel der Zucht und der Besserung, durch welche der Seele die Rückkehr zu Gott erleichtert werden solle. Ewige Höllenstrafen gebe es nicht, und jeder Seele stehe die Rückkehr zu Gott offen. Die göttliche Weisheit habe Alles so gut geordnet, daß dieser ihr Zweck, alle Seelen durch Mittel der Zucht und der Besserung zurückzuführen, nothwendig erreicht werden müsse. Das Böse habe an sich keine Selbstständigkeit, darum könne es nicht ewig dauern. Die Sünde sey nur ein Mißklang zwischen Gott und den Menschen, ein Mißklang, der auch in der Geisterwelt wieder töne; aber einst müsse dieser Mißklang vollkommen sich lösen. Einst trete die Vollendung und mit ihr die Wiederherstellung, oder wie man es gewöhnlich übersetzt, „die Wiederbringung aller Dinge" ein. Dann

vergehe diese Welt, und, was gut an ihr sey, werde verwandelt in ein Schöneres, Geistiges. Dann sey Alles, was von Gott abgefallen sey, wieder zu ihm zurückgeführt, und Gott sey Alles in Allem. Die Gesammtheit der geschaffenen Geister, auch die am tiefsten Gefallenen, sey dann, gereinigt von aller Befleckung, zur Gemeinschaft mit Gott zurückgeführt, selbst Satan und seine Jünger. Alle Geschaffenen führen fortan wie im Anbeginn ein rein geistiges, heiliges Leben, in inniger Gemeinschaft mit Gott. Damit habe dann das Reich Christi seine Vollendung erlangt, und der Sohn, durch den die Rückführung geschehen sey, übergebe die Herrschaft dem Vater.

Origenes ist während seines Lebens viel geliebt worden. Wie wäre auch der nicht liebenswerth gewesen, der so lauter Liebe war, daß er für alle Sünder Vergebung von Gott, die Rückkehr des Satans zu Gott, das einstige Nichtmehrseyn der Hölle hoffte und lehrte? Sein Geist wurde bewundert; aber wegen seiner Ansichten wurde er auch von Einzelnen angegriffen und gehaßt.

Bei Männern wie er, dessen Herz und Geist so voll war von Christus, muß man sich an das halten, was sie Großes und Schönes allen Zeiten gegeben haben, durch ihr Wort und durch ihren Vorausgang mit der That im Dienste des Christenthums. Solche Geister haben auch immer einzelne Eigenheiten, hie und da etwas Besonderes, Einseitiges, auch ihre Schwächen oder schwachen Augenblicke, sie haben sogar auch ihre Mißgriffe oder Irrthümer. Das muß man mit in die Rechnung nehmen, und dankbar nach der Sonne sehen, von der das Licht und die Wärme ausgehen, und nicht nach den Flecken in der Sonne.

Jahrhunderte lang dauerte sein geistiger Einfluß auf die ganze Kirche fort. Nach seiner Vertreibung aus Alexandria war es sein Geist und seine Schüler, die an dieser Schule blieben. Durch seine Schriften wie durch den großen Kreis seiner Schüler und Verehrer wirkte er so lange fort. Aus seiner Schule und aus seiner Lehre ist eine Reihe Kirchenlehrer und Bischöfe hervorgegangen. Als Methodius, Bischof von Tyrus, der um das Jahr 311 starb, die Lehren des Origenes über Weltentwicklung,

Auferstehung und Willensfreiheit angriff, waren seine Schüler rührig, auf allen Seiten den gefeierten Meister gegen die Anklagen der Unrechtgläubigkeit zu vertheidigen. Einiges entschuldigten sie, weil es gegen bereits fest gewordene Lehren des Kirchenglaubens ging; Anderes rechtfertigten sie als rechtgläubig, was ihnen gelang, weil so viele Lehren noch keine bestimmte Fassung durch die Kirche hatten, und auch weil noch kein Canon des neuen Testaments aufgestellt war. Die allgemeine Zustimmung der Kirche errangen sich seine Anschauungen nicht; wenn auch einzelne derselben eine Zeit lang aufgenommen wurden, weil die Bischofskirche sie für den Augenblick brauchen konnte, so verwarf sie sie wieder später, wenn sie ihren Zwecken nicht mehr zu dienen schienen, mit den anderen Lehren des Origenes: sie waren für die Zwecke der Bischofskirche zu geistig, der Kirchenfürstengewalt nicht nur nicht förderlich, sondern hinderlich.

Die bedeutendsten unter den Schülern des Origenes waren der gelehrte Pamphilus zu Cäsarea, der eine Vertheidigung des Origenes schrieb, im Kerker, und als Märtyrer starb im Jahr 309; Dionysius, Bischof zu Alexandria; Gregorius, Bischof von Neu-Cäsarea, welchen der Glaube einer späteren Zeit den Wunderthäter nannte.

Seine Schule zeichnete sich, wie der Meister selbst, durch Milde, Besonnenheit, Friedliebe und Ausgleichungssinn in Glaubensfachen aus. Auch Petrus, Bischof von Alexandria, welcher im Jahr 311 als Märtyrer starb, gehörte zu diesen Schülern. Gregor war ein Heide gewesen, von Origenes gewonnen. Gregors Verehrer nannten ihn einen zweiten Mose. Auf dem Sterbebette freute er sich der Thatsache, daß er seinem Nachfolger auf dem Bischofsstuhl in Neu-Cäsarea nicht mehr Ungläubige zurücklasse, als sein Vorgänger ihm Gläubige in der Stadt zugebracht habe, nämlich nur siebenzehn.

Hochgebildet und Meister in der Beredtsamkeit, wie alle diese Schüler des Origenes waren, wirkten sie Außerordentliches für die Verbreitung des Christenthums.

So stehen im Jahrhundert des Uebergangs der Gemeinde Christi in die Kirchenfürstenkirche, sich ergänzend, die zwei großen

Kirchenlehrer da, Origenes und Tertullian, als Vertreter der zwei Hauptrichtungen des Christenthums, Origenes der idealen, Tertullian der realen Richtung.

Schön hatte es die Vorsehung so gefügt: Wo die eine Richtung zu weit hätte gehen können, da war die andere Richtung schon da, und beide hielten einander das Gleichgewicht, um das geistige Christenthum und das praktische Christenthum, christliche Wissenschaft und christliches Leben, die Religion in ihrem vollen, wahren Gehalt den kommenden Jahrhunderten zu übergeben, daß das Christenthum sich erhielt trotz den hierarchischen Bestrebungen der nun schnell sich durch die Gunst der Zeitverhältnisse ausbildenden Kirchenfürstenmacht, die eben so schnell das Gewand der „Hoftheologie" anlegte.

Neun und sechzigstes Kapitel.

Der Kirchenfürst Cyprian.

Jener Cyprian, den wir als Märtyrer kennen gelernt haben, früher Rhetor oder Sachwalter zu Karthago, war ein mittelbarer Schüler Tertullians, durch eifrigstes Studium aller Schriften dieses großen Kirchenlehrers. Als er aus dem Heidenthum ins Christenthum herübertrat, war er so begeistert, daß er einen großen Theil seiner Güter verkaufte und den Erlös unter die Armen vertheilte. Doch blieben ihm noch große Grundstücke und Einkünfte, welche er in ungewöhnlichem Umfange für christliche Zwecke verwandte.

Kennzeichnend für die Zeit ist, wie er seine Stimmung schildert unmittelbar vor und nach seinem Uebertritt zum Christenthum.

„Ich schmachtete," sagt er, „zuvor in Finsterniß und in tiefer Nacht, und trieb mich auf dem wogenden Weltmeer, schwankend und unschlüssig, auf Irrwegen umher, unsicher über mein Lebensziel, ferne von Wahrheit und Licht. Aber nachdem ich das heilbringende Bad zum neuen Leben erhalten hatte, da war

es mir, als ob alle Befleckung des früheren Lebens abgewaschen wäre, da strömte von Oben her reines und heiteres Licht an die versöhnte Brust; und als ich vom Himmel her den Geist geschöpft und durch die Wiedergeburt zu einem neuen Menschen umgeschaffen war, da gewann wunderbar der schwankende Geist Kraft, da öffnete sich das Verschlossene, da hellte sich das Dunkel auf. Was zuvor schwierig schien, wurde leicht; was mir unmöglich dünkte, wurde ausführbar. Nun erkannte ich, daß, was vorher im Fleisch und im Dienste der Sünde lebte, irdisch gewesen; daß aber, was nunmehr der göttliche Geist belebte, auch ein göttliches Leben beginne."

Cyprian dachte aber als Täufling nicht daran, dieß so zu verstehen, als sey durch den Akt der Taufe das Wunder einer neuen Geburt an ihm geschehen, in unmittelbarer, in magischer Weise.

Cyprian hatte, nachdem er alle Freuden des Heidenthums vollgenossen hatte, in der Blüthe der männlichen Jahre zum Christenthum sich gewendet, und mehrere Jahre lang im Zustande des Katechumenen verharrt, vertieft in die heiligen Schriften, aber noch mehr in das Studium der Schriften Tertullians, der für ihn sein Großmeister wurde in Lehre und Praxis, bis ihn ein längeres Sitzen auf dem Bischofsstuhl verdarb, und der selige Großmeister des praktischen Christenthums eine Zeit lang wenig Ehre an dem erlebte, der für ihn schwärmte.

Mit wahrhaft schwärmerischen Gefühlen und Worten schildert Cyprian die Eindrücke, welche die heiligen Schriften, und noch mehr die Schriften Tertullians, auf ihn gemacht hatten, ehe er zur Taufe ging. Getauft wurde er im Jahre 246, also ein Vierteljahrhundert nach dem Tode Tertullians, und acht Jahre vor dem Tode des Origenes.

So ausgezeichnet vermöge seines Herkommens aus einer angesehenen Familie seine wissenschaftliche Erziehung war, so steht Cyprian doch tief unter der wissenschaftlichen Bedeutung des geistvollen Origenes und des genialen Tertullian, der, wie er selbst durchaus markig war, überall aufs Mark ging, im Denken und im Leben. An Viererlei vornehmlich, wodurch Tertullian leuchtet, gebrach es seinem Bewunderer Cyprian: in seinen Schriften

an Tiefsinn und an Scharfsinn (obgleich er auch manches Wort gesagt hat voll Mark im Ausdruck und im Inhalt); und im Leben an Folgerichtigkeit der Grundsätze und des Handelns in den Entscheidungstagen, wie an Takt in seiner Stellung. In diesen vier Stücken war Tertullian so groß gewesen, daß es freilich schwer war, seines Gleichen zu finden. In den zwei letzten Stücken verdunkelte den Cyprian nur die Größe Tertullians, der in der Erinnerung noch so nahe stand. Denn eine merkwürdige Charakterstärke hat auch Cyprian, und viel Takt meistens bewährt, aber nicht immer. Auffallend schnell verarmte die Christenheit an großen Geistern und großen Charakteren im Verlaufe eines halben Jahrhunderts schon; und auch die hervorragendsten Leiter der christlichen Sache leiden fortan theils unter den Einflüssen des Zeitgeistes, theils unter dem immer wieder in der Geschichte sich geltend machenden Naturgesetz, daß einer großen Anspannung und einer Ueberspannung die Abnahme folgt und sogar die Abspannung.

Cyprian gehört noch immer bei weitem zu diesen hervorragendsten Leitern.

Ueberaus merkwürdig ist die Stellung, welche die beiden großen Vertreter der zwei Hauptrichtungen des Christenthums vertraten: Tertullian, und ganz gleich mit ihm Origenes, waren Vorfechter des demokratischen Grundsatzes in der Kirche. Der Vorfechter des wissenschaftlichen Christenthums, der christlichen Gnosis, Origenes, war demokratisch, wie, obgleich in noch schärferer Ausprägung, der Vorfechter des praktischen Christenthums, der geniale Tertullian, demokratisch war; in dem Kampfe, der bereits gewaltig durch die Christenheit ging, zwischen dem demokratischen Grundsatz, welcher in der Gesammtheit aller Christen die Kirche sah, und die Entscheidung allen christlichen Gemeinden zuwies, und zwischen dem aristokratischen Grundsatz, welcher in den Bischöfen, d. h. in ihrer Gesammtheit, das Kirchenregiment ausschließlich vereinigt sah, und die Entscheidung in Allem den Bischöfen zuwies.

Origenes wie Tertullian waren in ihren Grundanschauungen wie in ihren Bestrebungen Bekämpfer der Bischofskirche, einer Kirche der Sakramente und der Priesterschaft. Cyprian aber wurde,

wie er kaum auf dem Bischofsstuhl zu Karthago saß, Aristokrat, Kirchenfürst.

Schon zwei Jahre nach seiner Taufe war er zum Bischof von Karthago erwählt worden, und zwar nicht in bischofskirchlicher Weise, sondern auf dem apostolischen, urchristlichen Wege, durch die versammelte Gemeinde, durch Alle. So mächtig war die Nachwirkung des Montanismus und Tertullians in Afrika, daß die Wahl Cyprians zum Bischof nicht wie anderswo bloß durch die versammelten Bischöfe geschah, sondern durch das Volk der Gläubigen. Das Volk schwärmte für ihn, den kaum erst zum Presbyter gewählten Neuchristen; durch seine großen Schenkungen an die Armen und durch seine strengen Bußübungen hatte er es so für sich eingenommen, daß es, als er die Wahl ablehnte, sein Haus umlagerte und ihn mit Bitten bestürmte, bis er nachgab.

Die älteren Presbyter, gekränkt durch die Erhebung des an Jahren und Weihe so viel Jüngeren auf den Bischofsstuhl, machten ihm seine Stellung nicht leicht. Cyprian that Nichts ohne ihren Rath und ohne ihre Zustimmung. Dennoch gab es bald Mißhelligkeiten; zumal die strenge Kirchenzucht, die er in dem üppigen Karthago handhabte, ganz nach den strengen Grundsätzen Tertullians, ihm den Widerwillen vieler Frauen und Männer zuzog. Auf Seite der Presbyter aber war es nicht blos das Gefühl der Zurücksetzung gegen einen Jüngeren, der noch vor wenigen Jahren Heide gewesen war, was sie eine Stellung gegen ihn annehmen ließ. Es lag tiefer. Auf dem Boden Afrika's dauerte der Kampf noch fort um die frühere Rechtsgleichheit zwischen Presbytern und Bischöfen, und gerade in Karthago hofften sie jetzt, die Anmaßungen des Bisthums zurückweisen, und sich auf die gleiche Stufe wieder mit dem Bischof setzen zu können. Die Presbyter waren für eine Aristokratie der Geistlichkeit über die Laien; Cyprian war für eine Aristokratie der Bischöfe über die Presbyter und über die Laien. Bei Frauen und Jungfrauen stieß Cyprian namentlich dadurch an, daß er, ganz tertullianisch, eben so sehr alle Pracht in Kleidern, durch welche nur das Werk des Schöpfers verunstaltet werde, untersagte, als das Unzüchtige in der Form

der Kleider und im Lebenswandel strenge rügte, gegen den Besuch aller Schauspiele eiferte, und ohne die Gabe Tertullians, die Leute für sich und seine Grundsätze in Begeisterung zu versetzen, so streng sich aussprach wie dieser. Tertullian war ein strenger Sittenlehrer gewesen; Cyprian war ein strenger Handhaber der Kirchenpolizei.

Wie sehr ihm und seinen Bestrebungen seine Flucht in der nun unter Decius ausgebrochenen Verfolgung schadete, haben wir früher gesehen.*) Er hatte nun auch noch die Starken gegen sich, die unter Martern treu geblieben, die nicht geflohen waren, die „Bekenner"; und da er aus seinem Versteck fortfuhr, die afrikanische Kirche durch bischöfliche Erlasse und Sendboten, Stellvertreter, eigenmächtig zu regieren, ohne den Rath „seiner Mitpresbyter", ohne den Willen des Volkes, der gläubigen Gemeinde, zu hören, hatten seine alten Gegner, die Presbyter, gestützt auf so viele Bundesgenossen, ein leichtes Spiel gegen ihn. Dennoch gelang es ihm auf einer Synode der afrikanischen Bischöfe im Jahre 251, als die Verfolgung stille stand, den Widerstand der Presbyter zu unterdrücken. Alle afrikanischen Bischöfe machten die Sache Cyprians zur gemeinsamen Sache des gesammten Bischofthums. Durch seine Hingebung, durch seine Aufopferung in der über Karthago ausgebrochenen Pest gewann er auch wieder die Liebe und Achtung der meisten Glieder der Gemeinde. Und die demokratisch Gesinnten in der Geistlichkeit erklärten sich darum für ihn, weil ihnen Cyprian doch noch lieber war, als die unverhüllt hervorgetretene aristokratische Herrschsucht der Presbyter. So siegte er über den Presbyter Novatus und seinen Gegenbischof Fortunatus, und den Diakon Felicissimus, und über den Anhang, den diese hatten. Ein Riß aber blieb. Denn die „Novatianer" brachen ganz mit der allgemeinen Kirche, und hielten sich noch längere Zeit als Sekte, indem sie sich an die Montanisten anlehnten.

Von den Montanisten hatte sich eben Cyprian nunmehr zurückgezogen, und aus ihrer Strenge in die Milde der bischof-

*) I. S. 272.

kirchlichen Ansicht und Praxis eingelenkt, während die Novatianer die strengste aller Sekten wurden, welche gröbere Sünder für immer aus der Kirche ausschloß, und die aus der katholischen Kirche zu ihr Uebertretenden sogar noch einmal taufte. Die herrschend gewordene Bischofskirche aber hatte gewonnen, und die Sekte der Novatianer verschwand bald wieder.

Cyprian, nun ganz der Mann der Bischofsaristokratie, kam aber nicht lange darnach in einen Zusammenstoß mit dem römischen Bischofsstuhl, welcher Monarch über alle Bischofe werden wollte. Jetzt galt es die bischöfliche Selbstherrlichkeit, welche Cyprian nicht unter eine Oberhoheit des römischen Bischofsstuhls beugen lassen wollte.

Sehen wir, in welches Verhältniß der Kirchenfürst Cyprian sich grundsätzlich zur allgemeinen Kirche setzte, und in welches Verhältniß zu ihr er thatsächlich hineinkam. Cyprian hat zu der schiefen Richtung, welche von nun an die Kirche nahm, wesentlich beigetragen.

Siebenzigstes Kapitel.

Cyprians Wort: „Außer der Kirche kein Heil."

Aehnlich Klingendes, wie das Wort Cyprians: daß „außer der Kirche kein Heil" sey, findet sich lange vor Cyprian; aber man verband bisher damit den Gedanken, die Kirche sey die Gemeine der Gläubigen; und innerhalb dieser Gemeine sey das Heil, weil der Einzelne in ihr, dem Leibe Christi, sey, was die Rebe am Weinstock; weil man innerhalb dieser Gemeine die rechte Richtung des Herzens zu Gott in Christus finde, und die innige Wechselwirkung zwischen Christus und dem gläubigen Gemüth erlebe, durch die Aufnahme des Wortes und Geistes Christi.

Die allgemeine Kirche hatte namentlich Fug und Recht, sich zu rühmen, im Ganzen den christlichen Glauben rein bewahrt zu haben; den hunderterlei Sekten und Sektchen gegenüber, und jenen Mischbildungen eines Christenthums gegenüber, welches, über-

wiegend aus Bestandtheilen der vorchristlichen Religionen zusammengesetzt, wenigstens von deren Geist durchdrungen war.

Aber nur im Ganzen durfte sie sich dessen rühmen; in manchem Einzelnen hatten die sogenannten Ketzer Recht, und den wahren Geist des Christenthums in bedeutenden Schriftstellern richtiger, heller oder tiefer erfaßt, als der herrschende Glaube der allgemeinen Kirche.

Das war aber zur Zeit Cyprians schon anders geworden und gemeint, wenn man das Wort in den Mund nahm, außerhalb der Kirche sey kein Heil. Wir haben gesehen, wie bei der früheren Anschauung von der allgemeinen Kirche die mannigfaltigsten Ansichten feindlich und freundlich neben einander innerhalb der Kirche wohnten, weil damals die Kirche noch nicht eine Formenanstalt und noch nicht aus einer Gemeine aller Gläubigen eine Priesterkirche geworden war. Früher konnte der Einzelne, bei sehr abweichender Ansicht in diesem und jenem nachmaligen Hauptpunkt, durch die Liebe eins seyn mit der Gesammtgemeinde aller Orte und Zeiten, auf der Unterlage des allereinfachsten Grundbekenntnisses. Ein Evangelium, Ein Christus, einerlei Taufe und Ein heiliger Geist, der da regiere, genügte; die Lehre darüber und über andere Stücke mochte so unvollkommen seyn als sie wollte.

So war's, so lange das Christenthum und mithin auch die christliche Kirche, zuerst und vor Allem Leben, Leben aus Gott, war, und dann erst Lehre; und so lange man die Einsicht hatte, daß Glauben im Sinne des Evangeliums ein schlechterdings persönliches Verhältniß zu Christus, und nicht ein Verhältniß zu irgend einem Lehrsystem, geschweige zu einem einzelnen Lehrsatz, ist.

Den Maaßstab für die geistige und sittliche Stufe eines christlichen Zeitalters und der Einzelnen gibt immer das, ob dieses Letztere anerkannt oder geläugnet ist. Je allgemeiner verbreitet die Einsicht dieser Wahrheit ist, desto höher steht eine Zeit. Wo das Gegentheil die herrschende Ansicht geworden ist, da steht die Zeit am tiefsten in geistiger und sittlicher Hinsicht, weitest ab von Christus und seinem Evangelium. Und ganz so ist es mit den Einzelnen.

Weil, den Herrn bekennen, eine sittliche That ist, und nicht eine Form der Lehre, darum ist in der wahren Kirche Jeder und die Kirche ist in Jedem, wer ein aus Christus neugeborener Mensch ist oder seyn will und dazu die Gnadenmittel gebraucht. Denn die Menschheit, durch den Glauben an Jesus Christus mit Gott versöhnt und aus Wort und Sakrament zu einem Leibe mit dem Herrn neu geboren, — das ist die wahre Kirche, wie es ein Ungenannter schön ausgedrückt hat. Wo diese wahre Kirche ist, wird sie sich immer in einem schönen sittlichen Gemeindeleben ausprägen. Gar einfach und schön hat auch Melanchthon gesagt: „Die Menschen sind die rechte Kirche, welche hin und wieder in aller Welt an Christus wahrlich glauben.“

Da ist die wahre Kirche nicht, wo bloße Autorität herrschen, und den Glauben kommandiren will, eine Autorität, welche die Freiheit der Gläubigen ausschließt und ausrottet; und da ist die wahre Kirche auch nicht, wo die Freiheit das ausschließt, was der Lebensgehalt der Menschheit ist. Die gottinnige Selbstbestimmung ist die wahre Freiheit, nicht die selbstsüchtige, die sich erheben will über die höchste Autorität, über Christus; sich erheben will über die heilige Schrift, die christliche Erkenntnißquelle, über die Einsetzungen Jesu, und über das, was Glaubens- und Lebensgehalt der christlichen Gesammtkirche von Anfang war, jener großen Gemeinde der Bekenner aller Orte und Zeiten. Die wahre Freiheit des Glaubens ist die, welche, wie Lange sagt, „das Leben der Autorität in sich aufnimmt und in eigener Erkenntniß, in eigener Wahl und Liebe reproducirt.“ Wo die Kirche nicht zuläßt, nach diesem „königlichen Gesetz der Freiheit“, wie es Jakobus nennt, zu leben, da ist die wahre Kirche nicht.

Bei Cyprian erscheint die Kirche schon vorzugsweise als äußere Anstalt; sie ist schon zur äußeren Sühnungsanstalt und Priesterkirche geworden.

Das Bedürfniß der Einheit alles christlichen Kirchenthums war von Cyprian klar gefühlt und begriffen. Daß einheitliche Formen der Kirche in der ganzen Welt zur Lebensbedingung ihres Daseyns und ihres Sieges gehörten, konnte überhaupt damals keinem Hellersehenden entgehen; ebenso, daß möglichste Einheit im

Glauben wünschenswerth sey. Von dem alten Glaubenssymbol hatte Irenäus gesagt, es sey das Gefäß, das den Glauben verwahre, der Glaube aber sey ein köstliches Geschenk, das, selbst ewig jung, auch das Gefäß, welches das Geschenk verwahre, mit verjünge. Wenn er aber zugleich sagte: „Wie mit Einer Seele und Einem Herzen glaubt dieß die Kirche und verkündet und lehrt es auch wie mit Einem Munde", so dachte er dabei nicht an eine bloße Buchstäblichkeit oder gar an eine Unfehlbarkeit des Buchstabens. Für ihn gab es nur erst noch eine Liebeseinheit im Glauben, noch keine höchste gesetzgebende Macht der Kirche, welche vorschrieb und befahl, sogar wie man glauben solle, nicht blos, wozu man sich zu bekennen habe, um als Christ anerkannt zu werden.

Schon darin lag ein Irrthum, daß man zu glauben anfing, etwas sey darum schon wahr oder allein wahr, weil es allgemein oder von der Mehrheit geglaubt werde oder bisher geglaubt worden sey. Mit Recht sagt Hundeshagen: „Darin, daß eine Kirche räumlich die ausgedehnteste und in dieser Ausdehnung bestorganisirte ist, liegt durchaus noch nicht, daß sie auch die Trägerin des lautersten evangelischen Wortes und die Wohnstätte des heiligen Geistes ist."

Dieß übersah Cyprian. Er ging über Irenäus hinaus, welcher zwar gesagt hatte: „Wo die Kirche ist, da ist der Geist Gottes", aber auch ausdrücklich gleich beigesetzt hatte: „Wo der Geist Gottes ist, da ist die Kirche." Cyprian blieb am Vordersatz hängen, ohne die Beschränkung durch den Nachsatz. Beide, Irenäus wie Cyprian, sprachen den Häretikern gegenüber. Der Unterschied aber war der: Irenäus sah nur in wirklicher Irrlehre, die geradezu gegen das Grundbekenntniß von apostolischer Zeit her war, und in Unsittlichkeit und Abfall, eine „Häresie" (Ketzerei); dem Cyprian galt als eine solche schon jede Abweichung in äußerlichen Formen, in Verfassung und Kultus. Nach ihm schied eine jede solche Abweichung von der Einen katholischen Kirche, als dem Leibe Christi, und von der Gemeinschaft mit Christus; in seinen Augen zog jede solche Abweichung den Verlust des Heils und der Seligkeit nach sich.

Das sprach er unumwunden in seiner Schrift, „Ueber die Einheit der Kirche" aus; und was er darin feststellte, galt fortan in der Kirche als Grundsatz und Praxis.

„Wie ein Sonnenstrahl," sagt er, „getrennt von der Sonne, lichtlos wird; wie ein Bach, nach Abschneidung seines Zusammenhangs mit seiner Quelle, vertrocknet; wie der Zweig, losgerissen vom Stamme, keine Frucht bringen kann: so ist es auch mit dem Christen außerhalb der Gemeinschaft mit der göttlichen Kraft, welche sich von dem Erlöser aus durch den ganzen Körper, die Kirche, verbreitet. Die Kirche aber ist der lebendige, von Christus selbst gegründete Organismus, durch welchen die Wirkung des heiligen Geistes auf alle Zeiten übergeht, von Christus auf die Apostel, von ihnen durch die Ordination auf ihre Nachfolger, die Bischöfe, von diesen auf ihre Nachfolger. So hängt die ganze äußere Kirche mit Christus zusammen, und außer ihr ist also keine Gemeinschaft mit Christus, keine Theilnahme am heiligen Geist; außer der Kirche kein Heil."

So erklärt Cyprian die Bischöfe als die Nachfolger der Apostel, welche, wie er ausdrücklich sagt, fortwährend durch ihre kirchenfürstliche Stellung für die einzelnen Gemeinden, denen sie vorstehen, und als Gesammtheit aller Bischöfe, durch ihr Zusammenwirken, für die gesammte Christenheit, die Einheit der Kirche in sich darstellen. Die Bischöfe sind die Repräsentanten der Kircheneinheit. Sie sind das Bewußtseyn der Kirche. In ihnen findet sich die ganze Gewalt der Kirche vereint. In ihnen offenbart sich, als seinen Organen, der Wille Gottes unter der Einwirkung des in der Kirche wirksamen heiligen Geistes, dessen Träger und Inhaber sie, die Bischöfe, vorzugsweise sind. Und wie Christus den Aposteln mit der Ertheilung seines Geistes auch die Vollmacht der Vergebung der Sünden verliehen hat, so haben auch die Bischöfe dieses Recht, die höchste unter den kirchlichen Gewalten, als die Träger und Inhaber dieses göttlichen Geistes.

Wir sehen bei Cyprian schon ganz die aller evangelischen Grundwahrheit widersprechende Annahme einer übernatürlich vermittelten Fortpflanzung des heiligen Geistes von den Aposteln auf die Bischöfe, und ebenso die höchste Vorstellung von der priester-

lichen „Schlüsselgewalt", auf welche das System der kirchlichen Disciplin begründet wurde. Er glaubte und lehrte, nur die nach den Kirchengesetzen geweihten Kirchenvorsteher haben Fug, zu taufen und Sünden zu vergeben; auch von den Bischöfen, und zwar allein von den Bischöfen, gelte das Wort des Herrn: „Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch." Was hier von den Aposteln gesagt sey, sey auch von den Bischöfen gesagt.

Damit war er tief hinabgefallen unter die Lehre des früher von ihm so hoch verehrten Meisters Tertullian. Tertullian wollte, was christlich sey, neben der Haupterkenntnißquelle, den heiligen Schriften, nicht bei den Bischöfen, weder bei den einzelnen, noch bei ihrer Gesammtheit, sondern bei den Gemeinden gesucht wissen. Ihm waren noch die Gemeinden die Kirche, dem Cyprian sind schon die Bischöfe die Kirche. Dem Tertullian waren die Gemeinden die Träger der apostolischen Ueberlieferung. „Was," sagte er, „die Apostel gepredigt, d. h. was ihnen Christus geoffenbart, darüber kann man nicht anders ins Gewisse kommen, als durch eben jene Gemeinden, welche die Apostel selbst gegründet haben, durch mündlichen Vortrag des Evangeliums und nachher durch ihre Briefe. Durchwandere die apostolischen Gemeinden. Liegt dir Achaja zunächst, so hast du da die corinthische Gemeinde. Bist du nicht weit von Macedonien, so hast du da die Gemeinde zu Philippi, die zu Thessalonich. Kannst du nach Asien gehen, so hast du da die Gemeinde zu Ephesus. Liegst du bei Italien, so hast du da die Gemeinde zu Rom."

Tertullian, der Vertreter der evangelischen Freiheit eines jeden Christenmenschen und des allgemeinen, jedem Christen einwohnenden Priesterthums, der Feind jedes absonderlichen Priesterthums und vollends der hierarchischen Bischofskirche, konnte nur in den Gemeinden und ihrer Uebereinstimmung die Kirche sehen, nicht aber in kirchenfürstlichen Bischöfen. Je länger aber Cyprian auf dem Bischofsstuhl saß, desto höhere Vorstellungen von Amt und Würde des Bischofs stiegen ihm zu Kopf, und im herben Kampf mit seinen ihm und seinen Vorstellungen und Anmaaßungen entgegentretenden Feinden wurde er ins Maaßlose hinausgerissen, ganz hierarchisch, despotisirend, und daher empfiengen seine Schriften

Inhalt und Färbung; namentlich auch seine Schrift: „Von der Einheit der Kirche". Der im Streit zum Hierarchen Verhärtete schaut mitten aus dem großen und schönen Gedanken der Einheit und Allgemeinheit der Kirche, den er darin vertreten will, mit der leidenschaftlichsten Gebärde des gereizten Priesters hervor. Wäre nicht der Hierarch in ihm gesteckt, so hätte diese seine Schrift nicht so werden können, daß man sie die „Magna Charta" der Hierarchie genannt hat.

Ein und siebenzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Der Hierarch in ihm war es auch, was ihn nicht nur in dem alten und neuen Testament ganz und durchaus eine und dieselbe Wahrheit finden ließ, sondern das alte Testament ihm theurer machte als das neue. In dem alten Testament standen ja die Gesetze über das levitische Priesterthum; und diese Gesetze und Vorrechte auf die christliche Kirche überzutragen, wurde in Cyprian der ihn ganz beherrschende Gedanke.

Waren in seinen Augen an die Stelle des einst von Gott begnadeten und jetzt verworfenen jüdischen Volkes die Christen eingerückt als das neue Volk Gottes: so mußte nach seiner Ansicht an die Stelle des alten levitischen Priesterthums ein christliches Priesterthum einrücken, mit allen Vorrechten und Würden, welche das alttestamentliche Priesterthum hatte. Cyprian war eine Natur, erfüllt von altrömischer Herrschlust, und so wurde ihm, weil sie nur so der Herrschlust Spielraum gewährte, die christliche Kirche ganz nur zur fortgesetzten Theokratie des alten Bundes, zu einem kirchenfürstlichen Priesterregimente. Und vollkommene Unterwerfung unter das Kirchenregiment der Bischöfe wurde in seinen Augen die unerläßliche Bedingung für alle Gläubigen, hier das Wohlgefallen Gottes und das Heil, und nach dem Tode dort den Himmel zu gewinnen.

„Jeder," sagt er, „der von der Kirche sich trennt, deren Einheit die Bischöfe sind, und einer unkirchlichen Ansicht sich anschließt, schließt sich aus von den Verheißungen der Kirche. Keiner wird zu den Belohnungen, die Christus gibt, gelangen, wenn er die Kirche Christi verläßt. Er ist ein Fremdling; ein Unheiliger ist er, ein Feind ist er. Es kann einer nicht Gott zum Vater haben, welcher die Kirche nicht zur Mutter hat. So wenig einer sich retten konnte, der ausserhalb der Arche Noa war, sowenig wird einer gerettet, der ausserhalb der Kirche draußen ist. Wie bei Jericho's Zerstörung nur das Eine Haus der Rahab Rettung gewährte, so gewährt sie auch nur die Eine Kirche. Ungenäht war der Rock Christi und unzertrennlich; so gibt es nur Eine, unzertrennliche Kirche".

Cyprian geht so weit, zu sagen, Christus sey dazu auf die Erde gekommen, um das Priesterthum des alten Testaments in neuer Form herzustellen und durch seinen Tod zu weihen. „Wenn es", sagt er weiter, „im hohen Liede heißt: Eine ist meine Taube, — wer kann diese Taube anders seyn als die Braut Christi, die Kirche? Aber eben darum muß auch die Kirche die Taubenunschuld bewahren, und wer die nicht hat, der mag sich von der Kirche trennen; an ihm ist nichts verloren; den Waizen treibt der Wind nicht weg, wohl aber die Spreu. Festgewurzelte Bäume werden nicht ausgerissen, nur die kraftlosen. Solche mögen dann immer ihre eigenen Kirchlein sich bilden, aber vergebens berufen sie sich auf das Wort des Herrn: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen". Wie soll Christus unter ihnen seyn, da sie sich muthwillig von ihm und seiner Kirche getrennt haben? Selbst der Märtyrertod kann Solchen, die sich von der Kirche trennen, nichts frommen. Wenn sie auch den gewaltsamen Tod im Bekenntniß des Namens Christi erleiden: der Makel (die Trennung von der Kirche) wird auch durch Blut nicht abgewaschen. Märtyrer kann einer nicht seyn, der nicht in der Kirche ist. Sich tödten lassen kann ein solcher, aber die Krone des Märtyrerthums kann er nicht erlangen".

Man sieht, daß Cyprian, der auch nicht Eine seiner Behaup-

tungen durch beweisende Gründe, durch Schlüsse darthut, kein Mann des scharfen und folgerichtigen Denkens ist. Man fühlt die Unhaltbarkeit seiner Behauptungen lebendig, man greift sie, und wenn man sie nur anrührt mit den Denkgesetzen, so fallen sie zusammen; und es ist wahr, was Hundeshagen von Cyprians Anschauung der Bischofskirche sagt, wenn er in die Worte ausbricht: „Was hülfe es, nach dieser katholischen Anschauung, also dem Einzelnen, wenn er entweder die ganze Welt gewänne, oder wenn er den Glauben hätte, dem es verheißen ist, Berge zu versetzen, oder die Liebe, von der gerühmt wird, daß sie Alles trägt, Alles duldet, und er trüge nicht die Signatur der Kirche und gehörte nicht der Kirche der Signatur an, oder er erhöbe sich wieder die priesterschaftlichen Träger und Spender des Sakraments: er wäre doch nur wie ein Zöllner und Heide, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle; er könnte Gott nicht zum Vater haben, weil er die Kirche nicht zur Mutter hat; er wäre doch nur ein — Verruchter, welcher Raub an der Kirche begangen hat"!

Verruchtheit des Kirchenraubs nennt ansdrücklich Cyprian jede Abweichung von der Bischofskirche. Wenn Cyprian ein folgerichtig denkender Kopf gewesen wäre, so hätte er solche verruchte Kirchenräuber nicht nur in Origenes und dessen Schüler, sondern in dem von ihm so sehr bewunderten Meister Tertullian, ja in den Aposteln und in Jesus Christus selbst sehen müssen; denn die Grundanschauung aller dieser steht im schneidendsten Widerspruch mit der kirchenfürstlichen Lehre Cyprians.

Das war so recht der Ansatz, die evangelische Freiheit eines Christenmenschen und das lebendige Christenthum todt zu machen. Das spätere Pabstthum in seiner, der Religion Christi abgewandtesten Richtung blickt und spricht aus Cyprian, wenn er die, welche ihre eigenen Ansichten haben und sich nicht unter sein Bischofswort beugen wollen, hochfahrend vergleicht „mit der Rotte Korah, die sich dem Priester Gottes zu widersetzen wage und in ihr eigenes Verderben stürze". Wollte Cyprian auch dieses Wort zunächst nur seinen Gegnern in der Kirche von Karthago ins Gesicht schleudern, so sagt er es doch ganz allgemein,

und dehnt es auf alle, mit der Bischofskirche nicht Uebereinstimmenden aus; seine Worte sind ohne alle Beschränkung und er schleudert gegen alle und jede Abweichungen von der Bischofskirche den Bannfluch seines kirchenfürstlichen Wortes, als spräche aus ihm, dem Priester Gottes, Gott selbst, und als wäre er die Kirche.

Diese maaßlose Vorstellung von seiner Bischofswürde hatte er auch ganz und gar; denn er sagt ausdrücklich: „Wie das Bischofsthum, die Gesammtheit der Bischöfe, die Kirche in sich darstelle, so stellen die einzelnen Bischöfe, jeder Bischof für sich, die Idee des Bischofthums, solidarisch in sich dar. In der Vielheit der Bischöfe individualisire sich der Eine Geist; jeder Bischof sey nur wieder Dasselbe, was jeder andere Bischof sey. In der Einheit des Bischofsthums seyen alle zusammen Eins. Aber in diesem solidarisch verbundenen Ganzen sey keiner für sich, sondern jeder Einzelne stelle zugleich die Einheit und das Ganze des Bischofthums dar". Daß jeder einzelne Bischof die Kirche sey, folgte daraus zwar noch nicht für einen folgerecht denkenden Kopf, aber für die Unfolgerichtigkeit im Denken und für die Herrschsucht ergab sich das von selbst.

Ganz irrig hat man neuerdings dabei angenommen, bei dieser Auffassung des Bischofthums sey das Leitende gewesen, „der Kirche eine für die Dauer berechnete Organisation zu geben; die Bischöfe haben ihren Blick ebenso vorwärts in die vor ihnen liegende Zukunft der Kirche gerichtet, als sie rückwärts-geschaut haben, zu den Aposteln zurück; und weil sie sich als die Träger der nicht schon in der nächsten Zeit aus der Welt entschwindenden, sondern in der Welt bestehenden Kirche betrachtet haben, so haben sie — Alles beseitigen wollen, was dazu dienen konnte, die Kirche der Bahn zu entrücken, in welcher sie ihren geordneten Verlauf in der Welt nehmen sollte".

Dieses ganze Gedankenspiel von einer für die Dauer der Kirche in der Welt berechneten Anstalt, welche, als eine „bedeutungsvoll aufgefaßte Idee", der natürlichen Herrschlust Cyprian's und seiner Mitbischöfe so unterschoben wird, zerfließt und schwindet in Nichts an der unbestreitbaren Thatsache, daß Cyprian,

der Vater dessen, was eine solche bedeutungsvolle Berechnung und Auffassung seyn soll, aufs allerentschiedenste, und zwar zu allen Zeiten, sich ausgesprochen hat, nämlich daß die Kirche schon in der nächsten Zeit aus der Welt entschwinden, und daß die Welt demnächst vergehen werde.

In tausend Anzeichen sieht Cyprian das Nahen des Antichrists, welcher morgen oder übermorgen erscheinen könne. „Die Leiden", sagt er, „welche über die Kirche hereinbrechen, sind des Antichrists und des Teufels Werk. Das Ende der Welt steht vor der Thüre. Sie ist ein alterndes Haus, dessen Wände wanken, dessen Dach den Einsturz droht. Christus wird demnach in nächster Nähe vom Himmel zurückkommen, den Teufel zu strafen, das Menschengeschlecht zu richten, die Guten in den Himmel aufzunehmen, die Bösen in die Hölle zu verstoßen und dann als König in Ewigkeit zu regieren".

Nicht die Dauer der Kirche auf Erden, sondern das himmlische Jerusalem und die obere Gemeinde, die Kirche der seligen Höhen, schwebt dem Cyprian, als in nächster Nähe, stets vor Augen. Und für die Kirche der seligen Höhen bedurfte es doch wohl einer kirchenfürstlichen Organisation nicht, um derselben ihre Dauer berechnend zu sichern.

Nicht aus Vorausschau und Berechnung für die Zukunft der Kirche ist die Aufstellung jener kirchenfürstlichen Grundsätze hervorgegangen, die wir bei Cyprian finden, sondern aus der der menschlichen Natur und dabei namentlich dem Priesterthum einwohnenden Lust zu herrschen und Neigung zum Despotismus, und aus den Umständen, mit welchen diese Neigung Cyprians und anderer Bischöfe zusammentraf und zusammenstieß. Die Gottheit weiß die menschlichen Leidenschaften und die damit zusammenhängenden Umstände zu ihren höheren Zwecken zu gebrauchen. Und so war es auch hier. Was die Herrschsucht für sich erdachte, wurde von dem höheren Ordner der Dinge für die Dauer der Kirche und für die Ausbreitung des Christenthums nutzbar gemacht. Das ist die geschichtliche Wahrheit der Sache.

Cyprian war ganz zum Kirchenfürsten der Sakramentenkirche

herabgesunken. Denn vom christlichen Standpunkt aus betrachtet ist das ein Hinabsinken, auf was sich Cyprian zu erheben glaubte, das Kirchenfürstenthum der Sakramentenkirche.

Zwei und siebenzigstes Kapitel.

Ein Wort über das Werden der Bischofskirche.

Hier beim Abschluß dessen, was über das Werden der Bischofskirche zu sagen ist, stellt sich das, was der die Thatsachen scharf durchdenkende Hundeshagen darüber gesagt hat, mit seinen schlagenden Schlußfolgerungen von selbst an den Platz.

„Wie man", sagt er, „im Widerspruch gegen die Häretiker bisher sich daran gewöhnt hatte, bei Abmessung des Katholischen (d. h. dessen, was Glaube und Brauch der allgemeinen Kirche sey) den Maaßstab des Christlichen anzulegen, und wie man demnach, unter Anwendung des Gesellschaftsrechtes, die Häretiker von der katholischen Kirchengemeinschaft ausgeschlossen hatte: so sollte nun auch das Umgekehrte gelten. Es sollte das Christliche sich nach dem Katholischen messen lassen, das Innere nach dem Aeußerlichen, ein Ideales nach einer Form. Im Eifer der Polemik ließ man sich verleiten, das, was im Gefühl eines Jeden sich aneinander angeschlossen, miteinander verschmolzen hatte, auch im Begriff miteinander zu vermischen, und es als etwas miteinander Verbundenes zu setzen, als etwas an sich und in der Theorie miteinander Verbundenes, als etwas schlechterdings nothwendig und unzertrennlich zusammen Seyendes."

„Man wagte es alles Ernstes, das Christliche in Personen und Sachen nur in sofern und in soweit anzuerkennen, als es zugleich die Signatur des Katholischen an sich trug."

„Nachdem man aber einmal die nur bedingte Identität zur absoluten Identität (als wäre Katholisches und Christliches durchaus Eins und Dasselbe) erhoben und aus dem formellen

Begriff einen sachlichen Begriff gemacht hatte, mußte man sich nothwendig zu der heillosen Schlußkette berechtigt erachten: Wie das Katholische christlich ist, so ist auch das Christliche nur katholisch, und so ist folglich alles Nicht-Katholische auch unchristlich."

„Diese Schlußkette nennen wir heillos, weil sie nicht bloß logisch fehlerhaft ist, sondern weil sie das Aeußere in bestimmten Formen existirende Kircheninstitut, und die Angemessenheit zu demselben, unbedingt und schlechterdings zur Bedingung des ewigen, und bald genug auch des zeitlichen Heiles machte. Und doch kann das äußere Kircheninstitut, seiner Natur nach, nur Darstellung der jeweiligen Stufe christlichen Glaubens und Lebens, und Erziehungsanstalt für die höhere Bestimmung der Menschheit seyn."

„Zur Bedingung des ewigen und auch des zeitlichen Heiles wurde aber die äußere Kirche und die Uebereinstimmung mit ihren bestimmten Formen schon im dritten Jahrhundert des Katholicismus gemacht, im Zeitalter Cyprians, welcher diesen Grundsatz in seiner berühmten Schrift „von der Einheit der Kirche" durchführte. Daß man aber, weder zu seiner Zeit, noch später, den Grundfehler entdeckte, oder, wenn man ihn entdeckt gehabt hätte, ihn nicht bloß legen konnte, daran war die Ordinationsidee Schuld."

„Denn der ganze christliche Gottesdienst und die gesammte Heilspendung war schon mehr und mehr in die Sakramente zusammengedrängt, die Sakramentsverwaltung aber war bedingt durch die geweihten Personen; die geweihten Personen dagegen waren das, was sie waren, durch die Ordination; die Ordination aber empfingen sie vom Bischof, der Bischof von seinen Mitbischöfen in der Provinz; die eine Kirchenprovinz endlich stand in geregelter Beziehung zur andern, ihre Oberhäupter und Stimmführer standen untereinander in enger Solidarität der Interessen und des Geistes; — mit Einem Wort: die ganze katholische Kirche war bereits wesentlich Sakramentenkirche geworden, und unwiderstehlich der Hierarchie verfallen, wie jede Kirche, welche in die Bahn der Heilsoperation **ex opere operato**, der

magischen Beherrschung des Natürlichen durch das Geistige, sich hat hinüber drängen lassen."

„Jedes Kirchenthum solcher Art ist und besteht nur in, mit, durch und unter der Hierarchie. Es steht und fällt mit den heiligen Personen."

„Die heiligen Personen und ihre ordinatorischen Qualitäten, sie und nichts Anderes, sind allein Das, was die Kirche zur Kirche macht. Zu oberst über den Sachen des natürlichen Lebens stehen die „heiligen Sachen (die Sachen der Kirche)"; über den heiligen Sachen die Sakramentalien und Sakramente; über den Sakramenten aber steht das Sakrament der Priesterweihe, das Macht gebende, königliche Sakrament." *)

Drei und siebenzigstes Kapitel.

Hineinlegung des Magischen in die Sakramente.

Cyprian, der bei seiner Taufe nur mittelbare Wirkungen kannte, hatte sich schnell in die Anschauung der Sakramentenkirche hinüber gearbeitet. Der Kirchenfürst Cyprian sah so viele Dinge und so auch die Sakramente mit andern Augen an, als der Neuchrist Cyprian.

Jetzt finden wir bei ihm eine magische Kraft der Taufe. Sie bricht die Bande geheimer Gewalt, welche der Teufel sonst über den natürlichen Menschen hat; darum müssen ihr auch „Exorzismen" vorangehen. Aber Keiner, der sich von der Kirche getrennt hat, und kein Ketzer kann nach der jetzigen Ansicht Cyprians dieses hochheilige Sakrament verwalten, sondern nur in der wahren Kirche hat die Taufe diese ihre magische Kraft; und auch in der wahren Kirche nur dann, wenn sie von Priestern ertheilt wird. Darum ist jede Taufe eines solchen, der nicht der

*) Hundeshagen, in den protestantischen Monatsblättern von Gelzer, 1853, Aprilheft S. 349—350.

Kirche angehört, nichtig, und ein von einem Ketzer Getaufter muß die Taufe an sich wiederholen lassen, um Mitglied der gläubigen Gemeinschaft der Kirche zu seyn.

Der Streit über diese Taufe durch Ketzer ist nicht von Cyprian angefacht; er fand ihn schon vor, und eignete sich diese Ansicht an.

Dieselbe magische Kraft schrieb Cyprian jetzt auch dem Abendmahl zu. Sollte das Sakrament der Priesterweihe die zur Hierarchie unumgängliche magische Kraft haben, übernatürliche Wirkung, so mußten doch auch die Sakramente der Taufe und des Abendmahls mit magischer Kraft bekleidet werden.

Cyprian bemühte sich, durch Erzählung von Wundergeschichten, mit dem Beisatz, daß er Derartiges selbst mit angesehen habe, dieses Magische des Abendmahls seinen Gläubigen recht tief einzuprägen.

So wurde, erzählt er, ein Kind christlicher Eltern von seiner Wärterin zu einem heidnischen Opferfest mitgenommen. Diese gab ihm etwas Brod, eingetaucht in den Wein der beim Opferfestmahl getrunken wurde, und das Kind aß es. Später nahmen die Eltern das Kind zur Feier des Abendmahls mit. Schon beim Anfang der heiligen Handlung bekam das Kind Krämpfe. Als der Diakon mit dem Kelche herzu trat, steigern sich die Krämpfe. Dennoch wird dem Kind etwas von dem Wein gereicht; — man sieht daraus, auch Kindern wurde in der afrikanischen Kirche der gesegnete Kelch gereicht —. Aber in dem zuvor durch heidnischen Opferwein verunreinten Leibe des Kindes kann der heilige Wein, das Blut Jesu Christi, nicht bleiben; das Kind erbricht sich und gibt das eben Genossene wieder von sich.

Das habe er selbst mit Augen gesehen, sagt Cyprian. Dieser einzige Zug schon ist markirt und sprechend genug, sowohl für den geistigen Standpunkt der Zeit, als auch für die Mittel, deren sich jetzt schon die Hierarchie bediente.

Weiter erzählt Cyprian: Ein erwachsenes Mädchen, gleichfalls durch heidnische Opfer verunreint, habe das Abendmahl empfangen. Wie ein tödtliches Gift sey ihr dasselbe im Munde stecken geblieben, und unter Zuckungen sey sie zu Boden gestürzt.

Eine Andere habe gewagt, mit ihren „ungeweihten“ Händen das Gefäß zu öffnen, worin das hochheilige Sakrament aufbewahrt wurde. Feuer sey ihr aus demselben entgegen gedrungen. Ein Vierter, der früher den Götzen geopfert, habe sich unterstanden, an der Austheilung des gesegneten Brodes Theil zu nehmen. Plötzlich habe er statt des Brodes nichts mehr als Asche in den Händen gehabt.

Alles das steht in Cyprians Schrift: „Ueber die Gefallenen“. Klingt das nicht, als wäre es aus dem späteren Mittelalter? Man ist versucht, auch in anderen Punkten versucht, nachmalige Fälschungen, Einschiebsel, in den Cyprianischen Schriften anzunehmen. Eingeschoben und unterschoben ist so Vieles worden von der hierarchischen Partei; Vieles geändert, Vieles ausgelöscht, Vieles vernichtet. Warum wäre es unmöglich, anzunehmen, daß auch Derartiges später eingelegt worden sey in eine Schrift des Verfassers der „Magna Charta“ der Priesterkirche? Es ist für jetzt nicht mehr zu entscheiden. In den Schriften Cyprians, in der Gestalt, in welcher wir sie jetzt haben, steht es so zu lesen, wie es oben dargestellt ist.

Zweierlei ist möglich: einmal, daß der in dieser Zeit des sinkenden Alterthums weitverbreitete Glaube an das Magische und die Sucht nach Magischem einen Theil der christlichen Priesterschaft veranlaßt habe, auch dieses Ingredienz ihrem Christenthum beizugeben; zweitens, daß ein Theil der Christen selbst von dieser Sucht nach Magischem angesteckt war oder wurde.

Der Streit über die Ketzertaufe war es, was den Kirchenfürsten Cyprian von Karthago mit dem Kirchenfürsten von Rom zum Zusammenstoß und zum Bruch brachte.

Irenäus und Tertullian hatten nur der römischen Gemeinde einen Vorzug zuerkannt, weil die Apostel Paulus und Petrus mit ihr in engem Zusammenhang gewesen. Cyprian hatte diesen Vorzug von der römischen Gemeinde, in kirchenfürstlicher Weise, einzig auf den römischen Bischof übergetragen. Er hatte ausdrücklich gesagt: „Alle Apostel haben zwar dieselbe Würde, wie Petrus, von Christus empfangen, aber doch ertheilt der Herr dem Petrus besondere Gewalt; doch überträgt er ihm insbeson-

dere das Amt, die Schafe zu hüten; doch sagt er, daß er auf ihn seine Kirche baue. Er wollte dadurch anzeigen, daß die Einheit des Priesterthums sich an Einen Punkt knüpfe."

Ebenso hatte Cyprian, in einem Brief an Kornelius, den Stuhl zu Rom „den Stuhl Petri, die Erste unter den Kirchen, von welcher die Einheit des Priesterthums ausgegangen sey," ausdrücklich genannt, und damit unzweideutig dem römischen Bisthum einen hohen Vorrang zugestanden.

Cyprian hatte den bei andern schon vorhandenen Gedanken auch für sich angenommen, daß in dem Apostel Petrus die Kircheneinheit repräsentirt sey. Er hatte die römischen Bischöfe als Nachfolger des Petrus anerkannt, und die Vorstellung, daß die Kircheneinheit in Petrus repräsentirt sey, auf diese Nachfolger des Petrus übertragen.

Bei seinem Mangel an Klarheit und folgerichtigem Denken war ihm entgangen, daß, wenn auch Petrus als Repräsentant der Kircheneinheit anzusehen wäre, daraus noch nicht folge, daß auch die römischen Bischöfe für Repräsentanten der Kircheneinheit anzusehen seyen. Denn mit welchem Recht, auf welchen Grund hin, konnten die römischen Bischöfe für Nachfolger des Petrus ausgegeben werden? Ebenso gut hätten sie ja auch Nachfolger des Paulus genannt werden können. Aber sie waren weder des Petrus noch des Paulus Nachfolger; denn Paulus war so wenig als Petrus — römischer Bischof. Und zweitens, selbst wenn diese vorgeblichen Nachfolger wirklich die Nachfolger des Petrus gewesen wären, nach welchem Denkgesetze konnte das, was der Herr von der Person und dem Apostelamte des Petrus gesagt hatte, auch auf jeden Bischof von Rom übertragen werden?

Cyprian handelte auch anders, als er zuvor gesagt hatte. Im Zusammenstoß seiner kirchenfürstlichen Würde mit dem kirchenfürstlichen Anspruch des Bischofs Stephanus von Rom ging er von dem ab, was er zuvor gesagt hatte.

Vier und siebenzigstes Kapitel.

Einsprache der Nordafrikaner gegen die Ansprüche des römischen Stuhls.

Bischof Stephanus zu Rom nahm in der Frage über die Ketzertaufe, die von den Kleinasiaten angeregt war, Partei gegen diese, also auch gegen Cyprian. Stephanus erklärte die Wiedertaufe für unchristlich, und ergriff diese Gelegenheit, um kraft seines Vorrangs, oder vielmehr um diesen geltend zu machen, einen oberrichterlichen entscheidenden Ausspruch zu thun.

Jetzt war Cyprian weit entfernt, den auf das Herkommen in der römischen Kirche gegründeten Ausspruch als eine Entscheidung gelten zu lassen. Jetzt sagte er: „In Angelegenheiten wie die vorliegende entscheide nicht das Herkommen, sondern nur die Vernunft und die Wahrheit. Denn auch Petrus, den der Herr zuerst erwählt und auf den er seine Kirche gegründet, habe, als er mit Paulus wegen der Beschneidung in Zwiespalt gerathen sey, keineswegs sich über seinen Mitapostel ungebührlich erhoben, noch blinden Gehorsam von ihm auf anmaaßende Weise gefordert; sondern er habe den Rath der Wahrheit angenommen und den besseren Gründen beigestimmt, welche Paulus vorgebracht. Er habe dadurch ein Vorbild gegeben, daß die Bischöfe von ihren Brüdern und Amtsgenossen heilsame Lehren freundlich annehmen sollen."

Als Stephanus darauf blieb, daß nach römisch-apostolischem Gebrauch die Wiederholung der Taufe Ketzerei sey, erwiederte Cyprian: „Die Berufung auf den apostolischen Gebrauch der römischen Kirche beweise nichts. Stephanus bürde dadurch den Aposteln falsche Ansichten auf, und mache sie zu Mitschuldigen einer ketzerischen Irrlehre. Herkommen ohne Wahrheit sey veralteter Irrthum. In solchen Dingen müsse man auf den Urquell der Erkenntniß, auf die heilige Schrift, zurückgehen."

Stephanus nannte nun Cyprian einen Widerchrist, einen

falschen Apostel, und sagte ihm die Kirchengemeinschaft auf. Cyprian aber versammelte alle nordafrikanischen Bischöfe, und diese Bischofsversammlung im September 256 sprach die Unabhängigkeit aller Bischöfe aus, den Regungen römischer Kirchenherrschaftsgelüste gegenüber. Alle Bischöfe seyen Nachfolger der Apostel und haben gleiches göttliches Bischofsrecht. Zugleich setzte sich Cyprian mit den Kleinasiaten und mit dem Bischof Dionysius von Alexandria in Verbindung. Diese erklärten sich für Cyprian, und im Namen der Bischöfe Asiens schrieb Bischof Firmilian von Cäsarea in Kappadocien einen Brief voll bitteren Spotts über die Anmaaßung des römischen Bischofs.

Jetzt sagte Cyprian, alle Apostel seyen ganz dasselbe, was Petrus sey, ihm vollkommen gleich an Macht, Rang und Würde; und wie die Apostel einander völlig ebenbürtig seyen, so seyen es auch alle Bischöfe. Alle Bischöfe seyen Nachfolger des Petrus, alle Bischöfe seyen Erben der dem Petrus zuerst gegebenen Verheißung.

Welche Unterschiede und Stufen der Anschauung über diesen Punkt, im engen Rahmen eines halben Jahrhunderts hinter einander!

Tertullian sagte, diese Verheißung des Herrn (Matth. 16, 18.) gelte jedem Menschen, der den höheren christlichen Geist habe.

Origenes faßte diese Verheißung noch viel weiter. Nach ihm ist „jeder Schüler Christi ein Fels, und auf jeden solchen Felsen baut sich das Christenthum auf und das christliche Gemeindewesen; zu allen ächten Nachfolgern ist jenes Wort des Erlösers gesagt, zu dem Apostel Petrus und zu jedem Petrus."

Cyprian beschränkt die Verheißung auf die Gesammtheit der Bischöfe.

Der Bischofsstuhl zu Rom will sie gar vollends in Erbpacht nehmen, einzig nur für den jeweiligen römischen Bischof.

Nachdem es so weit gekommen war, daß man die ganze hohe Bedeutung, die nur der Kirche als Gesammtheit aller christlichen Gemeinden zukam, auf den absonderlichen Priesterstand übertrug und in diesem die Kirche repräsentirt sah, so mußte es bald sich dahin weiter entwickeln, daß die Macht und der Befehl in

der Kirche in die Hand Eines kam. Das vielköpfige Kirchenfürstenthum konnte nur enden in einer Spitze, auf welcher in der That, mit anerkannter Oberhoheit und Macht, der Bischof zu Rom als Bischof der Bischöfe saß. Jeder Bischof wollte Hirte seiner Heerde, Volkshirt seyn. Was war natürlicher, als daß Einer dieser Hirten darnach strebte, Oberhirte, Völkerhirt zu werden? Das Bisthum hatte sich selbst aufgethan als ein geistliches Gegenbild des weltlichen Fürstenthums. Ueber die weltlichen Fürsten hatte sich der römische Kaiser erhoben: was lag näher, als daß ein geistliches Gegenbild des Kaisers, einer der geistlichen Fürsten, und zwar der zu Rom, zum geistlichen Oberhaupt über Kirchenfürsten und Laien sich zu erheben suchte?

Noch ist es nicht so weit. Noch ist Katholisches und Römisches nicht Ein und Dasselbe, das Katholische ist noch völlig unabhängig von dem Römischen. Noch sind es Kirchen, die nordafrikanische, die alexandrinische, die syrische, die kleinasiatische und andere Kirchen neben der römischen Kirche. Alle sind katholisch, aber noch nicht römisch-katholisch. Jede dieser Kirchen, die es noch in der Kirche gibt, hat ihren örtlichen und nationalen Beigeschmack und ihr eigenthümliches Interesse.

Dieses Oertliche und Nationale mußte nach und nach aufgehen in der Universalität, in der Einheit und Allgemeinheit des christlichen Glaubens und Lebens, die geistliche Herrschaft der Bischöfe in der die ganze Christenheit umfassenden geistlichen Herrschaft eines Oberbischofs.

In raschem Schritte geht es nun dahin, wo das Bischofsthum gipfelt im Pabstthum. Man sieht den Bischof zu Rom wachsen, höher und höher, bis er zum Einen sichtbaren Oberhaupt wird, zum wirklichen Haupt der Christenheit, dieses sichtbaren Leibes Christi, und Bischöfe und Klerus nur die Glieder werden.

Verworren, wild durch einander, unter rauhestem Waffengeklirr und unter Strömen von Schlachtenblut, wälzt sich die große Völkerwanderung von Asien her über Europa herein. Aber mitten zwischen drin und aus demselben heraus wächst der Dombau der katholischen Kirche, Stein fügt sich zum Stein, und

während die Völkerüberschwemmung noch im Verrauschen ist, steht schon der ganze Bau der römischen Hierarchie da, zu innerer Einheit zusammengewachsen. Und von diesem Bau aus geht die Erziehung der barbarischen Völker für das neue Gottesreich.

Das Meiste für die Gliederung der Hierarchie zu der geistlichen Monarchie, zum Pabstthum, that — Kaiser Konstantin der Große.

Fünf und siebenzigstes Kapitel.

Die byzantinische Hofkirche.

Als Kaiser Konstantin die Christenheit zum Bundesgenossen in seinem Streben nach der Alleinherrschaft annahm, hatte er die Kirche schon ganz als Hierarchie vorgefunden; die Bischöfe in der Machtvollkommenheit von Kirchenfürsten; durch das Bischofsthum die Kirche selbst, ja die Christenheit, zusammengehalten wenigstens bis auf einen gewissen Grad von Einheit.

Die letzte Spur war verschwunden von jener ursprünglichen christlichen Gemeinde, welche alle Hoheit der christlichen Gesellschaft in sich vereint hatte, und von welcher darum alle für das christliche Leben geltenden Gesetze, alle schiedsrichterlichen Entscheide, alle Strafen der Mitglieder, alle Wahlen für die christlichen Aemter ausgegangen waren. Zwei Jahrhunderte lang hatte die gemeinheitliche Gleichheit in der christlichen Gesellschaft gedauert, eh es gelang, daß eine Minderheit an die Stelle der Gesammtheit sich zur Herrschaft vordrängte, und dann weiter aus dieser Minderheit selbst heraus Einzelne, die Bischöfe, die Herrschaft allein für sich ansprachen und sich anzueignen wußten.

Ueber die ursprüngliche Demokratie des Christenthums hatte die Oligarchie des Klerus, über die Oligarchie die Monarchie, das Kirchenfürstenthum der Bischöfe, nach und nach den Sieg gewonnen. Die Umstände eben so, wie die Kraft von Persönlichkeiten, der Ehrgeiz und die Herrschsucht der Einzelnen, wie der

Drang der Zeitverhältnisse, der äußeren Gefahren und der inneren Reibungen, hatten dabei mit und neben einander gewirkt. Bewußt und unbewußt war es geschehen, daß die christliche Kirche zu einer äußeren Verfassung gekommen war, welche für die Zeit den großen Vortheil durchgreifender Kraft und Einheit der Leitenden hatte.

Es hatte sich so heraus entwickelt, daß jetzt Vornehme und Gemeine selbst in dem Priesterstande waren, in scharfer Unterordnung unter einander, eben da, wo ursprünglich Gleichheit Aller, keine Priesterschaft, sondern das Priesterthum Aller, in Grundsatz und Ausübung vorhanden gewesen war.

Schon im Zeitalter Cyprians war, wie wir gesehen haben, das Verhältniß des Einzelnen zu Gott wieder durchaus abhängig gemacht worden von einem Priesterstand, der sich hineingedrängt hatte als Vermittler zwischen Gott und der Menschheit. Damit war zurückgegriffen auf die Stufe der vorchristlichen Religion, und das Christenthum dahin gebracht, in eine Priesterreligion auszuarten, aus einem Reich Gottes in den Herzen der Menschen ein äußeres Reich der Priesterschaft zu werden, welche die Herrschaft über die Gewissen führen.

Aus dem jüdischen und heidnischen Kultus war bereits Vieles herübergenommen worden sowohl an Symbolik als an sinnlichem Gepränge, und die Opferidee nicht bloß der Juden, sondern auch der Heiden war bereits von der neuen christlichen Priesterschaft ins Christenthum hineingetragen. Die Menschennatur der Zeit war allerdings diesen priesterschaftlichen Einrichtungen entgegen gekommen; sie hatte noch zu viel aus der alten Bildung und aus der heidnischen Umgebung an sich, das in der kurzen Zeit nicht so ganz vom Geiste des Christenthums überwunden werden konnte; und so nahm die Mehrheit der Christen die hierarchischen Formen und Zuthaten als Befriedigung eines Bedürfnisses hin. Noch die späteste römisch-katholische Kirche, die Versammlung zu Trient, erklärte gewisse Formen und Bräuche der Kirche aus dem Bedürfniß der „Menschennatur, welche der Art sey, daß sie nicht leicht ohne äußere Anhaltspunkte zur Andacht sich zu erheben vermöge."

Von dieser Anschauung der Menschennatur ging jedoch Kaiser

Konstantin nicht aus, als er den Bau der Hierarchie mit Macht förderte.

Wie er sich aus einer Mischung von Politik und Aberglauben der siegenden Religion zugewendet hatte, so sollte ihm die Hierarchie dienen, als ein gefüges Werkzeug zur Leitung des Volkes. Die christliche Hierarchie sollte ihm möglich machen, und sie machte es ihm möglich, die den römischen Kaisern so oft gefährlich gewordenen kaiserlichen Garden, die „Prätorianer", abzuschaffen. Diese Prätorianer waren ganz das geworden, was in niedrigerer Art die Strelitzen den russischen Czaren, die Janitscharen den türkischen Sultanen nachher wurden. Konstantin erkannte in der christlichen Hierarchie für sich und seine Nachfolger eine so überaus brauchbare Macht, das Volk in Ordnung und Gehorsam zu erhalten, daß er diese Hierarchie zur neuen Leibgarde des Kaiserthrons machte, und sie mußte seine neue, ganz orientalische Staatseinrichtung ihm fördern helfen.

Der Mann, den man zum ersten christlichen Kaiser stempeln wollte, richtete nämlich, sobald er Alleinherrscher geworden war, Reich und Hof nach dem Schnitt des asiatischen Despotismus ein, welchem nichts fehlte, als ein Harem. Der unumschränkte Selbstherrscher im asiatischen Style paßte nicht für das alte Rom und die Schatten seiner alten Erinnerungen. Konstantin übersiedelte darum in das Morgenland Europa's, in das alte Byzanz. Das wurde von ihm zum neuen Kaisersitz umgeschaffen, und trug zuerst den Namen Neu-Rom, dann Konstantinsstadt, Konstantinopel. Hier wurden ihm weder die alten Staatsformen, noch die alten Götter unbequem; hier konnte er leicht das Kreuz da aufstellen lassen, wo bisher die alten Götterbilder standen; und hier konnte er, was in Rom nicht leicht war, das asiatische Hofgepränge mit seinem Ceremoniell und seiner Rangordnung durchsetzen. Wer jetzt dem Kaiser nahete, mußte die Kniee beugen und mit der rechten Hand den Mund berühren: das geschah im heidnischen Rom nur vor den Götterbildern. Zeigte sich der Selbstherrscher, was selten geschah, vor dem Volke, so erschien er im Purpurmantel, in goldüberzogenen Purpurschuhen, auf einem Roß mit golddurchwirkter Purpurdecke, um-

geben von einem unabsehlichen Gefolge Bewaffneter und Unbewaffneter, welche strahlten in Prachtanzügen voll Edelsteinen, Gold und Silber.

Die Verlegung des Kaisersitzes von Rom nach dem alten Byzanz geschah im Jahre 330; und Konstantin sagte, er thue es auf „göttliche Eingebung". Nicht gesagt wird, ob seine asiatisch-despotische Rangordnung von ihm auch auf göttliche Eingebung gemacht wurde, jene, die Steuerkräfte des Volkes fast übersteigende Zahl seiner Kronbeamten. Konstantin ist nämlich der Erfinder des „Hofceremoniels" für die christlichen Herrscher geworden. Er führte ein: den geheimen Oberkammerherrn, oder Oberstceremonienmeister, der den gesammten Hofstaat beaufsichtigte, und den Titel führte: „erlauchter Vorgesetzter des heiligen Schlafgemachs"; den ersten Oberkammerherrn, der den Titel führte: „erster Dienstthuender des heiligen Schlafgemachs"; die zehen weiteren Kammerherren und eine Reihe Kämmerer; den Hofmarschall, der den Titel führte: „Hüter des heiligen Palastes", und unter dem der Oberstkellermeister, der Truchseß und der oberste Beleuchtungsaufseher standen, wie unter diesen wieder eine lange Reihe Kellerbeamten, Tafeldiener, Lampenverwalter. Dann waren da eine Menge Garderobeaufseher und Beamte der Palastpolizei, welche den heiligen Schlaf des Kaisers zu hüten, und zu wachen hatten, daß Stille war; der Schatzmeister, welcher den Staatsschatz verwaltete unter dem Titel: „Vorsteher der heiligen Spenden"; der Hofdomänenverwalter unter dem Titel: „Vorsteher des kaiserlichen Hausschatzes und Krongutes"; der Kanzler, der die Gesetzgebung und die Rechtspflege leitete; der Oberhofmeister, der mit dem Pfalzgrafen oder „Vorsteher der Hausgenossen" zugleich die Sittenpolizei über alle Beamte des Hofes und des Palastes hatte; zahlreiche Geheimschreiber, welche die Ausfertigung der Urkunden besorgten; die Obersten der Hausgarde zu Fuß und zu Pferd, und zehntausend Polizeibeamte, welche zwischen der Hauptstadt und den Landschaften aufgestellt wurden, theils für die Sicherheit des Alleinherrschers, theils, um, wo er sich zeigte, seinen Glanz zu vermehren.

Zwölf oberste Rangklassen waren es. Jede hatte ihre eigen-

thümlichen Vorrechte. Den obersten Rang nahmen die Blutsverwandten des kaiserlichen Hauses ein, und hatten den Titel „Höchstedelgeborene" (Nobilissimi). Das abgeschmackteste, lächerlichste Titelwesen wurde eingeführt: Konstantin mit seinen abgeschmackt gelehrten Hoftheologen ist der Erfinder des bis auf unsere Tage in despotischen Staaten und Höfen üblichen Titelwesens, nicht der Amtsbezeichnungen; einer Geistlosigkeit und Abgeschmacktheit, welche unter allen Geistlosigkeiten und Abgeschmacktheiten der Welt die lächerlichste ist. Aus den barbarischen Sklavenreichen Asiens nahm Konstantin die Titulaturen herüber, um die Knechte seines abendländischen Despotismus damit zu zeichnen und die europäische Bildung zu verunehren.

Die von der zweiten bis zur zwölften Stufe der Großwürdenträger wurden mit dem Titel „Erlauchte" (Illustres) begnadet. Das Beamtenheer, das sich unter diesen Großwürdenträgern in unabsehbaren Reihen heruntergliederte, führte die Titel „Hochangesehene", „Hochleuchtende", „Vollkommenste", „Treffliche" u. s. w. Für die Anrede, und zwar für die mündliche, wie für die in Canzleischreiben, wurden noch ganz besondere Titulaturen festgestellt, und die römische Sprache wie der gesunde Menschenverstand gleich stark dadurch beleidigt. Sie sind fast nicht zu übersetzen, diese Titulaturen, nicht einmal ins Deutsche, so groß der Vorrath ist, welchen die Abgeschmacktheit der deutschen Höfe und ihres Canzleistyls im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert der Lachlust aller Gebildeten geliefert hat, der gebildeten Völker und der Einzelnen.

Die Titulaturen nämlich, in welchen die Leute seine Beamten, und die Beamten sich unter sich selbst nach Konstantins Rang- und Titelordnung anzureden hatten, lauteten: „Eure Hochansehenlichkeit, Eure Herrlichkeit, Eure Hochherrlichkeit, Eure Magnificenz, Eure Hoheit, Eure Vortrefflichkeit, Eure Hochwürdigkeit, Eure Hochweisheit, Eure Excellenz, Eure Eminenz, Eure Gestrengheit, Eure Lauterkeit, Eure Gelahrtheit", und so erging sich die Abgeschmacktheit fort in einer langen Reihe gleich lächerlicher Titulaturen.

Nach ein paar Jahrzehnten, bald nach Konstantins Tode,

wurde in einem besonderen Gesetz diese kaiserliche Rang- und Titelordnung geheiligt. „Nichts ist," lautete das Gesetz, „so verderblich für die Ruhe des Staats, als wenn Jemand sich den Rang eines Andern anmaaßt, oder wenn ein Bürger etwas gelten will, was nur Höheren gebührt. Wer daher sich selbst eine Würde beilegt, die ihm nicht zukommt, der wisse, daß er als Hochverräther, als Entweiher des Heiligen bestraft werden wird, weil er die göttliche Ordnung verachtet hat." So machte Konstantin alle Geltung in der Staatsgesellschaft von der Willkür des unumschränkten Herrschers abhängig. So pflanzte er in die despotisch abgemarkten Rangstufen den Kastengeist, und während Christus auch dazu gekommen war, alle diese dem Reiche Gottes hinderlichen Scheidewände niederzureißen, führte Konstantin sie in schrofferer, widerwärtigerer Gestalt wieder auf, als sie selbst in dem despotisch regierten, geistig todten Asien waren. Diese Rang- und Titulaturenordnung Konstantins ist der Anfang des Chinesenthums in dem christlichen Abendlande.

Dieses Chinesenthum im Weltlichen, im Staat, war nicht durchführbar ohne ein Chinesenthum im Geistlichen, in der Kirche. Wie die asiatischen Despoten ihrem Despotismus durch die Priesterschaft die religiöse Weihe geben ließen, so that dasselbe auch Konstantin. Wie die Despoten des Morgenlandes der Priesterschaft ungeheure Vergünstigungen einräumten, oder nur gegen Einräumung solcher, nach vorangegangenem Uebereinkommen, mit dem Diadem von den Priestern geschmückt wurden: so wurden auch von Konstantin der christlichen Geistlichkeit große Ehren, Vorrechte und Vermögensausstattungen theils gegeben, theils in Aussicht gestellt.

Um ihre Person als Alleinherrscher mit der Weihe und den Schrecken der Religion zu umgeben, hatten alle bisherigen römischen Kaiser neben der Kaiserwürde auch die Würde des Oberpriesters der vaterländischen Religion (Pontifex Maximus) angenommen. Auch Konstantin war Pontifex Maximus. Den Heiden gegenüber weihte ihn das. Aber die alten Götter hatten sich unmächtig erwiesen. Durch die Anhänger des neuen Gottes hatte er gesiegt. Der neue Gott war der Gott der Gegenwart und

Zukunft geworden. Konstantin gab sich alle Mühe, als Beschützer des Christenthums von den Christen verehrt und geliebt zu werden. Die Macht der Bischöfe hatte er kennen gelernt. Er hütete sich, ohne Weiteres sich auch zum obersten Bischof des Christenthums zu machen; aber etwas Christlichpriesterliches in den Augen der Christen seiner Herrscherperson zu geben, suchte er von den Bischöfen als Ihresgleichen anerkannt zu werden, und indem er die Kirche ihren Altar neben seinem Thron errichten ließ und dem Kirchenfürstenthum durch große Einkünfte erst die rechte, dauernde Unterlage gab, verlangte er, daß die Kirche fortan ihm das Weltreich helfen beherrschen solle. Und so geschah es auch. Durch die Auflösung der Prätorianer war die Macht gebrochen, welche bisher die Kaiser selbst hatten fürchten müssen, und an die Stelle des militärischen Despotismus trat der Hofdespotismus, und der Despot Konstantin gestattete ein Stück Despotismus auch den Bischöfen, dafür, daß sie ihre kirchlichen Mittel, die Massen zu beherrschen, mit seinen weltlichen Herrschermitteln zu unbedingtem Dienste vereinigten, und nicht nur seine unbeschränkte Herrschergewalt, sondern auch die seiner Nachfolger, den Despotismus überhaupt, religiös weiheten, als etwas nicht nur mit der Christusreligion Vereinbares, sondern als etwas Christliches, aus dem Christenthum sich Ergebendes.

Erst neueste Geschichtschreiber haben unverschleiert die Stellung gezeigt, welche Konstantin zu den Bischöfen, und die Bischöfe zu Konstantin, der Despotismus zu den Kirchenfürsten, und die Kirchenfürsten zu dem Despotismus, mit Bewußtheit nahmen. Beide benützten einander für ihre Zwecke.

Sechs und siebenzigstes Kapitel.

Die Hofbischöfe.

Die Kirchenfürsten, von denen die in der nächsten Nähe des Kaisers Lebenden ganz und gar Höflinge geworden waren,

gaben sich dazu her, Konstantin nicht bloß als den von Gott erwählten Schirmherrn der Kirche, sondern als einen Heiligen hinzustellen. Sie machten dem Soldatenkaiser — Reden, und ließen ihn diese halten vor Hofversammlungen. Möglich, daß Konstantin die ihm gemachten und von ihm bestellten Reden wirklich hielt; möglich aber auch, daß der Vortrag derselben ihm nach seinem Tode bloß von den Hoftheologen angedichtet wurde, wie ihm unbestritten und unbestreitbar von seinem Lebensbeschreiber, dem Bischof Eusebius, gar Vieles angedichtet worden ist.

Seltsam ist, daß Geist und Behandlungsart in der Lebensbeschreibung Konstantins durch Eusebius so viel Aehnlichkeit hat mit dem Geist und der Behandlungsart in der Lebensbeschreibung des Jesuitenkaisers Ferdinand durch den Jesuitenpater und kaiserlichen Beichtvater Lamormaine. Wer beide Darstellungen vergleicht, den wird die Aehnlichkeit beider wunderlich berühren, sowohl durch den Heiligennimbus, welchen sie um ihren Helden weben, als durch die handgreiflichen Erdichtungen, in deren Glanz sie dieselben einkleiden. Auch mehr als ein protestantischer Hoftheologe hat sich später in der Schilderung fürstlicher Persönlichkeiten solcher groben Sünden wider die Wahrheit schuldig gemacht. Nicht Einer hat den Anderen nachgeahmt, sondern Einer wie der Andere haben sie aus einer Unwahrhaftigkeit des Denkens, Redens und Lebens, die ihnen am Hofe zur Gewohnheit geworden ist, unwahrhaft geschrieben.

So erzählt Eusebius im dritten Buche des Lebens Konstantins, im fünfzehnten Kapitel: „Nach dem Schlusse der Kirchenversammlung von Nicäa (dieser fiel nicht ganz ein Jahr vor die Blutthaten, durch welche Konstantin zum Mörder an seinem eigenen Sohne Crispus und an dessen Stiefmutter, seiner eigenen Gemahlin, wurde, was Eusebius ganz übergeht) — nach dem Schlusse des Concils," sagt Eusebius, „gab der Kaiser den Dienern Gottes ein Fest zur Feier des wiederhergestellten Kirchenfriedens, gleichsam als ein Opfer, das er durch sie dem Höchsten darbrachte. Alle Bischöfe ohne Ausnahme durften an der kaiserlichen Tafel erscheinen. Was hier vorging, war über alle Beschreibung erhaben. Mit gezückten Schwertern umgaben die kaiserlichen Leib-

wachen das Thor des Palastes, aber furchtlos gingen die Männer Gottes mitten durch ihre Reihen hinein in das Innere. Ein Theil der Bischöfe setzte sich mit dem Kaiser an eine und dieselbe Tafel, die anderen hatten ihre Tische zu beiden Seiten. Man glaubte ein Bild des himmlischen Reiches Christi zu sehen, und nicht Wirklichkeit schien es, sondern ein prächtiger Traum."

Mancher Chiliast, selbst mancher strenge Montanist hatte sich die Zukunft des vom Himmel zur Erde kommenden Reiches Christi mit sinnlichen Farben ausgemalt. So tief war aber keiner gesunken, als der Hofbischof Eusebius, welchem das kaiserliche Gelage, an dem der Kaiser mit den Bischöfen aß und trank, vorkam wie das Freudenmahl im himmlischen Reiche Christi.

Konstantin kannte die Bischöfe vollkommen aus: er wußte, daß er ihren äußersten Widerstand gegen sich hatte, wofern er in sich die Kaiserkrone und das oberste Priesterthum der Christenheit vereinigt hätte; und er wußte, daß er sie ganz für sich hatte, wofern er den Schein der Demuth annahm, ihnen schöne Worte sagte, sie zur Tafel zog, und als Mitbruder mit ihnen lebte, während der Tafelfreuden. Im dritten und vierten Jahrhundert, also vor und zu der Zeit Konstantins, sind die Rechtsgewohnheiten und Gesetze der christlichen Kirche des Morgenlandes gesammelt worden, wovon die ersten sechs Bücher aus dem dritten Jahrhundert sind, und im vierten Ueberarbeitungen und Zusätze erfahren haben mögen. Sie sind unter dem Namen „apostolische Constitutionen" bekannt. Im zweiten Buche findet sich der Satz: „Um so viel die Seele besser ist als der Leib, um so viel steht das Priesterthum höher als jede königliche Gewalt." Das entsprach der Zeitanschauung der Christenheit, soweit diese bischofskirchlich war. Die Gläubigen hatten zu dem heidnischen Kaiserthum wenig Liebe aus den grausamen Verfolgungen schöpfen können, und ihnen standen ihre Bischöfe am höchsten; wurden sie doch täglich gelehrt, die Bischöfe seyen die Nachfolger Christi und seiner Apostel, und die Organe des heiligen Geistes. Dem schlauen Konstantin konnte diese Zeitanschauung so vieler Christen und dieser Anspruch der Bischöfe nicht entgangen

seyn. Seine Staatsklugheit wählte den Schein der Unterordnung, in Worten, um über Alle zu herrschen in der That.

Eines Tags hielt er eine jener, vorhin berührten, Reden in seinem Palaste. In derselben sprach er von den Beweisen für die Göttlichkeit der christlichen Religion und erklärte nicht nur jene vierte Ecloge des alten römischen Dichters Virgilius Maro als eine Weissagung auf die Geburt Jesu Christi, sondern er verbreitete sich besonders noch über eines jener erst im christlichen Zeitalter nachgedichteten Orakel, welche unter dem Namen Sibyllinen verbreitet waren, nämlich über das Gedicht, welches aus vier und dreißig griechischen Hexametern besteht, deren Anfangsbuchstaben den prophetischen Satz bilden: „Jesus Christus, Gottes Sohn, der Welt Heiland".

Konstantin behauptete, dieses Orakel sey eine ächte Weissagung der erythräischen Sibylle, welche im sechsten Menschenalter nach der noachischen Fluth gelebt habe. Ihre Aechtheit erweise sich daraus, daß sie dem Cicero bekannt gewesen sey, der diese Verse ins Lateinische übersetzt und unter seine Schriften aufgenommen habe. Vergebens aber sucht man in Cicero's Schriften nach diesen Versen; der Kaiser aber konnte das wohl behaupten, da er Zuhörer vor sich hatte, welche Cicero's Werke weder besaßen noch lasen, und man hat gar nicht nöthig anzunehmen, eine christliche Feder habe dieses christliche sibyllinische Orakel in eine Abschrift einer Schrift Cicero's eingeschoben. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa ließ der Kaiser sich einen Stuhl stellen, der merklich niederer war, als die Stühle der Bischöfe, und setzte sich nicht eher, als bis diese ihm zugewinkt hatten, daß er sich setzen möge. In der Anrede an die Versammlung sagte er im Eingang: „Gott hat Euch zu seinen Priestern eingesetzt und Euch Macht gegeben, über meine Völker und mich zu richten. Darum ist es billig, daß ich mich Eurem Urtheil unterwerfe, und es kommt mir nicht in den Sinn, Richter über Euch seyn zu wollen. Ihr seyd gleichsam die vom Höchsten eingesetzten Götter der Erde".

Sein Hofbischof Eusebius erzählt von ihm: Bischöfe waren des Kaisers liebste Gesellschaft. Sie füllten seine Vorzimmer. Sie wurden sehr häufig von ihm zur Tafel gezogen. Eines

Tages hatte der Kaiser uns Bischöfe zur Tafel geladen. Da äußerte er sich gegen uns ungefähr in folgenden Worten: „Auch ich wohl bin selbst ein Bischof. Ihr aber seyd Bischöfe innerhalb der Kirche, ich bin ein von Gott eingesetzter Bischof außer der Kirche.

Die griechischen Worte lassen ebensowohl den Sinn zu: „über die außer der Kirche", als auch den Sinn: „über das außer der Kirche". Neander und Gieseler, und ihnen nach Hagenbach, haben diese Stelle so zu deuten gesucht, als habe Konstantin sagen wollen, die christlichen Bischöfe seyen Bischöfe über die, welche in der Kirche seyen; er sey es über die, welche draußen seyen, mithin über die Heiden. Allein Eusebius selbst verstand dieses Wort anders; denn er setzt unmittelbar fortfahrend dazu: „Und in der That entsprachen des Kaisers Handlungen diesem Worte; wie ein Bischof lenkte er alle Unterthanen und feuerte sie zu einem gottseligen Leben an". Auch vergesse man nicht, daß er schon früher, schon im Jahr 313, geäußert hatte, daß er nichts Anderes seyn wolle als ein Bischof, und daß er sich glücklich schätze, wenn nur auch die Bischöfe ihn als ihren Genossen und Amtsbruder betrachten.

Am allerwenigsten aber darf übersehen werden, daß Eusebius selbst im vier und vierzigsten Kapitel des ersten Buches seiner Lebensgeschichte Konstantins ausdrücklich sagt: „Konstantin habe sich als der von Gott eingesetzte allgemeine Bischof der Kirche benommen".

Die Bischöfe anerkannten ihn auch thatsächlich als Mitbischof, als Mitglied der Priesterschaft. Obgleich Konstantin noch immer ungetauft war, und im christlichen Heiligthum alle Ungetauften, auch die Katechumenen nur im Vorhofe eines christlichen Gotteshauses, die gläubigen und getauften Laien im inneren Raume des Heiligthums stehen durften, und im Allerheiligsten, das durch einen Vorhang und durch Schranken abgesondert war, nur die Priester ihren Sitz hatten: so stellten die Bischöfe doch dem Kaiser Konstantin einen Stuhl im größten Gotteshaus zu Konstantinopel in diesem Allerheiligsten, im Chore, unmittelbar neben dem Stuhle des Bischofs. Zwar ist nicht gesagt, daß er

jemals diesen Stuhl eingenommen hat, wohl aber, daß er niemals einem vollen christlichen Gottesdienst in einer Kirche angewohnt hat. Dennoch geht aus dieser Thatsache klar hervor, daß seine Bischöfe ihm das Priestervorrecht thatsächlich und ausgesprochener Weise zugestanden.

Nach seinem Tode wurde Konstantin von der Priesterschaft allgemein „der Apostelgleiche" genannt; und die Priester am byzantinischen Hofe schmeichelten ihm während seines Lebens in gleichen Ausdrücken. Bei einem Feste, das er zur Feier des dritten Jahrzehents seiner Herrschaft gab, pries ihn einer der zur Tafel geladenen Priester selig, „weil er in dieser Welt von Gott zum Herrscher über Alles gesetzt sey, und er auch in der künftigen Welt, im Bunde mit dem Sohne Gottes, herrschen werde". Konstantin verwies diese Schmeichelei mit den Worten, „er solle nicht mehr wagen, so etwas zu reden, sondern vielmehr den Höchsten anflehen, daß der Kaiser in dieser und jener Welt gewürdigt werden möge, ein Knecht Gottes zu seyn". Die Staatsklugheit Konstantins mußte es nicht wohl leiden mögen, wenn so unfein seine thatsächliche Herrschaft über Alles besprochen wurde. Er wollte die Herrschaft haben, und übte sie; aber Niemand sollte aufdecken, daß es nur ein Schein war, als hätten in allem Kirchlichen allein die Bischöfe die Macht, und als hiengen sie in Wahrheit, wie es thatsächlich war, und mit ihnen auch die Kirche, von seiner kaiserlichen Machtwillkür ab.

Der Geschichtschreiber Sokrates Scholastikus, der zu Ende des vierten Jahrhunderts schrieb, sagt unumwunden: „Seit die Kaiser das Christenthum angenommen haben, hiengen die Angelegenheiten der Kirche allein von dem Kaiser ab". Konstantin wenigstens benahm sich thatsächlich ganz als das, was ihm Eusebius zuschreibt, „als der von Gott eingesetzte allgemeine Bischof der Kirche", als oberstes Kirchenhaupt.

Wie Augustus einst, der Vielgewandte, unter den republikanischen Formen und unter einem Auftreten, als wäre er ein bescheidener republikanischer Privatmann, seine Despotie barg und sie weniger fühlbar machte: so verstand es auch Konstantin unter einem fromm gesenkten Blick und hinter Worten voll Demuth

und Ehrfurcht gegen Kirche und Bischöfe seine Alleinherrschaft auch über sie zu verstecken. Nur vorsichtiger, als sein Sohn und Nachfolger Konstantius, welcher schon fester stand, war Konstantin, aber sein Sein und Thun waren die gleichen. Konstantius sagte im Jahre 355 der Bischofsversammlung zu Mailand ins Angesicht: „Was ich will, das muß als Kirchengesetz gelten". So sprach Konstantin nicht, aber so handelte er.

Er nahm zwar Nichts vor ohne den Rath der Bischöfe; aber diese Bischöfe waren die ergebensten Werkzeuge des kaiserlichen Willens; sie wollten nur, was der Kaiser wollte, und durch sie vollzog er, was er wollte. So wahrte er den Schein, als regiere er nicht innerhalb der Kirche, und als seyen nur die Bischöfe allein es, welche die kirchlichen Angelegenheiten ordnen und leiten. Er berief zu den gesetzgebenden Kirchenversammlungen so viele Bischöfe als er wollte, und nur diejenigen, welche er wollte. Ihren Beschlüssen, wenn sie ihm gefielen, gab er durch sein kaiserliches Ansehen die Vollzugskraft, und nahm den Schein an, als stelle er die ihm von Gott verliehene Macht in den Dienst der Kirche. Gefielen ihm aber ihre Beschlüsse nicht, so ließ er sie nicht ausführen, und sie blieben ohne Geltung.

Konstantin wurde so der Schöpfer des Absolutismus in der Christenheit, welcher die höchste Gewalt im Weltlichen und im Kirchlichen, Kaiserthum und Hohepriesterthum, in Einer Person, in sich, vereinigte, wie noch heut zu Tage der Czar des Nordens, mit dem einzigen Unterschiede, daß dieser oberster „Patriarch der rechtgläubigen griechischen Kirche" in seinen Titeln sich nennt, Konstantin das nur war, ohne davon den Namen zu führen.

Konstantin aber war es, welcher durch seine Werkzeuge, die Bischöfe, den Glauben ins christliche Volk ausbreiten ließ, als sey der irdische Herrscher mit dem Kaiserdiadem Stellvertreter des himmlischen Herrn, des Gottes der Christen, auf Erden, und die kaiserliche Gewalt ein Abbild der Herrschaft Jesu Christi; dieser der himmlische König und jener an seiner Statt König auf Erden. Geschichtlich aufbewahrt findet sich die Vereinigung des kaiserlichen und des hohepriesterlichen Titels erst hundert Jahre nach Konstantin. Die Bischofsversammlung zu Konstantinopel

begrüßte nämlich im Jahre 448 den Kaiser Theodosius den Zweiten mit dem Zurufe: „Langes Leben dem Kaiser-Hohenpriester"!

Konstantin war so in Einer Person Kaiser, und zwar unumschränkter Kaiser, Oberpriester der heidnischen Staatsreligion, und Oberhaupt der christlichen Kirche. Er blieb nach Außen ein Heide, während er zugleich eifrig war, zu vollführen, was die Staatsklugheit als eine Nothwendigkeit vorschrieb, nämlich den religiösen Kampf im Inneren des Reiches zu lösen durch Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion. Während in ihm die Vorliebe für das Christenthum wuchs, hörte in ihm der Glaube an die Zauberkünste der alten Götterwelt, und darum auch die Furcht vor denselben, nicht auf. Während er wünschte, und dafür arbeitete, die römische Welt wieder durch eine gemeinsame Gottesverehrung zu vereinen, anerkannte er die Berechtigung derer, welche bei der alten Religion verharren, Heiden oder Juden bleiben wollten. Und während er, dankbar dem Gott der Christen, durch den er die Alleinherrschaft gewonnen hatte, Alles dafür that, dem Kreuze die Weltherrschaft zu erwerben, scheute er sich gar nicht, mit altheidnischer Leidenschaftlichkeit, im Jahre 326 seine, von mehrfachem Meuchelmord blutbefleckten Hände noch blutrother zu machen, durch den Mord des Sohnes, auf welchen er den Argwohn warf, als strebe er nach dem Thron, und welchen seine Stiefmutter durch die Verdächtigung, als habe er ihr unreine Anträge gemacht, zu Gunsten ihrer Kinder verderben wollte; und bald röthete er sie noch mehr durch den Mord der Gattin. Das Volk hielt den Fürstensohn für unschuldig. Seine Großmutter Helena ruhte nicht, bis der Kaiser seine Gemahlin Fausta, die Schürerin des Sohnesmords, in einem zum Tode geheizten Bad ersticken ließ. Heidnische Schriftsteller erzählen, er habe bei heidnischen Priestern Sühne gesucht für diese Blutschulden. Diese haben ihm solche verweigert, das Christenthum und dessen Priester haben ihm Vergebung gewährt, und nun erst habe er das Christenthum mit Gunsten überhäuft.

Gewiß ist, daß, wie in so vielen bedeutenden Männern der Geschichte, auch in Konstantins Innerem Widersprechendes bei-

sammen war, nicht bloß Licht und Schatten; und ebenso gewiß ist, daß ihm die Lehre des Christenthums eine seiner Politik sehr bequeme und sein Gewissen beruhigende war, ebensowohl das, was die Kirche über die Vergebung aller Sünden, als auch das, was sie wenigstens damals über die Taufe lehrte, nämlich daß sie von allen Sünden rein wasche. Darum wollte er auch erst vor seinem Tode getauft werden. Und ebenso gewiß endlich ist, daß Konstantin gerade in den Jahren immer mehr zum Tyrannen ausartete und den Despotismus systematisch begründete, in welchen er an den Angelegenheiten der christlichen Kirche ganz besondere Theilnahme zeigte, besonders an den inneren Streitigkeiten derselben.

Sieben und siebenzigstes Kapitel.

Der Absolutismus unter christlichem Ueberwurf.

Das, was man schon hinter Konstantin gesucht hat, nämlich Gleichgültigkeit gegen alle und jede Religion und eine den Frommen bloß aus Politik spielende Heuchelei, hatte er nicht an sich. In ihm war die Einsicht, daß nur das Christenthum die neue Grundlage zu geben im Stande sey, wenn das Reich fortdauern solle, und in ihm war eine gewisse Neigung zum Christenthum aus einem inneren Zuge ebensosehr, als wegen der Vortheile, die das Christenthum ihm bot. Nur Anfangs hatte Konstantin über alle positiven Religionen sich gestellt; später wurde die soldatische Lagernatur unter den Händen der Höflinge schwächer, unter dem Einfluß der ihn umgebenden christlichen Bischöfe empfänglicher. Aber der alte Adam in ihm blieb auch in den spätesten Jahren seiner Regierung das Durchschlagende, und er ist so recht das Urbild geworden für den ganzen nachfolgenden byzantinischen Kaiserhof, der sich nach Außen christlich gefirnißt, heilig, zeigte, und hinter dem geweihten Anstrich und Glanz Wurmstichiges, Verbrecherisches, Verworfenes versteckte. Der alte Heide in Konstantin war nur christlich gefirnißt, er brachte es niemals zur Wieder-

geburt, zur sittlichen Durchbildung. Ja, er brachte es nie zu einer Erkenntniß des wahrhaft Christlichen, und der Gott der Christen war ihm nur ein mächtigerer Gott als die heidnischen Götter, und die Mächte des Christenthums und der Christenheit waren ihm nur größere, innerlich und äußerlich gewaltiger sich ihm darstellende Mächte, als das Heidenthum und die Heiden seiner Zeit. Bald spielten die Bischöfe mit ihm, aber erst, nachdem er, in Folge eines gar nicht vollendet christlichen Lebens, schwach geworden war; vor diesem spielte er mit den Bischöfen, wie ein geschickter Flötenbläser mit seinen Flöten, und selbst unter dem Einflusse seiner sehr gläubigen Mutter Helena, welche die christlichen Bischöfe so sehr liebte, ohne daß ihr Leben ein christlich-sittliches gewesen wäre, war Konstantin früher vorzugsweise dem Christenthum hold aus Staatsklugheit gewesen.

Wir haben so viele christliche Tyrannen, die geborene und erzogene Christen waren, in der Weltgeschichte des Christenthums, und in diesen finden sich alle Widersprüche von Edlem und Unedlem; aus Eifer für den Glauben, und aus Verfolgungssucht, oder auf fremde Anregung verfolgen sie blutig einzelne Erscheinungen auf dem Gebiete des Glaubens. Und was wir an der altheidnischen Natur des Konstantin hinter dem, was er für das Christenthum that und sprach, Markirtes sehen, das beleuchtet sich ganz und erklärt sich aus demjenigen, was Solche thaten und sprachen, welche christlich geboren und erzogen waren, und dabei doch Tyrannen, über und über befleckt von Verbrechen und Verworfenheit. So verworfen wie Tausende von diesen war aber Konstantin nicht, aber ebenso wenig war er der Heilige, wozu ihn, wie so manchen christlichen Tyrannen, die Bischöfe und andere Priester logen.

Mit dem richtigen politischen Blicke befahl Konstantin den Uebertritt zum Christenthum nicht: die Auflösung des Heidenthums, und dadurch die Einheit des Glaubens im römischen Reiche, mußte ja von selbst allmälig sich machen.

Ganz falsch ist es, wenn man liest, er habe heidnische Tempel zerstört — aus Eifer für das Christenthum.

Nichts ist daran wahr, als daß er einzelne Kunstdenkmale

aus auswärtigen heidnischen Tempeln herübernahm, um sein neues Rom, Konstantinopel, damit auszuschmücken. Das bezeugt selbst Eusebius. Und einige heidnische Tempel ließ er zerstören, weil mit dem Tempeldienst abscheuliche Ausschweifungen verbunden waren, und großes Aergerniß gaben, wie die Tempel der Aphrodite zu Aphaka auf dem Libanon und zu Heliopolis in Phönizien; wie den des Aeskulap zu Aege in Cilicien, weil die Priester daselbst Betrügereien geübt hatten mit falschen Wundern. Ebenso ließ er im heiligen Lande die heidnischen Tempel abbrechen, welche über den heiligsten Stätten des Christenthums errichtet worden waren, und Aelia Capitolina hieß jetzt wieder Jerusalem. Das war er den christlichen Bischöfen und den Christen schuldig. Auch ließ er einen Altar im heiligen Lande zerstören, um welchen sich Heiden, Juden und Christen alljährlich versammelten. Das war der Altar im alten Hain Mamre unter der Terebinthe Abrahams. Dieser Altar stellte ein Bild des Mischmasches der Religionen dar. Heiden, Juden und Christen hielten daran Gottesdienst. Die Einen schmückten ihn und den Abrahamsbrunnen mit Lichtern, die Anderen goßen Wein in den Brunnen, wieder Andere warfen Kuchen und Münzen hinab. Nicht weil es Aberglauben war, sondern weil es Religionsmengerei war, ließ Konstantin durch seinen Statthalter und durch den christlichen Bischof in Jerusalem den Opferaltar zerstören, die Götzenbilder verbrennen und an der Stätte eine christliche Kirche erbauen. Derjenige, welcher die Religionseinheit wollte, mußte gegen den Religionsmischmasch einschreiten.

Noch vierzehn Jahre lang überlebte Konstantin seinen Sieg über Licinius und genoß der Alleinherrschaft einerseits und der Verehrung der Christenheit andererseits. Zwar hatte er im Jahre 330 auf „göttliche Eingebung", wie er sich ausdrückte, den Kaisersitz nach Byzanz verlegt; aber er hatte das neue Rom ebensowohl unter den Schutz der heidnischen „Glücksgöttin", als unter den Schirm des christlichen Kreuzes gestellt. Zwei gewaltige Standbilder, das Standbild Konstantins und seiner Mutter Helena, hielten ein Kreuz mit der Inschrift: „Einer ist der Heilige, Einer der Herr Jesus Christus, zur Ehre Gottes des

Vaters." Aber in der Mitte des Kreuzes war das Bild der „Tyche", der Glücksgöttin der Stadt, angebracht, und dieses Bild war zuvor durch heidnische Zauberformeln geweiht worden.

So etwas spricht lauter und klarer als alle salbungsvollen Worte, mit welchen sein Geschichtsschreiber, der Hofbischof Eusebius, den Heiligenschein um Konstantins Gestalt weben und ihn zum christlichen Kaiser dichten möchte. Die ganze Lebensbeschreibung des Eusebius läßt tief hinein sehen, wie sehr christliche Bischöfe durch das Hofleben und den Hofton bereits verdorben und „Hofpfaffen" geworden waren, nicht nur in wohldienerischen Redensarten, sondern in Verdrehung heiliger Schriftworte zu Gunsten des Despotismus und in christlich aufgeputzten Lügenhaftigkeit.

Schon im Jahr 324 hatte Konstantin einen Kaisererlaß an die Bewohner der östlichen Provinzen erlassen, der also lautete: „Dich, den großen Gott, flehe ich an; sey barmherzig gegen alle Bewohner des Ostens; verleihe mir, deinem Knechte, die Gnade, das Elend, unter dem sie so lange seufzten, zu heilen. Wohl darf ich dieß von dir erbitten, o Herr des Weltalls, heiliger Gott. Denn unter deiner Führung habe ich heilsame Dinge unternommen und vollbracht; deine Zeichen überall vorantragend, habe ich mein Heer zum Siege geführt. Und wo irgend das öffentliche Wohl es fordern sollte, gehe ich getrost den Feinden entgegen, indem ich demselben Zeichen der Macht folge. Darum habe ich, von Furcht und von Liebe gleichmäßig durchdrungen, mein Gemüth dir geweiht; denn ich liebe deinen Namen; ich beuge mich aber auch in Ehrfurcht vor deiner Macht, welche du durch viele Beweise mir geoffenbart hast, so daß ich zuversichtlich an dich glauben mußte. — Im Frieden wünsche ich mein Volk zu regieren. Die Irrenden mögen gleicher Ruhe genießen, wie die Gläubigen. Denn nur diese ungestörte Gemeinschaft kann Alle auf den rechten Weg führen. Keiner belästige den Andern, Jeder handle nach seiner Einsicht. Die Anhänger des wahren Glaubens sollen überzeugt seyn, daß nur Die recht und heilig leben, welche deinem heiligen Gesetze sich unterwerfen; aber die, welche ihr Herz von der Wahrheit abziehen, mögen immerhin ihre

Götzentempel behalten, während wir das leuchtende Haus deiner Wahrheit besitzen. — Niemand beeinträchtige den Andern wegen seines religiösen Glaubens. Jeder nütze, wenn es möglich ist, mit seiner besseren Einsicht dem Nächsten. Wenn es aber nicht seyn kann, lasse er ihn seines Weges gehen. Denn schön ist es zwar, aus eigenem Antriebe nach dem ewigen Leben zu streben; aber verwerflich, Andere durch Gewalt dazu zwingen zu wollen. Offen habe ich meine Ansicht gegen die Unterthanen ausgesprochen, weil ich meine Ueberzeugung von der Wahrheit nicht verborgen halten wollte; hauptsächlich aber, weil, wie ich höre, Einige sagen, daß der Tempeldienst und die Macht der Finsterniß auf meinen Befehl aufhören müsse. Allerdings möchte ich das allen Menschen anrathen, wäre nur nicht der schlimme Wahn, zum Nachtheile des öffentlichen Wohles, zu tief in den Seelen Vieler gegründet."

Aus diesem Erlasse sehen unverkennbar zwei Persönlichkeiten heraus, der politische Kaiser und der politische Hofbischof. Die Grundgedanken, soweit sie politisch sind, hat der Kaiser gegeben, und der Hofbischof hat das Andere daran gethan und dem Ganzen die salbungsvolle Färbung gegeben.

In welcher Art und in welchem Sinne Kaiser und Bischöfe Hand in Hand gingen, den Christen Einräumungen und den Heiden Beruhigungen zu Theil werden zu lassen, um unter Einen Gott das Eine Reich zu bringen, dafür zeugen am besten die Worte, welche Eusebius den Kaiser am Schlusse der Kirchenversammlung zu Nicäa sprechen läßt.

Als Mann der Einheit sprach nach ihm Konstantin, im Angesicht der Streitigkeiten und Spaltungen in der Christenheit über Glaubenssätze, also:

„Vor Streitigkeiten und Spaltungen sollen sich die Christen hüten, weil dadurch die christliche Religion leicht den Heiden verächtlich werden könne. Vielmehr sollen sie die Heiden auf jede Weise zu gewinnen suchen. Bloße Predigten und wohlgesetzte Vorträge führen aber nicht zum erwünschten Ziel. Der sicherste Weg, die Heiden zum Heile zu lenken, bestehe vielmehr darin, daß ihnen der Zustand der Christen in jeder Beziehung als ein

wünschenswerther erscheine. Einige könnten dadurch herübergebracht werden, daß man ihnen zur rechten Zeit Unterhalt reiche. Andere stehen gerne da unter, wo sie Schutz und Verwendung erwarten. Andere möge man durch freundliches Entgegenkommen, wieder Andere durch Geschenke herbeiziehen. Es gebe nur Wenige, welche die Predigt aufrichtig lieben; denn selten seyen die Freunde der Wahrheit. Deßwegen müsse man sich Allen anbequemen, und nach der Weise eines Arztes einem Jeden das reichen, was zu seinem Heil am zuträglichsten sey, damit die wahre Lehre auf dem einen oder anderen Weg Eingang finde und verherrlicht werde."

Solche Worte öffnen den Blick in die Politik ebensosehr der Bischöfe als des Kaisers, in die Politik Beider, welche darin zusammentraf, das Christenthum durchzuführen durch das ganze römische Reich, ohne Gewalt.

Um den Kaiser ja nicht in eine Mißstimmung zu bringen, drückten die Hofbischöfe überall ein Auge zu, wo des Kaisers Thun der Lehre des Christenthums ins Auge schlug, und Eusebius scheute sich nicht, zu greuelvollen Thaten des Kaisers entweder Nichts zu sagen, oder sie „minder passende Maaßregeln" zu nennen, zu denen „er hingerissen worden sey". Und das sagte Eusebius in dieser hofpfäffischen Weise, nach dem Tode des Konstantin; wie mag er geredet und sich gebärdet haben zu Lebzeiten des Kaisers!

Dieser Bischof Eusebius sagt ausdrücklich im vierten Buche, im vier und fünfzigsten Kapitel seiner Lebensbeschreibung Konstantins: „Ich kann aus eigener Erfahrung sprechen, daß unter des Kaisers Regierung vorzüglich zwei Laster im Schwunge gingen: Unersättliche Habsucht von Menschen, welche Alles verschlingen wollten, und unsägliche Heuchelei derer, welche in die Kirche sich einschlichen und trüglich als Christen sich stellten. Des Kaisers Menschenliebe, sein lauterer Glaube, sein gerader Sinn verleiteten ihn bisweilen, diesen Namenchristen zu trauen, und ihre erheuchelte Anhänglichkeit für ächte Münze anzunehmen. Daher geschah es manchmal, daß er wohl auch zu minder passenden Maaßregeln hingerissen wurde."

Da Kaiser und Bischöfe vor Allem nur darauf hinarbeiteten, die Einheit des Glaubens, d. h. das Christenthum durch das ganze Reich möglichst schnell durchzuführen, und zwar auf nicht gewaltsamem Wege, so wurden in kurzer Zeit Millionen zu Christen gemacht, und wenn Bekehrung und Sichhinzuthun zum Christenthum Dasselbe wären, so wäre es wahr, was Konstantin nachgerühmt worden ist, nämlich daß er mehr Menschen bekehrt habe, als irgend Jemand.

Um recht Viele zum Christenthum herüberzuziehen, that Konstantin Dreierlei: Erstens verausgabte er ungeheure Geldsummen an die Unterstützung der Armen in den Städten und auf dem Lande; diese Unterstützungsgelder wurden zunächst den Christen gegeben, dann aber auch allen Denen der Antheil daran eröffnet, welche zu dem Christenthum oder zu den Bischöfen sich halten wollten. Zweitens erhielten alle Diejenigen, welche dem Christenthum sich zuwandten, Begünstigungen und Vortheile. Die Statthalterschaften verlieh Konstantin vorzugsweise an Christen. Wer zum Christenthum sich hielt, hatte Aussicht auf ehren- und gewinnreiche Aemter, vor dem Heiden; und wenn er Heiden neben den bevorzugten Christen anstellte, weil er ihre Geschäftserfahrung und die Unterstützung der alten vornehmen Geschlechter, welche noch der Religion der Väter anhingen, nicht entbehren wollte und konnte, so machte er diesen Angestellten der altväterlichen Religion zugleich bei der Betrauung mit einem Amte zur Bedingung, daß sie an öffentlichen Opfern keinen Antheil nehmen.

Sie sollten also wenigstens von der altheidnischen Volksreligion sich ganz ablösen, und, wenn auch nicht Christen, doch thatsächlich wenigstens über den altheidnischen Volksglauben erhaben seyn. Damit erzielte er, daß altheidnischer Fanatismus in einem kaiserlichen Beamten etwas Unmögliches wurde, und das Christenthum von den Beamten nie mehr etwas zu fürchten hatte. Ja es ging so weit, daß Heiden die Erfahrung machten, daß der Uebertritt zum Christenthum anhängigen Prozessen eine andere Wendung gab: sobald einer der Betheiligten zum Christenthum übertrat, durfte er der Verwendung des Bischofs sicher seyn, und der Prozeß trat durch diesen einzigen Schritt oft in ein anderes Stadium.

Dadurch wurde dem herzlosen Zudrang zum Christenthum, der Heuchelei, ein weites Thor geöffnet. Die Einen wurden gelockt durch die Unterstützungsgelder, die Anderen durch die Aussicht auf Ehrenämter, wieder Andere durch persönliche Vortheile mancherlei anderer Art.

Ja ganze Städte wandten sich auf einmal dem Christenthum zu, brachen ihre Tempel ab und zerschlugen die Götterbilder, die Kunstwerke des altgriechischen Genius, um des Kaisers Gunst zu erlangen; und „sie wurden dafür, sagt Eusebius, mit kleineren oder größeren Vorrechten begnadigt". Die Beamten, welche sie dazu brachten, waren ohnedieß der kaiserlichen Gnade sicher.

Andere Christen waren die, welche sich um das Kreuz, das die Dornenkrone in Aussicht stellte, sammelten, und wieder sehr andere Christen waren die, welche durch das Kreuz sich anziehen ließen, das neben der Kaiserkrone in Gold und Edelstein blitzte und tausenderlei Ehre und Vortheil in Aussicht stellte. So konnte es nicht fehlen, daß selbst in die nächste Nähe des Kaisers solche Leute sich drängten, welchen Eusebius die Bezeichnung „Namenchristen" gibt, und daß das Christenthum zum Deckmantel für mancherlei Schlechtigkeit, Ehrsucht und Habgier gemacht wurde.

Der schlaue Kaiser wußte das recht wohl, daß seine stillwirkenden Mittel, die er zur Vereinheitlichung des Glaubens anwandte, diese Folge haben können oder müssen; und Eusebius selbst sagt, der Kaiser „sey dabei dem Grundsatze des Apostels Paulus (Philipp. 1, 18.) gefolgt: Christus müsse verkündet werden, sey es im Ernst oder nur zum Schein".

Man lese die Worte des Apostels, und entsetze sich über die Entartung, mit welcher der christliche Hofbischof Eusebius die Worte des Apostels verdreht, und Dieses daraus macht.

Das Dritte, was Konstantin that, um die Zahl der Christen und damit seiner Anhänger zu vermehren, war, daß er den christlichen Gottesdienst so prächtig zu machen suchte, als nur irgend je der alte heidnische Gottesdienst gewesen war. Konstantin ist es, der zuerst die Gelder hergab zu der Pracht der Priestergewänder und zu der Pracht der neuen christlichen Tempel.

Ueber dem neu aufgefundenen Grabe des Erlösers zu Jeru-

salem ließ er ein Gotteshaus aufführen, dessen Beschreibung man bei Eusebius lesen muß. Er und seine Mutter Helena bauten viele christliche Kirchen, viele verschönerten sie, zu Nikomedia, zu Antiochia, zu Mambre, zu Helenopolis, einer Stadt, welche ihren alten Namen Drepanum in diesen Namen umänderte, Helenastadt, zu Ehren der Mutter des Kaisers. Konstantinopel selbst wurde mit mehreren Kirchen von ihm geschmückt, und die herrlichste darunter war die der „heiligen Apostel". Da blinkte der Marmor, womit die Mauern, die Säulen, die Fußböden bekleidet waren; da leuchtete das Gold, womit das innere Getäfel vergoldet war; da leuchteten die Dächer der Kirchen, mit Platten von vergoldetem Kupfer bedeckt. Da leuchteten die Altäre, kostbar verziert mit Gold, Silber, Seide, Edelsteinen. Da leuchteten die Prachtgewande der Priester beim Gottesdienste, sie waren so prächtig als die Pracht des Tempels und des Altars.

Schon früher hatten sich einige Bischöfe für den Gottesdienst glänzendere Gewande angelegt; Konstantin aber war es, welcher den Gottesdienst aller christlichen Kirchen mit glänzenden Gewanden versah.

Auch die Kirchen wurden glänzend gebaut, der Gottesdienst wurde mit glänzendem Geräth aller Art versehen, die Priesterschaft überall wurde glänzend mit Einkommen ausgestattet, theils auf Kosten des Staats, theils auf Kosten der Gemeinden.

Die Schätze des Staats und die Kräfte der Gemeinden wurden von demjenigen, welcher verkündet hatte, er wolle die erschöpften Lande erleichtern, mit maaßloser Willkür vergeudet, um auf der Grundlage eines geistlichen und weltlichen Beamtenheeres seine unumschränkte Alleinherrschaft zu befestigen; und derjenige, welcher in frommgefärbten Ausschreiben an seine Völker diese belehrte, wie er zur Erkenntniß des wahren Gottes gekommen sey, ließ im ganzen Umfange seines Reiches den Grund und Boden vermessen und aufzeichnen, um möglichst viele Abgaben für die Krone zu erheben, unter dem Scheine einer gleichmäßigeren Steuervertheilung. Diese Einführung des „Katasters" könnte beim ersten Blick ein großes Verdienst Konstantins scheinen, als eine kunstvolle Ordnung des Abgabenwesens. Die Maaßregel aber

gestaltete sich zum fürchterlichen Druck, erstens, weil unverhältnißmäßig mehr erhoben wurde, als früher; zweitens, weil in dem ungeheuren römischen Reiche Boden und Ertrag unendlich verschieden waren und dennoch ohne Rücksicht auf diese Verhältnisse nach der Größe des Grund und Bodens die Abgaben erhoben wurden. Grund und Boden hatte binnen fünfzehn Jahren einen ungeänderten Zins zu entrichten. Die Gewerbe traf eine fünfjährige Steuer. Von Grund- und Gewerbesteuer war bisher Italien verschont gewesen, so viele hundert Jahre lang; jetzt mußte auch Italien diese Steuern übernehmen. Zwar wurde von nun an das Verzeichniß der Ländereien alle fünfzehn Jahre neu gemacht, und man kam später darauf, Werth und Ertrag des Jahres zu regeln; aber Anfangs wirkte die Maaßregel in ihrer Rohheit, und noch lange blieb der Willkür Thür und Thor offen; und wie willkürlich man dabei verfuhr von Seiten der Unterbeamten, so übertraf diese Willkür doch noch das freie Verfügen der Kaiser, die ohne Weiteres auf jede Steuerhufe jährlich ein Goldstück oder mehrere Goldstücke als außerordentlichen Zusatz umlegten.

Weitere Abgaben waren die Zölle, welche den Handel trafen, und das freiwillige Kronengeld, welches jeder Bürger zu zahlen hatte, so oft der Hof sich außerordentlich freuen wollte, wie z. B. bei der Geburt eines kaiserlichen Kindes.

In dieser künstlichen Abgabenordnung Konstantins finden sich auch noch folgende Steuern: Umgeld, das von den Lebensmitteln bezogen wurde (unsere heutige Accise); die Rauchfangsauflage, und die Gerichtssporteln.

Man muß ja nicht übersehen, daß derjenige Kaiser, welcher den Altar neben den Thron stellte, der kunstreiche Ordner dieser Abgaben war.

So viel auch die Bergwerke, die Münzen, die Kronländereien eintrugen, so reichte es immer nicht zu, für das unabsehliche Heer von weltlichen und geistlichen Beamten und für die orientalische Prunklust des konstantinischen Hofes.

Unter keinem Tyrannen zuvor hatten die Unterthanen des römischen Reiches auch nur annähernd einen solchen Steuer-

druck empfunden, als unter Konstantin, dem sogenannten ersten christlichen Kaiser.

Zur Durchführung seiner Despotismusplane hatte Konstantin auch nicht weniger als dreimalhunderttausend „Barbaren" ins Reich aufgenommen, Slaven und Germanen, vorzüglich aber Slaven, welche zugleich als Ansiedler und als Soldaten ins römische Reich eintraten. Das alles zusammen trieb unter dem „ersten christlichen Kaiser" in einzelnen Landschaften des Reiches die Stimmung der Völker zur Verzweiflung. Das ganze römische Reich hindurch klagte das Volk, aber es klagte nur im Angesichte der Mittel des Despotismus. In Gallien soll sich die Erhebung der Grundsteuer, nach neuerer Berechnung, auf hundert Millionen preußischer Thaler belaufen haben, während das spätere moderne Frankreich vom Grund und Boden nur fünfzig Millionen bezahlte.

Bischof Zosimus, der zu Anfang des fünften Jahrhunderts schrieb, sagt über die Gewerbesteuer: „So oft das vierte Jahr herannahte, erfüllte Weinen und Wehklagen alle Städte. Geißel und Folter wurden häufig gegen die gebraucht, welche aus Armuth Nichts bezahlen konnten. Väter gaben ihre eigenen Töchter der Schande preis, um von dem Gewinn die Steuereinbringer befriedigen zu können."

Das sagt Zosimus von der Regierungszeit des Konstantin.

Der fürchterliche Abgabendruck auf Grund und Boden verschlang in vielen Landschaften den ganzen Ertrag der Güter. Dadurch wurde der Landbau im Reiche ruinirt. Tausende von Aeckern wurden von den zur Verzweiflung gebrachten Bebauern verlassen, und nicht mehr bebaut, weil sie die unerschwingliche Abgabe nicht zu zahlen vermochten. Dennoch wurde die gleiche Steuer gefordert: die Besitzer der einträglichen und bebauten Güter mußten neben ihrem eigenen Steuerantheil auch noch die Steuer für die verlassenen Aecker, für die Einöden, bis ans Ende der Steuerperiode zahlen. Die Bevölkerung nahm reißend ab unter dem unerträglichen Drucke der Regierung. Immer mehr kleine Grundbesitzer traten, weil sie ganz verarmt waren, bei den großen Gutsherren als „Kolonen" ein, und waren von da an

an die Scholle gebundene Leute. Kindersegen galt für ein Unglück beim armen Mann und Tausende von Neugeborenen wurden jährlich ausgesetzt aus Armuth.

So war Konstantin es, durch dessen Steuerdruck jener unselige Stand im Reiche sich verbreitete, der nicht frei, aber doch etwas besser als der Sklavenstand war, der Stand der hörigen Bauern. Das waren jene Bauern, die sich durch das ganze Mittelalter in unsere Zeit hereinziehen, diejenige Art von Eigenleuten, welche gegen einen bestimmten Theil des Ertrages von den größeren Gutsherren Land empfingen, in deren Hände die Güter der verarmten kleinen übergegangen waren, und welche zwar bewegliches Eigenthum besitzen und erwerben konnten, aber den Grund, welchen sie bebauten, nicht verlassen durften.

Die Zeit, wo das Steuerbeamtenheer über die Landschaften sich ergoß, um die Abgaben zu erheben, die aus Naturalabgaben in Geldabgaben verwandelt worden waren, war stets eine Schreckenszeit. Und die unersättliche Habsucht dieser Beamten, welche selbst Eusebius als ein Hauptlaster der konstantinischen Regierungszeit eingesteht, vermehrte nicht wenig das Elend. Und Konstantin war gegen seine weltlichen Beamten wenig strenge, um das Beamtenansehen nicht zu beeinträchtigen. Auch gegen die Sünden und Laster der Bischöfe war er nachsichtig und sprach das selbst auf der Kirchenversammlung zu Nicäa als einen ihn leitenden Grundsatz aus: „Es ist, sagte er, nicht gut, wenn das Volk die Schwächen seiner Hirten kennt; denn es möchte leicht nicht bloß Anstoß, sondern auch einen Vorwand, ungescheut zu sündigen, daraus hernehmen. Wenn daher vor meinen Augen ein Bischof öffentlich sich eines Ehebruchs schuldig machte, würde ich nicht anstehen, sein Vergehen mit meinem kaiserlichen Mantel zu bedecken, damit dasselbe nicht die Seelen derer verletze, die es sehen würden."

So übte schon Konstantin den Grundsatz, der weltlichen Bureaukratie und der Hierarchie zu Gute, welcher noch heute gehandhabt wird in absolut regierten Staaten, dem Volke zum Verderben, und der Christusreligion zur Schande. Den Stützen des

Despotismus durch alle Stufen hinab mußte immer ein Freibrief für Vieles gegeben werden.

Eusebius sagt von Konstantin, „aus christlicher Frömmigkeit habe er manche Gesetze abgeändert, und denselben einen heiligen Charakter verliehen". Wahr ist es, die Unsittlichkeit in den Schauspielen wurde beschränkt, der blutige Gladiatorenkampf abgeschafft, dem weiblichen Geschlechte größere Rechte, den Wittwen und Waisen der Schutz des Staates und der Kirchen zu Theil, und das Loos der Gefangenen und Sklaven wurde gemildert, die Ehescheidungen erschwert, aber auch die zweite Heirath.

Die sittlich veredelnde Kraft des Christenthums mußte sich auch unter Konstantin geltend machen; aber im Ganzen zeigen sich weder die äußeren noch die inneren Zustände im neuen byzantinischen Reich durch das zur Staatsreligion erhobene Christenthum merklich gebessert, und die Form des Despotismus auf der Grundlage eines geistlichen und weltlichen vielgliederigen Beamtenthums, unbedingter Träger und Werkzeuge, vermochte zwar diesem byzantinischen Reiche jene Zähigkeit des Daseyns, welche alles Chinesenthum hat, aber kein wahres Leben, keine geistige oder finanzielle Blüthe, kein Wohlseyn Aller und keinen Glanz großer Persönlichkeiten und großer Thaten zu geben.

Tausend Jahre und noch ein Jahrhundert darüber hat das byzantinische Reich, das Konstantin gründete, gedauert.

Man hat diese lange Dauer und deren Ursache, die enge Verbindung zwischen Thron und Altar, ja die Vermählung geistlicher und weltlicher Gewalt als einen Beweis für die Vortrefflichkeit der durch Konstantin gegebenen Reichsverfassung angeführt, und das tiefe Wort des deutschen Weltweisen über die Dauer der Staaten und Völker vergessen: „Es ist ein Vorurtheil, zu glauben, als sey die Dauer etwas Vortrefflicheres, gegen das Vergehen gehalten. Die unvergänglichen Berge sind nicht vorzüglicher, als die schnell entblätterte Rose in ihrem verduftenden Leben. Athen ist vergangen: China und Indien dauern."

Mit der Form des morgenländischen Despotismus hatte Konstantin seinem neuen Reiche nur den Krankheitsstoff eingeimpft, an welchem es hinsiechen mußte, Jahrhunderte lang im Sterben

liegend, ohne sterben zu können, bis die Barbaren aus Turkistan kamen, und dem Körper des byzantinischen Reiches den Todesstoß gaben, jenem Körper, der, ein Jahrtausend lang im Verwesen, eine lebendige Leiche gewesen war, und ein merkwürdiges Beispiel des Gottesgerichtes, das an allen Völkern und Staaten sich vollzieht, welche den Buchstaben des Christenthums haben und den Geist nicht, ein Beispiel vom selbstmörderischen Wesen des gottlosen und darum bigotten Despotismus.

Auch das Reich Konstantins war, wie China, bloß ein Reich, kein Staat; da ja der Zweck des Staates nichts Anderes ist als die geistige und sittliche Veredlung seiner Glieder, die Freiheit und die Fortentwicklung. Die geistige Erstarrung des Volkes mußte die Folge einer Verfassung seyn, wie die konstantinische, und ebenso der schnelle Fortschritt zur Unsittlichkeit, zur Feigheit, zur Verworfenheit.

Der ohnedieß schon verdorbene griechische Charakter dieser Jahrhunderte mußte durch den konstantinischen Despotismus, durch die weltliche Bureaukratie und durch die Hierarchie zur Charakterlosigkeit herabgedrückt werden und in der allgemeinen Verknechtung verfaulen. So sehen wir auch ein wüstes, lastervolles Hofleben in nie da gewesener Eckelhaftigkeit durch die Jahrhunderte des byzantinischen Kaiserthums sich hindurchziehen. In der staatlichen Maschine ist das Volk das todte, willenlose, leidend-bewegte Räderwerk, und die Völkermasse dämmert Jahrhunderte lang hin, dumpf und träg, aber auch dünkelhaft und selbstgefällig in ihrer Erbärmlichkeit.

Dieses byzantinische Reich sollte auch nach dem Willen der Vorsehung, gegen die germanischen Völker gehalten, dazu dienen, recht einleuchtend zu machen, daß die religiöse Wahrheit frei und groß macht, daß aber die Verkehrung der religiösen Wahrheit, der Mißbrauch des Heiligsten, entwürdigt und verderbt, und zwar wie einzelne Menschen, so ganze Völker.

Aus der Zersetzung des byzantinischen Staatskörpers, den die türkischen Barbaren ins Grab legten, ging das wenige Geistige im fünfzehnten Jahrhundert nach Italien und Deutschland hinüber; aber dieses wenige Geistige, was in der lebendigen Leiche

sich erhalten hatte, war noch so kräftig, daß es einer neuen Völkerentwicklung, welche mit der Reformation anhob, mächtige Lebenskräfte abgeben konnte. So unzerstörbar, so unsterblichkeitsvoll waren die letzten Funken der auslöschenden Sonne der altgriechischen Bildung, daß sie elfhundertjähriger byzantinischer Despotismus nicht zu vernichten im Stande war, und daß sie neues Licht entzündeten, vom Sturme türkischer Barbaren hinübergeweht nach den Abendländern.

Der Despotismus, der durch Konstantin eingeführt wurde, wirkte auch dadurch entsittlichend und entgeistigend zugleich, daß er Folter und Tod drohte Allem und Jedem, was dem unumschränkten Thron als selbstständig sich gegenüberstellen wollte. Der „erste christliche" Kaiser, zu dem sie Konstantin machen wollten, war es, der die Folter in Majestäts- und Hochverrathsprozessen allgemein einführte. Das alte römische Recht hatte bisher festgestellt, daß von der Folter der Leib keines freien Mannes und keiner freien Frau berührt werden dürfe. Und nur gegen Sklaven und selten gegen Freigelassene war bisher die Folter angewandt worden, selbst unter den Ungeheuern auf dem römischen Throne, wie Tiberius, Nero und ihren blutigen Nachfolgern. Die Folter wurde im neuen byzantinischen Reiche auf Alle ausgedehnt, welche durch Argwohn oder Angeberei, die vom despotischen Thron aus belohnt und genährt wurde, in Majestätsprozesse verwickelt wurden; kein Stand, kein Geschlecht war fortan davon ausgenommen.

Diesem fürstlichen Despotismus Neuroms gegenüber war es göttlich geordnet, daß im alten Rom eine Macht sich entwickelte, welche das Tribunat der Völker übernahm: diese Macht ist das sich nun schnell entwickelnde Pabstthum. Das Pabstthum mußte vorerst die kirchliche Freiheit retten; und daß das Pabstthum diese retten konnte, mußte es freien Raum haben; und damit es diesen Raum zu seiner Entwicklung hatte, war es durch die höhere Fügung so geordnet, daß die Kaiserregierung zuvor nach Byzanz übersiedelt war, ferne der Stätte, auf welcher die Macht sich bilden sollte, welche zunächst, neben andern Aufgaben, auch die Aufgabe hatte, die kirchliche Freiheit gegen den

weltlichen Despotismus zu vertreten, und zu verhindern, daß das Christenthum hinsiechte und abstarb unter dem Druck eines Despotismus, welcher die kirchliche und weltliche Obergewalt in Einer Hand vereingte.

Acht und siebenzigstes Kapitel.

Taufe und Tod Konstantins.

Es war das Jahr 337 gekommen. Noch immer hatte Konstantin keinem vollständigen christlichen Gottesdienst angewohnt. In den letzten Jahren erst hatte er noch den heidnischen Priestern Umbriens erlaubt, seinem Geschlecht einen Tempel zu erbauen, „vorausgesetzt, daß derselbe nicht durch den Trug eines daran hängenden Aberglaubens entweiht werde". Seine Mutter Helena war, achtzig Jahre alt, gestorben, ohne daß sie ihn vermocht hatte, einen äußeren Schritt zu thun, durch den er förmlich in die christliche Gemeinschaft eingetreten wäre. Gegen Pfingsten 337 hin, war er erkrankt, und gebrauchte die warmen Bäder zu Helenopolis in Bithynien. Jetzt erst, immer kränker, ließ er sich in die dortige Märtyrerkirche tragen und in die Zahl der Katechumenen aufnehmen. Er legte nach christlicher Sitte ein Sündenbekenntniß ab und empfing den Segen der Bischöfe. Darauf ließ er sich nach einem Sommerschlosse bei Nikomedia bringen. Das Krankenbett wurde immer unverkenntlicher zum Sterbebett. Bischof Eusebius und die anderen Bischöfe waren stets um ihn. Unter ihrem Einfluß empfing der Sterbende am Pfingstfest die Taufe.

Man hat gesagt, die Taufe sey von ihm nicht sowohl genommen, als von den Bischöfen ihm gegeben worden, um den, dem Tode verfallenen Kaiser wenigstens getauft auf dem Paradebett ausstellen zu können.

Eusebius sucht das anders darzustellen. Seine Darstellung

kennzeichnet die Entartung des Priesterthums und den Hofton der Hofbischöfe.

„Viele Bischöfe", erzählt er, „versammelten sich um das Krankenbett des Kaisers. Dieser hielt an sie folgende Ansprache: Endlich ist die von mir seit Langem heiß ersehnte Stunde gekommen, der Augenblick, wo ich das Siegel der Unsterblichkeit empfangen, wo ich mit dem Unterpfande des Heiles bezeichnet werden soll. Ich gedachte einst im Jordan, dessen Wasser durch die Taufe des Herrn geheiligt ist, die Weihe zu erhalten; aber Gott, der allein weiß, was zu unserem Besten dient, würdigt mich schon hier dieser Gnade. Darum gehet frisch ans Werk. Sollte der Herr über Leben und Tod noch länger meine Tage fristen, so will ich von nun an den gemeinsamen Gottesdienstversammlungen der Christen anwohnen und an ihren Gebeten Theil nehmen, und ich habe das Gelübde gethan, für meine übrige Lebenszeit dem Willen Gottes gemäß zu handeln".

In diesem Augenblick meinte er es gewiß aufrichtig, wenn er gelobte, er wolle sich Gesetze des Lebens, die Gottes würdig seyen, festsetzen, wofern ihm Gott das Leben schenke: aber dieser Ausspruch spricht einerseits dafür, daß er von der Taufe eine magische Wirkung hoffte, wie nur zu oft noch heutzutage Todkranke vom Abendmahl; andererseits wirft er ein eigenthümliches Licht auf den Charakter und das bisherige Leben Konstantins.

„Nachdem der Kaiser," fährt Eusebius fort, „so gesprochen hatte, verrichteten die Bischöfe, was nöthig war, und ertheilten ihm das hochheilige Sakrament. So wurde Konstantin, der erste unter allen römischen Kaisern, durch das Bad der Wiedergeburt vollendet. Nachdem er das göttliche Siegel empfangen, frohlockte er im Geiste, wurde erneuert und erfüllt von göttlichem Lichte, fühlte sich selig im Ueberflusse des Glaubens, und empfand staunend die volle Wirkung der göttlichen Kraft. Nach Beendung der heiligen Handlung ließ er sich ein glänzend weißes Gewand anziehen, welches wie die Sonne leuchtete, und er legte sich auf ein weißes Ruhebett nieder. Den kaiserlichen Purpur hat er von nun an nicht mehr angerührt."

Das wie die Sonne leuchtende Gewand, das Seligkeitsge-

fühl im Ueberfluß des Glaubens und der ganze hofbischöfliche Styl sind sehr kennzeichnend, zumal aber auch, daß es als etwas ganz Besonderes hervorgehoben wird, der Kaiser habe von nun an von keinem Purpur mehr etwas wissen wollen; gleich als wäre zwischen seiner Taufe und seinem Tod noch ein ganzes Stück Leben gelegen. Der Kaiser aber starb, ohne wieder vom Bett aufzustehen, gleich darauf, noch ehe das Pfingstfest zu Ende gieng; und es war wahrscheinlich, daß der von Krankheit und Todesschmerzen Ermattete, durch die Taufceremonie und das, was dabei vorging, Erschöpfte, der Todesmüde, sich in seinem weißen Taufkleid aufs Bett hinlegte, und nicht erst noch ein Mal sich umkleiden und durch Anlegung des Kaisermantels sich noch weiter abmatten lassen wollte. Es bleibt aber von da an ein hervorstechendes Merkmal des höfischen Priesterthums, das ganz Unbedeutende zu etwas Außerordentlichem zu stempeln, und das Einfache pompös aufzuputzen, aus sterbenden Konstantinen gottvolle Heilige zu machen.

Im fünf und sechzigsten Jahre stand Konstantin, als er aus dieser Welt gehen mußte. Eusebius läßt ihn noch im Augenblick des Sterbens seine Stimme erheben und sein Dankgebet zu Gott schicken mit den Schlußworten: „Nun weiß ich mich in Wahrheit selig; nun glaube ich, daß ich des ewigen Lebens würdig geworden bin, daß ich das göttliche Licht empfangen habe“.

Die Kriegsknechte seyen eingetreten, und, als sie seinen Tod beweinen wollten, habe er sie getröstet und gesagt, nun erst habe er das rechte Leben empfangen; er allein wisse am besten, welch hohes Glück ihm zu Theil geworden sey; darum wolle er eilen, und seine Reise zu Gott nicht aufschieben. Gegen Abend des Pfingstfestes den 22. Mai 337 verschied er.

Die Hauptstadt Konstantinopel beweinte ihn aufrichtig: die Hauptstadt hatte, wie es immer der Fall ist, sich wohl befunden, während die Provinzen draußen unter dem Abgabendruck seufzten. So viel auch die Bürger der Hauptstadt zahlen mußten, aus der Anwesenheit des Heeres und des Hofes, und vollends aus der maaßlosen Prunksucht dieses Hofes, zogen sie ungeheuern Gewinn.

Das Hofpriesterthum hatte nämlich den Todten nach Konstantinopel bringen lassen, und ihn auf dem Paradebett ausgestellt, in einem goldenen Sarg, auf hohem Katafalk, zwischen Hunderten von Lichtern auf goldenen Leuchtern. Zugleich hatten die Priester das Bild des Kaisers öffentlich ausstellen lassen, gemalt; das Gemälde stellte den Himmel vor, über dessen Wölbung der verklärte Kaiser in einem höheren Himmel seinen Sitz genommen hatte. Unter Gebeten und Lobreden der christlichen Priester wurde die Leiche in der Apostelkirche eingesenkt, und Eusebius berichtet noch von einer Denkmünze, welche sie auf den Hingang des „Höchstseligen" prägen ließen. Die Vorderseite dieser Münze stellte den Kaiser mit verhülltem Haupte dar; die Rückseite aber zeigte ihn, wie er auf einem Triumphwagen, der gen Himmel fuhr, die Hand Gottes ergriff, die sich herabließ, ihn zu sich emporzuziehen.

Die Kirche nannte ihn wie im Leben so auch im Tode „den Großen", und die byzantinische Kirche wenigstens ehrte ihn als einen Heiligen. Die römische Kirche war klug genug, ihn niemals unter ihre Heiligen aufzunehmen. Die Heiden aber versetzten ihn unter ihre Götter; so dankbar waren wenigstens ihre Priester ihm dafür, daß er das Heidenthum nicht verfolgt und auch ihnen ihre Vortheile hatte zukommen lassen; daß er Heiden in den ersten Staatswürden neben den Christen um sich gehabt hatte. Die Schmeichelei der heidnischen Höflinge durfte nicht zurückbleiben hinter der Schmeichelei der christlichen. Aber nicht die Zeitgenossen überhaupt waren es, von welchen die Persönlichkeit Konstantins so mit Lob überschüttet wurde, denn diese fühlten nur den Druck und sahen ihn nie; sondern die Schmeichler der Residenz, die reich gewordenen Residenzbürger und die lobrednerische christliche Priesterschaft.

Eusebius schließt Konstantins Leben mit den Worten: „Konstantin war der Erste unter den römischen Kaisern, welcher Gott, den König aller Könige, mit ausnehmender Frömmigkeit ehrte; der Erste, welcher Allen die Lehre Christi mit Freimüthigkeit predigte; der Erste, welcher seine Kirche so hoch ehrte, wie Keiner vor ihm; der Erste, welcher allen Irrthum der Vielgötterei ab-

schaffte und jede Art des Götzendienstes in ihrer Blöße darstellte; aber welcher auch in diesem Leben und nach dem Tode so großer Vorzüge gewürdigt worden ist, wie man von keinem Andern es sagen kann, da uns die Geschichte aller Zeiten weder bei den Griechen noch bei den Barbaren, noch selbst bei den Römern einen solchen Mann zeigt, wie er war".

Das schrieb der Bischof Eusebius von Cäsarea. So höfisch, so unwahr nicht bloß und schmeichlerisch, sondern so lügnerisch war christlicher Bischofsmund bereits geworden.

Neun und siebenzigstes Kapitel.

Intriken der Hofgeistlichen.

Dazu, daß der Kaiser die Kirche so sehr ehrte, trug sehr viel sein geheimster Rath, der kluge Bischof Hosius von Cordova, bei. Hosius, unter dem Heiligenschein des Bekenners unter der maximianischen Verfolgung hoch angesehen beim christlichen Volke, und durch die Weisheit seiner Rathschläge den Anfängen Konstantins sehr nützlich geworden, war bald der einflußreichste Staatsmann am Hofe Konstantins, der Liebling überdieß der Kaiserin-Mutter. Obgleich Hosius die bischöfliche Stelle weder im Sinne des Apostels Paulus, noch im Sinne Christi als demüthiger Diener der Sache Gottes aufgefaßt hat, sondern mit der Lust, weltlich zu herrschen und ein Gewaltiger zu heißen, so bleibt ihm doch das Verdienst, zum Siege der christlichen Kirche Außerordentliches beigetragen zu haben.

Es ragen vorzugsweise drei Bischöfe hervor, die sich in die Gunst des Kaisers und den abwechselnden Einfluß auf ihn theilten: Eusebius, der Bischof zu Nikomedia; Hosius, der Bischof von Cordova in Spanien, und ein anderer Eusebius, der Bischof von Cäsarea. Nicht immer waren diese Bischöfe einhellig, weder in Neigung zu einander, noch in Ansichten, und öfters intrikirten

sie gegen einander. Der staatskluge Konstantin wußte es so zu halten, daß jetzt dieser, jetzt jener Bischof glaubte, er sey der vor den Andern Begünstigte. Von da an vollends, wo der Hof nach Byzanz verlegt war, bildete sich ein Hofintrikenspiel ganz in der Weise morgenländischer und abendländischer Höfe. Die einflußreichsten waren die Frauen; und um den Einfluß auf diese rangen miteinander die Kriegs- und Friedens-Großwürdenträger, die Hofpriester und — die Verschnittenen (Eunouchen), eine Erscheinung, welche sich an dem Hofe zu Byzanz neben dem christlichen Heiligenschein, mit dem er sich umgab und von den christlichen Schmeichlern umgeben wurde, gewiß scharf abstechend ausnimmt. Und diese Verschnittenen hatten schon unter den Söhnen Konstantins einen Einfluß, welcher den aller Andern überwog.

Die Frauen an Konstantins Hof, auf welche die christlichen Bischöfe den meisten Einfluß hatten, waren, soweit aus der geheimen Hofgeschichte bekannt geworden ist, die Mutter des Kaisers, Helena, und die Schwester des Kaisers, Konstantia, die Gemahlin des früheren Mitkaisers Licinius. Diese Schwester des Kaisers Konstantin, deren Gemahl ihr Bruder heimtückisch hatte ermorden lassen, deren Sohn er bald darauf ermorden ließ, spielte am Hofe des mit dem Blute Beider und mit dem Blut ihrer Freunde befleckten Konstantin, ihres Bruders, ihre Rolle fort. — Es liegt ein grauenvoller Dunstkreis auf dem Hofe und der geheimen Hofgeschichte dieses von seinen christlichen Hofpriestern in so byzantinischem Styl verherrlichten Konstantin. Aus solchem Anfang konnte nur solcher Fortgang und solcher Ausgang kommen, wie er weltgeschichtlich vorliegt.

Nach der Besiegung des Licinius hatte Konstantin seinen Hof vor der Uebersiedlung nach Byzanz in der damaligen Kaiserhauptstadt des Ostens, in Nikomedia, genommen, und dahin hatte ihn der um des Kaisers Sache so hoch verdiente Hosius begleitet. Denn eben dieser war es ja gewesen, welcher die Christenheit des Westens unter die Fahnen Konstantins sammelte, und ihm als Rath zur Seite gestanden war in den schwierigsten Verwicklungen mit seinen Mitherrschern. So hatte ihn Konstantin

als seinen vertrautesten Rath und als erklärten Günstling — denn einen Freund hatte Konstantin nie — aus dem fernen Westen nach dem Osten des Reiches mitgebracht.

Dieser Spanier Hosius, der sein Bisthum frühe verließ, um eine lange Rolle als Staatsmann am Kaiserhofe zu spielen, und als uralter Greis verfolgt zu werden, von dem Sohne dessen, dem er die Alleinherrschaft der Welt miterringen und befestigen half, der Verfasser der die Christenheit elektrisirenden Kundgaben Konstantins in der Zeit seiner Kämpfe und so mancher späteren Staatsschrift, trägt nach Allem, was man noch schriftlich von ihm hat, so wenig auch das ist, den Stempel einer großartigen staatsmännischen Bedeutsamkeit. Wie im spanischen Charakter jener Zeit das punische Element und das altrömische sich vermischt zeigten, und in Hosius vielleicht den ersten Vertreter dieser Mischung in seiner Zeit fanden, so war er am früheren Hofhalt des Kaisers im Westen der gewandteste und glücklichste unter den Räthen Konstantins. Aber im Osten fand er Nebenbuhler und Gegner neugriechischen Charakters, ein Charakter, der durch seine Verschmitztheit, Intrikantheit und Unverläßlichkeit seit lange sprichwörtlich geworden war.

Den mächtigsten Nebenbuhler fand er an Bischof Eusebius von Nikomedia.

Dieser Eusebius, aus einer alten vornehmen Familie des römischen Reiches, war sogar mit dem nachmaligen Kaiser Julian weitläuf verwandt, dem Neffen Konstantins, also mit dem Kaiserhause selbst. Er hatte dabei alle Vorzüge der griechischen Bildung und Art; er war beredt, scharfsinnig, geschäftsgewandt; aber auch ehrgeizig, herrschsüchtig, wie es nur ein Neugrieche seyn konnte.

Daß die Bischofsstühle Kirchenfürstenthümer boten, wurde gezeigt. Bei dem Eifer der Kaiser, der wichtig gewordenen Hülfe der Christenheit sich zu versichern, war ein Bischofsstuhl eine Brücke zu hohem politischem Einfluß. So kam er auf den Bischofsstuhl von Berytus, und von diesem auf den Bischofsstuhl von Nikomedia: die Verwandtschaft, und vorzüglich Konstantia, die Gemahlin des Licinius, scheinen ihn dorthin gebracht zu haben.

Am Hofe des Licinius war er hochangesehen, bis der Kampf zwischen beiden Kaisern ausbrach; aber nach der Niederlage des Licinius war einer der von Konstantin begünstigten, vielleicht durch Konstantia, gewiß aber auch seiner Talente und seines Einflusses auf die morgenländischen Christen wegen. Sein Einfluß wuchs mit jedem Tag auch auf Konstantin.

Zwei solche Männer, in der Stellung des Hofbischofs, vertrugen sich nicht lange an einem und demselben Platz, zumal da, nach solchen Kämpfen und Siegen, Konstantin anfing, nachzulassen und schwach zu werden.

Alles dient dem Plane Gottes; kleine Dinge und kleine Leidenschaften, und sogar kleine Menschen gebraucht die Vorsehung zu Anläßen und Werkzeugen in der Entwicklung der Weltgeschichte. Diese Entwicklung geht dem Ziele zu, das die ewige Weisheit gesteckt hat; aber man muß darum weder Menschen noch Sachen für groß halten, oder nur bedeutend, bloß weil sie dazu dienen, die Weltgeschichte weiter zu entwickeln.

Es ist eine rein theologische Voraussetzung, daß die Streitfrage, die lange geruht hatte, das Dogma über die Gottheit Christi, habe weltbewegend werden müssen. Nie hat ein Dogma die Welt bewegt, wenn nicht zuvor sehr materielle Hebel da waren für die Bewegung: Volks-Unzufriedenheit und Volksdrang nach Bewegung und Neuerung, oder Zwiespalt im Palast und am Hofe. Das Dogma wurde nur als Zeichen aufgesteckt, als Parteizeichen. Religion bewegt Länder und Völker an und für sich, weil sie Geist ist; dogmatische Spitzfindigkeiten und Zänkereien sind, wo sie Völker in Bewegung brachten, nur aufgegriffen worden, nur zu anderem Zwecke benützt worden, von der schon für eine Bewegung reifen Zeit, von Fürsten, Ministern, Priestern und Völkern.

So benützten die beiden Bischöfe eine theologische Streitfrage, welche drüben in Aegypten einige Geistlichen neu angeregt hatten, eine Gelehrtenfehde, für ihren Wetteifer im Hofeinfluß.

Achtzigstes Kapitel.

Arius.

Zu Alexandria lebte Arius, ein Presbyter daselbst. Die tiefe Ruhe und Sicherheit unter Konstantin beförderte Zweierlei: das Grübeln über übersinnliche Dinge und Zwiespalt im Schooße der Christen, theologische Spitzfindigkeiten und theologische Streitigkeiten. So hatte Arius um das Jahr 318 zu lehren angefangen, der in Jesus Christus erschienene Sohn Gottes sey nicht Gott in dem Sinn, wie Gott der Vater.

Dasselbe hatte schon Origenes gesagt, dasselbe dessen Schüler Dionysius, der Bischof von Alexandria. Origenes hatte ausdrücklich das Göttliche in Jesus Christus von Gott dem Vater abgeleitet und den Sohn untergeordnet unter den Vater. Es waren andere Vorstellungen in der Christenheit auch im Umlauf; Arius schloß sich dieser Vorstellung an, weil sie ihm zusagte. Arius sah in Jesus Christus nicht einen gewöhnlichen Menschen, sondern ein höheres Wesen, den Sohn Gottes, der schon lange vor dieser sichtbaren Welt, ja vor allen Zeiten und Welten gewesen, und durch den diese sichtbare Welt geschaffen sey; aber er sey von Gott hervorgebracht, daher nicht in demselben Sinne Gott wie der Vater, er sey der Erstling aller Kreatur; man möge ihn immerhin Gott nennen, aber wie der Vater sey er es nicht.

Es berechtigt gar Nichts dazu, wie es schon geschehen ist, anzunehmen, Arius habe eine Mehrheit von Göttern gelehrt. Der ganze Standpunkt des Arius weist auf das gerade Gegentheil: er nahm eine Stellung gegen diejenigen ein, welche ihm eine Mehrheit der Götter zu lehren schienen. Ob er sich darin irrte oder ob er Recht hatte, das weitläuf zu erörtern gehört außerhalb der Lebensgeschichte der christlichen Kirche. Ob nach Arius die christliche Kirche wirklich eine Mehrheit der Götter und sogar eine Göttin lehrte und glaubte, muß sich in der Entwicklung der Folgezeit zeigen.

Es ist durchaus unrichtig, daß Arius neben oder vielmehr

unter den höchsten Gott einen zweiten, vom ersten abhängigen Gott gestellt habe. Arius war in der gleichen Lage wie Origenes und wie viele Theologen der späteren Jahrhunderte: Wie Origines nicht Alles, was er dachte, ausgesprochen hat, und sogar das, was er aussprach, öfters, aus Noth, um nicht gar zu sehr verketzert zu werden, in Ausdrücke faßte, welche an die gäng und gäbe Vorstellung wenigstens anklangen, so war es auch bei Arius; und wie Origenes im Verlaufe des Streits einzelne Aeußerungen that, welche Einräumungen zu seyn schienen, welche aber, im Lichte seines Grundgedankens betrachtet, sich anders ausnehmen, so sieht man auch den Arius sich winden und nach Ausdrücken suchen und solche von sich geben, bei denen man nicht vergessen muß, daß diese Art Ausdrucksweise nur gewählt wurde, um sich zu decken, dadurch, daß er seinen Grundgedanken damit verdeckte, wenigstens denselben nicht in seiner ganzen Schärfe sich zeigen ließ.

Der Grundgedanke des Arius war: „der Sohn, das vollkommenste Geschöpf und Werk Gottes, ist von der höchsten Naturbegabung zur höchsten Entwicklung gelangt, er ist also nicht gleich, sondern gleichartig dem Vater, wie der menschliche Geist nicht gleich, sondern gleichartig dem göttlichen ist".

Seit Origenes war im Morgenlande die Vorstellung sogar die herrschende, welche in Christus ein ewiges und über alles Geschaffene erhabenes, aber doch vom höchsten Gott noch verschiedenes und ihm untergeordnetes Wesen sah. Wenn Kirchenlehrer von Christus als von einem zweiten Gott redeten und ihn ausdrücklich von Gott an sich unterschieden, so war das von ihnen nicht so wörtlich gemeint, sondern wenn sie von Christus als von einem Gott sprachen, so dachten sie unter diesem an die Vorstellung der Anderen anklingenden Ausdruck sich etwas Anderes, als die Uebrigen sich dabei zu denken pflegten: die dialektische Schärfe dieser alexandrinischen Kirchenlehrer gestattet die Annahme gar nicht, als hätten sie den augenfälligen Widerspruch eines zweiten wahrhaften Gottes mit dem Begriff Gottes gar nicht gemerkt.

Arius, der seine Bildung zu Antiochia empfangen hatte,

war ein gelehrter und beredter Mann, auch Dichter, denn man sang von ihm verfaßte Gesänge für Reisende, für Schiffer und Müller, also christliche Volkslieder; und es ist ganz irrig, was man neuerdings liest, „seiner Verstandesrichtung nach, welche ihn im Religiösen beherrscht habe, könne ihm nicht viel Poesie zugeschrieben werden"; das ist der arge Irrthum, der leider nur zu weit verbreitet ist, die Phantasterei in Glaubenssachen, das Unklare, die Begriffe des Verstandes Meidende, für poetisch zu halten. Alle großen Dichter der Welt hatten, wie die höchste Phantasie, so eine entsprechende Schärfe und Klarheit des Verstandes, Sophokles wie Homer, Shakspeare wie Dante, Schiller wie Göthe; und alle diese Dichter, soweit sie christliche waren, gehören auf dem religiösen Gebiete — der Verstandesrichtung an, alle waren mehr oder minder — rationalistisch, im höheren wahren Sinne des Wortes; ihnen allen ist Alles widerwärtig, was Unklarheit im Religiösen heißt; und überall streben sie klare Begriffe zu gewinnen und zu verbreiten.

So grundlos ist es, auf die poetische Begabung des Arius einen ungünstigen Schluß daraus ziehen zu wollen, daß er, vom kirchlichen Bewußtseyn ausgehend, einen klaren Begriff dessen zu gewinnen suchte, was er zu glauben habe; oder wie unklare und seichte Köpfe es nennen, auf dem religiösen Gebiete der Verstandesrichtung folgte.

Wer in höheren Dingen nur den Verstand gebraucht, erfaßt wenig, beraubt sich selbst des geistigen und gemüthlichen Reichthums, daran er Theil haben könnte, wie Andere daran Theil haben; er wird leicht dürr und ausgetrocknet, dünngeistig und herzlich arm. Aber wer den Verstand für sich selbst nicht gebraucht, und auch Anderen nicht gestatten will, den Verstand zu gebrauchen, auf dem Gebiet der höheren, namentlich der religiösen Dinge, der führt sich und Andere dem religiösen Nebeln und Schwebeln zu, und öffnet jeder Phantasterei, jeder Art von Irrthum, ja jedem Unsinn auf dem religiösen Gebiete Thür und Thor; der wird fanatisch, verfolgungssüchtig, blutdürstig, den Andersglaubigen, den Denkenden, gegenüber; der fällt nicht bloß unter den Christen, sondern unter den Menschen hinab, wenigstens

nach Johann Albrecht Bengels Urtheil, nach jenem berühmten Satz von ihm: „Nach der Richtschnur des geschriebenen Wortes Gottes ist Alles durch die Vernunft zu beurtheilen, weil der Mensch ja ein Mensch und nicht ein Roß ist".

Der ganze Gang der Lebensgeschichte der christlichen Kirche bezeugt die Wahrheit des Ebengesagten.

Wir treten jetzt in die Zeit ein, wo die blutigen Reibungen der kirchlichen Parteien in der Christenheit anhoben. Es begannen die Verfolgungen der Christen durch Christen, um der Religion willen, um dieses oder jenes Pünktchens willen, in welchem der Eine von der Vorstellung der Mehrheit abwich.

Wir haben gesehen, wie sie neben einander lebten, die christlichen Gemeinden, und die Einzelnen in jeder christlichen Gemeinde, mit ihren abweichenden Glaubensanschauungen; Eins in dem Einen, was Noth ist, und mannigfaltig im Uebrigen. Die an Jesus als den geisterfüllten Propheten des alten Judenchristenthums glaubten, und ein schönes Christenthum lebten, von den Feinden selbst bezeugt, gingen von der Erde zum Himmel, mit und neben denen, welche in Jesus Christus das menschgewordene Wort, den ewigen Gottessohn, erkannten; und die, welche die höhere Natur Christi zur unbeschränkten Gleichheit mit Gott steigerten, waren bisher zusammengegangen mit denen, welche die Anschauung des Origenes theilten, und das Wort emporhielten: „Der Vater ist größer denn ich." Und in allen Schattirungen der christlichen Anschauung hatte es sich bisher augenfällig herausgestellt, daß nicht das Dogma, sondern das Leben den wahren Christen macht.

Jetzt aber ging das Unkraut auf, das der böse Feind unter den Waizen gesäet hatte; die Priesterschaft mit allem ihr eigenthümlichen Fanatismus nahm jetzt im Schooße des Christenthums selbst die Christenverfolgung auf; das Auge des Dogmatismus erhitzte sich zur blutlechzenden Gluth; das Christenthum wurde in den Charakter des Judenthums zurückübersetzt, und die Religion des Sanftmüthigen und von Herzen Demüthigen wurde gehandhabt, als wäre sie in die Weltgeschichte eingetreten als die „Religion der Intoleranz", als welche sie in neuester Zeit ein zum

Christenthum übergetretener Jude hat brandmarken wollen. Die „Höllengeister religiöser Verfolgungssucht" erhoben sich aus dem Abgrund, und machten sich unter dem Priesterrock an ihr teuflisches Geschäft durch einen großen Theil der Christenheit hin; bald schrie Blut zu Gott um Rache, Blut unzähliger Opfer, welche vom Mordgeist unchristlicher Intoleranz geschlachtet wurden, und Schmach wurde von blutbefleckten Fanatikern auf die heilige Religion des Heilands der Welt geworfen: gleich als hätten sie nicht genug eilen können, thatsächlich darzuthun, daß durch den Sieg des Christenthums unter Konstantin und seinen Nachfolgern nicht sowohl die Heiden zu Christen, als vielmehr die Christen zu Heiden und prophetenmörderischen Juden geworden seyen. Viel von der Glaubenswuth des Heidenthums, noch mehr aber von der des jüdischen Priesterthums, welche Jesus Christus so scharf geschildert und an sich selbst erfahren hatte, nahm jetzt, mit unglaublich schnellem Wachsthum im Bösen, im Satanischen, die christliche Priesterschaft an; und man kann nur staunen über die kühle Ruhe, mit welcher gewöhnlich über den Anfang dieses priesterschaftlichen Satanismus in der Geschichte der Kirche hinweggegangen worden ist, welcher seinen weltgeschichtlichen Anfang von der Kirchenversammlung zu Nicäa genommen, und seinen Fortgang bis ins achtzehnte Jahrhundert gehabt hat, und welcher in unseren Tagen wieder aufs Neue das Haupt erheben will.

Ein und achtzigstes Kapitel.

Anfang des arianischen Streites.

Der Bischof Alexander zu Alexandria wurde zuerst dadurch gereizt, daß Arius, der bestellte Lehrer und Ausleger der heiligen Schrift, auf einer Geistlichen-Versammlung ihm Sabellianismus vorgeworfen hatte, Arius auch als Lehrer mit seinem Anschluß an die ältere Lehre von der Person Christi großen Beifall fand. Alexander wußte auf dieser Versammlung, im Jahre 320, es

durchzusetzen, daß Arius als Presbyter abgesetzt wurde. Arius war nur um so thätiger in Alexandria, sein Anhang mehrte sich, er hielt große Zusammenkünfte seiner Partei. Alexander berief nun eine Synode, an welcher gegen hundert Bischöfe Theil nahmen, und auf dieser Synode wurde Arius mit seinen Anhängern in den Kirchenbann gethan, im Jahre 321. Arius ging nach Asien, da er in Egypten, als Ketzer geächtet, und aus der Priesterschaft ausgestoßen, kein Bleiben mehr hatte.

Diese Spaltung wirkte bereits tief ein; denn in Syrien und Palästina hatte Arius eine starke Partei, und in Alexandrien waren es allein siebenhundert Frauen und Jungfrauen, welche lieber den Bann der Irrgläubigkeit tragen, als von Arius sich abwenden wollten; und die Schiffer, die Müller, die Handwerker aller Art und die Handelsleute waren für Arius. Die weibliche Welt und die unteren Volksschichten nahmen die entschiedenste Partei für ihn: war doch Arius nicht bloß Volksredner, sondern auch Volksdichter, und die Macht des Volksliedes war um so größer, je weniger angebaut der christliche Volksgesang noch damals war. Von Palästina aus schrieb Arius an die asiatischen Bischöfe, besonders an seinen Jugendfreund, den Bischof Eusebius von Nikomedia. Er stellte ihnen vor, daß nicht nur er, sondern auch sie zugleich mit ihm, da sie die gleiche Ansicht theilen, in Egypten verurtheilt worden seyen. Eusebius, dieser Kirchenfürst der damaligen Hauptstadt des Ostens, erklärte sich in zwei Briefen mit Arius einverstanden, lud ihn zu sich ein, und Arius ging nach Nikomedia. Von hier aus vertheidigte und verbreitete er in volksthümlichen Schriften, in Prosa und Versen, seine Lehre. Die asiatischen Bischöfe gaben sich Mühe, den Frieden in der Kirche zu erhalten, welchen Konstantins Politik unmöglich stören lassen konnte; Arius milderte die Ausdrücke in seiner Ansicht, und stellte diese als die Ansicht der Väter dar, in einem versöhnlich gehaltenen Schreiben an den Bischof Alexander; und die asiatischen Bischöfe hielten eine Synode in Bithynien und bald darauf eine in Palästina. Auf beiden wurde erklärt, es sey kein zureichender Grund, den Arius aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen, und er wurde sogar ermächtigt, seine Stelle als Presbyter in Alexan-

dria wieder anzutreten. Außer dem Bischof Eusebius von Nikomedia waren unter den für Arius sich erklärenden Bischöfen Eusebius von Cäsarea, der Geschichtschreiber, die Bischöfe von Tyrus und Scythopolis die hervorragendsten.

Eusebius von Cäsarea faßte die Streitfrage als eine solche, welche über menschliche Erkenntniß und göttliche Offenbarung hinausliege. Später äußerte er sich so darüber: „Unzählige Dinge, die uns vor Augen liegen, kennen wir schwache Menschen nicht. Wer mag erklären, wie die Seele mit dem Körper verbunden, wie sie in ihn hereingekommen ist, wie sie ihn wieder verläßt? Wer hat das Wesen der Dämonen, der Engel, der seligsten Geister erforscht? Und da diese Fragen für uns zu hoch sind, wozu dann jene verwegene Kühnheit, die Gottheit selbst, das Allen verborgene Urwesen ergründen zu wollen? Warum machen wir uns an das Unerforschliche? Warum wollen wir Kurzsichtige wissen, wie der Allmächtige der Vater des eingeborenen Sohnes wurde? Warum genügt uns nicht das Zeugniß des Vaters von dem geliebten Sohne: Das ist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören. Dieser aber sagt selbst uns, was wir von ihm zu wissen brauchen: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Glauben muß man also an ihn, um das ewige Leben zu erringen. Denn wer an ihn glaubt, spricht er, hat das ewige Leben, nicht wer weiß, wie er vom Vater gezeugt worden. Sonst könnte auch gar Niemand das Leben gewinnen; denn er, der Herr, sagt ja selbst: Niemand kennet den Vater, als nur der Sohn, und Niemand kennet den Sohn, als nur der Vater."

Eusebius von Cäsarea war selbst insgeheim ein halber Arianer, er hing der Ansicht des Origenes an; und während er sich in Obigem aussprach, als weise er jeden Versuch ab, die unerforschliche Frage zu lösen, war er vielmehr für die völlige Freiheit der Untersuchung und gegen jede Verketzerung wegen abweichender Ansichten über Gegenstände und Fragen, welche befriedigend zu lösen dem menschlichen Wissen, das endlich und Stückwerk sey, unmöglich bleibe.

Beschützt von so einflußreichen Männern, ging Arius nach Alexandria zurück. Eusebius von Nikomedia gewann sogar den Kaiser Konstantin für Arius. Um diese Zeit hatte sich, so scheint es, Hosius von Cordova über die arianische Frage noch gar keine Meinung gebildet. Diesem Staatsmann im Priesterrock war sie, wie dem Kaiser, als eine bloße gelehrte Streitsache, an und für sich gleichgültig, aber widerwärtig die Spaltung und die Aufregung, welche nicht sowohl die Ansicht des Arius, als vielmehr das Einschreiten Alexanders dagegen veranlaßt hatte.

Es ist schon im ersten Bande*) von dem Schreiben erzählt, welches Konstantin nach Alexandria schickte, offenbar Hosius verfaßt hatte, und persönlich nach Alexandria brachte.

So gewiß jenes Schreiben vom Jahre 313 **) von Hosius, und nur von Hosius verfaßt seyn kann, so gewiß ist das Schreiben vom Jahr 324 von Hosius verfaßt, und nicht von dem Bischof Eusebius zu Nikomedia. Beide Schreiben haben den ganz gleichen Ton.

In diesem langen Schreiben an die Häupter des in Alexandria ausgebrochenen Glaubensstreites bringt der Kaiser vor Allem darauf, daß beide Theile von ihrem Streite abstehen, und Jeder seine Meinung für sich behalte; denn das Volk werde durch solche elende Zänkereien heillos verwirrt. Der Eine habe gefehlt dadurch, daß er eine unlösbare Frage aufgeworfen habe; der Andere dadurch, daß er sie habe lösen wollen. In der Hauptsache, im Glauben an den allmächtigen Gott und seine Vorsehung, seyen sie ja doch Eins; darum sollen sie sich wegen eines so unerheblichen, nichtigen Streitpunkts, eines Zankapfels bloßer Dialektik, brüderlich vertragen. Dieser Streit hindere ihn, den Kaiser, von Nikomedia, wo er sich jetzt befinde, seine Reise nach Syrien und Egypten fortzusetzen; denn er möge das nicht mit ansehen, was zu hören ihm schon wehe genug gethan habe.

Was war nun erfolgt? Eusebius von Cäsarea sagt kurz, und absichtlich dunkel, auf die Sendung des Hosius nach Alexan-

*) Bd. I. S. 332.

**) Bd. I. S. 331.



dria sey das Uebel von Tag zu Tag ärger geworden, Bischöfe haben sich gegen Bischöfe, Gemeinden gegen Gemeinden erhoben; zwischen den unter Einem Dache Wohnenden sey kein Frieden mehr gewesen, in den Städten, auf dem Lande Blut geflossen, und die Wuth der Streitenden habe sogar die geheiligten Bildsäulen des Kaisers nicht verschont. All dieses habe der Neid des Teufels angerichtet.

Sah Hosius, an Ort und Stelle angekommen, die Sache und ihre Lage wirklich mit anderen Augen an? Erkannte er, daß das, was sie in der Ferne für eine unerheblichste Theologenfrage gehalten hatten, die Gränzen eines gelehrten Handels bereits weit überschritten hatte, daß alle Gährungsstoffe früherer Zeiten aufgeregt und los waren, und daß die Bischofskirche in steigende Gefahr komme, wenn man nicht mit einem Machtspruche einschreite und Frieden schaffe?

Im eigentlichen Sinne rechtgläubig, um der Sache selbst willen ein Orthodoxer, scheint Hosius niemals gewesen zu seyn. Er war dafür schon zu sehr Staatsmann; aber wie Konstantin wollte er die Einheit, und damit die Macht, der Christenheit, und jede theologische Frage erschien ihm auf diesem Standpunkt als etwas Untergeordnetes. Gelang es dem Hosius, den Kaiser zu überreden, daß Arius und sein Auftreten dem Reichsfrieden gefährlich sey und eine tiefe Spaltung in die Christenheit bringen könne; ja, daß sie das Volk für sich habe, und dadurch die ursprüngliche christliche Grundrichtung, das demokratische Element, die Oberhand gewinnen könnte: so war unzweifelhaft, daß Konstantin, der bis jetzt mehr für Arius als für Alexander gewesen war, sich augenblicklich gegen Arius erklärte, aber auch, daß alle diejenigen an Vertrauen und Einfluß bei Konstantin verloren, welche ihn für Arius gestimmt hatten, also namentlich Eusebius von Nikomedia. Da war also die Achillesferse gefunden, an welcher Eusebius von Nikomedia, der Liebling der Schwester des Kaisers, der Konstantia, und durch sie der einflußreichste am Kaiserhofe, getroffen und zum Sturze gebracht werden konnte.

Hat Hosius das benützt, um Eusebius von Nikomedia zu

stürzen, er, der alte verdienstvolle Günstling des Kaisers, den jüngeren und siegreichen Nebenbuhler?

Jeder möge sich aus dem Gange der Thatsachen diese Frage beantworten, wie er will. Nur muß nicht vergessen werden, daß, wenn man auch annimmt, persönliche Leidenschaft und Herrschsucht mögen bei Hosius gewirkt haben, diese ihn für sich allein gewiß nicht bestimmt haben, sondern seine politisch-religiöse Anschauung, sein politischer Grundsatz.

Hosius war nämlich eben so sehr wie Konstantin — Absolutist, und mit Augen sah er in Egypten, wie durch den Streit in der arianischen Frage das Bewußtseyn der früheren gemeinheitlichen Rechte und das Vernünfteln in Glaubenssachen aufkamen. Mit der ihm ganz eigenthümlichen Schärfe und Klarheit der Begriffe und unbefangenster Anschauung hat in wenigen Worten Friedrich Kortüm*) die Sachlage beim Beginn dieser religiösen Streitigkeit gezeichnet.

Dieser sagt: „Zwei Parteien, von welchen die eine die bischöflich-fürstliche Verfassung (strenge Hierarchie) und ein geschichtlich-gläubiges (historisch-dogmatisches) Christenthum mit Ansprüchen auf unbedingte Herrschaft erstrebte, die andere die Rückkehr gemeinheitlicher Rechte in die Gesellschaftsordnung (gemäßigte Hierarchie), Aufnahme der Vernunft in die Glaubenslehren (rationalistisches Christenthum) forderte, mußten nach langer Gährung in offenen Streit gerathen. Dazu nöthigte überdieß der Eifer, mit welchem die Bischöflichen Kirche und Staat zu verschmelzen, die Gegner, besorgt um die Freiheit der Gewissen, zu trennen suchten. Bei so gespannten Verhältnissen hing der endliche Durchbruch nur von einem zufälligen Anlaß ab. Diesen brachte um den Beginn des vierten Jahrhunderts die wissenschaftliche Fehde zweier Gelehrten, des Presbyters Arius und des Metropoliten Alexander."

Das war die Lage der Sache. Nicht sowohl das, ob der Sohn gleich oder gleichartig dem Vater sey, war die Hauptsache,

*) Friedrich Kortüm, Geschichte des Mittelalters, I. 23.

um die es sich handelte, sondern das zuletzt, ob die Laien in Kirchensachen mitzusprechen haben.

Unübertrefflich sagt Kortüm, daß es zunächst nur zwei Parteien gewesen seyen, die der strengen Hierarchie und die der gemäßigten Hierarchie. Aber die letztere stützte sich mit Bewußtheit und aufregend auf das, bereits mit vieler Mühe in der Christenheit bewältigte demokratische Element; und der Bund zwischen Logik und Volk, zwischen Rationalismus und Demokratismus, mußte für Konstantin, den Absolutisten, aber auch für den kirchenfürstlichen Hosius, eben so viel Widerwärtiges als Abschreckendes haben.

Das alles legt sich klar aus dem Gang der Verhandlungen der großen Kirchenversammlung zu Nicäa dar, auf welcher der Machtspruch des Absolutismus allein die Entscheidung gab.

Zwei und achtzigstes Kapitel.

Die erste allgemeine Kirchenversammlung im Jahre 325.

Des Hosius Berichte stellten den Streit in Egypten dem Kaiser so dar, daß er auf den Vorschlag, auf einer allgemeinen Kirchenversammlung ihn zu entscheiden, einging. Hosius muß es gelungen seyn, die Stellung des Arius und seines Anhangs als eine dem Absolutismus und dem Kirchenfürstenthum, dem Thron und dem Altar, gefährliche vorzumalen; denn der Kaiser war plötzlich sehr entrüstet gegen Arius, sein Beschützer am Hof, Eusebius von Nikomedia, verlor das Vertrauen des Kaisers, und Hosius war es, auf welchen von nun an der Kaiser allein hörte, und welcher alles Kirchliche leitete.

Nach Nicäa in der kleinasiatischen Landschaft Bithynien wurde die Kirchenversammlung berufen, im heutigen Anatoli, ganz nahe dem Kaiserhofe. Die Bischöfe kamen auf Staatskosten, um die Zeit des Frühsommers. Sie blieben beisammen bis tief in den August hinein. Die Zahl der Bischöfe wird sehr verschieden

angegeben. Nach der gewöhnlichsten Annahme waren es 318, und es wollte später gerade diese Zahl als die richtige und heilige Zahl angesehen werden, weil sie mit der Zahl der Knechte bedeutsam übereinstimme, welche Abraham gegen Kedor-Laomer und seinen gottlosen Anhang ins Feld gestellt habe, und mit denen er den Sieg gewonnen, und gesegnet worden sey von Melchisedek, dem irdischen Urbild des ewigen Priesterthums. Nach Eusebius von Cäsarea waren über 250 Bischöfe zugegen, nach Gelasius 300, nach Eustachius von Antiochia ungefähr 270, nach Athanasius einige mehr oder weniger als 300. Da so viele andere Geistliche anwohnten, war die Zahl der Bischöfe für den außerhalb Stehenden schwer zu ermitteln; daß sie aber für die hauptsächlich dabei thätigen Bischöfe so unbestimmt blieb, beweist klar, daß es auf der Versammlung nicht ordnungsmäßig herging, und die Abstimmungen nicht jedes Mal ganz lauter waren. Wäre es ordnungsmäßig hergegangen, so hätte ein Verzeichniß der Stimmberechtigten, die als Solche gesetzlich sich ausgewiesen hatten, vorliegen müssen, und die Abstimmung wäre auf den Namensaufruf erfolgt. Da aber zum voraus am Hofe abgefaßt und beschlossen war, was unter allen Umständen auf der Versammlung durchgesetzt werden mußte, so konnte eine ordnungsmäßige Abstimmung gar nicht im Interesse des Hofes liegen. Nicht-Bischöfe waren nach Eusebius so viele da, daß man sie nicht habe zählen können, nach der Angabe des Muhamedaners Ismael Ibn Ali waren es 2048. Unter den Bischöfen waren solche aus Arabien, Mesopotamien, ein persischer, ein scythischer, und ein gothischer. Der Bischof zu Rom war, Alters wegen, durch zwei römische Priester vertreten. Das christliche Abendland war überhaupt unverhältnißmäßig schwach vertreten. Es waren außer dem nicht zu rechnenden Hosius von Cordova kaum acht. Wahrscheinlich hatte die Hofpartei aus dem Abendland so wenige berufen, weil ihre Ansicht unbekannt war oder nicht zu der des Hofes paßte. So waren nun zwar Bischöfe da aus Europa, Asien und Afrika, und die ganze römische Welt vertreten, aber das Abendland gegen das Morgenland wie zwei zu hundert.

Dennoch wurde diese Synode die erste ökoumenische

(d. h. Welt-) Synode genannt, die erste allgemeine Kirchenversammlung.

Von dieser Versammlung sagt Eusebius von Cäsarea in seiner Weise, „diese geistlichen Herren haben einen großen Kranz gebildet, aus den schönsten Blumen geflochten, von Konstantin durch das Band des Friedens zur Ehre Christi zusammengehalten". Weniger schön fanden diesen Kranz Arius und seine Freunde. Sie nannten nachher die Meisten eine Masse unwissender und schwacher Köpfe, von einigen staatsklugen und feinen Hofleuten gegängelt. Und selbst Solche, welche mit dem Ausgang der Kirchenversammlung sehr wohl zufrieden waren, gestanden zu, daß sich die Meisten der berufenen Väter zu Nicäa mehr durch fromme Einfalt des Herzens und der Sitten als durch wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet haben.

Die Sitzungen wurden in dem kaiserlichen Palast gehalten. Die Versammlung eröffnete der Kaiser in Person. In feierlicher Stille und Ehrfurcht erwartete die Kirchenversammlung die Ankunft des Kaisers. Zuerst erschienen die kaiserlichen Räthe und die Trabanten und nahmen ihre Plätze ein. Dann wurde das Zeichen gegeben, daß der Kaiser nahe. Alle erhoben sich von ihren Sitzen. Der Kaiser trat in die Mitte, wie Eusebius sagt, „gleich einem Engel Gottes, umflossen von dem feuerfarbigen Schimmer seines Purpurgewandes, auf welchem der Glanz des Goldes mit dem der Edelsteine wetteiferte".

Der Kaiser grüßte die Versammlung, mit fromm gesenktem Blick, mit freundlicher Herablassung. Auf den goldenen Stuhl setzte er sich nicht eher, als auf den Wink der Bischöfe. Als er sich gesetzt, setzten sich auch die Andern. Eusebius von Cäsarea, der zur Rechten des Kaisers saß, hielt die Ansprache an Konstantin, in welcher er Gott dankte, eines solchen Kaisers wegen. Mit leiser sanfter Stimme und milden Worten sprach nun Konstantin unter Anderem, was schon früher berührt worden ist: „Seiner Wünsche Ziel sey erreicht, sie, seine Freunde, hier versammelt zu sehen. Dafür statte er dem Könige der Welt seinen Dank ab, daß er ihm neben so vielen anderen Wohlthaten auch

diese Gnade erwiesen habe, sie in einmüthiger Gesinnung beisammen zu sehen."

Nach dieser Einleitung sprach er seinen Entschluß, wie die Einheit des Reichs so die Einheit des Glaubens, die ihm bedroht scheine, aufrecht zu erhalten, auf das Entschiedenste aus.

„Kein Feind, sprach er, soll uns das Glück der Einmüthigkeit trüben. Nachdem der Gottesfeinde Tyrannei durch Gottes Macht beseitigt worden ist, soll es dem Teufel nicht gelingen, auf andere Weise das göttliche Gesetz zu lästern; denn die innere Spaltung der Kirche halte ich für weit gefährlicher, als Kriege und Schlachten. Als ich durch Gnade und Beistand des Höchsten die Feinde besiegt hatte, glaubte ich, es bleibe mir Nichts mehr übrig, als Gott dafür zu danken, und mich mit denen, die durch mich befreit worden, des Sieges zu freuen. Nun ich aber wider alles Erwarten von eurer Spaltung hörte, da hielt ich es für keine geringe Sache (zuerst hatte er es doch für eine sehr geringe Sache gehalten!), und, um durch meine Vermittlung dem Uebel abzuhelfen, habe ich euch ohne Verzug hieher beschieden. Ich freue mich sehr, euch hier versammelt zu sehen; aber erst dann werde ich glauben, daß mir die Sache gelungen sey, wenn ich mich von eurer friedlichen Uebereinstimmung werde überzeugt haben, welche euch, als den Heiligen Gottes, geziemt, auch Andern anzurathen. Stehet also nicht länger an, ihr Freunde und Diener Gottes, ihr wackern Knechte unseres gemeinsamen Herrn und Heilandes, stehet nicht länger an, die Ursachen dieser Spaltung aus dem Wege zu räumen, und alle Zweifelsknoten durch Satzungen des Friedens aufzulösen. Damit werdet ihr thun, was vor Gott gefällig ist, und mir, eurem Mitknechte, werdet ihr eine überschwängliche Freude bereiten."

Das war die Thronrede Konstantins, welche er in lateinischer Sprache ablas. Wie bei allen Thronreden, ist auch bei dieser zu unterscheiden zwischen dem, welcher sie hielt, und dem, welcher sie machte, d. h. dem Hauptgedanken des Kaisers die ansprechende, zweckgemäße Form und Färbung gab. Hosius blickt aus jedem Satz der Thronrede heraus; der Grundgedanke aber ist so ächt konstantinisch, daß er seitdem der Grundgedanke vieler

Thronreden geblieben ist: Friede und Ordnung um jeden Preis, und unbedingte Unterwerfung Aller unter die ein Mal durch Machtspruch aufgestellten Formeln und Sätze selbst auf dem Gebiet des Gewissens, der Religion; Gefangennahme der Vernunft unter den Gehorsam gegen Thron und Altar. Dieser Grundgedanke des Absolutismus wurde unter Christen zuerst aufgestellt durch Konstantin und seinen geheimen Rath, Bischof Hosius von Cordova.

Als der Kaiser das Wort abgab an die Bischöfe, trat alsbald hervor, wie wenig sie in „einmüthiger Gesinnung", in „friedlicher Uebereinstimmung" beisammen waren. Beschuldigungen, Vorwürfe herüber und hinüber folgten sich, immer heftiger wurde der Wortwechsel, und so gings von Tag zu Tag im ersten Sturme. Der Kaiser folgte den Rednern aufmerksam und mit großer Geduld. Nach Kurzem zeigte sich, daß Arius sehr in der Minderheit war. Die hervorragenden Wortführer, welche zu Gunsten des Arius sprachen, waren die Bischöfe Eusebius von Nikomedia, Theognis von Nicäa und Maris von Chalcedon. Die Hauptsprecher gegen Arius waren Alexander, oder vielmehr dieses Bischofs junger aber hochbegabter Erzhelfer von Alexandria, Athanasius; die Bischöfe Marcellus von Ancyra, Eustathius von Antiochia und Hosius von Cordova; neben diesen die Gesandten des Bischofs von Rom, Sylvesters I., Vitus und Vincentius.

Daß mit dem Bischof zu Rom gegen ein großes Zugeständniß eine Vereinbarung getroffen war, erhellt aus dem Endergebniß der Versammlung.

Die Einzelheiten der langen Verhandlungen sind für die Lebensgeschichte der christlichen Kirche gleichgültig, und überhaupt nicht wissenswerth für irgend Jemand, als für den Gelehrten; und der rechnet sie, im Angesicht der Christusreligion, unter das, was nicht seyn sollte, wenigstens nicht so seyn sollte.

Aber die Stellung der Parteien muß gezeichnet werden, weil es von nun an so ging, auf allen allgemeinen Kirchenversammlungen, wie es ging auf dieser ersten; und weil man mit den folgenden kurz seyn kann, wenn man diese erste geschildert hat.

Zuerst traten drei Anschauungen hervor: die streng-aria-

nische, zu welcher unter den Bischöfen nur Eusebius von Nikomedia, Theognis von Nicäa, Maris von Chalcedon, Theonas von Marmarika in Libyen und Secundus von Ptolemais in Egypten gehörten; die schillernde, mit Eusebius von Cäsarea an der Spitze, der das richtige aber dunkle Gefühl hatte, daß der Lehrbegriff nicht die Hauptsache, am allerwenigsten die Aufgabe der Kirche in der sittlichen Zersetzung des römischen Reiches seyn konnte. Das war die Mehrheit im Anfang.

Die dritte Anschauung war die des politisch-religiösen Absolutismus. Zu dieser gehörten diejenigen, welche die Religion als Beiwerk des Staates ansahen, oder, wie Hosius, das Einzelne dem Zwecke des Allgemeinen opferten, zumal, wenn persönliche Interessen und Leidenschaften mit dem allgemeinen Interesse Hand in Hand gingen; aber auch diejenigen, welche um ihres Amtes willen, nach erkannter Ansicht der Krone, dieser gehorsam waren, ohne alle Rücksicht auf ihre persönliche Ueberzeugung.

Die politisch-religiösen Absolutisten waren zu Anfang der Versammlung weit mehr in der Minderheit als die Partei des Arius selbst, der zwei und zwanzig Bischöfe für sich hatte. Aber die Hofpartei wußte, daß sie lenkbare Leute vor sich hatte, theils solche, die weder gelehrt noch sich klar waren, theils sehr viele solche, die mit dem Nein im Herzen Ja sagen und Alles unterschreiben würden, sobald der Kaiser darauf beharrte. Die versammelten Bischöfe waren ja nicht Abgeordnete der christlichen Gemeinden, sie waren nicht aus den Wahlen des Volkes als dessen Vertreter auf der Kirchenversammlung hervorgegangen, sondern aus der großen Gesammtheit der Bischöfe heraus hatte der Kaiser oder vielmehr Hosius ausgewählt und berufen, wer passend schien, und bei Seite gelassen, wer unbequem schien. Die Versammlung war ganz nach dem Gutdünken des Hofes zusammengesetzt worden: man hatte eine kleine Minderheit als Opposition zugelassen, um den Schein der Unparteilichkeit zu haben.

Arius vertheidigte persönlich seine Ansicht, drang aber nicht durch. Aber auch Alexander mit seiner Ansicht blieb in der Minderheit. Der Mehrheit sagte weder die eine noch die andere

Ansicht zu, hauptsächlich wohl, weil die Mehrheit vermitteln und Friede schaffen wollte. Dabei mögen die Einen in der Ansicht des Arius eine zu scharfe Unterordnung des Sohnes unter den Vater, in der Ansicht des Alexander einen verborgenen Sabellianismus oder gar eine offenbare Dreigötterlehre gesehen haben, und sie wollten lieber unaufgelöst, unbestimmt und der Freiheit des Glaubens offen lassen, was ihnen selbst nicht klar war. Nach manchfachen Reden trat Eusebius von Nikomedia mit einer vermittelnden Fassung, die dem Arius günstig war, hervor, erregte aber damit einen Sturm. Viel Beifall aber fand ein Vermittlungsvorschlag des Eusebius von Cäsarea, der in allgemeinen, großentheils biblischen Ausdrücken abgefaßt war. Die Partei der Gegner des Arius aber fürchtete, Arius, den sie stürzen wollten, und noch mehr Eusebius von Nikomedia könnten sich mit dieser vermittelnden Fassung vereinigen. Aber nicht auf eine Vereinigung, sondern auf den Untergang der Gegner war es abgesehen.

Der Vermittlungsvorschlag zur Fassung der Glaubenslehre vom Vater und vom Sohne, den Eusebius von Cäsarea machte, möge hier stehen, als Zeugniß, in welcher Form die große Mehrheit der Kirchenversammlung ihren Glauben damals ausgedrückt hätte, wäre nicht ein kaiserlicher Machtspruch dazwischen getreten, der Machtspruch eines ungetauften Despoten. Er lautete:

„Wir glauben an Einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer aller Dinge, der sichtbaren und unsichtbaren, und an Einen Herrn, Jesus Christus, das Wort Gottes, Gott aus Gott, Licht aus Licht, Leben aus Leben, den eingeborenen Sohn, den Erstgeborenen der Schöpfung, der vor aller Welt aus Gott dem Vater gezeugt wurde, durch den auch Alles geschaffen, und der zu unserer Erlösung Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat; der gelitten hat, am dritten Tag auferstanden und zum Vater zurückgekehrt ist, und wieder kommen wird in Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten. Wir glauben auch an den heiligen Geist u. s. w."

Einerseits war es Alexander und sein Anhang, andererseits Hosius, welche nun Allem aufboten, diesem Vermittlungsantrag den Nerv abzuschneiden durch einen Zusatzantrag um den andern.

Unter den Zusätzen war es hauptsächlich ein einziges Wörtchen, was von Hosius recht ausgesucht war, um seinen Gegner zu stürzen, entweder sittlich in der öffentlichen Meinung, oder am Hofe. Die Fügsamkeit und Bereitwilligkeit der beiden Eusebius und fast aller Arianer hatte den Hosius überrascht; bei solcher Nachgiebigkeit war ihr Sturz am Hof unmöglich. Es mußte also etwas eingeschoben werden, in welches die eigene Ansicht hineinzuschmiegen, weder Arius noch die Eusebe ferner vermöchten. Das war das Wörtchen „Homousios", d. h. Wesensgleich. Den Zusatz, daß der Sohn gleichen Wesens sey mit dem Vater, konnten Arius und die strengen Arianer nicht unterschreiben; selbst die vermittelnde Partei nicht, die der Anschauung des Origenes anhing. Beide traten mit sich in Widerspruch, so wie sie die Wesensgleichheit, die unbedingte Gottheit Jesu Christi, anerkannten.

Die Mehrheit der anwesenden Bischöfe erklärte sich gegen die Aufnahme dieses Zusatzes; die Formel, der Sohn sey „gleiches Wesens" mit dem Vater, sey ganz neu, nicht in der heiligen Schrift begründet, und darum abzulehnen.

In diesem entscheidenden Augenblicke schob Hosius die kaiserliche Machtvollkommenheit vor; er veranlaßte den Kaiser zu sprechen, und der Kaiser erklärte rund, daß er auf der Aufnahme des Wortes „Wesensgleich" beharre.

Auf diesen Machtspruch fügten sich die meisten Bischöfe. Nur siebenzehn widerstrebten. Da wurde ihnen erklärt, sie haben nur die Wahl, entweder das Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, oder ihre Stellen aufzugeben. Sey es aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Machtvollkommenheit, die sie ihm wirklich in ihrer Vorstellung einräumten, sey es um des Friedens willen, sey es aus Liebe zu ihrem Amt, ihrem Wirkungskreis und ihrem Einkommen — jetzt fügten sich alle Bischöfe bis auf zwei egyptische Bischöfe.

Das waren Theonas, Bischof von Marmarika und Secundus von Ptolemais. Diese blieben sich selbst treu und standhaft, wie Arius selbst. Dafür wurde ihre Absetzung und ihre Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft ausgesprochen, und der Kaiser verbannte alle drei nach Illyrien.

Als Eusebius von Nikomedia die Feder zur Unterschrift ergriff, warnte ihn Secundus. „Deine Unterwürfigkeit wird dich doch nicht retten," sagte er zu ihm.

So hatte Eusebius unterschrieben, was er nicht glaubte, und was das Gegentheil von dem war, für das er als Beschützer des Arius auf der Kirchenversammlung gesprochen hatte. Diese Selbsterniedrigung und geistliche Charakterlosigkeit genügte aber dem Hosius noch nicht: der Gegner sollte um jeden Preis ganz gestürzt, vernichtet werden. Hosius brachte darum zu dem bereits unterzeichneten Glaubensbekenntniß noch einen Zusatz, worin der Fluch der Kirche ausgesprochen wurde über alle Die, welche arianisch denken. Wenn Eusebius das unterschrieb, so unterschrieb er nicht bloß seine eigene Verfluchung, sondern seinen Ruin in den Augen aller Welt, nicht nur in denen des Kaisers. Alle Bischöfe unterschrieben die Fluchformel, als auf Veranlassung des Hosius der Kaiser erklärte, er beharre auf der Unterschrift auch dieses Zusatzes; nur Eusebius von Nikomedia nicht, nur Theognis nicht, der Bischof von Nicäa. Nach drei Monaten erfüllte sich das weissagende Wort des Secundus: Eusebius von Nikomedia und Theognis waren abgesetzt und nach Gallien verbannt. So hatte der Bischof Alexander über den widerspenstigen Presbyter Arius gesiegt: der Mann des Hofes, Eusebius, war von seinem Nebenbuhler, dem Manne des Hofes, Hosius, gestürzt.

Nach großen Festlichkeiten, welche den Schluß der Kirchenversammlung bildeten, trennte sich diese, nachdem noch Einiges über innere Angelegenheiten der Kirche bereinigt worden war, namentlich die Frage der Osterfeier. Es wurde beschlossen, daß hinfort „alle Brüder im Osten, welche seither der jüdischen Feier folgten, sich nach dem Gebrauch der römischen Gemeinde zu richten haben". So hatte nun der römische Stuhl in dieser Frage gesiegt, und dafür hatte er zum Sturze des Arius und der Arianer mitgewirkt.

Als die glänzendsten Redner und Vertheidiger der Rechtgläubigkeit verließen die Kirchenversammlung der Bischof Marcellus von Ancyra und der Diakon Athanasius. Zwei Jahre nach der Rückkehr von Nicäa starb Bischof Alexander, und Athanasius

wurde im Jahre 328 Bischof von Alexandria, während Eusebius und Theognis in der Dezemberkälte des Jahres 325 in die Verbannung nach Gallien wanderten.

Das ist der Hergang zu Nicäa im Jahre 325. Vielgepriesen ist Konstantin seitdem geworden, als derjenige, welcher daselbst die Gottheit Jesu Christi habe festsetzen lassen. Man hat aber auch andererseits angemerkt, daß Konstantin ganz kurz nach dieser Festsetzung der Gottheit Jesu, im Jahre 326, sich mit dem Blute seines Sohnes, seines Neffen, und dann seiner eigenen Gemahlin, wie vieler Anderer, befleckte.

Drei und achtzigstes Kapitel.

Das Glaubensgesetz von Nicäa.

Man nannte jetzt das Ergebniß der Kirchenversammlung die Wiederherstellung des Weltfriedens, und noch neuerdings las man, „in dieser Synode habe die Einheit des Christenthums mit dem römischen Staat und das doppelte Interesse, das diese Einheit sowohl für die christliche Kirche als den römischen Staat hatte, in einer großartigen Erscheinung sich dargestellt, und sie habe die ganze römische Welt repräsentirt". *) Ebenso las man neuerdings anderswo: „Die ganze Kirche hatte hier ihr dogmatisches Bewußtseyn ausgesprochen." **)

Das Richtige ist: der Kaiser und sein Hofbischof Hosius von Cordova hatten hier das Glaubensgesetz diktirt; nicht bloß nicht die ganze Kirche hatte gesprochen, sondern nur ein willkürlich berufener Theil der Bischöfe; und die große Mehrheit der Bischöfe hatte, durch Drohungen und Gewalt bewogen, ein Glaubensgesetz unterschrieben, das ihrer eigensten ausgesprochenen Ansicht zuwider

---

*) Baur, das Christenthum der drei ersten Jahrhunderte, S. 348.

**) W. Klose in Herzog's Realencyklopädie, I. 492.



lief. Großartiges ist nirgends zu erkennen, weder an der Versammlung, noch am Gang der Verhandlungen. Und das neue Glaubensgesetz war nicht durch die freie Ueberzeugung der Mehrzahl zu Stande gebracht worden, nicht auf wissenschaftlichem und geradem Wege, sondern durch Intrike, Einschüchterung, Gewaltthat, und vorzugsweise durch den Machtspruch eines der Sache ganz unkundigen, unumschränkten Herrschers.

Dieses Glaubensgesetz ist in mehr als einer Hinsicht für das Christenthum in trauriger Weise folgereich geworden, wie sich zeigen wird. Das Bekenntniß, welches durch dieses Glaubensgesetz diktirt und als das fortan allein verbindliche hingestellt war, lautete:

„Wir glauben an Einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer aller Dinge, der sichtbaren und unsichtbaren, und an Einen Herrn, Jesus Christus, den Sohn Gottes, den Eingeborenen, der vom Vater, das ist, aus dem Wesen des Vaters, gezeuget ist, Gott von Gott, Licht von Licht, wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott, der gezeuget, nicht geschaffen worden, der mit dem Vater gleichen Wesens ist, durch welchen Alles erschaffen worden im Himmel und auf Erden, welcher uns Menschen zu lieb, unserer Seligkeit wegen, herabkam, Fleisch und Mensch wurde, litt, am dritten Tag auferstand, und in den Himmel emporstieg, und wieder kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Wir glauben an den heiligen Geist. Die aber, welche sagen, es gab eine Zeit, da Jesus Christus nicht war, und er war nicht, ehe er gezeuget worden, und er ist aus dem Nichts entstanden, oder wer vorgibt, daß der Sohn Gottes aus einem anderen Wesen sey, oder erschaffen, veränderlich und dem Wechsel unterworfen, — die alle verflucht die heilige katholische und apostolische Kirche."

Das ist das Glaubensbekenntniß von Nicäa (Symbolum Nicänum). Die am Hofe triumphirende Partei war damit noch nicht zufrieden. Sie bestimmte den Kaiser zu dem Erlaß: Arius und seine Anhänger sollen wie der Heide Porphyrius und sein Anhang als Feinde des Christenthums angesehen, und die Schriften des Einen wie des Andern überall verbrannt werden. Wer des Arius Schriften zurückhalte, solle mit dem Tode bestraft wer-

ben. So loderten die Scheiterhaufen, um Schriften zu verbrennen, deren Grundsätze Ueberzeugung geworden waren eines großen Theils der Christenheit und vieler Bischöfe. Jeder Zweifel an der vollen Gottheit Jesu Christi, an seiner Wesensgleichheit mit dem Vater, sollte fortan als verfluchte Ketzerei mit kirchlichen und mit bürgerlichen Strafen bedroht und verfolgt seyn.

Die so geächteten Arianer betrachteten sich als die Vertheidiger des Einen Gottes, als Märtyrer der Vernunft und des folgerichtigen, klaren Denkens. Athanasius und die Seinen rühmten sich, die wahrhafte Gottheit Christi gerettet, das Höchste des Christenthums behauptet zu haben, gegen die, welche die Gottheit beschneiden gewollt, die Gottheit des Heilandes geleugnet und behauptet haben, daß dieser Allen gleich sey.

Wie sehr das, was auf der Kirchenversammlung zu Nicäa siegte, so recht das priesterschaftliche Element war, zeigt sich auch darin, daß nun nach Feststellung eines rechtgläubigen Symbols, Verfluchung und bürgerlicher Bestrafung der Andersgläubigen sofort weiter vorgegangen werden sollte, das priesterschaftliche Wesen zu stärken, zunächst dadurch, daß die Ehelosigkeit aller Geistlichen, der Bischöfe, Presbyter und Diakone, zum allgemeinen Kirchengesetz erhoben würde; Keiner solle sich verehelichen dürfen, die schon verehelichten Geistlichen sich aller ehelichen Gemeinschaft enthalten, von ihren Frauen sich trennen.

Die streng priesterschaftliche Partei hätte schon jetzt auch das durchgesetzt, wären nicht Redner aufgetreten, welche auf die Nachtheile aufmerksam machten, die ein solches Gesetz gezwungener Enthaltsamkeit, deren doch nicht Alle fähig seyen, der Kirche bringen könnte. Die Priesterschaftlichsten verstummten, als der egyptische Bischof Paphnutius dagegen sich erhob. Der führte selbst ein strengstes ascetisches Leben. Um so mehr zogen sich die Aeußersten zurück, als er die Ehre und den Werth der Ehe hervorhob, und dabei bemerkte, vor unbeweibten Geistlichen könnten Frauen und Jungfrauen sich nicht sicher fühlen und nicht immer sicher seyn. Nur dieses alten Bischofs Ansehen und Wort entschied, daß die Ehelosigkeit der Geistlichen vorerst noch freie Wahl jedes Einzelnen bleiben sollte.

Auch dieser Vorgang beleuchtet noch mehr das streng priesterschaftliche Element, das auf der Kirchenversammlung zu Nicäa thätig war, in der Feststellung der Rechtgläubigkeit.

Der Zusammenstoß der Arianer und ihrer Gegner ist auch nicht anders zu fassen, denn nur einerseits als der Zusammenstoß des natürlichen, die Freiheit des Verstandes beanspruchenden Christenthums mit dem rechtgläubig-katholischen, das Glaubensgesetz diktirenden Christenthum, und andererseits als der Zusammenstoß des Presbyteriats, das zum letztenmal seine freiere Stellung wieder einzunehmen suchte, gegenüber dem Kirchenfürstenthum des Episcopats, und dessen Anmaaßung, in Glaubenslehren allein zu entscheiden und zu gebieten.

Ein Mann von vielseitiger geistiger Bildung *) hat neulich die Scholastiker, welche die „Fülle der Gottesidee in das enge Gefäß einer dogmatischen Formel ausleeren", verglichen mit den „Materialisten, welche die Welt von Gott entleeren", und gefragt, „ob nicht Beide gar zu viele Berührungspunkte mit einander gemein haben?"

Dieses Wort Schenkels trifft scharf auf die Kirchenversammlung von Nicäa, näher bezeichnet, auf die absolutistisch-priesterschaftliche Partei, auf die Thron- und Altarpartei in derselben. Die Wirkung dieser scholastischen Spitzfindigkeiten und dieses diktirten Glaubensgesetzes war wenigstens derjenigen sehr ähnlich, welche der Materialismus zu allen Zeiten hatte. Nachdem die Fülle der Gottesidee in das enge Gefäß der dogmatischen Formel von Nicäa ausgeleert war, wurde die Christenheit des Morgenlandes gottentleert, und gottverlassen. So siechte das neubyzantinische Reich, nicht bloß trotz seiner Rechtgläubigkeit, sondern weil es in dogmatische Formeln den christlichen Geist bannte und „rechtgläubig" war, langsam hin, sterbend und nicht sterben könnend; und so war diese Feststellung der Rechtgläubigkeit, das Gegentheil von dem wahren, nur in der Freiheit der Bewegung lebendigen Glauben, auch mit eine Hauptursache, daß das so

*) Daniel Schenkel, in dem Aufsatz: „der ethische Charakter des Christenthums", Gelzer's Monatsblätter 1857. S. 51.

schnell und so weithin christlich gemachte Morgenland, nach kurzem Siege des Christenthums, muhamedanisch wurde.

Die Kirchenversammlung zu Nicäa und ihre Folgen arbeiteten dem Siege des Muhamedanismus vor: das ist ein Punkt, der sehr beachtet werden muß.

Die Sucht, Glaubenssätze zu formuliren, hat das Christenthum im Morgenland um das Leben gebracht. Das Formuliren von Glaubenssätzen hat aber überhaupt am christlichen Leben gezehrt und es schwindsüchtig gemacht, zu allen Zeiten, wo dieses Formuliren von Glaubenssätzen zur Sucht wurde. Nicht als ob überhaupt Glaubenssätze nicht gebildet werden sollten; nicht als ob nicht, das Unbegreifliche auch im Begriff annähernd vorstellbar zu machen, versucht werden dürfte. Die Natur des menschlichen Geistes geht von selbst darauf aus. Der griechischen Natur war das eigen, und der deutschen Natur ist das eigen, über das Uebersinnliche zu grübeln, und das Unbegreifliche ins enge Gefäß der Buchstaben zu fassen und es so begreifen zu wollen, betasten zu wollen, in Händen haben zu wollen.

Aber durch das Glaubensgesetz von Nicäa wurde das erst nicht erreicht. Athanasius war kein klarer Denker. Er selbst hat mit seinem Stichwort, das er zur Loosung der neuen Rechtgläubigkeit machte, mit der Wesensgleichheit des Sohnes, keinen klaren bestimmten Begriff zu verbinden gewußt. Die Erklärung, die er selbst davon gibt, beweist das. „An etwas Körperliches, sagt er, dürfe man auf keine Weise dabei denken; man müsse von allem Sinnlichen absehen, und nur mit dem reinen Gedanken das eigenthümliche Verhältniß des Sohnes zum Vater, des Logos zu Gott, und die vollkommene Aehnlichkeit des Abglanzes mit dem Licht auffassen. Da hier nur von Unkörperlichem die Rede sey, so sey die Einheit der Natur und die Einerleiheit des Lichts nicht zu theilen. Durchaus nothwendig sey es, sich hier an das Bild des Lichts und des Lichtabglanzes zu halten. Wie der Abglanz in Beziehung auf die Sonne nichts Fremdes und Unähnliches sey, wie Licht und Abglanz Eines und Dasselbe seyen, so daß man in dem Einen immer zugleich das Andere sehe, so könne auch in Hinsicht des Verhältnisses des Vaters und des Sohnes

diese Einheit und Natureigenthümlichkeit nur mit dem Ausdruck „Wesensgleich" bezeichnet werden." Mit Recht sagt ein neuerer Gelehrter:*) Man hatte, so positiv die Formel lautete, doch nur einen unbestimmten, inhaltsleeren, negativen Begriff."

Weder der praktische Glaubensmuth und die thatsächliche Opferfreudigkeit der Christen, noch die Klarheit des Glaubens ist durch das Glaubensgesetz von Nicäa vermehrt worden. Die Völker, zu denen das Christenthum schon früher gekommen war, mit der ursprünglichen Einfachheit und praktischen Lebendigkeit seiner Gottesidee, waren aus dem Rohen herausgearbeitet und christlich umgebildet worden, bevor das Glaubensgesetz zu Nicäa diese Fassung des Dogmas vom Vater und Sohn festsetzte. Lange vor demselben ist Licht und Segen von dem Christenthum ausgegangen, es hat erleuchtet und beseligt ohne das Dogma von Nicäa; es hat die Sitten veredelt, es hat den blutigen Opferdienst und die Laster des Heidenthums überwunden und Zucht und Ehrbarkeit und die Frauenwürde ins Leben eingeführt, durch Heiligung der Ehen das Leben der Familien geadelt und verschönert, die Fesseln der Sklaverei in der Welt milde zu lösen angefangen, den Despotismus bekämpft, die Vergötterung der Großen als Gräuel kennen gelehrt und die Menschheit aufgerichtet, die Keime der Völkerfreiheit gepflanzt, die Gesetzgebung veredelt und Alles unter ein allgemeines göttliches Gesetz gestellt; es hat Wohlthätigkeitsanstalten hervorgerufen und die thätige Liebe in den Dienst der Armen und Kranken gezogen; es hat aus Verkehrten und Lasterhaften der gebildeten Gesellschaft wie aus rohen Natursöhnen Kinder Gottes gemacht; es hat mit göttlicher Kraft die Mächte der Welt überwunden, und in Martern und Tod freudig zu gehen die Märtyrer gelehrt und gestärkt. Es hat die germanische Menschheit aus der Barbarei gezogen, die Gestalt der Erde erneuert, Wüsteneien in Aecker und Gärten umgeschaffen, und die Civilisation in Einöden getragen.

Das alles hat das Christenthum gethan und wird es noch ferner thun, nicht durch irgend ein formulirtes Dogma, sondern

*) Baur, a. a. O. S. 349.

durch die Thatkraft der Persönlichkeiten, die es begeisterte, durch Liebe und Glauben, nicht durch Glaubenssätze und Glaubensverfolgung, durch einfachen Christussinn und christliches Leben, nicht durch theologische Spitzfindigkeiten.

Von da an, als die Synoden anfingen, mit Wortgezänke die Welt zu erfüllen, über wahren oder falschen Gehalt einer christlichen Glaubensanschauung durch Stimmenmehrheit zu entscheiden, Christen als Ketzer zu brandmarken und zu verfluchen, Abweichungen in Glaubenssachen mit kirchlichen und bürgerlichen Strafen zu belegen, und den Arm der weltlichen Obrigkeit zur Vollziehung ihrer Beschlüsse zu gebrauchen — von da an entweicht aus der morgenländischen Christenheit immer mehr der Kern des Christenthums, die sittliche Triebkraft; es entweicht Liebe und Wahrheit, es entweicht der werkthätige Gottesglaube; es kommt das Christenthum der Worte, der Formeln und der Ceremonien; und weil nicht mehr der Hauch des lebendigen Gottes hier weht, wird das christliche Morgenland nun bald im Verlaufe der Geschichte vor uns da liegen, als ein Feld, das aufgehört hat zu blühen und Frucht zu tragen.

Der Fluch des Verketzerns und der Verfolgung wegen dogmatischer Anschauungen fing gleich am Hof und im Reich zu wirken an: der Verfluchung folgte der Fluch auf dem Fuße.

Vier und achtzigstes Kapitel.

Unmittelbare Folgen des Glaubensgesetzes von Nicäa.

Viele morgenländische Bischöfe, die sich äußerlich zu Nicäa gefügt hatten, gaben darum ihre eigenen Ansichten nicht auf. Heimgekehrt, fanden sie, daß ihre Gemeinden und die Geistlichkeit sich nicht so ohne Weiteres allesammt dictiren lassen wollten, was sie zu glauben haben, oder nicht; zu Alexandria brachen sogar Unruhen unter den beiden Parteien aus, gegen die der Kaiser einschritt. Für sich aber hielt die Mehrzahl der morgenländischen

Bischöfe sich fortwährend an die ältere unbestimmte Glaubensanschauung in der Lehre vom Vater und Sohn, worin Eusebius von Cäsarea voranging; und auch die Arianer mehrten sich, statt sich zu mindern, wenigstens in der Stille.

Eusebius von Nikomedia war zwar vom Hofe entfernt worden, aber er hatte viele Freunde daselbst zurückgelassen; und noch lebte seine Gönnerin, des Kaisers Schwester, Konstantia. Die Verweisung des Eusebius mußte diese Fürstin auf das Unangenehmste berühren; und zudem war ihr „Hofgeistlicher" nicht bloß ein Freund des Eusebius, sondern sogar ein Freund des Arius. Auch unter den Bischöfen, welche die nächste Umgebung des Kaisers bildeten, waren innerlich halbe oder ganze Arianer, und der Kaiser stand täglich unter diesen Einflüssen. Vollends umgestimmt wurde Konstantin, als seine Schwester im Jahre 327 erkrankte und starb. Auf dem Todesbette empfahl sie ihrem Bruder diesen Priester dringend, der Kaiser machte ihn zu seinem Hofgeistlichen, und lieh ihm sein Ohr; er zeigte dem Kaiser die Unzufriedenheit am Hof und im Reich, und überzeugte ihn, daß dem Arius Unrecht geschehen sey. Wenige Monate nach Konstantia's Tode, im Jahre 328, lud Konstantin — den Arius ein, an den Hof zu kommen.

Anfangs traute Arius nicht. Man schrieb ihm, er werde sogar wieder nach Alexandria gesandt werden. Jetzt kam er und überreichte dem Kaiser ein ganz in neutestamentlichen Ausdrücken abgefaßtes Glaubensbekenntniß über die göttliche Würde Christi, das er recht wohl nach seiner Ansicht auslegen konnte. Ebenso wurden Eusebius von Nikomedia und Theognis zurückgerufen und wieder in ihre Stellen eingesetzt. Der Wiedereinsetzung des Arius in sein Priesteramt zu Alexandria widerstrebte Athanasius beharrlich.

Aber die siegende Partei vergalt jetzt ihren vorigen Sturz damit, daß sie nicht ruhte, bis alle ihre Gegner gestürzt waren. Zuerst wurde Hosius gestürzt: er verschwindet vom Hof, wahrscheinlich ins ferne Spanien, in sein Bisthum Cordova. Ihrer Aemter entsetzt wurden drei Bischöfe, welche für das Glaubensgesetz zu Nicäa besonders thätig gewesen waren, der zu Gaza,

der zu Adrianopel, und der Großbischof zu Antiochia, Eustathius; und zwar Alle unter der Anklage — sabellianischer Ketzerei.

Athanasius selbst, der Großbischof von Alexandria, hielt sich gegen alle Versuche, ihn zu stürzen, längere Zeit. Der Kaiser hatte ihn mit der Absetzung bedroht, wenn er Arius nicht wieder als Presbyter von Alexandria einsetze. Athanasius aber hatte erwidert, ein von einer Synode abgesetzter Ketzer könne auf ein so allgemeines Glaubensbekenntniß hin, wie es Arius abgegeben, ohne die Autorität einer Synode nicht wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden. So war Konstantin von der Wiederaufnahme des Arius in Alexandria abgestanden. Jetzt kamen Klagen über Athanasius, über hierarchische Tyranneien desselben. Die Beschuldigungen waren größer als die Wahrheit. Doch sagt selbst sein Lobredner, Epiphanius, von ihm, er habe die von dem Bekenntniß der katholischen Kirche abweichenden Christen gebeten und beschworen, sich anzuschließen; „wo aber sanfte Mittel nicht ausgereicht haben, habe er Gewalt gebraucht.“ Zu dieser „Gewalt“ gehörte erweislich — Einkerkerung und Geißelung, selbst von sechs Bischöfen.

Seinen Gegnern gelang es endlich, auf der Synode zu Tyrus, ihn „wegen erwiesener Verbrechen“, wie es in den Entscheidungsgründen hieß, seines Amtes zu entsetzen und den Bann über ihn auszusprechen, im Jahre 335. Nur wenige der versammelten Bischöfe weigerten sich, das Verdammungsurtheil über Athanasius zu unterschreiben, darunter jener Marcellus von Ancyra.

Unter den Entscheidungsgründen waren auch folgende drei gewesen: „Athanasius habe das im verflossenen Jahre aus morgenländischen Bischöfen niedergesetzte Gericht freventlich verschmäht, und die Befehle des Kaisers verachtet. Zu Tyrus sey er unter großem Geleit eingezogen, um Unruhen auf der Synode zu erregen.“

Athanasius hatte sich wirklich geweigert, vor einer Synode zu Cäsarea, welcher der Kaiser selbst die Untersuchung der Sache des Athanasius anbefohlen hatte, zu erscheinen. Er war ausgeblieben, weil er dieses Gericht, welchem Eusebius von Cäsarea vorsaß, als ein Gericht von lauter Feinden verwarf. Auch auf der

Synode zu Tyrus erschien er erst, nach langer Weigerung, und auf die Drohung des Kaisers, ihn mit Gewalt herbeizuholen, wenn er wieder nicht erscheine. Er erschien, aber wirklich mit großem Gefolge, darunter neunundvierzig egyptische Bischöfe, die ihm völlig ergeben, aber — nicht zur Synode berufen waren.

Die Partei des Eusebius von Nikomedia und des Eusebius von Cäsarea, die ganzen und halben Arianer hielten nämlich es jetzt ebenso für die Versammlung in Tyrus, wie es ihre Gegenpartei für die Versammlung in Nicäa gehalten hatte: unter den zur Versammlung Eingeladenen waren eben so wenige Athanasianer, als zu Nicäa Arianer einberufen worden waren.

Ehe der Großbischof Athanasius nach Tyrus sich einschiffte, hatte er diejenigen, die über seine Bedrückungen geklagt hatten, abzufinden gewußt. Unter den Anklagen war sogar die der Ermordung eines nicht rechtgläubigen Bischofs Arsenius. Dieser Bischof war verschwunden, und die Gegner und das Gerücht beschuldigten den Athanasius, ihn ermordet zu haben. Vor der Kirchenversammlung zu Tyrus traten Zeugen auf, die einen vertrockneten Arm vorwiesen, mit der Behauptung, das sey der Arm, welchen Athanasius dem ermordeten Arsenius habe abhauen lassen. Athanasius fragte die Versammlung, ob nicht einige der Anwesenden den Arsenius im Leben gekannt haben. Mehrere bejahten die Frage, Athanasius winkte seinen Dienern und ein verhüllter Mann wurde hereingeführt. Die Hülle wurde abgenommen, es war Arsenius, leibhaft, mit gesunden Armen.

So hatte sich Athanasius von der Anklage des Mords gereinigt. Aber Eines blieb auf ihm: verschwunden war Arsenius gewesen, der Hierarch Athanasius hatte den Arsenius wegen seines abweichenden Glaubens — eingekerkert, in einem seinen Freunden unbekannten Kerker, daß diese Nichts mehr von ihm erfahren und ihn ermordet geglaubt hatten. In der äußersten Noth hatte der schlaue Großbischof Athanasius durch Mittel, wie sie der Hierarchie zu allen Zeiten die gleichen waren, den verschwundenen Arsenius vermocht, verkleidet unter dem erzbischöflichen Gefolge nach Tyrus mitzureisen, und im entscheidenden Augenblicke zu erscheinen als ein Lebendiger. Die Gegner aber hatten dar-

aus Anlaß genommen, einen Untersuchungsausschuß sofort an Ort und Stelle nach Egypten abzusenden, um das ganze Leben und Treiben des Großbischofs Athanasius genau zu untersuchen. Auf den Bericht dieses Untersuchungsausschusses war die Verurtheilung des Athanasius erfolgt.

Nach der Verurtheilung desselben wallfahrteten die versammelten Bischöfe zu dem „heiligen Grabe“ nach Jerusalem.

Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius von Cäsarea erzählt, unter einem Tempel der Venus sey das Grab, darin Jesus gelegen, aufgefunden worden, und auf Veranlassung seiner Mutter Helena, welche im Jahre 326 im Jordan sich taufen ließ, habe Konstantin über dem Grabe des Auferstandenen eine prachtvolle Kirche aufführen lassen, die „Kirche der Auferstehung“.

So war dem Glauben der Zeit das Grab des Erlösers gefunden; bald fand sich auch zum „heiligen Grabe“ noch das „heilige Kreuz“ auf, der Holzstamm, an welchem Jesus Christus gelitten. So sagt wenigstens die Legende, welche die getaufte Helena das heilige Kreuz auffinden läßt; eine Legende, die schon am Ausgang des vierten Jahrhunderts im Umlauf ist. Die geschäftige heilige Dichtung, in einer Zeit, in welcher der Glauben in die Gläubigkeit entartet war, die das Sichtbare für das Unsichtbare haben wollte, ging schnell so weit, daß sie das heilige Kreuz mährchenhaft umspann: so viel auch die Gläubigkeit und der Aberglauben von dem aufgefundenen Holz des Kreuzesstammes abschnitt, als Talismanne, so blieb das heilige Kreuz doch ganz; es ersetzte die Absplitterung lebendig treibend durch Nachwuchs.

Das heilige Grab war sogleich von der Andacht Vieler besucht, wie zuvor schon der Boden und diejenigen Stätten, wo der Herr gewandelt hatte, und woran besondere Erinnerungen seines Lebens und Wirkens hafteten.

Gerade die Auferstehungskirche über dem heiligen Grabe war jetzt im Bau vollendet. Ihre Einweihung sollte angeblich die Hauptsache seyn, um deren willen die Bischöfe ins heilige Land gingen, in des Kaisers Auftrag; nur ehe dieses heilige Geschäft vollzogen würde, sollten sie die traurigen Spaltungen in der

Kirche ausgleichen und auch die Sache des Großbischofs von Alexandria untersuchen.

Nach der Verurtheilung des Athanasius wallfahrteten die versammelten Väter von Tyrus nach Jerusalem, vollzogen die Einweihung der Kirche der Auferstehung über dem heiligen Grab, und beschloßen hier, den Presbyter Arius in die Gemeinschaft der Gläubigen aufzunehmen. In Alexandria sollte die feierliche Wiederaufnahme geschehen, gewiß nach dem eigenen Wunsche des Arius.

Athanasius hatte weder die Abfahrt des Untersuchungsausschusses nach Alexandria, noch weniger den Schluß der Kirchenversammlung abgewartet; er war nach Konstantinopel geeilt, an den Kaiserhof. Es war ihm schon einmal gelungen, den Kaiser für sich zu gewinnen, und er hatte damals, vor drei Jahren, auf den Kaiser einen solchen Eindruck gemacht, daß dieser in einem Brief an die Gemeinde in Alexandria ihn „einen Mann Gottes“ genannt hatte. Die persönliche Einwirkung auf den Kaiser wollte Athanasius abermals versuchen.

Er stellte sich dem Kaiser in den Weg, als derselbe von dem Lande in die Stadt herein ritt. Der gealterte Kaiser war unwillig über diese Art des Auftretens. Er gab seiner Leibwache Befehl, den Zudringlichen abzuweisen. Athanasius aber rief dem Kaiser zu und betheuerte, als ein Verfolgter suche er bei dem Kaiser Gerechtigkeit, er verlange Nichts, als unparteiisches Gericht. Konstantin ließ ihn vor sich und der beredte Großbischof von Alexandria war so nahe daran, den Kaiser für sich umzustimmen, daß dieser an die noch zu Jerusalem versammelten Väter schrieb, es scheine ihm, als sey die Wahrheit gewaltthätig unterdrückt worden, und als wolle man die Zwietracht ewig dauern lassen.

Auf seinen Befehl fand sich ohne Verzug eine Abordnung jener Kirchenversammlung in Konstantinopel ein, um ihr Verfahren zu rechtfertigen. Das waren die beiden Eusebe, Theognis und noch drei andere entschiedene Gegner des Athanasius.

Diese Sechs warfen dem Athanasius ein politisches Drohwort vor. Schon früher, im Jahre 332, waren unter den Anklagen gegen Athanasius zwei politische Punkte vorgebracht worden,

er habe eigenmächtig eine Abgabe von Leinwand zu Gunsten seiner Kirche in Egypten erhoben, und einen Aufrührer mit Geld unterstützt. Das waren eben die Anklagen gewesen, von welchen Athanasius damals mit Glück sich gereinigt hatte. Die wiederholte politische Anschuldigung mußte auf den von Natur und auf seine Stellung argwöhnischen Konstantin ihren Zweck nicht verfehlen, zumal da diese Anklage dahin ging, „Athanasius habe gedroht, wenn der Hof ihn ferner verfolge, werde er das Auslaufen der Kornflotte, die jährlich von Alexandria nach Konstantinopel ging, verhindern.“

Möglich, daß in der Aufregung der Leidenschaft, sey es zu Tyrus, oder wahrscheinlich unter den Seinen zu Alexandria, ihm etwas Derartiges entschlüpft sein mag. Athanasius hatte viel Selbstgefühl und viel Herrisches. Er war ein ganzer Hierarch, und hatte Alles darauf angelegt, als Volksfreund sich volksbeliebt zu machen, und seinen Gegnern, ja dem Hofe gegenüber sich in eine gefürchtete Stellung zu setzen. Ein so gewandter und thatkräftiger Charakter wie Athanasius, der das Volk hinter sich hatte, konnte nicht bloß drohen, sondern seiner Drohung auch Nachdruck geben, so lange er in Egypten war. Mochte nun Athanasius jene Drohung wirklich in einem Augenblick gethan haben oder nicht — Konstantin verbannte ihn in die römische Pflanzstadt Trier auf der Gränze des damaligen Deutschlands. Doch sollte sein Stuhl vorerst durch keinen Andern besetzt werden.

Fünf und achtzigstes Kapitel.

Tod des Arius.

Arius war von Jerusalem weg nach Alexandria in seine Pfarrkirche zurückgekehrt. Die Partei des verbannten Athanasius aber versuchte Alles, ihm den Aufenthalt zu erschweren, und erregte neue Unruhen; sie widersetzten sich der Feier der Wiederaufnahme des Arius. Das bestimmte den Kaiser, den Arius nach

Konstantinopel zu rufen. Es war diesem leicht, darzuthun, daß nicht er schuld an den Unruhen sey, sondern die Partei des Athanasius. Noch einmal verlangte der Kaiser ein Glaubensbekenntniß von ihm. Arius reichte es ein. Es war in lauter biblischen Ausdrücken abgefaßt, aber so, daß er alle diese Worte des neuen Testaments in seinem Sinn auslegen konnte. Der Kaiser nahm ihm noch einen Eid ab, daß er das, was er ihm hier überreiche, glaube. Als Arius auf sein eigenes Glaubensbekenntniß ohne Weiteres schwor, soll ihn der Kaiser mit den Worten entlassen haben: „Hast du den rechten Glauben, so hast du gut geschworen; ist aber dein Glaube gottlos, und du hast dennoch geschworen, so mag Gott nach dem Schwur diese Sache richten." Sofort befahl er dem Bischof Alexander von Konstantinopel, an Arius die feierliche Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen zu vollziehen unter Prozession vom kaiserlichen Palast aus nach der Apostelkirche. Dieser kaiserliche Befehl mag wohl durch Eusebius von Nikomedia veranlaßt worden seyn. Der Hof war nach Konstantinopel übersiedelt, von Nikomedia weg. Dadurch wurde das Bisthum von Konstantinopel wichtiger als das von Nikomedia; ja das erstere mußte voraussichtlich ein Großbisthum, möglicherweise das wichtigste aller Bisthümer werden. Bischof Alexander von Konstantinopel war strenger Anhänger des nicänischen Glaubensgesetzes. Diesen zu stürzen, entweder bei seiner Partei oder bei Hof, bot die Wiederaufnahme des Arius zu Konstantinopel in die Kirchengemeinschaft eine erwünschte Gelegenheit. Vollzog Alexander diese Feierlichkeit an Arius, so brach er mit seiner Partei, den Athanasianern: vollzog er den kaiserlichen Befehl nicht, so verlor er seinen Bischofsstuhl, und Eusebius von Nikomedia konnte sich darauf setzen. Vielleicht ging schon die erste Anregung zur Berufung des Arius nach Konstantinopel von Eusebius und seiner Partei aus.

In Konstantinopel selbst waren, wie überall, Arianer und Athanasianer; die letzteren sehr zahlreich. Sobald bekannt wurde, Arius sey in der Hauptstadt, und seine feierliche Wiederaufnahme vor der Thür, und zwar am nächsten Sonntage, gerieth diese Partei in große Aufregung. Eusebius und sein Anhang am Hof

konnten diese Aufregung nur willkommen heißen, sie mußte ein deutlicher Beweis für den Kaiser seyn, daß die Athanasianer Unruhe stiften; und alle Unruhe war dem Selbstherrscher Konstantin das Widerwärtigste und Strafbarste.

Bischof Alexanders Vorstellungen gegen den Vollzug der Feierlichkeit an Arius hatten Nichts und konnten Nichts zur Folge haben, als das Beharren des Kaisers auf seinem Befehl.

Dem sich zu widersetzen, wagte der Bischof von Konstantinopel nicht. Die „Rechtgläubigen" erzählen, an diesem Morgen — es war der Samstag — habe sich der Bischof Alexander vor dem Altare seiner Kirche im Gebet zu Boden geworfen und zu Gott geschrieen: Gott möge es verhindern, daß dieser Irrlehrer in die Kirche aufgenommen und dadurch die Kirche selbst geschändet werde. Der Herr möge entweder ihn, den Bischof, damit er nicht gegen sein Gewissen zu handeln gezwungen werde, aus dem zeitlichen Leben abrufen, oder aber Arius sterben lassen. —

Noch am Abend dieses selben Tages — es war im Sommer 336 — starb Arius eines plötzlichen Todes. —

Arius ging in Begleitung seiner Freunde über den Konstantinsplatz. Da wandelte es ihn übel an, und er begab sich nach einem der öffentlichen Abtritte in der Nähe. Sein Diener wartete an der Thüre. Als er nicht wieder kam, ging er hinein, und fand seinen Herrn kopfüber todt zusammengestürzt. —

Sein Todfeind Athanasius schrieb später darüber: Nachdem Arius selbst und Eusebius von Nikomedia sich der am nächsten Morgen bevorstehenden feierlichen Handlung gerühmt und der betenden Angst des Bischofs Alexander gespottet haben, sey Arius an einem geheimen Orte, wohin er sich dringlich habe zurückziehen müssen, mitten entzwei geborsten.

Dieser letzte Ausdruck soll offenbar an Judas Ischariot erinnern, und die christliche Liebe des Athanasius kennzeichnet sich darin. Von einem Mittenentzweiberſten findet sich jedoch in den sonstigen Berichten Nichts. Auch war Arius keineswegs feist und dick, sondern, wie ausdrücklich berichtet wird, lang, blaß, mager,

Lange nachher zeigten noch Athanasianer den Platz, wo der Erzketzer geendet habe.

Die Athanasianer erklärten diesen plötzlichen Tod des „Ketzers“ für ein Gottesgericht. Allerneueste „Rechtgläubige“ haben darin einen Cholera-ähnlichen Anfall sehen wollen; wunderlich, in ganz Konstantinopel zeigte sich kein zweiter solcher Anfall; ein Beispiel von Logik in der Kirchengeschichtschreibung. Ueber achtzig Jahre war Arius alt, als er so plötzlich starb. Daß der Tod in diesem Alter plötzlich erfolgte, zumal in der Freude und nach dem Mahle, dafür hat man viele tausend Beispiele; und es wäre kein Grund, an und für sich an Vergiftung zu denken. Das Vergiften war aber Mode der Zeit; und die Arianer warfen ihrer Gegenpartei offen vor, den Presbyter Arius durch Zauberei, d. h. durch Vergiftung aus dem Wege geräumt zu haben. Man kann sich nur wundern, wie man sich über den Ausdruck „Zauberei“ hat täuschen können, als sey damit nicht an wirkliche Vergiftung gedacht gewesen. Bei allen römischen Schriftstellern vor und nach Augustus, seit den bösen Zeiten der römischen Entsittlichung, waren die Worte Zauberin und Giftmischerin, Zauberei und Giftmischung, Ausdrücke eines und desselben Begriffes.

Obgleich, wie Athanasius in einem Brief an seinen Freund Serapion selbst bezeugt, Arius am Vorabend der Feier starb, so verbreiteten die Athanasianer dennoch die Sage, während der feierlichen Prozession vom kaiserlichen Palast aus nach der Apostelkirche sey der plötzliche Tod des Arius erfolgt; offenbar thaten sie das, um seinen Tod recht markirt als Gottesurtheil erscheinen zu lassen.

Die Feierlichkeit der Wiederaufnahme des Arius in die Kirche war offenbar von seinen Freunden mit klarer Berechnung eingeleitet worden. Denn es war eine Kirchenversammlung zu gleicher Zeit in Konstantinopel vom Kaiser einberufen; und obgleich Bischof Alexander für den Tod des Arius Gott öffentlich in der Kirche dankte, so blieb seine Partei doch nicht in der Herrschaft. Gerade auf dieser Kirchenversammlung zu Konstantinopel im Jahr 336 wurde der zweite Hauptvorfechter des Glaubens-

gesetzes von Nicäa — verurtheilt und abgesetzt, wegen, wie es hieß, sabellianischer Ketzerei.

Das war jener Bischof Marcellus von Ancyra, der Freund des Athanasius.

Sechs und achtzigstes Kapitel.

Verketzerung des Marcellus und Photinus.

Dieser Marcellus hatte im Streite mit den Arianern, namentlich mit dem Sophisten Asterius, versucht, den nicänischen Glaubenssatz über die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater wissenschaftlich zu rechtfertigen. Dieser Versuch, die Lehre des Athanasius dem Verstande begreiflich machen zu wollen, führte ihn auf die Bahn des Sabellius.

In einer Zeit, wie die unsrige, ist es nöthig, an den Beispielen der Vorzeit recht zu zeigen, wohin es führt, wenn man vergißt, daß das Reich Gottes nicht in Worten besteht, sondern in Kraft; und wenn man das Christenthum, welches Leben und That ist, herabwürdigt zu theologischem Zankgegenstand, und sich gegenseitig über Glaubensanschauungen verfolgt, Glaubensgesetze diktirt und Geist und Herz die Freiheit nimmt.

Marcellus suchte das Glaubensgesetz von Nicäa wissenschaftlich so zu rechtfertigen, daß er die Begriffe Logos und Sohn Gottes aus einander hielt; jener sey durchaus Eines Wesens mit Gott, und so ganz ewig, daß man ihn nicht einmal erzeugt nennen dürfe. Darum sage auch Johannes im Anfange seines Evangeliums Nichts von Zeugung des Logos, sondern stelle Beide, Gott und den Logos, als gleiche Größen zusammen. Der Logos sey nichts Anderes, als die ewige Weisheit Gottes, welche vor der Weltschöpfung in sich selbst versenkt gewesen, bei der Schöpfung aber als schöpferische Thätigkeit hervorgetreten sey. Der Sohn Gottes dagegen sey erst in der Zeit entstanden, vor nicht gar vierhundert Jahren. Mit der Menschwerdung, als der alleinigen

Zeugung, sey der Logos erst zum Sohne Gottes geworden und habe den Namen Jesus Christus erhalten. Dadurch erst, daß der Logos, der an sich unsichtbar wie Gott sey, die Menschheit, welche Gottes Ebenbild und Gleichniß sey, angenommen habe, sey er Gottes sichtbares Ebenbild geworden. Der Logos sey zuerst nur als Kraft im Vater, und mit ihm schlechthin Eins, gewesen, gerade so, wie die Vernunft im Menschen. Auch durch die Menschwerdung sey der Logos nicht zu einem besonderen, bleibenden und selbstständigen Wesen geworden. Daß der Logos in die Person des Menschen Jesus eingegangen sey, sey eine Beschränkung desselben, eine Selbstentäußerung; welche nach Vollendung der Erlösung aufhören müsse. Nur wenn der Logos Mensch geworden wäre, um etwas für sich selbst zu gewinnen, sey es denkbar, daß seine Menschheit ewig bliebe. Sey der Zweck der Menschwerdung vollständig erreicht, so trete die „Wiederbringung aller Dinge" ein, der Logos kehre wieder in Gott zurück, um so wieder in Gott zu seyn, wie er auch vorher in ihm gewesen. Der Leib Christi aber werde dann des Logos entleert seyn.

Die Arianer zeigten am Beispiele des Marcellus, daß das Loosungswort der Rechtgläubigkeit, das Wörtchen „Wesensgleich", zu der Anschauung des Sabellius führe, welche von der Kirche längst verdammt worden war. Marcellus, der auf der Synode von Nicäa an der Seite des Athanasius so sehr als Rechtgläubiger glänzte und so sehr gefeiert worden war, wurde als Ketzer verdammt, seines Amtes entsetzt, und verbannt.

So hatte die Partei des Eusebius von Nikomedia gesiegt. Konstantin der Große starb nicht lange nachher, im Jahre 337: Eusebius von Nikomedia war es, der die Taufe an dem Sterbenden vollzog.

Einer der Schüler des Marcellus, Photinus, der Bischof von Sirmium, bildete die Anschauung des Marcellus dahin aus, daß er folgerecht auf die Anschauung der ebionitischen Monarchianer zurückkam. Hatten diese in Jesus Christus einen bloßen, mit göttlicher Kraft ausgerüsteten Menschen gesehen, so sah Photin in Jesus Christus einen durch Einwohnung göttlicher Kräfte vergöttlichten Menschen, dem die volle Menschennatur, nicht aber die

volle Gottheit zukomme. Jesus sey insofern Gottessohn, als er vom Logos, einer göttlichen Kraft, geweiht und erfüllt sey, damit er das Gottesreich auf Erden vollkommen herstelle.

Diese Lehre des Photin wurde von den Eusebianern auf einer Versammmlung zu Antiochia im Jahre 345 als Irrlehre verurtheilt, er selbst auf der Synode zu Sirmium im Jahre 351 seines Amtes entsetzt; und er hatte noch das Schicksal, dazu auch von den Vertretern der nicäischen Rechtgläubigkeit auf der Synode zu Mailand im Jahr 347 als Irrlehrer verworfen zu werden.

Die herrschende Partei waren Anfangs auch unter Konstantins Nachfolgern die Eusebianer geblieben. Die strengen Arianer und die der vermittelnden Richtung, zu welcher die meisten morgenländischen Bischöfe gehörten, hielten fest zusammen, äußerlich als eine Partei unter Einer Fahne, gegen die Athanasianer. Eusebius von Nikomedia leitete bis an seinen Tod im Jahr 341 diese Partei, er war seit dem Jahr 338, wo er den Bischofstuhl von Konstantinopel eingenommen hatte, der einflußreichste Mann am Hofe, und Athanasius trat in den Hintergrund, obwohl ihn der jüngere Konstantin aus der Verbannung wieder seiner Gemeinde zu Alexandria zurückgesandt hatte.

Konstantin hatte nämlich in des Alters Schwäche die Einheit des Reiches wieder aufgelöst. Sein Sohn Konstantius war Beherrscher des Morgenlandes geworden; der jüngere Konstantin hatte einen Theil des Abendlandes erhalten. Aber auch Konstans, des Kaisers dritter Sohn, und die beiden Neffen Konstantins des Großen, Dalmatius und Hannibalianus, hatten Reichstheile durch Konstantins Testament empfangen und waren Mitherrscher.

Wie schwach an Geist muß Konstantin gewesen seyn, als er die mühsam, mit so viel Blut des Mordes und grausen Missethaten zusammengeleimte Reichseinheit wieder aus einander fallen ließ in fünf Reichsbruchstücke unter drei Söhnen und zwei Neffen! Aber noch waren die Leichenfeierlichkeiten im Verrauschen, als Konstantins zweiter Sohn, Konstantius, ganz im Styl des orientalischen Despotismus, von Furcht und Mitherrschaft im Morgen-

lande durch einen Heeraufstand in Konstantinopel befreit wurde oder sich befreien ließ. Die in Konstantinopel liegenden Soldaten erklärten, sie wollen nur Kaisersöhnen gehorchen; und — die Brüder Konstantins und seine beiden Neffen, die Mitherrscher, nebst fünf anderen Verwandten des Kaiserhauses wurden ermordet. Nur die zwei jüngsten Kinder des Julius Konstantius, Gallus und Julianus, entgingen dem Blutbad. Die Theilung des Reiches wurde eine sehr ungleiche: Konstantius nahm für sich den ganzen Osten mit der Hauptstadt Konstantinopel; Italien, Afrika, Spanien erhielt der jüngste Bruder Konstans; der Erstgeborene, Konstantin II., der kraftloseste und unfähigste unter den drei Brüdern, wurde mit dem Reste der Westländer abgefunden; und als dieser im Jahre 340, weil er sich verkürzt fühlte, mit den Waffen in den Reichsantheil seines Bruders Konstans einfiel, wurde er in einen Hinterhalt gelockt und ermordet. Konstans riß den ganzen Antheil des Ermordeten an sich. Daraus erwuchs Eifersucht und Argwohn zwischen den noch lebenden beiden Brüdern.

So blutbefleckt und feindselig gegen sich selbst wüthend steht das christliche Haus Konstantins da.

Sieben und achtzigstes Kapitel.

Das Christenthum und Heidenthum unter Konstantins Söhnen.

Konstantius und Konstans machten, trotz ihrer blutigen Hände, die Scheinheiligen. Jeder spielte den eifrigen Christen, doch so, daß sich Konstantius auf die Arianer, Konstans auf die Athanasianer stützte. Einig waren sie nur darin, das Heidenthum zu unterdrücken.

Wie früher römische Kaiser das Christenthum als eine bedrohliche Macht gefürchtet hatten, so war jetzt das Heidenthum dem neurömischen Thron wie dem altrömischen Thron, worauf Konstantins Söhne saßen, die unheimliche Macht geworden, von welcher Gefahr zu drohen schien, und wirklich Gefahr kommen

konnte. Und wie die Christen, die Bekenner des „neuen Gottes", die Verfolgten und Unterdrückten gewesen waren, so wurden jetzt die, welche am Glauben ihrer Väter hingen, die Verehrer der „alten Götter" die Verfolgten und Unterdrückten.

Im Jahre 341 erließ Konstantius gemeinsam mit seinem Bruder Konstans, von unduldsamen Christen vorwärts getrieben, aber auch aus Politik, ein Gesetz zur Unterdrückung des Heidenthums. Der Aberglaube, so lautete das Gesetz, höre auf; der Wahnsinn der Opfer soll vernichtet werden. Wer gegen das Verbot unseres Vaters, des höchstseligen Fürsten, und gegen diesen Befehl unserer Gnaden ferner noch opfert, der soll gehörig bestraft werden.

Daß wirklich nicht blos die Politik, sondern christliche Verfolgungssucht mitwirkte, ist unläugbar. So oft und so lange hatten die Christen zu Gunsten des verfolgten Christenthums die Forderung allgemeiner Duldung in Religionssacheu gemacht und als eine Pflicht für jede Religion hingestellt, und jetzt, im Siege, waren es die Christen, welche diese selbe Forderung, als sie das Heidenthum an das Christenthum machte, nicht als eine Pflicht der Religion ansahen, den Schmerzensschrei der verfolgten alten Religion nicht beachteten; ja Christen waren es, welche ohne Scheu den früher selbst vom Christenthum aufgestellten Grundsatz bestritten und zu gewaltsamer Ausrottung der alten Religion die Kaiser aufforderten, als einer Pflicht christlicher Fürsten. Noch unter Konstantin hatte Lactantius, welcher um das Jahr 330 starb, der Lehrer von Konstans unglücklichem Sohne Crispus, geschrieben: „Religion duldet keinen Zwang. Nichts ist so sehr Sache des freien Willens als Religion. Wir verlangen nicht, daß unsern Gott irgend Jemand mit Widerwillen ehre, ihn, welcher der Gott Aller ist, sie mögen es wollen, oder nicht. Wir zürnen, einem nicht, wenn er einen andern Kultus hat. Die Religion ist es allein, worin die Freiheit ihre Wohnung aufgeschlagen hat. Denn sie ist über alles Andere etwas durchaus Freiwilliges, und Niemand kann die Nöthigung aufgelegt werden, religiös zu ehren, was er nicht will. Zur Heuchelei kann man es vielleicht bringen, aber nicht zur willigen Uebung einer nicht gewollten Religion." —

Bald nach dem Jahre 340 dagegen schrieb Julius Firmikus Maternus eine Schrift, die er den beiden Söhnen Konstantins widmete, und in der er sie geradezu aufforderte, wie Josua die Kanaaniter ausgerottet habe, so die Heiden auszurotten. Das göttliche Gebot an Josua gelte auch ihnen zur Nachachtung.

Dieser Firmikus Maternus war früher ein heidnischer Sachwalter gewesen, der chaldäischen Naturreligion und der Sterndeuterei ergeben; dann war er Christ geworden, und zwar ein fanatisch-thuender, unduldsamer, verfolgungseifriger Christ, gerade wie in unsern Tagen zum Christenthum übergegangene Juden oft die Rolle der Unduldsamsten und Fanatischsten spielen.

„Euch, ihr hochheiligen Kaiserlichen Majestäten," sagt er am Schlusse seiner Schrift, „Euch ist die Nothwendigkeit aufgelegt, zu rächen und zu strafen dieses Unheil, und das befiehlt Euch das Gebot des Allerhöchsten, daß Eure Gestrengheit das Verbrechen des Götzendienstes auf alle Weise verfolge. Höret und beherziget es in Euerem heiligen Sinn, was Gott in Betreff jener Verruchtheit gebietet. 5 Mos. 13, 6—10 steht zu lesen: Wenn dich dein Bruder, oder dein eigener Sohn, oder das Weib in deinen Armen, oder dein Freund, der dir so lieb ist, als dein eigenes Herz, heimlich überreden wollte und zu dir spräche: komm, laß uns den Göttern der Heiden dienen, so sollst du ihm nicht folgen, noch ihn hören; dein Auge soll sein nicht schonen, und du sollst das auch nicht verschweigen, sondern sollst ihn erwürgen. Deine Hand soll die erste über ihn sein, daß man ihn tödte, und hernach die Hand des ganzen Volkes. Man soll ihn zu Tode steinigen, weil er dich hat verführen wollen zum Abfall von dem Herrn, deinem Gott. — Ihr hört, daß Gott befiehlt, nicht Sohn, nicht Bruder zu verschonen; selbst gegen das Herz des geliebten Weibes zückt er das Racheschwert. Auch den Freund verfolgt das Gebot des Herrn mit erhabener Strenge; und das ganze Volk wird aufgeboten, die Leiber der Religionsschänder zu zerfleischen. Sogar über ganze Städte, wenn sie in jener Verruchtheit ergriffen werden, ist die Ausrottung ausgesprochen."

So sprachen und schrieben jetzt schon solche, welche den Christennamen trugen, und christliche Fürsten schenkten ihnen Ge-

hör. Es ist dieß die früheste Markirung des christlichen Fanatismus, der aufhetzt und sich aufhetzen läßt.

Das Gebot der Schließung der heidnischen Tempel folgte von selbst auf das Opferverbot. Dieser Erlaß ergieng im Jahr 353, als Konstantius Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches geworden war. Im Jahre 350 nämlich wurde sein Bruder Konstans durch Magnentius, den Oberbefehlshaber der kaiserlichen Leibwache, einen in Gallien geborenen Franken, vom Throne gestürzt und ermordet. Italien, Spanien, Britannien, Afrika huldigten dem Magnentius als Kaiser, während die Legionen in Illyrien den greisen Feldherrn Vetranio zum Kaiser ausriefen. Es scheint, daß zu diesem Abfall Zweierlei zusammenwirkte, die Unfähigkeit des Konstans und die Bedrückungen des widerstrebenden Heidenthums. Konstans hatte zwar im Westen des Reiches mäßig auftreten müssen, so abhold er, wie sein Bruder im Hasse gegen das Heidenthum von den christlichen Bischöfen erzogen, den Heiden war. Er hatte im Jahre 342 öffentlich erklärt: „Obgleich alles Heidenthum mit der Wurzel auszurotten ist, so wollen wir doch, daß die Tempelgebäude, welche außerhalb der Mauern der Städte liegen, unangetastet und unbeeinträchtigt bleiben. Denn da an einige jener Gebäude sich die öffentlichen Spiele anknüpfen, so finden wir für gut, daß diese Tempel nicht zerstört werden, weil wir dem römischen Volke die Freude an seinen alten Festen nicht entziehen wollen." Rom war nämlich noch immer, trotz des Großbisthums in seiner Mitte, der Mittelpunkt der Verehrung der alten Götter. Nicht nur die Geschichte der ewigen Stadt, jede Straße und jeder Stein darin hieng mit der alten Religion zusammen, vorzugsweise aber die Festspiele: Freiheit und Ehre hatte ja das römische Volk fahren lassen, wenn man ihm nur seine Festspiele und seine öffentlichen Speisungen gelassen hatte. Ungeachtet der Mäßigung des Konstans aber hatte sich die heidnische Partei zu seinem Untergang verschworen.

Konstantius zwang rasch den Vetranio zur Abdankung, schlug im Jahre 353 den Magnentius so, daß dieser sich selbst den

Tod gab, und eilte, dem Heidenthum im Abendlande den Todesstoß zu versetzen.

Sofort erließ er das Gesetz: „Wir haben beschlossen, daß an allen Orten und in den gesammten Städten die Tempel augenblicklich geschlossen werden. Niemand soll der Zutritt zu denselben gestattet, Allen die Möglichkeit abgeschnitten seyn, gegen dieses Gebot zu sündigen. Wir wollen auch, daß Alle und Jede der Opfer sich enthalten. Wer irgend je darin sich verfehlt, soll zur Strafe mit dem Schwerte gerichtet werden. Auch soll das Vermögen des Hingerichteten zu dem Staatsschatz eingezogen und ebenso jeder Statthalter einer Provinz bestraft werden, wenn er versäumt, Frevler gegen unser Gebot zur Strafe zu ziehen."

Das waren die neuen Wege und Mittel, das Heidenthum auszurotten und das Christenthum zu mehren: so sehr vergaßen die jetzt triumphirenden Christen den von ihnen früher mit so lautem Geschrei in Anspruch genommenen Grundsatz der Gewissens- und Religionsfreiheit.

Nun erst wurden alle heidnischen Tempel geschlossen, viele zerstört, die Tempelgüter ausgeraubt und verschleudert. Höflinge und Verschnittene, unglaublich einflußreich am Hofe des *Konstantius*, waren es vorzüglich, welche, nach dem Ausdruck des Ammianus Marcellinus „vom Tempelraube sich mästeten". Ammianus Marcellinus ist ein Zeitgenosse. Die rechtgläubigsten Christen selbst unserer Tage haben diesem Heiden „eine unantastbare Glaubwürdigkeit, edle Freisinnigkeit, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit in der Berichterstattung und Beurtheilung christlicher Persönlichkeiten und Verhältnisse und deren Zusammenstoß mit dem Heidenthum" in „ausgezeichneter Weise" zugesprochen. Der Heide Libanius, gleichfalls ein Zeitgenosse, berichtet, Konstantius habe heidnische Tempel an sein Hofgesinde verschenkt, gerade so, wie man einen Hund, ein Pferd, einen Sklaven oder eine goldene Schaale hinschenke.

Ueberall wurden die kaiserlichen Gebote von den Christen folgerecht durchgeführt. Wer noch ein Opfer darbrachte, Orakel oder Wahrsager befragte, wurde gefoltert und hingerichtet. Wer in der Weise der alten Religion seines Glaubens leben wollte

und solchen in einer äußeren Handlung zeigte, mußte darauf gefaßt seyn, von tausend Augen und Ohren der Späher umlauert zu seyn: das Heidenthum war jetzt in der Lage, in welcher das Christenthum in den Tagen der ärgsten Verfolgung gewesen war.

Und doch waren noch drei große Städte da, in welchen auch jetzt noch die strengeren Gebote des Kaisers unausführbar waren. Das war Rom, das war Alexandria, das war selbst Athen.

Es traten zwar massenhaft die Heiden, unter solchen Umständen, ringsum im Reiche zu dem Christenthum über. Aber niemals haben Gewaltmaaßregeln eine wahre Bekehrung zur Folge gehabt. Diesen drei großen Städten gegenüber wagte selbst Konstantius nicht seine Glaubensreichsgesetze durchzusetzen, weil er Empörungen fürchten mußte, auf die er es nicht ankommen lassen wollte.

Als Konstantius im Jahre 357 Rom besuchte, wagte er nicht gegen das offen bestehende Heidenthum einzuschreiten: „Nichts brach er ab an den Vorrechten der vestalischen Jungfrauen, gab edeln Römern die kaiserliche Bestätigung in ihren heidnischen Priesterwürden, bewilligte aus dem Staatsschatze die Kosten für den heidnischen Götterdienst in Rom, zog mit dem fröhlichen Senat durch alle Straßen der ewigen Stadt; sah mit freundlichem Auge die Tempel sich an, las die eingegrabenen Götternamen, forschte nach dem Ursprung der Heiligthümer und äußerte seine Bewunderung ihrer Gründer. Ein Anhänger einer anderen Religion, erhielt er diese Religion dem Reiche" — so berichtet der Heide Symmachus.

Er erkannte die sittliche und geistige Macht, die noch im Heidenthum lag. Zu der ersteren hatte sich das Heidenthum unter der Verfolgung aufgerafft; denn Verfolgungen veredeln jeden Glauben. Als letztere Macht hatte sich das Heidenthum bisher immer gehalten. Denn die altklassische Bildung war noch immer vorzugsweise von Heiden gepflegt und gewahrt, und deren Schulen wurden darum selbst von allen den Christen besucht, welche eine höhere Bildung gewinnen wollten. Philosophie und Beredtsamkeit blüheten um diese Zeit auf den heidnischen Schulen, wie

auf keiner christlichen; und die unbefangene Anschauung muß bei Vergleichung dessen, was aus christlicher und aus heidnischer Feder auf uns von diesem Zeitalter her gekommen ist, zugestehen, daß kein mitlebender Christ es an Geist, Wissenschaft und vielseitiger Bildung, an Unbefangenheit und Freiheit gleich that einem Jamblichus, Libanius, Hymerius und Themistius.

Darum schonte Konstantius diese Heerde der geistigen Bildung und ihr Heidenthum; und weit umher im Reiche, wie in diesen Städten, saßen viele Heiden, welche das Christenthum für die Quelle des immer schwächer werdenden Römerreichs, und die Anhänglichkeit an die altväterliche Religion für Patriotismus ansahen, für das einzige Mittel, den Barbaren zu widerstehen, vor deren Angriffen bereits die Gränzen des Reiches wankten.

Draußen auf dem platten Lande suchte das Heidenthum seine Zuflucht, auf die Dörfer erstreckte sich vorerst die Verfolgung noch nicht. So kam der Ausdruck Paganus, d. h. Dorfbewohner als gleichbedeutend mit „Heide" auf. Im Jahre 368 kommt dieser Ausdruck schon in einem Gesetz in dieser Bedeutung vor.

Hunderttausende von Heiden im griechischen Morgenlande und in den angränzenden Ländern des Ostens, welchen die jahrhundertlange Gewohnheit blinder Unterwürfigkeit jede Kraft des Widerstandes ausgesaugt hatte, wurden so auf einmal Christen, aber heimlich blieben sie Heiden; im Abendlande blieben sie öffentlich Heiden auf dem Lande; theils kümmerte man sich nicht um sie, theils wagte man sich nicht an sie.

Acht und achtzigstes Kapitel.

Mißbrauch der christlichen Religion durch den Kaiser, den Hof und die Priesterleidenschaften.

Der Streit um die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater wurde zu einem Wettstreit der Herrschsucht zwischen den zwei großen Bischofsstühlen des Morgenlandes, zwischen Alexandria und Konstantinopel, seit den Stuhl der neuen Hauptstadt Eusebius bestiegen hatte, und Athanasius nach Alexandria zurückgekehrt war. Jeder von diesen Beiden suchte den römischen Stuhl für sich zu gewinnen. Bischof Julius, der vom Jahre 337—352 auf dem Stuhle zu Rom saß, war ein Kirchenfürst, welcher mit der Staatsklugheit altrömischer Staatsmänner die Verhältnisse für die Macht des römischen Stuhles zu benützen verstand. Als Eusebius sah, daß Julius nicht ein Bundesgenosse, sondern ein Richter über beide Parteien seyn wollte, war auch er seiner Staatsmann genug, ohne Hülfe des römischen Stuhles den neuen Sturz des Athanasius einzuleiten. Auf einer großen Versammlung zu Antiochia ließ er fünf und zwanzig Artikel annehmen, von welchen ein katholischer Kirchengeschichtschreiber der neueren Zeit sagt, die katholische Kirche habe sie mit der Zeit alle angenommen, und sie seyen die Säulen ihrer Macht und Dauer geworden. Einer dieser Artikel stellte als Regel auf, daß Bischöfe nur durch Synoden ab- und wieder eingesetzt werden können, und daß ein Bischof, der durch eine Synode abgesetzt worden sey, niemehr ein kirchliches Amt bekleiden dürfe, sobald er nach seiner Absetzung sich unterfangen würde, kirchliche Verrichtungen auszuüben.

Das war ein Hauptschritt zur kirchlichen Unabhängigkeit von der Staatsgewalt; zugleich war dadurch Athanasius verurtheilt, der nur auf Kaiserwort zurückgekehrt war und sein Amt wieder angetreten hatte, ohne daß er, der von einer Synode Abgesetzte, wieder von einer Synode dazu ermächtigt war.

Damit dieser Beschluß nicht von Rom aus angefochten wer-

den konnte, spielte nun Eusebius ganz den Rechtgläubigen. Arius, der ja längst todt war, wurde preisgegeben, und die versammelten Bischöfe erklärten: „Wir Unterzeichnete sind niemals Nachgeher des Arius gewesen; denn wie sollten auch wir, die wir ja Bischöfe sind, einem Presbyter nachgehen; wir haben auch nie einen anderen Glauben angenommen, als den vom Anbeginn der Kirche aufgestellten.“ Mit ein bischen anderen Worten wurde dann das nicänische Glaubensgesetz wiederholt, doch ohne den Ausdruck „Wesensgleich“. Athanasius wurde abgesetzt und der Kappadocier Gregorius zu seinem Nachfolger erwählt. Konstantius bestätigte die Wahl, und ließ Gregorius mit Gewalt in Alexandria einsetzen, unter schwerer Verfolgung der Athanasianer. Athanasius floh nach Rom, eben dahin der mit ihm abgesetzte Marcellus von Ancyra, und der Bischof Paulus von Konstantinopel, welchen, als Athanasianer, Eusebius verdrängt hatte, und noch andere athanasianische Bischöfe des Morgenlandes.

Ueber das Dogma vom Sohne wäre jetzt Einheit in der Kirche gewesen. Aber dem Athanasius lag sein Bischofsstuhl mehr an als der Kirchenfrieden, und dem Bischofe zu Rom die Herrschaft des römischen Stuhles mehr als die Christenheit und das Christenthum.

Bischof Julius erklärte, er werde zu Rom eine Kirchenversammlung halten, zur Entscheidung der Sache des Athanasius. Die morgenländischen Bischöfe aber müssen selbst in Rom erscheinen und sich dann dem zu Rom gefällten Urtheil unterwerfen. Zierlich und spöttisch antworteten die Morgenländer: „Alle Welt kenne die hohen Ansprüche der römischen Kirche, sie sey ja die Denkwerkstätte der Apostel und die Mutterstadt des rechten Glaubens, obwohl derselbe bekanntlich doch vom Osten ausgegangen sey. Aber der Bischof zu Rom täusche sich, wenn er wähne, daß er wegen der Größe seiner Stadt über die im Morgenlande herrschen dürfe. Denn sie, die Bischöfe des Ostens, seyen den Abendländern an Tugend und Gesinnung überlegen. Es sey gegen die Kirchengesetze, daß er sich trotz der Beschlüsse von Antiochia des Athanasius annehme. Trotz allem Vorgefallenen aber seyen sie noch immer geneigt, die Kirchengemeinschaft mit dem Bischofe zu

Rom fortzusetzen, wofern er in die Absetzung der von ihnen zu Antiochia verurtheilten Bischöfe und die Einsetzung der von ihnen gewählten mit ihnen einstimme. Thue er das nicht, so werden sie andere Wege einzuschlagen wissen."

Auf dieses Schreiben hin hielt Julius im Jahre 342 eine Synode zu Rom. Auf dieser ließ er den Marcellus von Ancyra für rechtgläubig und den Athanasius für den rechtmäßigen Bischof von Alexandria, für einen Märtyrer der Rechtgläubigkeit erklären. Unter Anderem schrieb er an die Bischöfe im Morgenland: „Wenn auch Athanasius und Marcellus, wie ihr sagt, einige Schuld trifft, so hätte das Gericht nach den Kirchengesetzen über sie gehalten werden müssen, nicht so, wie es in Tyrus und Antiochia geschah. Ihr mußtet zuvor an uns Alle schreiben, damit erkannt werde, was Rechtens ist. Bischöfe waren es, die mißhandelt wurden, und zwar Bischöfe apostolischer Kirchen. Warum habt ihr nicht zuvor über die Angelegenheit von Alexandria namentlich an uns berichtet? Ist euch denn die alte Rechtsgewohnheit unbekannt, daß an uns geschrieben werden muß, damit von hier aus entschieden werde, was recht ist? — Nun aber geht ihr, die ihr doch uns nicht befragt, sondern nach eigener Willkür gehandelt habt, zuletzt so weit, von uns zu verlangen, daß wir, ohne selbst Richter gewesen zu seyn, in eure Beschlüsse einstimmen."

So fein suchte Julius das Schreiben an alle abendländischen Bischöfe hinüberzuspielen in den Anspruch und die Vorstellung der Alleinberechtigung des römischen Stuhls über allgemeine Angelegenheiten der Christenheit, und insbesondere über die Bischöfe, Richter zu seyn. Fünf Jahre später stand es schon so, daß diese Alleinberechtigung Roms von den abendländischen Bischöfen und dem Alexandriner Athanasius auf der Bischofsversammlung von Sardyka öffentlich anerkannt wurde. Aber hundert Jahre nachher waren alle Artikel der Kirchenversammlung von Antiochia auch vom römischen Stuhl und der katholischen Kirche anerkannt, als Kirchengesetze, welche „vortrefflich und hochpreislich seyen; seyen auch die, von welchen sie erlassen worden, Ketzer und Verfluchte, so verdiene doch ihr Werk, wegen seiner Heilsamkeit, allgemeine Anerkennung."

Ehe der Brief des römischen Bischofs nach Konstantinopel kam, war der Großbischof Eusebius gestorben, um das Jahr 342. Der von ihm verdrängte Bischof Paulus, der Athanasianer, eilte von Rom herbei, sich wieder auf seinen Stuhl zu setzen. Die Arianer, oder, wie sie jetzt hießen, Eusebianer, wählten Macedonius zum Bischof der neuen Hauptstadt; sie hatten den Kaiser für sich. Es kam zum blutigen Kampf zwischen der kaiserlichen Reiterei und der Athanasianischen Partei, zwischen den Anhängern des „wesensähnlichen" und des „wesensgleichen" Sohnes. Der kaiserliche Befehlshaber Hermogenes wurde von der athanasianischen Rotte gefangen genommen, erdrosselt und am Strick durch die Gassen von Konstantinopel geschleppt. Konstantius war gerade zu Antiochia, eilte herbei, verjagte den Bischof Paulus und nahm der Stadt zur Strafe für die geschehenen Gräuel die Hälfte der jährlichen Kornspende. Heulend flehte der schuldige Pöbel um Gnade, und Konstantius zeigte sich befriedigt. Da kehrte Paulus zurück, es gährte aufs Neue, Paulus wurde mit List verhaftet und nach Thessalonich in die Verbannung geführt, der Großbischof Macedonius von den kaiserlichen Leibwachen aus dem Palast nach der Hauptkirche geleitet, Arianer und Rechtgläubige wetteiferten, in Haufen diese Kirche zu besetzen, Soldaten-Abtheilungen rückten ihnen nach, und über dreitausend Menschen wurden in der überfüllten Kirche theils im Kampf erschlagen, theils erdrückt. In den nächsten sieben Jahren kam es noch zweimal zu blutigen Kämpfen mit den Waffen, und zwar ebenso innerhalb als außerhalb der Hauptkirche, zwischen den „zur Wuth erhitzten Rechtgläubigen und den Arianern". Bischof Paulus, der in diesen Pöbelaufwieglungen die Hand im Spiele hatte, wurde zuletzt auf der Flucht ergriffen, am Fuße des Taurusgebirgs, und erdrosselt. Die Arianer (Eusebianer) behaupteten den Stuhl der Hauptstadt bis zum Jahr 380.

So sehr mehrten die kirchlich-theologischen Händel den Krankheitsstoff, an welchem das Gemeinwesen des Reiches hinsiechte; in so widrig blutigem Lichte, in so wüster Verfolgungssucht und Parteimacherei, in so schändlichem Intrikenspiel steht in der Geschichte die siegreiche Kirche da. Das waren, wie sie es immer

sind, die Folgen davon, daß die Christusreligion, die Religion der That und des Lebens, entwürdigt wurde zum theologischen Parteigezänke, zum Dogmastreit, und damit zum Spielball und Werkzeug der niedrigsten menschlichen Leidenschaften einerseits, andererseits zum Mittel und Werkzeug der Politik des Throns. Schon war es so weit gekommen, daß jetzt in der Christenheit die Abendländer oder Lateiner, und die Morgenländer oder Griechen, eigentlich aber nur die dieselben gängelnden Bischöfe beider Lager, und die zwei Kaiserbrüder, Konstans und Konstantius, der abendländische und der morgenländische Kaiser, sich als zwei feindliche Lager gegenüber standen; und im einen Lager waren für Ketzer erklärt worden, die im anderen Lager für Märtyrer der Rechtgläubigkeit erklärt wurden; Kirchengesetze, welche von der einen Kirchenversammlung aufgestellt worden waren, wurden von der anderen Kirchenversammlung entweder nicht geachtet oder verworfen. Und doch nahm jede Versammlung den heiligen Geist für sich in Anspruch, als den, unter dessen Eingebung und Wirken sie handle.

Zu allen Zeiten aber hat der Satz seine Geltung, daß, wo schlechthin Geistlosigkeit ist, überhaupt kein Geist ist, also auch der heilige Geist nicht. Da war Nichts mehr von der „sanften und holden Art der Apostel", wie Albrecht Bengel diese Art nennt; nur wüste Leidenschaft; nur Verfolgungssucht; nur Parteimacherei; nur Denunciationsgier, welche auf Nicht-Rechtgläubigkeit Jagd machte; nur Parteischlagworte; nur gegenseitige Verketzerung; Haß statt Liebe, Verfluchen statt des Segnens. Die Kirche Christi war in dieser Zeit ganz zu einer unsichtbaren geworden. Sie lebte nur noch in Denjenigen, welche, überall zerstreut, welche, fern von aller kirchlichen Parteistellung, den Grundsatz hatten: „Gut Freund zu seyn mit Allen, Allen, welche Jesus lieb haben."

Furchtbar wahr ist das Urtheil des heidnischen Geschichtschreibers Ammianus Marcellinus, welcher sagt: „Die christliche Religion, welche an sich so vollkommen und einfach ist, wurde von (und unter) Konstantius in Altenweiberaberglauben verwandelt. Statt die Parteien durch das Ansehen des kaiserlichen Namens zu vereinigen, hegte und erweiterte er durch elende Wortstreitig-

keiten die Zwietracht. — Die Heerstraßen waren unter seiner Regierung mit Haufen von Bischöfen bedeckt, die auf Staatsfuhren den Versammlungen zueilten, welche sie Synoden nennen. In dem fast ein Jeder dieser Menschen die Gesammtheit seiner persönlichen Meinung zu unterwerfen suchte, gingen über ihren unaufhörlichen Reisen die öffentlichen Posteinrichtungen zu Grunde." Das Letztere bezieht sich darauf, daß die Provinzen kaum noch die Tausende von Zugthieren aufzubringen vermochten, die nöthig waren, um jeden Bischof mit der großen, ihm gesetzlich gestatteten Zahl seines Gefolges von seinem Sitz zur Synode und wieder heim zu bringen.

Die Synodensucht fand auch darin ihre Nahrung, daß die Bischöfe vom Augenblick an, wo sie ihren Sitz verließen, auf Kosten des Staats unterhalten wurden.

Die dogmatische Zänkerei aber fand darin einen starken Reiz, daß die siegende Bischofspartei immer belohnt wurde mit den Bischofsstühlen der verurtheilten Ketzer. Je mehr Bischöfe für Ketzer erklärt und verbannt wurden, desto mehr Bischofsstühle mit ihrem reichen Einkommen und ihrem Kirchenfürstenthum wurden erledigt und besteigbar. Mit den Schwankungen des Dogmas schwankten die Bischofsstühle, in ganz anderem Sinne noch, als wie mit den Schwankungen dogmatischer Anschauung in unsern Tagen die theologischen Lehrstühle und die Consistorial- und andere geistliche Sitze schwanken.

Wir sollten nicht, bei solchen Aussichten, die Bischöfe, bei solcher Entartung, ihre Ansichten ins Volk zu werfen, Anlaß genommen haben?

Der gleichzeitige Kirchenlehrer Gregor von Nazianz schildert die Aufregung des Volkes in Konstantinopel zur Disputir- und Dogmatisirsucht also: „Alles in der Stadt ist voll von Solchen, welche über die unbegreiflichen Dinge dogmatisiren, die Straßen, die Märkte, die Kleidertröbler, die an den Wechseltischen Sitzenden, die mit Eßwaaren Handelnden. Wenn du einen fragst, wie viel diese oder jene Waare koste, dogmatisirt er dir etwas vor, über das Gezeugtseyn und Ungezeugtseyn. Wenn du nach dem Preis des Brodes fragst, antwortet er dir: „Der Vater ist größer

als der Sohn, und der Sohn ist dem Vater untergeordnet." Wenn du fragst: „Ist das Bad schon fertig?" antwortet er dir: „Der Sohn Gottes ist aus Nichts geschaffen."

Die kraftlosen beiden Kaiser theilten selbst diese Disputir- und Dogmatisirsucht. Auf einer zweiten Kirchenversammlung zu Antiochia suchte Konstantius die morgenländischen Bischöfe zu neuen Fassungen des Dogmas vom Sohne zu bewegen, um eine förmliche kirchliche Spaltung zwischen Morgenland und Abendland zu vermeiden. Mit der früheren Fassung kamen so fünf Glaubensbekenntnisse über das Verhältniß des Vaters zum Sohne zu Tage: ein Beweis, wie wenig die heiligen Väter Klares zu sagen wußten, und wie sehr dieses Dogmatisiren zu dem gehört, was nicht seyn sollte; und wie nöthig es für die Christen ist, bei dem zu bleiben, was die heilige Schrift darüber sagt, ohne Grübelei, mit der Freiheit des Gewissens. Der allein hat den rechten Glauben über das Einsseyn des Sohnes mit dem Vater, welcher den Willen des Vaters im Himmel thut, und durch sein in der Liebe thätiges, christliches Leben beweist, daß er Eins ist mit Christus und durch ihn mit Gott.

Auf der Kirchenversammlung zu Sardika, in Illyrien, auf der Gränze des abenländischen und morgenländischen Reichstheiles wurde die Vereinigung nochmals versucht. Vierundzwanzig abendländische, sechsundsiebenzig morgenländische Bischöfe erschienen im Sommer des Jahrs 347 in Sardika. Als die Morgenländer sahen, daß Athanasius nicht als Beklagter erschien, sondern unter den mitstimmenden Bischöfen seinen Sitz nahm, verließen sie die Stadt, und hielten eine Gegensynode zu Philippopel. Die Abendländer hatten nämlich überdieß durch ihre Mehrheit den Vorsitz an den greisen Hosius von Cordova übertragen. Sie tagten zu Sardika fort, unbekümmert um die ausgetretenen Morgenländer, und erneuerten hier das Glaubensbekenntniß von Nicäa als das allein rechtgläubige. Das Merkwürdigere aber ist, daß Hosius auf dieser Versammlung sprach: „Ist wegen irgend Etwas ein Bischof verurtheilt worden, und glaubt er, daß seine Sache dennoch gut sey, und eine neue Untersuchung durch eine Kirchenversammlung verdiene: so wollen

wir, wenn es euch so gefällt, das Andenken des heiligen Petrus, des Apostels, dadurch ehren, daß diejenigen, welche in der Sache zu Gericht saßen, an Julius, den römischen Bischof, schreiben, und wenn derselbe entscheidet, das Gericht solle erneuert werden, so soll ein neues Gericht über die Sache gehalten werden und er die Richter bestimmen; wenn er aber das Urtheil des früheren Gerichts billigt, so soll das gelten, was von diesem früheren Gerichte beschlossen worden ist. Gefällt das Allen? — Und die Synode antwortete: Es gefällt uns.

So übertrug diese Synode freiwillig, nicht als wär' es so herkömmlich und alte Ansicht gewesen, an die Person des Bischofs Julius, und nur an ihn, ein neues Recht, und zwar ein Ehrenrecht.

Bischof Gaudentius sprach: „Ich stelle, wenn es euch gefällt, den Zusatzantrag: Ist ein Bischof durch seine Nachbarbischöfe abgesetzt worden, und beruft sich dieser auf eine Verhandlung seiner Sache in der Stadt Rom, so soll nach dieser Berufung auf Rom kein anderer Bischof auf seinen Stuhl gesetzt werden, bis die Sache vor dem Bischof zu Rom ihre Entscheidung gefunden hat."

Hosius sprach wieder: „Ist ein Bischof angeklagt und von den versammelten Bischöfen seiner Provinz verurtheilt und abgesetzt worden, und legt er Berufung ein, und nimmt er seine Zuflucht zu den Bischöfen der römischen Gemeinde und verlangt er vor ihnen Gehör; so soll der römische Bischof, wenn ihm die Wiederaufnahme der Untersuchung gerecht erscheint, an die Bischöfe derjenigen Provinz, welche dem Bezirke des Verurtheilten zunächst liegt, schreiben, damit sie mit Fleiß Alles von Neuem untersuchen und nach der Wahrheit die Sache entscheiden. Wenn aber der, welcher auf eine neue Untersuchung dringt, durch seine Bitten den Bischof zu Rom bewegt, einen Presbyter aus seiner Umgebung in das neue Untersuchungsgericht zu schicken, so soll es dem Bischof zu Rom anheimgegeben seyn, was er will, und was ihm gut dünkt; beschließt er die Abordnung von Presbytern, welche mit den Bischöfen im Gerichte sitzen sollen, als Bevollmächtigte Dessen, der sie absendet, so soll ihm das freistehen."

Das alles wurde auf dieser Synode angenommen. Es war eine einseitige Synode; sie vertrat nicht die ganze Christenheit, aber sie that, als vertrete sie dieselbe. Sie sprach auch nicht dem Bischofsstuhl zu Rom überhaupt das Recht zu, die höchste Gewalt über die ganze christliche Kirche zu üben, wie man das schon so oft ausgelegt hat; sie sprach nur als ein Ehrenrecht der Person des römischen Bischofs Julius zu, bei den vielen Bischofsabsetzungen der Zeit Schiedsrichter zu seyn, zum Schutz gegen die Willkür der Parteileidenschaften.

Aber was auf dieser Synode zu Sardika vorgieng, was, und, wie es gesprochen wurde, war so, daß die Politik des Bischofsstuhles zu Rom zu seinen Gunsten leicht mehr daraus machen konnte; und siebenzig Jahre später berief sich der römische Bischof Zosimus auf diese Beschlüsse, und zwar als wären es nicäanische Beschlüsse, durch welche dem römischen Stuhl die höchste Entscheidung übertragen worden sey.

Zuletzt sprach noch die Versammlung zu Sardika über die Häupter der kirchlichen Gegenpartei, namentlich auch über die, welche früher als Untersuchungsausschuß gegen Athanasius nach Alexandria von Tyrus aus geschickt worden waren, den Kirchenbann aus. Die Gebannten zu Philippopel aber sprachen auch ihrerseits den Bann aus über die Bischöfe Julius und Hosius und eine Reihe Anderer, und erneuerten das Absetzungsurtheil gegen Athanasius, Marcellus und Paulus von Konstantinopel.

Athanasius aber hatte während seiner Verbannung im Abendlande nicht nur die Bischöfe, sondern den Kaiser Konstans für sich ganz eingenommen, durch die ihm eigene Gewalt über die Menschen, sein feines, gewinnendes Wesen und durch die Kunst, die christliche Liebe und Begeisterung selbst zu scheinen; und Konstans drohte seinem Bruder, wenn er Athanasius nicht zurückrufe, ihn mit den Heeren und Flotten des Westens selbst nach Egypten führen zu wollen. Konstantius hatte die Gefahr, die im Osten des Reiches von den dortigen Athanasianern drohte, aus den Unruhen und Gräueln zu Konstantinopel kennen gelernt, und aus den bisherigen Bewegungen in Egypten. Die Vereinigung des Westens mit den Unzufriedenen im Osten unter seinem Bruder

Konstans konnte seinen Sturz zur Folge haben: Konstantius demüthigte sich vor Athanasius, und rief ihn zurück und alle Anhänger desselben. Er bat ihn, seinen Erzbischofsstuhl in Alexandria wieder einzunehmen. Noch dreimal ließ Athanasius den Kaiser schreiben und bitten, und erst als alle Anhänger des Athanasius wieder in ihre Ehren eingesetzt, des Athanasius und ihre Unschuld öffentlich kund gemacht, und die früheren Beschlüsse der Eusebianer gegen Athanasius aus den Staatsakten getilgt waren, reiste dieser, im Frühjahr 349, von Aquileja aus, langsam, in kleinen Tagreisen, durch Thracien, Kleinasien, Syrien, also nicht auf dem nächsten Wege zu Schiff, sondern auf dem weitesten durch das ganze oströmische Reich; ließ sich unterwegs überall, als der jetzt im kaiserlichen Gnadenschein Einherziehende, von den morgenländischen Bischöfen, seinen bisherigen Gegnern, Huldigungen darbringen, wurde in Antiochia vom Kaiser Konstantius umarmt, und zog in Alexandria ein, unter der Beleuchtung der ganzen Stadt und Feierlichkeiten, wie sie bei Kaisereinzügen zu seyn pflegten. Schon ehe er einzog, war sein Gegenbischof Gregorius daselbst in einem Volksauflauf erschlagen worden. Schon unterwegs hatte er an Orten, die außer seinem Sprengel lagen, sein Daseyn von seinen Anhängern benützen lassen, die Arianer zu vertreiben; in Egypten vertrieb er selbst alle Arianer, welche sich nicht demüthigten, förmlich Abbitte thaten, und sich unterwarfen. Zwei derselben zwang er, zwischen der Verbannung zu wählen, oder an den Bischof in Rom um Gnade zu schreiben, Alles, was sie je gegen Athanasius gethan oder geschrieben, zu widerrufen, und den Arius zu verfluchen, der ihr Lehrer gewesen war. Dieses Schreiben ist uns in den Werken des Athanasius erhalten: ist es ächt, so kennzeichnet es eben so sehr den Athanasius, als die, welche es schrieben.

Wenige Monate, und Alles hatte wieder eine andere Gestalt, durch die Ermordung des Konstans, des Gönners des Athanasius, im Jahre 350. Der Mörder, Magnentius, schickte heimlich Unterhändler nach Egypten, und einer derselben wurde sogar von Athanasius zur Besprechung zugelassen. Nachher wurde Athanasius beim Kaiser eines verrätherischen Briefwechsels mit dem Usurpator

Magnentius verdächtigt; Athanasius aber behauptete, es seyen erdichtete Briefe, böswillig geschrieben unter seinem Namen; auch habe er ja in Anwesenheit der kaiserlichen Beamten öffentliche Kirchengebete für das Wohl des Konstantius angestellt. Konstantius that, als glaube er Alles, nannte den Athanasius in Briefen an ihn „seinen theuersten Vater", und die Gerüchte über ihn boshafte Erfindungen ihrer gemeinsamen Feinde. So täuschte er den für jetzt zu schonenden Kirchenfürsten Egyptens, bis Beide, Magnentius und der Großbischof von Alexandria, nicht mehr furchtbar waren. Nach der Vernichtung des Magnentius ließ der Kaiser Konstantius seinen Unterthanen Athanasius fühlen, daß er ihm Nichts vergessen hatte. Auf der Kirchenversammlung zu Arles in Gallien im Jahre 353 erklärte der Kaiser den versammelten Bischöfen geradezu, sie haben den Erzbischof von Alexandrien zu verurtheilen; und alle Anwesenden fügten sich dem Machtspruch des Selbstherrschers, bis auf Einen, Bischof Paulinus von Trier; dafür wurde er abgesetzt und starb in der Verbannung in Phrygien. Selbst Vincentius, der Abgesandte des Bischofs von Rom, unterschrieb das Urtheil gegen Athanasius.

Neun und achtzigstes Kapitel.

Verbannung des römischen Bischofs und des Hosius.

Der römische Bischof Liberius — Julius war gestorben — mißbilligte offen den Schritt seines Gesandten, und bestimmte den Kaiser, eine neue Synode zu berufen. Der Kaiser berief eine solche nach Mailand im Jahre 355. Auf dieser waren zwar nur wenige Morgenländer und gegen dreihundert abendländische Bischöfe; aber geleitet wurde sie von jenen beiden Priestern, jenen Arianern, welche Athanasius vor sechs Jahren gezwungen hatte, um Gnade zu bitten und Arius zu verfluchen: diese beiden Bischöfe, Ursatius und Valens, hatten schon im Jahr darauf jenes Schreiben als ein erzwungenes widerrufen, und leiteten jetzt das

Gericht über Athanasius. Die Gegenpartei suchte durch geheime Aufwieglung des mailändischen Volkes die Arianer einzuschüchtern. Auf diese Volksbewegung hin verlegte der Kaiser die Sitzungen der Kirchenversammlung aus der Hauptkirche Mailands in den kaiserlichen Palast und unter den Schutz der kaiserlichen Garden.

Hinter einem Vorhang saß hier der Kaiser und hörte den Verhandlungen zu. Ein Aktenstück wurde hier der Versammlung vorgelegt, das mit der Verdammung des Athanasius schloß, und es wurde beantragt, dasselbe ohne Besprechung zu unterschreiben; denn es sey vom Kaiser, es sey ihm im Traume durch Gott geoffenbart worden, und die Siege, welche ihm der Höchste über alle seine Feinde verliehen habe, sprechen kräftig dafür, daß es Gott so wolle. Die Anhänger des Bischofs zu Rom, der abermals nicht persönlich erschienen war, waren eben so kühn als eifrig, die Annahme dieses Aktenstücks zu hintertreiben. Da trat der Kaiser persönlich in die Verhandlungen ein. Er selbst sey Ankläger des Athanasius, sagte er, und um seinetwillen sollen die Anwesenden den Aussagen des Valens gegen Athanasius Glauben schenken. Einige Bischöfe wagten die Einwendung, es sey gegen Recht und Brauch der Kirche, daß einer abwesend und ungehört verdammt werde. Denen ins Angesicht entgegnete der Kaiser: „Was Ich will, das ist Gesetz der Kirche. Auch widerstreben die Morgenländer meinen Befehlen nie; die Abendländer haben diesem Beispiele zu folgen, oder muß ich die Ungehorsamen verbannen."

Blicken, Geberden und Worten gegenüber, die sich aus der betroffenen Versammlung kund gaben, legte der Kaiser die Hand ans Schwert. Einige bedrohte er mit dem Tode. Darauf folgte allgemeines Verstummen. Alle unterschrieben das Verdammungsurtheil des Athanasius; nur Lucifer, der Bischof von Kagliari in Sardinien, nicht, der kühnste Sprecher; und vier Andere folgten seinem Beispiele. Lucifer wurde nach Syrien verbannt; ebenso die vier Anderen, Bischof Eusebius von Vercellä nach Scythien; Bischof Dionysius von Mailand nach Kappadocien; der Diakon Hilarius und der Presbyter Pankratius, des römischen Bischofs Abgesandte, wurden ebenfalls verbannt.

Der Despot versuchte nun auch, die abwesenden Bischöfe zur Unterschrift der Verdammung des Athanasius zu zwingen. Durch Staatsboten wurde ihre Unterschrift abgeholt. Sie unterschrieben. Nicht aber unterschrieb der römische Bischof Liberius, nicht Hosius von Cordova; ein paar Andere auch nicht.

Auf die Weigerung des Liberius wurde er unter Entfaltung einer großen militärischen Macht um Mitternacht von Soldaten aus seiner Wohnung in Rom geholt und nach Mailand geschleppt. „Weil du," sprach der Kaiser zu ihm, „ein Christ bist, und Bischof meiner Stadt, habe ich dich rufen lassen, und fordere dich auf, die wahnsinnige Gemeinschaft mit dem Bösewicht Athanasius aufzugeben. Die allgemeine Stimme hat gegen ihn entschieden, und durch den Beschluß der Kirchenversammlung ist er aus der christlichen Kirche ausgestoßen." Liberius erwiderte, abwesend und ungehört sey der Beklagte verurtheilt worden. Dieses von einigen Bischöfen gegen Athanasius ausgesprochene Urtheil könne er schon darum nicht billigen. Es scheine ihm, als ob die, welche den Oberhirten von Alexandria verdammt haben, mehr die Geschenke des Kaisers und seine Gunst im Auge haben, als die Ehre Gottes.

Rede und Gegenrede fiel, und der Kaiser brach endlich los: Athanasius sey ihm in den Tod verhaßt. Dieser stolze Priester habe einst seinen Bruder Konstans gegen ihn aufgehetzt, und einem Bruder- und Bürgerkrieg habe er, Konstantius, nur durch übergroße Mäßigung vorgebeugt. „Wahrlich," rief der Kaiser aus, „mir liegt mehr an der Züchtigung dieses Uebermüthigen, als am Siege über Magnentius."

Fühle der Kaiser, erwiderte Liberius, solchen Rachetrieb gegen Athanasius, so möge er sich zu Werkzeugen seiner Leidenschaft wenigstens nicht die Bischöfe ausersehen; denn diese seyen zum Segnen und nicht zum Fluchen eingesetzt.

Drei Tage Bedenkzeit gönnte der Kaiser dem römischen Bischofe zur Wahl zwischen der Unterschrift oder der Verbannung. Liberius unterschrieb nicht und wurde nach Beröa in Thracien abgeführt, bewundert von Allen; selbst der Kaiser, widerwillig, konnte ihm Achtung nicht versagen.

Er bot dem verbannten Bischof Reisegeld an. Liberius wies es mit den Worten zurück, der Kaiser werde das Geld besser für seine Soldaten und seine Bischöfe brauchen können. Der „verschnittene" Eusebius — es war die Blüthezeit der Verschnittenen längst angebrochen — war damals der oberste Kämmerer und geheimster Rath des Kaisers. Durch den war das Anerbieten geschehen. Durch ihn ließ zum zweiten Mal der Kaiser dem Großbischofe eine bedeutende Geldsumme senden. Liberius wies den Höfling abermals also ab: „Du hast die Heidentempel des ganzen Reiches geplündert, und willst nun mir, wie einem Verbrecher, Almosen schenken? Gehe hin und werde erst ein Christ."

Der Kaiserhof setzte die Wahl des römischen Diakons Felix an das Bisthum in Rom durch, aber die Mehrheit der Gemeinde blieb dem verbannten Liberius treu und in stetem Verkehr mit ihm.

Auch Hosius von Cordova wurde an den Kaiserhof geholt, verweigerte die Unterschrift, und wurde im Frieden wieder nach Spanien entlassen. Vor dem fast hundertjährigen Greise wandelte den Kaiser eine Scheu an.

Die Hofpartei aber, die Arianer, ruhten nicht, Staatsboten und Handschreiben nothzüchteten den Greis zur Unterschrift; er blieb standhaft und schrieb dem Kaiser: „Ich bin Bekenner gewesen, als dein Großvater Maximian die Kirche verfolgte. Wenn auch du mich verfolgen willst, so bin ich jetzt noch, wie damals, bereit, lieber Alles zu erdulden, als unschuldiges Blut auf mich zu laden und die Wahrheit zu verrathen. Ich kann dich nicht loben, wenn du Solches schreibst und drohst. Laß ab hievon, stimme nicht mit Arius, höre die Morgenländer nicht, und hüte dich vor Ursacius und Valens. Denn was sie auch vorbringen, nicht wegen des Athanasius, sondern wegen ihrer eigenen Ketzerei behaupten sie es."

Hosius, trotz seiner nahezu hundert Jahre, wurde aus Spanien geholt, und nach Sirmium in die Verbannung geführt. Das that Kaiser Konstantius, der Sohn Konstantins des Großen, an dem Manne, der so lange seines Vaters geheimster Rath gewesen und ihm zum Sieg und zur Alleinherrschaft mitgeholfen

hatte. So dankte ihm der Sohn; aber ganz unverdient war das Schicksal des Hosius nicht. Auch darin zeigt sich eine höhere Hand, die schon auf Erden straft. Nicht jetzt, aber vorher hatte das Hosius verschuldet; nicht am Kaiserhaus, aber an Anderen, und an der Christenheit wie am Christenthum.

Lucifer benützte seine Verbannung zu Schriften gegen den Kaiser. In diesen schalt er ihn einen Antichrist und Satansknecht, einen Empörer gegen Gott und seinen heiligen Willen. „Wie kannst du," sagt er in einer derselben, „dir herausnehmen, über die Bischöfe richten zu wollen, da du ihnen Gehorsam schuldig bist, und, sofern du diesen nicht leistest, den Tod verdienst. Verhängt ja das göttliche Gesetz die Todesstrafe über Jeden, der aus Hochmuth den Dienern des Himmels nicht folgen will."

Lucifer schickte diese Schriften dem Kaiser selbst zu. Wahrscheinlich wurden sie weder von ihm noch von Anderen gelesen. Ungestraft jedenfalls blieb dafür Lucifer. Er schien unschädlich.

Dagegen wurde Hilarius, der Bischof des heutigen Poitiers, im Jahre 356 nach Phrygien verbannt, nachdem er auf einer Bischofsversammlung zu Beziers als Ketzer erklärt worden war. Hilarius gehört zu den ausgezeichnetsten Kirchenlehrern des Abendlandes in diesem Jahrhundert; erwachsen schon war er, als er Christ wurde. Seine hohe Geistesbildung erhielt ihn lange unberührt von den dogmatischen Zänkereien der Zeit, und immer über dieselben erhaben. Gegen die Verfolgungen wegen abweichender Ansichten über das Dogma hatte er eine Eingabe an den Kaiser gemacht, worin er religiöse Duldung und die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate verlangte. „Es gibt," sagte er darin, „kein anderes Mittel, die Zerrissenheit der Kirche zu heilen, als das, daß der Zwang in religiösen Dingen aufhört, und man Jedem gestattet, nach seiner Ueberzeugung zu leben. Möge daher die kaiserliche Gnade den Gemeinden erlauben, die Männer ihrer Wahl zu Bischöfen zu haben, von solchen die Sakramente zu empfangen, und mit ihnen für das Wohl des Kaisers zu beten."

So ein fester und klarer Charakter war dem Kaiser und der Hofpartei unangenehm. Der mußte zum Ketzer gestempelt

werden, und auf der Bischofsversammlung zu Beziers fand der Hof willige Werkzeuge genug dazu.

Jetzt erst kam der Vollzug des Sturzes an Athanasius. Athanasius hatte sich bei Zeiten nach Widerstandsmitteln umgesehen, vor Allem auch nach Bundesgenossen. Zu den letzteren gehörte namentlich der heilige Antonius und andere Einsiedler der Wüste. Das Mönchthum war bereits eine Macht geworden.

Neunzigstes Kapitel.

Anfänge der Möncherei. Paulus von Theben. Der heilige Antonius.

Der Kirchengeschichtschreiber Spittler hat gesagt: „Die Mönche waren ihrer Zeit so furchtbar, als weiland die Strelitzen in Rußland. Die orientalischen Mönche waren nicht viel besser als ein Freicorps, das sich bald von Diesem, bald von einem Anderen brauchen ließ, das wie jede aufrührerische Partei vorzüglich durch seine Menge und Kühnheit bedeutend ist, und alsdann fast allein auch dadurch dem Volke seinen Fanatismus mitzutheilen weiß.“

Athanasius war der Erste, der diese neue Macht für sich zu benützen versuchte.

Elias und der Täufer Johannes hatten in der Wüste als Einsiedler gelebt. Einsiedlerisch lebten die Therapeuten. Auch der indische Buddaismus hatte seine Einsiedler. Vorbilder waren also da. Schon seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts hatte die vorchristliche Ascese und Beschauung des Morgenlandes in das Christenthum sich eingeschlichen. Das Mönchsthum ist etwas von Außen herein in das Christenthum Gekommenes.

War aber einmal es als christlich angenommen, daß man mit der Welt brechen müsse, so war es von da nicht mehr weit dazu, sich ganz aus der Welt zurückzuziehen. Der Drang zur

Selbstverläugnung und zum Bruch mit der Welt einerseits, und die Glaubensverfolgungen andererseits unter den heidnischen Kaisern waren die ersten Anlässe, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, als Anachoreten, Eremiten, Mönche zu leben. Diese drei Ausdrücke bezeichnen Ein und Dasselbe, das Einsiedlerleben. Besonders wegen der blutigen Verfolgungen unter Decius flüchteten Viele in die Einsamkeit der Wüste, theils der Sicherheit wegen, theils um ferne von der verderbten Welt, unter Gebet, Entbehrung und Entsagung die Heiligung zu erlangen.

Der erste christliche Einsiedler, der sich einen Namen machte, ist Paulus von Theben in Egypten. Neunzig Jahre lang lebte er in der Wüste, von seinen Zeitgenossen längst vergessen, seit der Verfolgung des Decius. Eine Höhle war seine Wohnung; eine Palme gab ihm Nahrung, Schatten und Kleidung. Kein Mensch wußte mehr etwas von ihm, bis im Jahre 340 der heilige Antonius ihn fand, als er eben verschieden war: da lehnte noch die Leiche in betender Stellung.

Die diokletianische Verfolgung führte wieder Manche in die Einsamkeit der Wüste. Nicht aber Verfolgung war es, was den Jüngling Antonius dahin trieb. Geboren zu Coma in Egypten, von koptischen Eltern, im achtzehnten Jahre verwaist und Herr eines bedeutenden Vermögens, mit der Neigung seines Vaterlandes zum beschaulichen Leben, trat der Jüngling einst in eine Kirche, und es wurde gerade die Erzählung vom reichen Jüngling vorgelesen. Das ergriff ihn so, daß er darin eine Gottesstimme an sich sah, und seine Güter an die Armen vertheilte, bis auf Weniges, das er für seinen und seiner Schwester Unterhalt behielt. Ein anderes Mal besuchte er wieder das Gotteshaus. Da handelte es von den Worten Jesu: „Sorget nicht für den anderen Tag.“ Diese Worte machten wieder einen solchen Eindruck auf ihn, daß er seine Schwester einem Vereine frommer Jungfrauen übergab, und das Letzte, was er hatte, an die Armen schenkte.

Zuerst wohnte er als Ascet vor dem von ihm hingegebenen elterlichen Hause in einer selbstgebauten Zelle, und nährte sich von seiner Hände Arbeit durch Korbflechten; den Ueberschuß seines Ver-

dienstes gab er den Armen. Wo er hörte von frommen Asceten, begab er sich zu denselben, um von ihnen zu lernen, wie man sich selbst überwinde und heilig werde. Sich selbst legte er jede Art von Entbehrung auf. Aber gerade das Widernatürliche dieser Kasteiung, gegen welche die Natur und die Jugend des feurigen Jünglings sich auflehnten, rief furchtbare innere Kämpfe in ihm hervor. In der Reue über seine erwählte Lebensweise, über die Hingabe seiner Schwester an fremde Leute und über die Wegwerfung seines Erbguts sah er Einflüsterungen und Versuchungen satanischer Mächte, besonders auch in den Gedanken, welch ein freudenvolles Leben er haben könnte als Gatte und Vater, Freuden, die er täglich an Anderen in seinem Wohnort vor Augen sah.

Dem zu entgehen, begab er sich in eine entfernte Felsenhöhle, die als Begräbnißplatz diente. Viele Jahre hielt er sich hier auf. Die inneren Kämpfe und unablässiges Fasten warfen ihn so dahin, daß er außer sich kam und in den Wahn verfiel, die bösen Geister haben ihn körperlich mißhandelt. So fanden ihn Leute seines Heimathortes eines Tages bewußtlos auf der Erde liegen und trugen ihn in ihre Wohnung. Nachdem er geheilt war, zog er sich auf die Ruine eines alten Bergschlosses zurück. Da lebte er zwanzig Jahre als Einsiedler, bis sich seine Seelenstimmungen und Seelenkämpfe allmählig abklärten, und die trübe Gährung, in welcher sein Geist so lange gewesen, einer christlichen Klarheit wich, der Klarheit der Erfahrung.

Der scharfsinnige Menschenkenner Spittler macht über die von aller menschlichen Gesellschaft Losgerissenen und in Einöden sich Flüchtenden die Bemerkung: „Der Mensch, welchen weise Abwechslung von Einsamkeit und Gesellschaft bildet, wird in der Einöde zum Thier und die heiligen Anachoreten des Morgenlandes beschleunigten diese Verwandlung, weil sie sich wenigstens den Teufel zum Gesellschafter in die Einöde mitnahmen."

Nicht ganz so ging es dem Antonius. Der furchtbare Kampf mit seinem eigenen Selbst erschien zwar auch ihm als ein Kampf gegen den Satan, der ihn bald als ein reizendes Weib, bald in Gestalt von allerlei Bestien und Ungethümen ängstigte. Erst seine Wieder-

annäherung an das Leben heilte ihn. Zur Zeit der diokletianischen Verfolgung kam das Gerücht davon auch ihm zu Ohren. Da kam er hervor aus seiner Einsamkeit, als Galerius und Maximin im Jahre 311 die Christen des Morgenlandes quälten. Er kam mit mehreren anderen Mönchen nach Alexandria, um den Rath- und Trostbedürftigen beizustehen. Wie staunten sie ihn an, den Mann der Wüste, die Leute der üppigen Hauptstadt! Der Mann, der in der Einöde des Gebirgs von Quellwasser und Dattelbäumen gelebt hatte, brachte jetzt in sich die Kraft, zu trösten und zu stärken; und während auf Maximins Drohungen die mit ihm gekommenen Mönche entflohen oder sich verbargen, durchwanderte er furchtlos die Stadt, stärkte die Bekenner vor Gericht, diente den Gefangenen, tröstete die Häuser, in welche der Märtyrertod gegriffen hatte. So offen er umgieng, kein Scherge des Tyrannen wagte ihn anzutasten, der Tyrann selbst nicht an ihm sein Stadtverbot zu vollziehen, an ihm, welchen Christen und Heiden anstaunten, voll Ehrfurcht, als den, welcher Nichts auf Erden fürchtete, weil er die Krone des Himmels zu erwerben jeden Augenblick bereit war in himmlischschöner Thätigkeit auf Erden.

Der Dienst des größten Königs, sagt sein Lobredner von ihm, ließ ihn sich erhaben fühlen über alle Schrecknisse irdischer Könige, wie über alle Gunst derselben. Gelehrt war er nicht; er und seine Richtung waren sogar ein Gegenwirken gegen die griechische Gelahrtheit, gegen die Schul- und Stubenweisheit, gegen die Sylbenstecherei und Bücherthеologen. „In wem die Vernunft gesund ist, dem ist die Büchergelehrsamkeit nicht nöthig", war sein Ausspruch. Geist hatte er, einen reichen, tiefen und klaren, einen originellen Geist. Ein Mystiker war er, aber einer, der sich mehr in die Natur, als in das eigene Innere beschaulich versenkte. Weit weg von der Unnatur und der Verderbtheit der Menschen in seinem Zeitalter, ging ihm Gott, wie in der Bibel, so in der äußeren Natur, in der von Menschen nicht entweihten Schöpfung auf. Auf die Frage, wie er es aushalten könne, so ganz ohne Bücher zu leben, antwortete er: „Mein Buch ist die ganze Schöpfung; dieses Buch liegt offen vor mir

da, und ich kann in demselben, wann ich will, das Wort Gottes lesen." Phantast und Schwärmer war er nicht, wohl aber voll Demuth. „Das ist, sagte er, das große Werk des Menschen, daß er seine Schuld vor Gott auf sich nehme und bis zum letzten Athemzug Versuchungen erwarte." Ebenso war es eine Loosung von ihm: „Vertraue nicht auf deine Gerechtigkeit!" Viele Nächte durchwachte er, aß nur Brod und Salz, oft erst am dritten Tag, und auch das nur mit einer gewissen Verschämtheit darüber, daß ein unsterblicher Geist Solches bedürfe.

Seit seinem Wirken mitten unter der Christenverfolgung in Alexandria verbreitete sich sein Ruf als eines Heiligen. Schaaren von Menschen aus allen Ständen und Geschlechtern, von weiter Ferne her, wallfahrteten zu ihm, als er zu seiner Bergeseinöde, seiner Quelle und seinen Dattelbäumen zurückgekehrt war: sie wollten ihm theils ihre Verehrung darbringen, theils seinen geistlichen Rath sich erbitten, theils Streitigkeiten durch ihn schlichten lassen, theils Trost und Frieden bei ihm suchen. Widersacher gingen versöhnt von ihm weg, Trauernde getröstet. Er wurde der von Gott gegebene Arzt Aegyptens im Leiblichen und im Geistigen genannt. Man erzählte sich, wie sein Gebet leibliche Krankheiten geheilt, Dämonen ausgetrieben habe; er selbst aber wies stets auf Christus hin, als den alleinigen Wunderthäter.

Selbst Konstantin der Große und seine Söhne Konstans und Konstantius bezeigten ihm in Briefen ihre Verehrung, wie einem Vater. Diese Huld der Großen der Welt berührte aber ihn nicht. Er wollte die empfangenen Schreiben sich Anfangs gar nicht vorlesen lassen, und in seiner Antwort wünschte er ihnen Glück nicht dazu, daß sie Kaiser, sondern daß sie Christen seyen, und ermahnte sie, ihre irdische Macht und Herrlichkeit nicht für etwas Hohes zu halten, und niemals zu vergessen, daß Christus der einzige wahre König, der ewige König sey. Die Pflichten der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, der Fürsorge für die Armen seyen vorzugsweise Fürstenpflichten.

So abgestorben für Hofgunst war Antonius, ein schönes Gegenstück gegen die Priester seiner Zeit, die größtentheils nichts Höheres kannten, als Weltehre, Fürstengunst und Einfluß am

Hof und in der Welt. In der herrlichen Einsamkeit seines Einsiedlerlebens, im Schooſe der Natur, sagte Antonius, sey ihm offenbart worden, wo einer lebe, vollkommener als er.

Sein Beispiel zog ihm viele Gleichgesinnte nach in die Wüste, die sich in seiner Umgebung ansiedelten. Ihre abgesonderten Wohnplätze hießen „Lauren", d. h. Einsiedlergassen. Daher wohl so manche Namen von Orten, welche Laureakum, Lorch, Lorsch heißen, weil der Kern der Ansiedlung ein Kloster war. Er wurde ihr geistlicher Pfleger und Führer, nach seiner Anleitung lagen sie dem Gebet und der Naturbetrachtung, aber zugleich fleißiger Handarbeit ob, zu ihrem Unterhalt und zur Unterstützung der Bedürftigen in der Welt.

In den letzten Jahren seines Lebens trieb es ihn, der Verehrung der zu ihm Wallfahrenden und den Störungen durch sie zu entgehen. Er flüchtete sich tiefer hinein in die Einöden der großen Wüste, und baute da sein Brod selbst. Hundert und fünf Jahre alt war er, als er zwei seiner Lieblingsschüler, die in letzter Zeit unzertrennlich mit ihm lebten, Amatus und Makarius, mit sich nahm, und auf sie gestützt in die wildeste Einöde hineinging. Er fühlte die Nähe des Todes. Hier im Schweigen der Wildniß, starb er in ihren Armen im Jahre 356, und sie begruben ihn hier. Zuvor hatte er sie beschworen, Niemand die Stätte zu sagen, wo seine Leiche ruhe. Er wollte der Verehrung vorbeugen, welche die Christen schon damals mit menschlichen Ueberresten trieben.

Das Vorbild des Antonius, den er besuchte, und bei dem er mehrere Monate verweilte, bestimmte den Hilarion in der Wüste von Gaza in Palästina, Einsiedlervereine zu stiften; von Palästina breitete sich das Mönchthum bald über ganz Syrien aus, und Eustathius verpflanzte es nach Armenien und Pontus. Amun gründete auf dem nitrischen Berge, zwanzig Meilen von Alexandria, unweit des Sees Möris einen Einsiedlerverein. Andere Einsiedler unter der Leitung des älteren Makarius bevölkerten die sketische Wüste mit Einsiedlerhütten. Diese Alle wohnten jeder für sich in einer Zelle, näher oder ferner von einander. Pachomius erst war es, der das erste Kloster gründete zu.

Tabennä, einer Nilinsel. Pachomius war ein Kopte, Kriegsmann gewesen, hatte im Kriegsdienst Christen und Christenthum kennen gelernt, war Christ geworden und hatte zwölf Jahre als Einsiedler in der Wüste gelebt. Dann begann er zu Tabennä in Oberägypten einen gemeinschaftlichen Bau für Mönche aufzuführen, ein regelmäßiges Kloster. Während die Einsiedlerhütten in der Wüste fortdauerten, begann das eigentliche Mönchsleben, in der Nähe der Menschen, in Klostergebäuden, worin Viele nach einer strengen Regel zusammenlebten. Mit zehn Mönchen fing Pachomius sein Kloster an, dreizehnhundert waren darin bei seinem Tode, und siebentausend in den Nebenklöstern, die er auf anderen Punkten gegründet und beaufsichtigt hatte. Hundert Jahre nachher zählte man in Aegypten schon fünfzigtausend Mönche in vielen Klöstern. Gebet und Arbeit, nämlich Feldbau, Korb- und Teppichflechten und andere Handarbeiten, waren die Beschäftigung, welche die Regel des Pachomius vorschrieb. Der Ueberschuß des gemeinsamen Erwerbs, den ein Hausverwalter zusammenhielt, wurde zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Die Aufzunehmenden mußten vorher eine dreijährige Probezeit bestehen. Schweres legte die Klosterregel nicht auf. An der Spitze jedes Klosters stand ein Vorsteher (Abbas genannt, d. h. Vater). Eine Ringmauer umschloß das Kloster. In jeder Zelle wohnten drei Mönche. Alle hatten die gleiche Kleidung, einen Leibrock von grober Leinwand, den ein Gürtel zusammenhielt, einen Schaafpelz über die Schultern und eine wollene Kappe, die das Haupt verhüllte. Bald waren in den Klöstern alle Arten stiller friedlicher Handwerke im Betrieb. Um das Jahr 400 fanden sich in einem Kloster, das zu dem Verein von Tabennä gehörte, unter dreihundert Mönchen fünfzehn Schneider, sieben Schmiede, vier Zimmerleute, zwölf Kameeltreiber, fünfzehn Walker. Selbst der Schiffbau wurde von den Mönchen betrieben. Das Essen war gemeinschaftlich in einem Speisesaal, Stillschweigen während des Essens Pflicht. Essen und trinken aber durfte Jeder nach seinen Bedürfnissen. Strenger Gehorsam band jeden Mönch an den Vorsteher seines Klosters; ebenso die Vorsteher der einzelnen Klöster an den Vorstand des ganzen Vereins, an

den Abt des Mutterklosters. Ebenso waren die Verwalter der einzelnen Klöster zur Rechenschaft und zur Befehlempfangnahme dem Verwalter des Hauptklosters und dessen Abt verpflichtet. Alle Brüder kamen jedes Jahr zur Osterfeier im Hauptkloster zusammen.

Auch Nonnenklöster entstanden unter der Leitung des Pachomius. Das koptische Wort Nueneh bedeutet Einen, welcher der Welt entsagt und der Beschaulichkeit sich geweiht hat: daher der Name Nonnen. Die Regel dieser Nonnenklöster war ziemlich die gleiche wie der Mönchsklöster. Die Vorsteherin hieß Amma, d. h. Mutter.

So wurde Aegypten die Schule des Mönchsthums für das Morgen- und Abendland. Die Einsiedlervereine bei Gaza und sonst in Palästina und Syrien verwandelten sich schnell in Klöster. Pachomius starb 348; Hilarion 372. Bald war das Morgen- und Abendland mit Klöstern bedeckt, so sehr, daß „Städte einsam und Wüsten bevölkert wurden." Das Mönchsleben wurde gepriesen als ein Leben höherer Art, und die Mönchsbeschaulichkeit hieß jetzt „die göttliche Philosophie." Aber ein besseres Leben auch in anderem Sinne war das Mönchsleben. Der unerschwingliche Steuerdruck des weltlichen Despotismus durfte die Klostermauer nicht überschreiten. Und wie Manche in die Einsamkeit der Wüste gingen vor den Pressern, so zogen sich jetzt Viele hinter die Klostermauern zurück. Die Mehrzahl waren aber doch Solche, welche der Welt absagen wollten, und hinter Klostermauern der Sinnlichkeit abzusterben und allein Gott und göttlichen Dingen zu leben hofften. So wenig, als in der Einsamkeit der Wüste, überwand sich innerhalb der Klostermauern das Fleisch mit seinen Lüsten, und die Welt mit ihren Reizen und Lockungen wirkte auf Manchen in der Zurückgezogenheit nur noch stärker. Ja die Versuchungen und Kämpfe wurden so groß bei Einzelnen gerade unter den Selbstpeinigungen und unter der religiösen Ueberreizung, daß sie im Selbstmord oder im Wahnsinn endeten, oder daß die Unterdrückung der natürlichen Triebe in unnatürliche Leidenschaften und Sünden umschlug. Noch zwar war der Rückzug in die Welt aus den Klosternmauern nicht ab-

geschnitten, aber doch schon erschwert, mit Kirchenbußen bedroht, und kein Halbjahrhundert verging seit der Stiftung der Klöster, so drängte sich schon der unchristliche Wahnsinn, als Ansicht eines Basilius und anderer Kirchenlehrer, vor, eine Jungfrau, die sich Gott gelobt habe, könne nicht mehr sich verehelichen, ein solcher Bund sey nicht blos ehebrecherisch, sondern auch nichtig; so sehr auch noch angesehene Kirchenlehrer widersprachen.

Priester waren die Mönche an und für sich nicht; nur die Aebte empfingen gewöhnlich die Priesterweihe. Zuerst waren die Klöster nur Laienvereine. Bald aber entwickelten sie sich unter der berechnenden Staatsklugheit der Priesterschaft zu Pflanzschulen der Priesterschaft.

Es ist hier noch nicht der Ort, von dem Segen zu reden, der auch von den Klöstern ausging, von den Zufluchtsstätten, welche sie Bedrückten und Verfolgten gewährten, von den Wohlthätigkeitsanstalten, welche sie für Arme und Kranke waren, von der Thätigkeit für die Wissenschaft, deren Licht sie bewahrten, daß die neue Zeit sich daran entzünden und erleuchten konnte. Zunächst sind es die morgenländischen Klöster hier, die in Betracht kommen, und deren Mönche wie eine kirchliche Militärmacht in den öffentlichen Angelegenheiten sich geltend zu machen anfingen. Die Großbischöfe wußten mit schnellem Blick die ihnen zuwachsende neue Macht zu erkennen, die in dem Mönchthum lag. Bald zeigte sich, daß Niemand geschickter war, die christliche Masse zu fanatisiren gegen die Tempel und Gottesdienste der Heiden: Mönchsfanatismus war immer vorn daran bei der Zerstörung heidnischer Tempel. Die große Zahl der Klöster und die schnell bis zum Ungeheuren anwachsende Zahl der Mönche darin, durch die ganze morgenländische Christenheit hin, wurden schnell eine massenhafte Macht, von großem Einfluß auf das Volk und bedrohlich für die Obrigkeiten, selbst für die höchste Staatsregierung. Blitzschnell bemächtigten sich Großbischöfe und Bischöfe der Mönche als Parteigänger für ihre persönlichen Zwecke, nicht blos gegen Heiden oder Ketzer, sondern gegen Kaiser und Reich, gegen Despotismus wie gegen Gesetz.

Der Herrschsucht des Kirchenfürstenthums war in der That

das zugewachsen, was man ein Heer heißt. Schon im Jahre 365 war ein kaiserliches Gesetz nöthig, Diejenigen mit Gewalt aus den Klöstern zu schleppen, welche blos darum in dieselben sich begeben, um den Kriegs- und Frohndiensten, den Steuern und Abgaben sich zu entziehen. Manche zum Militärdienst tüchtige Faust war ins Kloster geflohen, und blieb darin, von Anfang an; auch waren es meist Leute aus den niedrigsten Lebensverhältnissen, ungebildet und roh. Um so leichter konnten sie von der Herrsch- und Parteisucht der Bischöfe als Parteigänger gewonnen, fanatisirt, und als Werkzeuge gebraucht werden, die Volksmasse aufzureizen, und deren Führer werden zu Allem, was ein Bischof wollte.

Zwar fehlte es auch in Aegypten, Arabien und Kleinasien nicht ganz an Männern, welche in den Klöstern wissenschaftliche und literarische Thätigkeit pflegten und diese Mönchsvereine zu Unterrichts- und Bildungsanstalten zu machen bemüht waren, wie Basilius, Isidor von Pelusium und Nilus. Aber der eigentliche Ruhm davon gehört dem Abendlande, und die große Mehrzahl der morgenländischen Mönche war der zuvor geschilderten Art. In Mesopotamien schwärmten sogar Mönchshaufen herum, die halbverwildert anzusehen waren und sich nur von Kräutern und Wurzeln nährten, wie Ochsen und Schafe weideten, und „Bosken" hießen.

Athanasius, der Großbischof von Alexandria, setzte sich in enge Verbindung mit den Häuptern der Einsiedlervereine wie mit den Klostervorstehern: er hatte auf den ersten Blick die Bedeutung des Mönchthums für das Kirchenfürstenthum gewürdigt.

Ein und neunzigstes Kapitel.

Fortdauer der Intriken und Kämpfe über das Dogma.

Gerade ein Jahr vor seinem Tode war es, im Jahre 355, als der heilige Antonius auf den Ruf des Athanasius zum letzten Mal aus seiner Einöde hervorkam. Bei seiner Erscheinung in Alexandria kam die ganze Stadt in Bewegung. Wo sich der über hundert Jahre alte Einsiedler auf den Straßen zeigte, wurde er haufenweise angestaunt von Heiden wie von Christen, und Kranke drängten sich hinzu, sein Gewand zu berühren, im Glauben, dadurch geheilt zu werden. Selbst heidnische Priester gingen in die Kirchen, um den Heiligen zu sehen, und es sollen in den wenigen Tagen seines Aufenthalts in Alexandria Tausende von Heiden bekehrt worden seyn.

Das war ein Mann Gottes in den Augen des Volkes, dessen Wort dem Athanasius die Volksmassen fest verbinden mußte. Und in den Straßen wie in den Kirchen erklärte Antonius dem andachtsvoll ihm lauschenden Volke, Athanasius sey ein wahrhaft apostolischer Mann, die Arianer aber seyen Feinde Gottes und der Wahrheit.

Diese Bewegung ließ die Hofpartei verrauschen, ohne etwas gegen Athanasius zu thun; ja Konstantius selbst verstellte sich so sehr gegen den gefürchteten Kirchenfürsten Egyptens, daß er zu einer und derselben Zeit ihn durch Schutz verheißende kaiserliche Handschreiben sicher zu machen suchte, und seinem Oberbefehlshaber Syrianus geheime Befehle gab, den Erzbischof aus Alexandria zu bringen. Es war an einem der in den Monat Februar fallenden Feste, und zwar am Vorabend, der nach der Sitte tief in die Nacht hinein mit Gottesdienst in allen Kirchen gefeiert wurde: Athanasius hatte, umgeben von seiner ganzen Geistlichkeit, den feierlichen Zug in die Hauptkirche gemacht, und im Chore seinen Stuhl eingenommen. Die Kirche war übervoll von Gläubigen. Auf des Erzbischofs Gebot stimmten die Geistlichen den hundert sechs und dreißigsten Psalm an. Der drei

und zwanzigste und vier und zwanzigste Vers lautet: „Denn er gedachte an uns, da wir unterdrückt waren; und erlösete uns von unseren Feinden." Und der Refrain jedes Verses lautet: „Denn seine Güte währet ewiglich." Die Wahl dieses Psalms deutet darauf, daß Athanasius sicher war. Es war ja ein Danklied für erfolgte Rettung. Während die Geistlichkeit den Psalm absang, und das Volk am Schlusse jeden Verses mit dem Refrain einfiel: „Denn seine Güte währet ewiglich" — wurde außen die Kirche durch fünftausend Bewaffnete umstellt. Plötzlich ertönten durch die Nacht die Trompeten, Pfeile flogen unter die Gläubigen, Soldaten stürzten mit bloßen Schwertern herein; die andächtige Versammlung stob auseinander nach allen Seiten hin in fürchterlichem Gedräng.

Athanasius blieb Anfangs unter dem Gewühl ruhig auf seinem Stuhle, bis ihn ein Haufen Mönche in die Mitte nahm und ihn mit sich hinausriß. Draußen im Gedränge wurde er zu Boden geworfen, halbtodt weggetragen, und erreichte glücklich die Mönchswohnungen in der Wüste.

Es war eine Schreckensnacht für alle Athanasianer. Was von Anhängern des Athanasius unter der Geistlichkeit nicht verjagt wurde, wurde eingekerkert. Einzelne Geistliche wurden gegeißelt, einzelne sogar ermordet. Auf den Stuhl des verjagten Erzbischofs wurde von der siegenden Partei der Arianer Georgius, ein Kappadocier, gesetzt.

Die Rache des Kaisers Konstantius ruhte aber nicht. Der verhaßte Kirchenfürst, der ihm solche Demüthigungen angethan, sollte vernichtet werden. Die kaiserlichen Soldaten wurden in ewige Bewegung gesetzt, ihn aufzuspüren, schwerste Strafen Jedem angedroht, der den Verfolgten aufnehme oder seinen Aufenthalt verheimliche.

Da bewährte sich, welche Macht für die Kirche im Mönchthum lag. Unerschütterlich treu und hartnäckig erwiesen sich die egyptischen Mönche den kaiserlichen Befehlshabern und Legionen gegenüber. Manche ließen sich lieber zusammenhauen, als daß sie verrathen hätten, wo sich Athanasius verberge. Wie man vom Hauptkloster zu Tabennä aus Streifschaaren von Soldaten

von Ferne ansichtig wurde, stieß der Wächter in das große Horn des Klosters, und durch die ganze weite Landschaft hin erhoben sich Tausende von Mönchen auf das Hornsignal, zum Dienste des verfolgten Erzbischofs, und geleiteten ihn von Berg zu Berg, von Kloster zu Kloster. So kamen die Verfolger immer zu spät. Längere Zeit hatten die Mönche ihn den Nil hinauf geflüchtet, bis an die südlichste Gränze Egyptens. Da lebte er, nur von einigen Mönchen umgeben. Die waren seine Wächter, seine Geheimschreiber, seine Boten. Von Zeit zu Zeit wagte er sich, um seinen Anhang in der Ausdauer zu stärken, verkleidet nach Alexandria hinein und an andere Orte, öfters mit großer Lebensgefahr. Auf einem solchen Wagniß mußte er sich einmal, weil die Häscher ihm auf der Spur waren, in einem ausgetrockneten Brunnen verbergen. Um das Geheimniß wußte nur der Besitzer des nahen Hauses, der ein Anhänger von ihm war, und eine Sklavin, die ihm das Essen brachte; denn längere Zeit war die Tiefe des Brunnens sein Aufenthalt. Plötzlich ergriff ihn eines Tages die Ahnung, die Sklavin verrathe ihn, und er verließ die Grube. In der folgenden Nacht kamen Soldaten, und untersuchten den Brunnen, den er glücklicher Weise eben verlassen hatte. Ein andermal blieb ihm auf einem solchen Wagniß nichts mehr übrig, als daß er sich, um Mitternacht, in das Haus einer durch ihre Schönheit berühmten Jungfrau flüchtete. Mit der Hast des Flüchtlings eilte er in ihr Gemach, und beschwor sie, ihm Schutz zu gewähren; ein himmlisches Gesicht habe ihm gesagt, er solle bei ihr Schutz suchen. Die Jungfrau nahm ihn mit Freuden auf und verbarg ihn in ihrem Hause so lange, bis er sicher wieder in seine Zufluchtsstätte in der Wüste zurückkehren konnte.

Später wagte er es sogar, die Kirchenversammlungen seiner Gegner heimlich mit verstelltem Aeußeren zu besuchen, und auf denselben mit seinen Einwirkungen hinter seiner Partei zu stehen, wie ein Ueberall und Nirgends.

Die am tiefsten gehende und treffende seiner Thätigkeiten aber in dieser Zeit seiner Verfolgung war seine schriftstellerische. Er ließ eine öffentliche Vertheidigung seiner Sache an den Kaiser

ausgehen. Die war dem Kaiser gegenüber in gemäßigtem Tone, doch die Gegenpartei scharf treffend. Die tödtlichen Pfeile aber, die er aus seinem unbekannten Versteck heraus auf seine Feinde schnellte, waren Flugblätter und Streitschriften, welche, ohne seinen Namen, und mit seinem Namen, ihren Weg in die Masse der Rechtgläubigen fanden, und von diesen verschlungen wurden. Darin deckte er die Schwächen und Blößen des Kaisers erbarmungslos auf. Darin wurde Konstantius als ein Schwächling, als ein gottloser und kraftloser Fürst geschildert, als der Mörder seiner eigenen Verwandten, als der Bedrücker und Aussauger des Staats, als der Antichrist der Kirche. Mit Pharao, Ahab, Belsazar wurde er darin verglichen.

Der Kaiser fühlte die Stiche und konnte sie nicht abwehren, und den, welcher sie ihm versetzte, nicht greifen.

Nach der Verjagung des Athanasius gerieth die triumphirende Partei der Arianer unter sich selbst in Zwiespalt über das Dogma vom Sohne; theils weil jetzt die unter der arianischen Fahne vereinigten Anhänger des Origenes und die strengen Arianer nach dem Triumph über den gemeinsamen Gegner von selbst auseinander fallen mußten; theils weil Aetius und Eunomius die ursprüngliche Anschauung des Arius noch weiter und schärfer ausbildeten.

Es gehört durchaus zur Charakteristik der Zeit, hervorzuheben, daß Aetius mit dem heißen Blute des Syrers die kühlste Verstandesdialektik verband; und daß er die sonst in unserer Zeit unvereinbar gewähnte Laufbahn oder Beschäftigung des Denkers und des Arbeiters in sich durchmachte. Aetius war zuerst Goldschmied, und studirte als Solcher die Philosophie des Aristoteles. Dann studirte er Arzneiwissenschaft, die er als Arzt ausübte, trat als Philosoph auf, zuletzt als Theolog, und zwar nicht in einem Winkel der Welt, sondern zu Alexandria, unter den Arianern. Als Solcher wurde er Diakon zu Antiochia. Die Keckheit seiner Anschauungen, und das Umschlagen des Siegs der Glaubensparteien brachten ihm die Absetzung. Von da an wurden er und sein Schüler und Schreiber Eunomius Leiter der arianischen

Partei in Alexandria, und nach der Verjagung des Athanasius die Sprecher der Partei.

Das Auftreten des Aetius und des Eunomius war eine „Protestation" gegen Beides, gegen die, welche dem Origenes halb anhingen, und nur halbe Arianer waren, und gegen die, welche Athanasianer waren.

Für den kurz gemessenen Raum unseres Buches läßt sich das Verhältniß und die Anschauungsweise des Aetius und Eunomius zum Christenthum annähernd in der Kürze so bezeichnen: Sie dachten über das Dogma vom Sohne und von der Dreieinigkeit überhaupt, ähnlich wie Lessing und Hegel. Sie sagten: „Eine tiefe Kluft findet Statt zwischen dem, der keinen Anfang hat, und dem Sohne, der gezeugt worden ist. Der Vater ist der allein wahre Gott. Seinem Wesen nach darf der Sohn dem Vater ebensowenig gleichgesetzt werden, als dem durch ihn gewordenen heiligen Geist. Der Sohn ist vielmehr dem Willen und Wesen des Vaters untergeordnet, und weder ihm „Wesensgleich" noch „Wesensähnlich". Denn wer das Eine behauptete, müßte eine Theilung der ewigen Substanz zugeben, was gottlos ist; wer das andere annimmt, muß zwei sich ganz gleiche Götter zugestehen, was widersinnig ist. Der Sohn ist ein Geschöpf des Unerschaffenen, aber nicht wie die anderen Geschöpfe."

Arius hatte noch die göttliche Natur als etwas Unbegreifliches anerkannt; Eunomius behauptete die Begreiflichkeit des Ewigen. „Wenn der Geist Mancher, sagte er, durch Verkehrtheit so verfinstert ist, daß sie weder von dem, was vor ihren Füßen liegt, noch von dem, was über ihren Häuptern sich bewegt, etwas zu begreifen vermögen, so folgt daraus noch lange nicht, daß andere und bessere Menschen die Wahrheit nicht erreichen können. — Der Geist der an den Herrn Glaubenden soll sich über alles Sinnliche, aber auch über die geistigen Werke der Schöpfung emporschwingen, und keineswegs nur bei der Erzeugung des Sohnes stehen bleiben. Ueber dieselbe erhebt er sich, indem er aus Verlangen nach dem ewigen Leben zu dem höchsten Wesen zu gelangen strebt."

Wenn im vorigen Jahrhunderte Lessing ein Fragment schrieb,

unter dem Titel: „Das Christenthum der Vernunft" und das Geheimniß der christlichen Religion von der Dreieinigkeit durch Vernunft zu erklären suchte, so behauptete schon Eunomius, das Christenthum sey eine Religion der Vernunft, und gerade der höchste Flug der Erkenntniß sey durch das Christenthum möglich geworden. „Umsonst, sagt Eunomius, hätte sich der Herr die Thüre genannt, wenn Keiner durch diese Thüre eingeht zur Erkenntniß des Vaters; umsonst hätte er sich den Weg genannt, wenn er denen, welche zum Vater gelangen wollen, nicht den Zutritt erleichterte. Wie wäre er das Licht, wenn er die Vernunft der Menschen nicht erleuchtete?" Ihm waren nur diejenigen wahrhaft Christen, welche, erleuchtet vom Lichte des Sohnes, vorgehen, den Vater und den Sohn vernünftig zu begreifen. Zugleich zeigte sich die protestirende Richtung Beider darin, daß sie das Mönchthum, als etwas mit der Religion des Lebens, dem Christenthum, nicht Zusammenstimmendes, verwarfen, ebenso die Verehrung der Märtyrer und der Reliquien.

So waren Aetius und Eunomius solche Arianer, welche über Arius hinausgingen; ein großes Aergerniß nicht nur den Athanasianern, sondern namentlich auch den halben Arianern und den halben Anhängern des Origenes.

Hier zeigt sich die Einwirkung und große, lange Nachwirkung der beiden philosophischen Hauptrichtungen des Heidenthums auf die christlichen Parteien: auf die Einen die der platonischen Philosophie, auf die Andern die der aristotelischen. Von Arius, Aetius und Eunomius ist ausdrücklich berichtet, daß sie mit Vorliebe die Werke des Aristoteles lasen.

Schön ist an diesen die Ehrlichkeit und der Muth und die Standhaftigkeit, womit sie an das, was sie für wahr hielten, nicht nur glaubten, sondern ihre Ueberzeugung auch unumwunden öffentlich klar aussprachen.

Die Parteiverbitterung und Parteigehässigkeit brandmarkte den Aetius und Eunomius mit der Benennung „Gottesläugner" und ebenso ihre Anhänger, deren sie offene und geheime viele fanden. Ursacius und Valens, die Hauptführer der aria-

nischen Partei und jetzt die Hofbischöfe des Kaisers, suchten den Zwiespalt in der Gesammtpartei der unter der arianischen Fahne bisher vereinigten Schattirungen dadurch zu beseitigen, daß sie im Sommer 357 auf einer zweiten Synode zu Sirmium festsetzten: „Weil so viel Unruhe entstehe, seit einem Vierteljahrhundert, über die Wesensgleichheit oder Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater, so solle fernerhin gar nichts mehr über das Wesen des Sohnes gelehrt oder gepredigt werden, da dieses den menschlichen Verstand übersteige, und noch mehr, da auch die heilige Schrift nichts davon enthalte. Darüber könne kein Zweifel herrschen, daß der Vater größer sey, und dem Sohn an Ehre, Würde, Herrlichkeit vorangehe; denn der Sohn zeuge ja selbst von sich: „Der mich gesandt hat, ist größer als ich“ (Joh. 14, 28.).“

So wurde der lange theologische Streit über dieses Dogma für einen heillosen Hader, für bodenloses Gezänke erklärt. Viele stimmten zu, viele nicht; aber zwei unterschrieben, von denen es Niemand erwartet hätte: der uralte abgelebte Hosius von Cordova, und der verbannte Großbischof von Rom, Liberius. Als Konstantius im Frühling des Jahrs 357 in Rom einen feierlichen Einzug hielt, ließen die schönen christlichen Römerinnen, die von der Partei des Liberius waren, die in großer Zahl und in ihrem besten Putz bei ihm Gehör suchten, mit Bitten und Thränen nicht nach, bis der Kaiser zusagte, den Liberius zurückzurufen, damit er neben dem Bischof Felix Bischof in Rom sey. Im Theater schrie aber das von den Frauen dazu erregte Volk: „Ein Gott, Ein Christus, Ein Bischof!“

Unter der Bedingung, daß er das Bekenntniß von Sirmium und die Verdammung des Athanasius, also das Gegentheil von dem, wegen dessen er die Verbannung auf sich genommen hatte, unterschrieb, seine Sinnesänderung den Kirchen des Morgen- und Abendlandes durch Briefe kund that, und eine demüthige Ergebenheitserklärung an die Arianer Ursacius und Valens von sich gab, wurde Liberius im Sommer 358 nach Rom entlassen, aber nur gegen das Angelöbniß, friedlich mit seinem Gegenbischof Felix dort zusammen wohnen zu wollen.

Mit Jubel wurde er in Rom aufgenommen, Felix verjagt,

wer von der Geistlichkeit und der Gemeinde ihm ergeben war, mißhandelt, ja Viele von dem ausschweifenden „rechtgläubigen“ Pöbel erschlagen. Die Bischöfe, die mit Liberius verbannt worden waren und mit ihm gelitten hatten, sprachen den Fluch aus über seinen Glaubenswechsel; aber die Frauen in Rom verziehen dem Rückgekehrten Alles, die Männer mußten vergessen, und Liberius wirkte, so wie er sich auf seinem Stuhl fest fühlte, heimlich für das Glaubensgesetz von Nicäa, unbekümmert um seine Unterschriften.

Die Halbarianer aber brachten um Ostern 358 eine Bischofsversammlung zu Ancyra zusammen. Hier wurde die „Wesensähnlichkeit“ des Sohnes als die wahrhafte Rechtgläubigkeit verkündet, und das Glaubensbekenntniß von Sirmium verflucht, in zwölf Fluchsätzen, als gottlose Ketzerei. Konstantius ließ sich dafür gewinnen, und zwang sogar seine beiden Hofbischöfe, Ursacius und Valens, das Bekenntniß von Ancyra nebst den zwölf Fluchsätzen zu unterzeichnen: und sie unterzeichneten ihre eigene Verfluchung. Das gab nur zu neuen Intriken Anlaß. Konstantius setzte sich nun selbst hin, und unter seinem Vorsitz wurde ein neues Glaubensbekenntniß fabricirt, nicht auf einer Synode, sondern nur in Gegenwart einiger Wortführer von allen Parteien. Alle Parteien mußten von ihrer Ansicht etwas nachlassen, damit ein für alle Parteien brauchbares Glaubensbekenntniß herauskäme. Dieses Glaubensbekenntniß verschickte dann der Kaiser wie einen Cabinetsbefehl. Die Hofbischöfe hatten als Ueberschrift diesem Cabinetsbekenntniß vorgesetzt: „Katholischer Glaube, abgefaßt unter dem Vorsitz unseres Herrn, des allerfrömmsten und siegesherrlichen Kaisers Konstantius Augustus, des ewigen Königs.“ Athanasius spottete darüber, daß sie Konstantius als ewigen König titulirten, sie, welche Christus die Ewigkeit absprechen.

Noch lange schwankte der heillose Streit über das Dogma vom Sohne hin und her; die eben besiegte Partei wurde gleich darauf wieder Siegerin, um in einer Kürze wieder zur besiegten zu werden. Synoden über Synoden wurden gehalten; es wurde formulirt und wieder neu formulirt, und was heute als rechtgläubig gestempelt wurde, war ein paar Monate später als

Ketzerei verflucht, um wieder nach ein paar Monaten als Kern der Rechtgläubigkeit hervorgeholt zu werden. Die elenden Wortstreitigkeiten zerrütteten das gemeine Wesen, und die Verwirrung war aufs Höchste gestiegen, als Konstantius starb am 3. November 361.

Es war den Wortführern um ganz Anderes zu thun, als um die Reinheit des Glaubens. Der mußte nur den Vorwand hergeben, um die niedersten Leidenschaften spielen zu lassen. Die Religion wurde überhaupt von diesen Bischöfen nur noch als Sache der Geistlichkeit, nicht als Sache Gottes angesehen, und das Göttliche darum ganz ohne Gott getrieben und gehandhabt. Widerlich contrastirt die fromme salbungsvolle Miene, mit der sie Gottesgeschäfte zu treiben heuchelten, mit den Weltgeschäften, die sie trieben, und dem Hader und Haß, und der Engherzigkeit und Selbstsucht, der Verbitterung und dem Unverstand. Was sie redeten und thaten, hatte eine weit größere Verwandtschaft mit der Erde als mit dem Himmel. Die Phrase war zur Herrschaft gekommen und das theologische Geschwätz, und jeder Schwätzer hatte die Anmaaßung, seine Person und seine Ansicht als das Vortrefflichste und allein Rechtgläubige Allen aufnöthigen zu wollen.

Wir verlassen hier für immer diesen dogmatischen Hader, und werden, wo wieder ein solcher auftaucht, ihn nur noch mit einer oder ein paar Zeilen erwähnen. Die byzantinische Hofkirche und ihr Verhältniß zum Absolutismus, die Intriken der Geistlichen und das Gezänke der Theologen wurden darum im Einzelnen gezeichnet, weil nur die Einzelzeichnung den wahren Einblick in die Menschen und Zustände gibt; und weil diese Hergänge das Vorbild geworden sind für die folgenden Jahrhunderte. Wie es hier herging, so ging es später her, und so geht es noch heute. Die Namen und Zeiten wechseln, die Rollen und Leidenschaften wiederholen sich.

Diese Art Anregung des Geistes, wie sie solche dogmatische Streitigkeiten gaben, war zwar immer noch eine Geistesanregung, aber gewiß eine wenig würdige und sehr unerquickliche. Und begreiflich wenigstens, ganz abgesehen von Anderem, ist der Ekel, mit welchem Kaiser Julian sich von dieser Heuchelei, diesem

Intrikenspiel, dieser Charakterlosigkeit, diesem dogmatischen Geschwätz, dieser Phrasendrecherei der widerlich schmeichlerischen, kriechenden, salbungsvollen, scheinheiligen byzantinischen Hofgeistlichen wegwandte.

Zwei und neunzigstes Kapitel.

Julians Versuch einer Neubelebung des Heidenthums.

1. Wie Julian so wurde.

Das durch Konstantin begründete neubyzantinische Reich — was war es schon jetzt? So jung es an Jahren war, so sehr war es anzusehen wie altersschwach, in Auflösung und Zersetzung, schnell dem Grab entgegenreifend; es glich das byzantinische Reich ganz einem byzantinischen Heiligenbild, „verzwergte Kindesgestalt mit einem Greisenhaupt". Dreißig Jahre war Julianus alt, als er den Kaiserthron bestieg, er, der Sohn jenes ermordeten Julius Konstantius, eines Bruders Konstantins des Großen; er, der letzte Sprosse des ganzen konstantinischen Hauses. Sein ganzes Haus hatte er verbluten sehen, theils durch die Tyrannei, theils durch die Politik seines Vetters, des mit christlicher Dogmatik so viel beschäftigten Kaisers Konstantius. Der letzteren war auch endlich noch im Dezember des Jahres 354 Julians einziger überlebender Bruder, Gallus, durch Hinrichtung zum Opfer gefallen. Lange hatte Konstantius geschwankt, gegen den erwiesenermaßen schuldigen Gallus, dem des Kaisers eigene Schwester Gattin war, das Bluturtheil zu unterschreiben, welches die Verschnittenen, diese Mächtigen am neuchristlichen Hofe zu Konstantinopel, und andere Höflinge ihm vorlegten. Selbst den jüngeren Bruder Julian wollte die dogmatisch-fanatische Bischofspartei und die christlichen Verschnittenen in den blutigen Untergang des Gallus verwickeln, und nur der Gemahlin des Konstantius, der Kaiserin Eusebia, dankte Julian seine Rettung.

Die Kirche hat den Kaiser Julian mit dem Beinamen des

„Apostaten", d. h. des Abtrünnigen, gebrandmarkt, und Julian hat nicht nur von der Niederträchtigkeit des seine Jugend umgebenden Klerus, sondern vom Christenthum sich abgewandt, und dasselbe sogar befehdet. Das war eine große Verirrung eines edeln Geistes, aber sie erklärt sich aus seiner Lage und aus den Verhältnissen der Zeit.

Julian und sein Bruder Gallus waren so ungleichartig, daß selbst die Höflinge die beiden Prinzen mit dem Brüderpaar Titus und Domitian verglichen. So wüst und wild Gallus war, so sanft und edel war Julian. Das Kind Julian hatte davon gehört, der Knabe Julian hatte darüber gedacht, wie sein Vetter, der Kaiser, der christliche Kaiser, alle seine Anverwandten umgebracht hatte; der Knabe, welchen der Kaiser, um ihn unschädlich zu machen, mönchisch erziehen ließ; der Knabe, der aber vorher, ehe die christlichen Hofbischöfe ihn in die Mönchserziehung nahmen, von einem alten und treuen Sklaven seines Vaters Julius in der Stille auf dem Lande heidnisch erzogen worden war. Der hatte ihn wahrscheinlich beseitigt, daß ihn das Blutmesser vergaß. Denn dem heidnischen Sklaven war das durch den Mord der Seinen verwaiste Kind, wie es scheint, ohne vorerst an dasselbe zu denken, beiseits überlassen geblieben; und dieser treue heidnische Sklave hatte das Kind unter dem Schein, als würde es christlich erzogen, heidnisch erzogen, und bei dem Kinde schon als Lesebuch die Gesänge Homers zu Grunde gelegt.

Julian selbst hat nachher die Eindrücke im Hause des Sklaven seines Vaters auf dem Lande mit dem Worte geschildert: „So weit ich zurückdenken kann, empfand ich heftige Sehnsucht nach dem Glanze des Gottes Helios. Der Anblick des himmlischen Lichtes schon bezauberte mich in meiner Kindheit so, daß ich es mit unverwandten Augen anzuschauen strebte. Oft ging ich in klaren, wolkenlosen Nächten hinaus ins Freie, staunte, gleichgültig gegen alles Andere, die Schönheit des gestirnten Himmels an, ohne an mich selbst zu denken, ohne zu hören, was man mir sagte, so daß man mich schon für einen Sterndeuter hielt, ehe ich noch bärtig war." Der heranwachsende Knabe, der unter heidnischer Hand schwärmerisch geworden war, wurde im

elften Jahre nach Konstantinopel geholt, um ihm die Hofreligion beizubringen. Hier bemächtigte sich seiner die verkappte heidnische Partei, welche ausgezeichnete Köpfe unter sich zählte, und der Lehrer Julians brachte ihm unter der Erklärung der homerischen Gesänge die neuplatonische Philosophie bei. In Konstantius Nähe mußte die Einbildungskraft des Knaben den Blutgeruch empfinden, und die blutigen Hände dessen sehen, welcher Julians Vater, Geschwister und Verwandte ermordet hatte. Er haßte ihn, und das Volk fing an, Julian zu lieben. Der argwöhnische Kaiser verwies beide Brüder auf ein Schloß in Kappadocien. Sechs Jahre war Julian dort, wie er selbst sagt, in glänzender Sklaverei, auf allen Seiten umlauert.

Die Lehrer, die man ihm dort gab, sagten ihm immer wieder vor, Konstantius sey nur durch Täuschung und durch die Gewalt des meuterischen Heeres wider seinen Willen bewogen worden, die Ermordung der Verwandten zu gestatten; es sey ihm Leid um das Geschehene, und er sehe seine Kinderlosigkeit und die Niederlagen im Perserkrieg als Strafe dafür an. Diese selben Lehrer führten ihn in die christliche Dogmatik ein, hielten ihn an, mit seinem Bruder auf einem Märtyrergrab eine Kapelle zu erbauen, häufig die Kirche zu besuchen, und darin sogar als öffentlicher Vorleser aufzutreten. Julian übte sich unter diesen Auflagen in der Kunst der Verstellung, und heimlich las er die von der heidnischen Partei ihm in die Hände gespielten Handschriften griechischer Dichter und Philosophen. Später zu Konstantinopel und Nikomedia traten die Philosophen der heidnischen Partei mit ihm in persönlichen, geheimen Verkehr, und nahmen selbst magische Künste und die Wahrsagerei zu Hülfe, um ihn zum Werkzeuge ihrer Parteizwecke zu machen, und ihn zu überzeugen, daß er dazu berufen sey, die altväterliche Religion wieder herzustellen. Aeußerlich benahm sich Julian, als wäre er der eifrigste Christ, und besuchte fleißig die Kirchen und die Märtyrerkapellen, während er sich zu Ephesus in die Mysterien des neuplatonischen Heidenthums einweihen ließ. Das war die Zeit, in welche der Untergang seines Bruders Gallus fiel: Julian wurde als Staatsgefangener an den Hof nach Mailand abgeführt. Die

Hofpartei verlangte auch seinen Tod: man würde eine Schlange im Busen ernähren, wenn man ihn am Leben ließe. Die Kaiserin Eusebia aber rettete ihn; wenn Julian hingerichtet wurde, fiel das Reich an Fremde. Ja sie wirkte ihm die Erlaubniß aus, in Athen seine Studien fortzusetzen, in Athen, dem geheimen Hauptherd des neuphilosophischen Heidenthums. Aber Julian wußte sich meisterhaft Zwang anzuthun, wurde mit einer Schwester des Kaisers vermählt, zum Cäsar ernannt und nach Gallien geschickt, diese Provinz gegen die Einfälle der Allemannen und Franken sicher zu stellen.

In sechs Jahren hatte er durch seine Siege über die Allemannen und durch ausgezeichnete Landesverwaltung und Rechtspflege Heer und Volk für sich begeistert. In tiefes Geheimniß hüllte er auch hier seine Schwärmerei für die alte Religion und die Magie. Liebling des Volks und Abgott des Heers, wurde er von dem Argwohn des Kaisers dem Untergange bestimmt; er aber kam zuvor, ließ sich von seinem Heer auf die Schilde heben und zum Kaiser ausrufen; that, als wiche er nur dem gebieterischen Willen des Heeres dabei, unterhandelte zum Scheine mit Konstantius, der an der persischen Gränze stand; feierte, um die zahlreichen Christen Galliens vorerst noch für sich zu behalten, im Jahre 361 das Erscheinungsfest feierlich mit der Gemeinde zu Vienne; brach im Frühling mit dem Heere nach dem Osten auf, drang bis Athen vor, ließ daselbst bisher verschlossene Tempel der alten Götter und Göttinnen wieder öffnen, erhielt im Herbste die Gewißheit, daß Konstantius, eben im Begriff, gegen ihn zu ziehen, in Cilicien gestorben war, und bestieg so als Alleinherrscher den Thron des römischen Reiches.

So lange schon hatte er heimlich jeden Morgen zu Merkur, in dem er den „Alles durchdringenden, die Seelen erleuchtenden Weltgeist“ sah, in schwärmerischem Pantheismus gebetet: jetzt konnte er es offen thun; aber er fesselte durch außerordentliche Erleichterungen der Steuern und durch eine musterhafte, Allen gerechte, auf dem dunkeln Grund seiner Vorgänger weithin leuchtende Regierung die große Masse der Christen an sich, die voll Dankes war, ehe es in die Ferne auskam, daß der edle,

gerechte, menschenfreundliche Kaiser — ein „Heide" sey. Die vielen Tausende nutzloser Hofdiener, die sich bisher am Hofe hatten füttern lassen, jagte er alle fort, als eine Landplage, welche die Bevölkerung aussauge. An dem geistlich-kaiserlichen Hofe zu Byzanz waren wirklich nicht weniger als „tausend Köche gewesen, eben so viel Haarkräusler, noch viel mehr Mundschenke, Schwärme von Tafeldeckern, Verschnittene mehr als Fliegen bei den Heerden im Frühling, ein ganzes Heer von Hofgesinde jeder Art, und namentlich ein Schwarm unverschämter Schreiber, welche, obgleich sie selbst nur ein Sklavengeschäft hatten, höhere Beamte hudelten, als wären diese ihre Untergebenen," wie Libanius in der Leichenrede auf Julian sagt. Von dem christlichen Hofe seiner Vorgänger waren auf diese Art ungeheure Summen den furchtbar gedrückten Unterthanen aus dem Beutel gepreßt worden: am neuheidnischen Hofe Julians wurden alle diese ungeheuern Summen erspart durch eine wunderbare Einfachheit des Lebens, und Julian konnte eine Reihe besonders lästiger Abgaben sogleich aufheben und die Grundsteuer um zwei Dritttheile ihres bisherigen Betrags ermäßigen; und zugleich benützte er jede Gelegenheit, vor aller Welt zu zeigen, daß der, welcher jetzt regiere, nicht ein Despot, sondern der erste Beamte des Staates sey, nicht über, sondern unter den Gesetzen stehen wolle. Die weibisch lächerliche Kleiderpracht und den ganzen orientalischen Despotenaufputz des Hofes warf Julian zugleich mit dem Despotismus bei Seite; er erschien stets in einfachster Kleidung wie ein alter Römer, und „Herr" ihn zu nennen verbot er; das sey eine Anrede, welche bloß Gott gebühre. Wo das Volk ihm Huldigungen darbringen wollte, wies er jede Schmeichelei ab und ermahnte die Leute, den unsterblichen Göttern sey Ehre zu geben. Um die alte Städteverfassung zu heben und den erstorbenen Sinn des bürgerlichen Gemeindewesens zu beleben, gab er treffliche Gesetze; saß in eigener Person in Städten zu Gericht mit einer von allen Parteien bewunderten Unparteilichkeit, und besorgte selbstthätig alle wichtigen Staatsgeschäfte.

Das alles machte, daß Julian im ersten Jahre seiner Regierung keine Gegner hatte, selbst unter den Christen keine, als

die Bischöfe, die Geistlichkeit überhaupt, und die Glaubenseifrigsten unter der christlichen Masse. Weil unter dem „Heiden" das irdische Daseyn so leicht war, und man nach langem Weh unter christlichen Kaisern sich jetzt unter dem Heiden so wohl fühlte, war die christliche Masse mit dem Heiden auf dem Thron sehr wohl zufrieden.

Allen Grund aber zum höchsten Grade der Unzufriedenheit mit ihm hatte der Priesterstand. Diesem zeigte er sich bei jeder Gelegenheit abhold.

Julian war nicht nur ein Held und ein Philosoph auf dem Thron, sondern unzweifelhaft ein frommer und tugendhafter Mensch. Es stack in ihm von Natur aus ein großer Mensch, ein Genie der Humanität; diese Naturanlage wurde durch die widernatürliche, einzwängende, die Entfaltung ins Innere hineinpressende Erziehung und die Ungunst aller Jugendverhältnisse — verkrüppelt. Spreche man doch nicht immer wieder den Unsinn nach, es könne eine geniale Naturanlage nicht verkrüppelt werden; die Natur breche durch, siegreich, und werde das, wozu sie den Zeug in sich habe, allen Hindernissen zum Trotz. Gewiß, das Merkmal des Genialen wird Nichts auszulöschen im Stande seyn, unter allen Verkrüppelungen wird es diesen seinen Stempel, den die Natur ihm mitgegeben, noch aufzeigen. Aber wie sehr geniale Naturanlagen verkrüppeln können, dafür bietet nicht nur die Geschichte der Vergangenheit, sondern jedem Aufmerksamen seine Gegenwart Belege genug. Es ist, wie mit der Puppe, in welcher ein großer Schmetterling steckt, die sich aber in einem zu kleinen Schächtelchen entpuppen muß. Der ausgeschlüpfte Schmetterling ist unverkennbar der große Schmetterling seiner Art, aber die Flügel haben sich nicht entfalten können, er flattert mit in der Enge verkrüppelten und mit beschädigten Flügeln umher.

So ein geistig und namentlich auch religiös verwachsenes Genie ist Julian, eine von Natur tief religiöse Seele, welcher der Pantheismus der Neuplatoniker mehr anmuthete, als der dogmatische Hader der christlichen Hofbischöfe, in welchen er von früh an Heuchler kennen lernte. Das neue Heidenthum Julians war keineswegs der grobe Polytheismus, die Vielgötterei der

altheidnischen Volksmasse, der gewöhnliche Götzendienst; sondern Pantheismus. Seine Götter und Göttinnen waren für ihn nichts Anderes, als die Auseinanderlegung des Inhalts des All-Einen, und er verehrte in ihnen nur dessen verschiedene Seiten und Lebensoffenbarungen; die Ausstrahlungen seines Wesens waren ihm die besonderen Götter, welche neben und unter dem All-Einen Julians schwärmerische Einbildungskraft und Andacht ehrte.

Zu diesem Pantheismus hatte er sich gewandt, weil ihn das Christenthum anwiderte, so wie er es in seiner Umgebung vor Augen hatte, dieses Zeitchristenthum, von dessen innerer theoretischer Entwicklung sein Geschmack sich abwandte, und dessen äußere praktische Uebung ihm in seinen Hofumgebungen nur wie ein Gottesdienst der Heuchelei und der Verruchtheit erschien. Wie mußte seinem reinen und keuschen Gemüthe die christliche Unreinheit jeder Art wehe thun, die er von Kindheit an um sich sah! Rings um ihn her waren christliche Priester, und wir haben gesehen, was für Priester; und dem christlichen Volke stand er ferne, als in der Enge gehaltener, umlauerter Prinz. Aber wenn er auch dem christlichen Volke näher gestanden wäre, so hätte er wenigstens in den Hauptstädten Konstantinopel und Nikomedia wenig ursprüngliches Christenthum kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, wenig lebendige Ueberzeugung. Er hat es nicht mehr gesehen, das Jahrhundert, in welchem das Christenthum noch die Welt-überwindende Religion der thatkräftigen Liebe war in der Mehrzahl seiner Bekenner; und das Volk, in welchem sich dieses schöne Zeitalter des christlichen Glaubens erneuern sollte, war das Volk der Zukunft und für ihn das feindliche Volk, das eben jetzt ringsum an die Gränzen des römischen Reiches stürmte.

Für ein so idealistisches, für die Tugend schwärmendes Gemüth, wie das Julians, mußte es etwas Ungeheuerliches seyn, daß einer in der christlichen Kirche, nämlich in derjenigen, die er von Kindheit an um sich her sah, Mörder und Meuchelmörder seyn, ja als solcher allgemein bekannt seyn, nach verbrecherisch vergossenem Verwandtenblut riechen und von den Würdenträgern dieser Kirche öffentlich wegen seiner Gottseligkeit und Heiligkeit gepriesen oder der „Allerfrömmste“ genannt werden konnte, wie sein

Oheim, Konstantin der Große, wie sein Geschwisterkind Konstantius. Voll Bitterkeit im Herzen gegen die Mörder seines Hauses, die zweimal das Schlachtmesser gegen seinen eigenen Hals schon ausgestreckt hatten, und denen er Liebe zu heucheln genothzüchtigt worden war, sah er das Christenthum nur in derjenigen Erscheinungsform, in welcher es sich ihm in seinen Trägern, in der Hofklerisei, vor Augen stellte, in dieser sittlichen Scheußlichkeit des Pfaffenthums, und in der köpflichen und herzlichen Armseligkeit dogmatischer Klopffechtereien auf Synoden.

So läßt sich's begreifen, wie Julian dazu kam, das Christenthum zu verachten, weil er die ihm gegenwärtigen Vertreter desselben verachten und verabscheuen mußte. Aber daß er die christliche Religion überhaupt mit den Christen seiner Umgebung verwechselte, ist damit nicht entschuldigt; und es ist nicht bloß ein Zeichen für die Verstimmung seines Gemüthes und für die Erbärmlichkeit seiner Lehrer, die ihn im Christenthum unterwiesen, sondern ein Zeichen eines nicht gereiften, nicht entwickelten Verstandes bei Julian, daß er sich die Mühe gar nicht gab, dem Christenthum auf den Grund zu gehen, und sich eine gründliche Kenntniß der Christusreligion selbst zu gewinnen. Seine christlichen Lehrer hatten ihm zwar Steine statt Brod, dürre Formeln statt christlicher Lebenswahrheit gegeben; aber es gab Schriften, in denen er den frischen, reinen Geist des Urchristenthums hätte finden können, und die ihm gezeigt hätten, daß gerade das, was er vor sich sah und verabscheute, nichts Anderes war, als christlich übertünchtes Heidenthum, das altorientalische priesterschaftliche Wesen mit seiner Unfreiheit, Hartherzigkeit und Barbarei, unter christlicher Verhüllung.

Die verkrüppelte Genialität in Julian zeigt sich auch darin, daß er sich nicht erheben konnte zu der rein geistigen Anschauung des Neuplatonismus, zu der religiösen Idee, welche in diesem philosophisch aufgearbeiteten Heidenthum war; sondern daß er bei all dem ihm eingeimpften Pantheismus that, was keiner der heidnischen Philosophen seit lange mehr that — nämlich, daß er mit nie dagewesenem Eifer Ochsen opferte.

Drei und neunzigstes Kapitel.

2. Julians Mittel zur Restauration des Heidenthums.

Daß die Julian gängelnden neuheidnischen Philosophen die Opfer wieder eingeführt wissen wollten, begreift sich. Sie unterschieden ja scharf zwischen sich, den Eingeweihten, und der uneingeweihten und nach ihrer Anschauung uneinweihbaren Masse. Der Masse wollten sie den altheidnischen Glauben und dessen Bräuche lassen, um es dann als Erleuchtete um so leichter zu regieren. Julian aber opferte nicht mit dieser politischen Berechnung. So wenig er im Stande war, das Wesen der christlichen Religion vom kirchlichen Dogma und den Priestern desselben in seiner Zeit zu unterscheiden; eben so wenig vermochte er das Wesen des neuphilosophischen Heidenthums und die altheidnischen Bräuche aus einander zu halten.

Ammianus Marcellinus, der doch selbst ein Heide war, und Julian eine heldenhafte Erscheinung nennt, spöttelt selbst über diese religiöse Unreifheit Julians; „er war," sagt er, „allzu sehr der Sucht ergeben, aus Vorzeichen und Opfern das Künftige zu erforschen; und, weniger ein regelrechter Beobachter der Religion, als vielmehr abergläubisch, schlachtete er verschwenderisch unzählige Opferthiere, so daß die Ansicht geäußert wurde, komme der Kaiser siegreich aus dem Feldzuge wider die Parther, so würde sein Siegesopferfest einen völligen Rindviehmangel zur Folge haben."

Julian nahm nämlich nicht bloß den Titel eines Oberpriesters an, den auch Konstantin und Konstantius noch angenommen hatten, sondern er brachte als solcher bei jeder Gelegenheit vor allem Volk die Opfer selbst dar: mit eigener Hand trug er Holz zusammen im hohenpriesterlichen Gewand, schlachtete die Thiere, zog ihnen die Eingeweide heraus, und mühte sich ab, aus ihnen nach altrömischer Sitte den Willen der Götter zu erkennen.

Und da er wegen der Regierungsgeschäfte nicht jeden Tag die Tempel der Hauptstadt besuchen konnte, so baute er in seinem

eigenen Palaste dem Helios, dem Sonnengott, als seinem besonderen Schutzgott eine Kapelle; und jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, opferte er zum Gruß ihres himmlischen Lichtes einen Ochsen, und, wenn sie unterging, wieder einen Ochsen. Auch der Mond, die Sterne, die Genien der Nacht wurden von ihm mit zahlreichen Opfern geehrt; und bei größeren Festen schlachtete er oft hundert Ochsen den Göttern auf einmal. Diese maßlose Opfermetzgerei des abergläubischen Julian, der selbst für das altrömische Heidenthum ein halb Jahrtausend zu spät gekommen, hinter ihm zurückgeblieben war, konnte allerdings nicht bloß den Witz, sondern die ernstliche Besorgniß hervorrufen, durch den Mann müsse, wenn es so fortgehe, nicht bloß das Ochsenfleisch vertheuert werden, sondern alles Vierfüßige gar aussterben.

Sein Lobredner Libanius sagt in seiner Leichenrede von ihm: „In jedem Theile der Welt verkündeten flammende Altäre, blutende Opferthiere, Wolken von Weihrauch, feierliche Aufzüge der Priester und Propheten — den Triumph der Religion. Die süßen Töne der Hymnen hallten von den Gipfeln der Berge wieder, und derselbe Stier diente zum Opfer für die Götter, und — zum Mahle für ihre frohen Verehrer."

Diese unentgeltlichen Festmahle hatten viel Verlockendes; ebenso verlockte der manchfaltige anderweitige Vortheil, der dem Uebertritt zum Heidenthum winkte. Waren früher Viele zum Christenthum übergetreten, hauptsächlich weil der Kaiser für das Christenthum war, weil der Kaiser Christen haben wollte, weil der Uebertritt zum Christenthum Auszeichnungen, Aemter, Einkünfte brachte: so war es jetzt gerade ebenso mit dem Heidenthum. Weil der Kaiser Heide geworden war, weil das Heidenthum die begünstigte und Hofreligion war, weil der Rücktritt zum Heidenthum alle möglichen Vortheile in Aussicht hatte, wandten sich Viele, nicht bloß der überzeugungs-, gedanken- und charakterlose Haufen der Hauptstädte, dem neuen Heidenthum zu. Es müssen nicht bloß „vor Kurzem" christlich gewordene Familien gewesen seyn. Denn gleich nach Julians Tode sagte der christliche Kirchenlehrer Asterius: „Wie Viele wandten, durch weltliche Vortheile geködert, der Kirche den Rücken zu, und liefen zu den Opferaltären!

Wie Viele ließen sich durch die Lockspeisen der Aemter zum Abfall reizen! Gebrandmarkt, fluchbeladen, gehen sie jetzt in den Städten umher; mit Fingern weist man auf sie hin, als auf Elende, welche um etliche Silberlinge Christus verrathen haben."

Mit Geld, Einkünften und Ehren hatte Konstantin der Große zum Christenthum gelockt — das waren wahrlich des Christenthums unwürdige Mittel. Für jene Zeit ungeheure Geldsummen hatte Konstantin an die Bedürftigen unter den Christen ausgetheilt, dazu Gaben an Korn und allerlei Lebensmitteln, um den Beistand der Christen für sich zu haben. Nicht höher darin, aber auch nicht tiefer, stellte sich Julian: er copirte seinen Oheim in allen seinen künstlichen Mitteln. Geradezu niedriger aber war die List, mit welcher Julian die Soldaten der morgenländischen Heere zum Abfall vom Christenthum verleitete.

Es war Kaisersitte, von Zeit zu Zeit Geschenke an das Heer zu vertheilen, und zwar that dieß der Kaiser persönlich vom Throne herab. So oft Julian diese üblichen Geschenke ertheilte, ließ er unmittelbar neben seinem Thron ein Becken mit Weihrauch und Kohlen stellen; und, wer das kaiserliche Geschenk empfangen wollte, mußte dem Tagesbefehl gemäß zuvor einige Körner Weihrauch auf die Kohlen werfen. Das wurde von Christen und von Heiden so angesehen, als sey es eine heidnische Opferhandlung, und als sey der, welcher es that, von nun an den heidnischen Göttern verpflichtet.

Man hat zu viel gesagt, wenn man die Christenheit des Abendlandes als ganz vorzüglich gegen die Christenheit des Morgenlandes hervorhob. Auch im Abendlande kamen namentlich in der Beamtenwelt schnelle und auffallende Umschläge ins Heidenthum vor. Aber das abendländische Volk zeigte einen festen christlichen Charakter. Es wird zwar berichtet, bei den gallischen Legionen, welche ja Julian zum Kaiser erhoben, sey es diesem ganz leicht geworden, diese zum Abfall vom Christenthum zu bewegen. Aber ebenso wird berichtet, bei dem morgenländischen Heere sey es ihm sehr schwer geworden. Daraus hat man den Schluß ziehen wollen, als seyen die Gallier weniger rechtgläubig gewesen als die Morgenländer. Das ist aber ein Irr-

thum. Seit Julius Cäsar war es römische Politik, die im Westen geborenen Soldaten als Besatzungen für den Osten zu verwenden, und die im Osten ausgehobenen Truppen in die Heerlager des Westens zu verlegen. Der Bericht, daß es schwer gewesen sey, die Christen der morgenländischen Heere zum Heidenthum zu verleiten, spricht also für die Festigkeit der Abendländer im Christenthum; denn Abendländer vorzugsweise waren es, welche im Morgenlande als Soldaten standen.

Man hat Julian damit lächerlich oder schwach darzustellen gesucht, er habe seine Reformen für das Heidenthum „der christlichen Kirche abgeborgt und fast alle Einrichtungen derselben nachgeäfft." Gerade darin zeigte Julian wieder den Stempel der Genialität, die nur durch die traurigen Verhältnisse seiner Jugend verkrüppelt war, daß er einsah, die christliche Kirche in dieser byzantinischen Erbärmlichkeit könne keine Zukunft haben, und daß er, was an Ideen und Einrichtungen derselben ihm gut schien, herübernahm, um das Heidenthum zu restauriren, oder richtiger gesagt, um aus dem nach seiner Ansicht untergehenden Christenthum, und aus dem ebenfalls nach seiner Ansicht untergehenden alten Heidenthum das Bleibende zu retten, um eine neue, für Alle passende Religion anzubahnen.

So suchte er aus dem Christenthum die Bruderliebe der Christen und ihre Wohlthätigkeitsanstalten in das Heidenthum herüberzupflanzen, eben weil er diese als den Kern und die Triebkraft der Religion erkannt hatte. „Eine Schande für uns ist es," schrieb er an den heidnischen Oberpriester von Galatien, „daß es unter den Juden keinen Bettler gibt, und daß die gottlosen Galiläer — so nannte seine durch den Mord seiner Verwandten verbitterte Stimmung die Christen — nicht nur ihre eigenen Armen, sondern auch noch heidnische Arme nähren, während wir die unseren ohne Hülfe dem Mangel preisgeben. Darum befehle ich in jeder Stadt, Häuser für Arme, Waisen und Fremde zu errichten, in welchen nicht bloß Heiden, sondern auch andere Mittellose Nahrung empfangen sollen." Sogleich wies er bloß für die Provinz Galatien jährlich dreißigtausend Scheffel Getreide an,

zum Unterhalt armer Priester, zur Austheilung an Fremde und Ortsbedürftige.

Zugleich forderte er, der Kaiser, zu freiwilligen Beisteuern und Schenkungen im ganzen Reiche auf. Jeder Priester solle darauf dringen, daß alle vermöglichen Einwohner seines Amtskreises freiwillige Gaben an die Armen geben, wie er, der Kaiser; und die Bauerschaften der heidnischen Dörfer sollen die Erstlinge der Feldfrüchte nicht verbrennen als Opfer, sondern zur Unterstützung der Armuth abgeben.

Dieser letztere Erlaß, zusammengehalten mit dem eifrigen Stieropfer, dürfte außer Zweifel lassen, daß die den Kaiser Leitenden für das Heidenthum gewinnen wollten erstens durch unentgeltliches Ochsenfleisch; zweitens durch Umwandlung des Opfers von Feldfrüchten in Früchteaustheilungen an Bedürftige.

Wie wenig übrigens Julian den hohen und freien Geist der Neupythagoräer und Neuplatoniker hatte, den man ihm neuerdings andichten wollte, und wie sehr er in allem sittlich Edeln, was er schrieb, redete oder that, vom Licht und der Wärme des Christenthums genährt war, dafür zeugt folgender Erlaß von ihm, worin er den heidnischen Priestern sagt, wie sie seyn sollen.

„Der Priester," heißt es darin, „ist Mittler zwischen Göttern und Menschen; er bringt die Opfer der Menschen den Unsterblichen dar, und erfleht von diesen gnädige Gaben; da aber nur Gutes und Reines den Göttern gefällt, so gebührt dem Priester himmlische Gesinnung. Nur die Besten in jeder Stadt, d. h. Solche, welche Götter und Menschen von Herzen lieben, soll man zu Priestern erwählen. Rücksicht auf Stand, Vermögen, Ansehen muß wegfallen; die ächte Liebe allein darf den Ausschlag geben. Kennzeichen der Liebe aber zur Gottheit ist, wenn einer alle seine Hausgenossen anhält, religiös zu seyn; Kennzeichen der Liebe zu der Menschheit ist, wenn einer den Bedürftigen nach Kräften wohl thut." Von den heidnischen Priestern forderte er die strengste Zucht in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben. „Der Priester," sagte er, „muß entweihende Worte und Werke nicht bloß für sich meiden, sondern auch die Gesellschaft fliehen, wo ihm so etwas

vor die Sinne treten könnte. Kein unschicklicher Scherz berühre seine Lippen oder sein Ohr." Er verbot ihnen den Besuch der Schenken und der Schauspiele, aller rauschenden Volksbelustigungen, und selbst bei Kampfspielen, welche den Göttern geweiht seyen, solle ihnen der Zutritt nur dann gestattet seyn, wenn keine Frauen dabei erscheinen, als Wettkämpfende oder als Zuschauerinnen.

So trug er alte christliche Gebräuche und Kirchenversammlungsbeschlüsse in das Heidenthum hinüber, um dessen Reformator zu werden, und es sittlich und religiös neu zu beleben. Den heidnischen Priestern gab er aber auch viele Auszeichnungen und Vorrechte, und gliederte den ganzen Stand hierarchisch: er, der Kaiser, war das hohenpriesterliche Haupt des Ganzen; unter ihm standen die Oberpriester der Provinzen; unter diesen die Priesterschaften der einzelnen Städte und Tempel.

Auch etwas der christlichen Predigt Aehnliches führte er ins Heidenthum ein: in den wiederhergestellten Tempeln sah man jetzt Kanzeln, auf welchen sich von Zeit zu Zeit heidnische Priester hören ließen, aus den alten Philosophen und Dichtern lasen und theils tiefere Ideen in sie hineindeuteten, theils den höheren und geheimen Sinn erläuterten, der wirklich darin lag, aber der Masse unbekannt geblieben war. Die höheren Ideen der heidnischen Naturreligion legten sie dem Volke aus und zogen daraus Nutzanwendungen auf das sittliche Leben.

Von dem christlichen Kirchengesang erborgte er die musikalische Bildungsanstalt zu Alexandria, worin er talentvolle Knaben auf Staatskosten für den Gesang in den Tempeln bilden ließ; auch allen Priestern wurde fleißige Uebung im Gesang der religiösen Hymnen zur Pflicht gemacht. Der christlichen Kirche wollte er eine heidnische Kirche gegenüberstellen. Und so mühte er sich ab, sogar einen Lehrbegriff der heidnischen Religion abzufassen. Dem christlichen Dogma stellte er ein heidnisches Dogma gegenüber. Selbst ein Dreieinigkeitsdogma brachte er auf für sein neues Heidenthum. Das lautete also: „Das Erste und Höchste ist jenes über alle Begriffe erhabene göttliche Urwesen, das ewig Gute, die lauterste Einheit, jenes Wesen, das die über-

sinnliche Welt, die Urbilder aller Wesen, in sich befaßt. Aus ihm ging in zweiter Stufe, als der dem Vater in Allem gleiche Sohn, der geistige Helios hervor, der Herr und König über die Götter, der die Geister mit seinem himmlischen Licht erfüllt. Körperliches Abbild dieses geistigen Helios ist in dritter Stufe jenes leuchtende Gestirn des Tages, das die Körperwelt beherrscht, der sichtbare Helios, die Erdensonne. Mit diesem Gestirn waren zugleich alle übrigen Sterne vorhanden, und diese Sterne sind die Leiber der unsterblichen Götter."

Vier und neunzigstes Kapitel.

3. Zu Julians Charakteristik.

So anerkannte Julian den Einen höchsten Gott. „Aber," sagte er, „als sinnliche Wesen, die in einen sinnlichen Körper eingeschlossen sind, bedürfen wir Menschen eines sinnlichen Gottesdienstes. Darum wurde uns durch die Weisheit der Väter, von der man nicht abweichen darf — als Gegenstand solcher Anbetungen die zweite Götterreihe nach dem Höchsten und Einen gegeben, nämlich jene leuchtenden Kugeln, welche sich am Himmel bewegen. Allein da auch ihnen kein irdischer Dienst genügen kann, weil sie ihrer Natur nach nichts bedürfen; so sind, als dritte Stufe, jene Tempelgötterbilder erfunden worden, durch deren fromme Verehrung wir den Schutz und die Gunst der Götter erringen. Denn gleich wie diejenigen, welche die Bilder der Kaiser verehren, so wenig auch letztere der Verehrung bedürfen, sich die kaiserliche Gunst gewinnen: also verhält es sich auch mit den Göttern. — Sollen wir Gott, weil er der Sichselbstgenuge ist, keinen sinnlichen Dienst widmen, so dürfen wir ihn auch nicht in Worten lobpreisen, noch durch Werke ihn ehren."

Den Christen gegenüber spricht er über den Bilderdienst gerade so, wie bald nach ihm die christlich-katholische Kirche den Bilderdienst auch zu vertheidigen, ja zu empfehlen suchte. Julians

Gründe und Zwecke scheinen der ausartenden christlichen Kirche sehr eingeleuchtet zu haben.

„Ihr Thoren", sagte Julian gegen die Christen, „werft uns doch nicht vor, daß wir Holz, Stein, Erz für Götter halten. Wenn wir die Bildnisse der Götter anschauen, sehen wir weder Stein, Holz und Erz, noch auch die Götter selbst darin. Denn auch die Bildnisse der Kaiser halten wir nicht für Stein und Holz, noch auch für die Kaiser selbst, sondern Bilder der Kaiser nennen wir sie. Wer nun den Kaiser liebt, sieht gern des Kaisers Bild. Wer sein Kind liebt, schaut gern das Bild seines Kindes. Eben so schaut der, welcher die Götter liebt, gerne die Bilder derselben an, indem sein Herz von Ehrfurcht für die unsichtbar ihn schauenden Götter erfüllt wird."

Braucht es mehr, um darzuthun, daß Julian sich in sein Neuheidenthum hineinzwang, und sich hineinechauffirte? daß es ihm an geistiger Klarheit fehlte, bei warmem, menschenfreundlichem vollem Herzen sein Gehirn nicht volllöthig war?

Diese kranke Genialität war so verzogen, daß sie eigentlich Alles an sich hatte, was den vortrefflichsten christlichen Mönch machte. Er aß sehr wenig und nur Pflanzenkost. Oft fastete er so sehr, daß er auch die Pflanzenkost nicht genoß, zu Ehren des Pan, des Hermes, der Hekate oder Isis. Er schlief wenig. Nachtwachen und Kasteiungen sollten die Sinnlichkeit in ihm zähmen und ihn — mit der Geisterwelt in Verbindung bringen.

Sein Lehrer und Lobredner Libanius sagt von ihm, er habe träumend und wachend im Verkehr mit der höheren Welt gestanden, und den festen Glauben gehabt, durch die schützenden Götter vor jeder über seinem Haupte schwebenden Gefahr gewarnt und durch ihre untrügliche Weisheit stets auf den rechten Weg geleitet zu werden. Julian habe gesagt, oft haben ihn die Götter durch sanfte Berührung seines Haares oder seiner Hand aus kurzem Schlummer geweckt. Seine Ehe mit der Schwester des Konstantius, mit welcher er aus Staatsrücksichten verheirathet worden war, hatte kurz gedauert. Außer ihr, die sein Herz nicht hatte, hat er nie ein Weib berührt, und man sagte von ihm: „Sein Bett sey reiner gewesen, als das einer Vestalin."

Von einem alten Römer hatte er so wenig an sich und war so sehr Mönchsnatur, daß er über die Vorzüge eines Lebens der Beschaulichkeit, vor einem Leben der Thaten, eine eigene Abhandlung schrieb, und mit beredtem Munde das Selige des Einströmens eines höheren Lichtes pries. Das war denn doch gewiß der äußerste Gegensatz des alten, von Lebensgenuß und Thatendrang strotzenden Heidenthums, und dieser phantastische junge Mann, der seinem ganzen Wesen nach ein Gegenfüßler des Heidenthums war, wollte die Welt wieder heidnisch machen! neuheidnisch, weil er das durch die christliche Priesterschaft wirklich entweihte Zeitchristenthum von dem ewigen Kern, der auch noch unter dieser Entweihung da war, von dem wahren Christenthum, nicht zu unterscheiden vermochte.

Viel wahrhaft christliche Duldung war in ihm. Beschimpfungen, von fanatischen Priestern der Christen ihm ins Angesicht öffentlich gesagt, strafte er bloß durch einige Sarkasmen; und wo er seiner Stellung wegen eingreifen mußte, strafte er, was nur zweimal geschah, gelinde eben das, was nachmalige christliche Kaiser allesammt mit dem Tode, und zwar mit dem schimpflichst martervollen Tode bestraften, als Hochverrath und Majestätsbeleidigung. Der Unverstand fanatischer Priester schalt ihn öffentlich einen „Abtrünnigen", einen „Gottlosen", einen „Götzendiener", einen „Verruchten"; in den Kirchen wurde zu öffentlichen Gebeten gegen den Kaiser aufgestachelt. Und das trug er, großsinnig, „weil das Volk sein freies Urtheil haben müsse." Aber seine Ironie schärfte es doch, und bitter machte es ihn doch gegen die christliche Priesterkirche.

Zwar war seine „Reaktion" gegen diese weder eine Verfolgung noch ein Zwang, wie Beides so oft christliche Fürsten gegen Andersgläubige sich zu Schulden kommen ließen. Jede Gewaltmaaßregel in Glaubenssachen, wie überhaupt jede Gewaltthat, erklärte der Neuheide Julian für einen Gräuel. In die Länge dürfte freilich der Unverstand der christlichen Priester selbst die Duldsamkeit eines so milden Charakters, wie Julian war, erschöpft und zur Strenge gereizt haben.

Man hat nicht nöthig, wie man christlicherseits so oft ge-

than hat, Berechnung darin zu suchen, daß er allen Religionen, allen Arten und Schattirungen des Glaubens und des Gottesdienstes unbedingte Freiheit zusicherte. Das lag in seinem Duldungssinn, das hielt er, wie es auch war, einfach für gerecht. Nicht feindselige Absicht, sondern nur folgerichtig war es, daß er die allen Glaubensansichten gewährte Duldung auch auf die von der Kirche ausgestoßenen christlichen Sekten ausdehnte, der Verketzerungs- und Verfolgungssucht der Bischofskirche ein Ende machte, jedem Andersgläubigen, der bisher mit dem Ketzernamen unchristlich von Christen gebrandmarkt worden war, seine volle Geltung und Unantastbarkeit sicherte, und alle vertriebenen Bischöfe zurückrief.

Wie ungerecht christlicher Fanatismus seyn kann, sieht man daraus, daß in ganz allerneuester Zeit diesen ganz aus dem Charakter und den Grundsätzen Julians mit Nothwendigkeit hervorgehenden Maaßregeln aufgebürdet wurde, „er habe allen christlichen Parteien und Sekten Duldung nur gewährt, damit sie so sich unter einander selbst aufreiben". Als ob in der Duldung aller Parteien einer Religion die Folge gegeben wäre, daß sie sich unter einander selbst aufreiben! Solches aber schreibt man in unsern Tagen in die Welt hinein, im Angesichte der Duldung aller Parteien und Sekten, der vollen Glaubensfreiheit, wie sie, ohne daß die Sekten sich gegenseitig aufreiben, seit lange in England und Nordamerika gewährt ist.

Fünf und neunzigstes Kapitel.

4. Julians Stellung zu den Christen.

Julian gab nämlich ein Gesetz, das allen Bischöfen und Geistlichen, welche während der arianischen Händel unter seinem Vorgänger verbannt worden waren, die Rückkehr, allen christlichen Sekten und Glaubensverschiedenheiten den Genuß gleicher Freiheit gewährleistete. Dabei sagte er ausdrücklich in einem Begleitschrei-

den: „Ich hoffe, daß die Vorsteher der Galiläer mir mehr als meinem Vorgänger in der Regierung Dank wissen werden. Denn unter diesem wurden Viele von ihnen verbannt, verfolgt, ihrer Güter beraubt, ja sogar ganze Schaaren der sogenannten Ketzer niedergemetzelt. Unter meiner Regierung geschieht das Gegentheil, die Verbannten durften zurückkehren, und diejenigen, deren Güter eingezogen worden waren, haben durch meine Gesetze das Ihre wieder erhalten."

Diese Religionsfreiheit gab der Neuheide Julian. Das Priesterchristenthum aber war unter sich so verkommen, daß die Rechtgläubigen die Religionsfreiheit und Begünstigung den Heiden weniger mißgönnuten als den Ketzern die Duldung, die Güterrückgabe, die Rückkehr. Von solchem Haß war die Religion der Liebe damals entwürdigt und geschändet.

Nicht Julians Schuld war es, daß die Christen der verschiedenen Glaubensansichten sich so bitter unter einander haßten und in Gott und Menschen mißfälligem Hader zusammen wohnten; daß im Angesicht der heidnischen Reaktion ihre Glaubenszwiste sich steigerten statt sich zu versöhnen; daß die aus der Verbannung zurückgekehrten Geistlichen und Bischöfe, deren jetzt in einzelnen Gemeinden zwei und drei beisammen wohnten, gleich sich bekämpften; daß die christliche Kirche das Bild der Zerrissenheit und Verwirrung vor Augen stellte.

Julian suchte diese Christen entweder durch Beschämung zu bessern, oder an ihrer Unverbesserlichkeit ihre Ausartung und Unzeitgemäßheit dem Hof und dem Volke zu zeigen. Daß er sich daran gefreut habe, ist gegen seinen Charakter. Wer politische Berechnung darin bei ihm sucht, traut ihm mehr politischen Verstand zu als er hatte. Gleich nach seinem Religionsfreiheitsgesetz für Alle, rief er die Häupter aller derjenigen christlichen Glaubensansichten, welche Bethäuser in Konstantinopel hatten, in seinem kaiserlichen Palaste zusammen, und ermahnte sie zur „Verträglichkeit".

Die giftigen Blicke, mit welchen in dieser Versammlung Christen und Christen sich ansahen, die giftigen Reden und Zänkereien, zu denen sie sich in des Kaisers Gegenwart hinreißen

ließen, mußten ihn widrig berühren, und er rief ihnen mehrmals zu: „Höret mich an, den die Franken und Allemannen gehört haben!" Gefährlich konnten allerdings diese so in sich selbst zerrissenen und sich befehdenden Christen ihm nicht vorkommen, und seine Achtung vor ihnen konnte dadurch nicht vermehrt werden. Ja es mußte sogar Worte des bittersten Spottes ihm entreißen.

Als in Edessa, einer der reichsten christlichen Gemeinden, die christlichen Glaubensparteien über einen Theil des Kirchenguts in Hader und Kampf geriethen und sich zum Entscheid zuletzt an ihn wandten, entschied er dahin: „Keine von beiden Parteien solle das streitige Gut haben, sondern das Bewegliche davon, dem ins Feld ziehenden Heere zu Theil werden, das Unbewegliche der kaiserlichen Kammer;" und zum Troste sagte er ihnen, „dadurch werde ihnen der Weg zur Seligkeit erleichtert; denn ihr Evangelium lehre ja, daß ein Reicher schwerer in den Himmel komme, als ein Kameel durch ein Nadelöhr".

Das streitige Gut muß offenbar solches gewesen seyn, das als früheres Staatseigenthum erkannt wurde und unter Konstantin und Konstantius so oder so an die Christengemeinde gekommen war.

Denn die Christen hatten namentlich unter Konstantius gewaltig zugegriffen. Das läßt sich schließen aus Dem, dessen Zurückerstattung oder Wiederherstellung ein Gesetz des Julian befahl.

Dieses Gesetz vom Jahre 362 befahl, daß alle städtischen Güter, welche seit Konstantin an die christliche Geistlichkeit verschenkt oder von dieser an sich genommen worden waren, den Gemeinden zurückgegeben werden sollen; ebenso sollen alle heidnischen Tempel, welche die Christen an sich gezogen, herausgegeben, diejenigen Tempel, welche sie zerstört haben, von ihnen wieder aufgebaut, und alle von ihnen eingezogenen Tempelgüter zurückerstattet werden.

Das alles war nur das zu allen Zeiten wiederkehrende Recht der Vergeltung; ebenso, daß er entzog, was sonst auf Kosten der Heiden die Christen sich als Vorrechte erworben hatten. Er entzog ihnen die bisherigen Kornaustheilungen an Geistlichkeit und Volk, der Geistlichkeit die eigene Gerichtsbarkeit, die

Befreiung von Staatskosten, das Vorrecht, Testamente zu machen und Vermächtnisse Verstorbener und Lebender anzunehmen.

Damit waren der Priesterkirche ungeheure Vorrechte entzogen; er aber wies sie auf die Seligkeit evangelischer Armuth hin. Es war eine bittere Wahrheit in dieser Ironie; denn weil sie so schnell reich geworden war, war die Kirche sittlich ausgeartet. Kamen Christen vor seinen Richterstuhl, die sich um Mein und Dein stritten, so wies er sie ab; ihr Lehrer habe ihnen ja geboten, nicht zu hadern, sondern zu dem Rock, den man ihnen nehme, auch den Mantel zu lassen, und wenn man ihnen einen Streich auf den rechten Backen gebe, den linken auch darzubieten. Gereizt durch das Benehmen, das sich viele Christen gegen ihn mit Wort und That herausnahmen, ließ er sie seine Ironie fühlen, sprach von Jesus und den Aposteln nur als von den „Galiläern", von den Christen nur als den „leichtgläubigen Schülern der Fischer".

Man weiß, mit welcher Verachtung in unsern Tagen unwissende und überspannte Christen von den alten Klassikern sprechen; wie die Jesuiten die griechischen und römischen Dichter nicht nur durch Erklärung, sondern durch Kastrirung mißhandelt haben. Wie mögen erst im vierten Jahrhundert oft genug diese Klassiker von Christen mißhandelt worden seyn! Das, und zunächst nur Das, diese Herabsetzung und Verspottung der ihm wegen Form und Inhalt heiligen alten Literatur durch Christen in christlichen Schulen, bestimmte den Kaiser, den Christen zu verbieten, Schulen für die Erklärung der alten Klassiker zu halten. Daß er damit die Christen nicht, wie man das ansehen wollte, der höheren Geistesbildung zu berauben, sie geistig herabzudrücken und barbarisch zu machen beabsichtigte, dafür spricht, daß er ihnen offen und frei ließ, die geistvollsten Heiden über die alten Klassiker zu hören, wie das seit drei Jahrhunderten von Christen gehalten worden war, und gewissermaaßen noch öfters heute so gehalten wird, ohne daß das Christenthum der christlichen Zuhörer gelitten hätte oder litte. „Die Verächter des Thucydides und Homer," sagte er, „mögen den Matthäus und Lucas in ihren galiläischen Kirchen erklären, sich aber nicht mit der alten Literatur einlassen.

Es sey schändlich, daß Christen andere Leute Dinge lehren wollen, welche sie doch nicht für wahr halten. Wenn sie die Alten, deren Schriften sie auszulegen wagen, wirklich für weise Männer ansehen, so sollen sie vor Allem die Religiosität derselben sich zum Muster nehmen."

Heiden waren so freisinnig, diese Maaßregel hart zu finden. Die Folge davon mußte seyn, daß die Christen in der Geistesbildung zurückblieben, wofern sie nicht die Klassiker bei Heiden hören wollten. Daß eine bloß auf christliche Schriften begründete Erziehung für eine höhere Geistesbildung nicht ausreiche, glaubte er an sich selbst in seiner Kindheit erfahren zu haben. „Versucht es nur einmal," sagte er, „einen Knaben von Anfang an nur in der Bibel zu unterrichten, und ich wette, daß derselbe nicht besser als ein Sklave werden wird." Er meinte damit ein Zurückbleiben in der Geistesentwicklung und Bildung.

Aber nicht nur der Kaiser, sondern die denkenden Christen jener Zeit selbst auch sahen ein, daß die Christen ohne die altklassische Bildung geistig zurücksinken würden, und das Christenthum ohne die Hülfsmittel derselben bald in den Zustand der Schwäche käme. Sie waren einsichtsvoller darin als die in unsern Tagen, welche die alten Klassiker aus dem Jugendunterricht ausmerzen und die Gesellschaft überhaupt ebenso von den neuen Klassikern und ihrem Geiste fern halten wollen, im Wahn, die Christen und das Christenthum dadurch vor Schaden zu bewahren, beide dadurch zu fördern.

Sechs und neunzigstes Kapitel.

5. Gottesgericht gegen Julian und sein Vornehmen.

Nur folgerecht floß es aus seinem Gesetz allgemeiner Duldung und Religionsfreiheit, daß er den Juden den Wiederaufbau ihres Tempels zu Jerusalem gestattete und sie dabei durch seinen Statthalter Alypius gegen jede Störungen von Seiten der

Christen kräftig unterstützen ließ; ebenso, daß er sie von den Abgaben befreite, womit sie bisher belastet waren. „Sie sollen," sagte er, „von allen Seiten sorgloser Ruhe genießen, um zu dem allmächtigen Gott, dem Schöpfer aller Dinge, für des Kaisers Herrschaft beten zu können."

Der heidnische Zeitgenosse Ammianus Marcellinus erzählt, als die Juden den Schutt weggeräumt, seyen neben den alten Fundamenten furchtbare Feuerkugeln zahlreich aufgesprungen, und die aus dem Boden schlagenden Flammen haben die jüdischen Arbeiter einigemal verbrannt. An die Stelle habe Niemand mehr sich hingewagt; so sey an dem Widerstand des Elementes der Bau im Beginn gescheitert.

Christliche Schriftsteller malten den Vorfall weiter, ins Wunderbare, aus. Thatsache ist, daß der ganze Boden Jerusalems bituminös ist, voll Erdpech und Bergnaphta. Josephus berichtet von einem gleichen Hervorbruch der Feuerflammen, als Herodes in dem Grabmal Davids habe weiter vordringen wollen. Es bleibt ganz dem Glauben des Einzelnen überlassen, eine natürliche oder übernatürliche Ursache dieses Brandes anzunehmen. Es ist wahr, als Titus den Tempel unterminirte, als Hadrian dem Jupiter ein Heiligthum, als Omar eine Moschee an derselben Stelle erbaute, brachen keine Flammen hervor. Aber eben das und der Ausdruck Ammians, „Feuerkugeln seyen in die Höhe gesprungen", scheint auf eine künstliche Entzündung des Asphalts durch die Christen hinzudeuten. Es bleiben aber noch andere natürliche Erklärungen offen. Jedoch nahe lag es, daß der Glaube der Christenheit in der Zeit etwas Uebernatürliches, ein Gottesgericht, darin sah. Das Letztere war es jedenfalls, wenn auch auf natürlichem Wege.

Ein Gottesgericht trat dem Eifer Julians als einem ganz unzeitgemäßen überall entgegen. Selbst die Heiden vermochte er nicht mehr dazu, eigene Opferthiere zum Gottesdienste zu bringen: selbst der heidnische Zeitgeist war weit darüber hinaus. Wo der Kaiser die Opferthiere hergab, da aßen und tranken gern Tausende am Opferfest mit; aber als er bei Antiochia in dem Haine nahe bei Daphne den alten Apollotempel wieder öffnete und ein

allgemeines Opferfest ausgeschrieben hatte, da stand der Kaiser am Opferaltar und wartete der allgemeinen Theilnahme. Aber, wie er selbst bitterböse gesteht, „Niemand brachte Oel dar, Niemand Weihrauch oder eine Weinspende, und endlich keuchte ein alter Priester daher, der eine Gans unter dem Arme trug". Das war das einzige Opfer, das ein Anderer, als der Kaiser, brachte. Als bald darauf in diesem Apollotempel Feuer ausbrach und der Verdacht der Brandstiftung auf die Christen fiel, wäre es fast zu blutigem Eingreifen gekommen. Julian begnügte sich aber, den Brand des Apollotempel damit zu vergelten, daß er eine christliche Kirche in Milet, die neben einem Apollotempel stand, abzutragen befahl. Christen, die ihm unter die Augen Lieder sangen, die ihn und den Götzendienst verdammten, hatte er schon verhaften und einen davon foltern lassen. Das war der junge Sänger Theodorus. Der ertrug die Folter mit heiterem Angesicht, und erzählte nachher, er habe während der Martern einen Jüngling neben sich stehen gesehen, der ihm den Schweiß abgetrocknet und ihn mit frischem Wasser begossen habe. Es schien, als müsse die heidnische Reaktion zu Gewaltthaten weiter gedrängt werden, obgleich für jetzt Julian von aller Verfolgung abstand, menschlich-schön hörend auf den Rath des Statthalters Sallustius, den des Jünglings Standhaftigkeit ergriffen hatte. Der Tod aber hob Julian hinweg über das Unglück, aus einem unzeitgemäßen Gegner sogar ein blutiger Verfolger des Christenthums zu werden.

In dem Feldzug wider die Perser im Juni 363 wurde der heldenmüthige Kaiserjüngling mitten im Schlachtgewühl von einem feindlichen Wurfspieß tödtlich getroffen. In seinem Zelt tröstete er die Umstehenden, er gebe ja nur das Leben dem Schöpfer wieder, von dem er es empfangen, und mit seinen Philosophen unterhielt er sich über die erhabene Natur der unsterblichen Menschenseele, bis das Athmen ihm schwerer wurde; dann nahm er einen Trunk kalten Wassers und verschied, zwei und dreißig Jahre alt, und nur zwanzig Monate hatte er regiert.

Es lag in der Stellung Julians zum Christenthum, daß die Christen in diesem frühen und plötzlichen Tode eine Quelle

für mancherlei Gerede fanden, für Wahrheit und Dichtung. Ein „Gottesgericht“ hatte jedenfalls für sie gesprochen. Nach einer Ueberlieferung, die sich bei Sozomenos, Theodoret und andern christlichen Schriftstellern findet, lief es in der Christenheit um: der Kaiser habe im Augenblick, als das feindliche Geschoß ihn durchfuhr, ausgerufen: „Endlich hast du doch gesiegt, Galiläer!“

Diese christliche Ueberlieferung widerspricht wenigstens nicht dem Seyn und Denken Julians; ja sie sieht ihm ganz gleich. Er wußte am Besten, daß sein Tod die letzte Niederlage des Heidenthums war. Nur wenn man die Worte so verstehen wollte, als hätte er damit gesagt, das Christenthum habe nun an ihm einen Ueberwundenen und Bekehrten, würde diese christlich überlieferte Sage zu seinem geschichtlich erwiesenen Sterben nicht passen. Wäre die heidnische Rinde, die sich über den christlich Getauften gelegt hatte, in dieser Stunde vom christlichen Glauben durchbrochen worden, dann hätte er in diesem Augenblick den ihn erleuchtenden Christus nicht den „Galiläer“ genannt.

Unter anderen Sagen lief auch die unter den Christen um, Libanius, Julians von ihm hochverehrter Geisteslehrer und Freund, sey zu Antiochia in eine christliche Schule gekommen, als die Nachrichten von dem siegreichen Vordringen des Kaisers bis Ktesiphon Freude erregten, und habe spöttisch den Lehrer gefragt: „Nun, was macht des Zimmermanns Sohn?“ Der Lehrer aber habe geantwortet: „Ja eben der, den ihr spöttisch den Zimmermanns-Sohn nennet, ist der Herr und Schöpfer Himmels und der Erde; siehe, er zimmert eine Todtenbahre.“ Wenige Tage darauf sey der Kaiser auf der Bahre gelegen. — Unter den Heiden aber ging die Sage, nicht ein persisches, sondern meuchlerisch ein Geschoß aus christlicher Hand habe den Kaiser gefällt. Diese Sage ist grundlos; Julian selbst glaubte so etwas nicht.

Solche Sagen aber, wie vom Zimmern der Todtenbahre, sind tiefgeschichtlich, selbst in dem Fall, daß erwiesenermaßen die Thatsache gar nicht vorgefallen wäre. Diese Sage, welche ganz entschieden eine gleichzeitige ist, ist für sich selbst ein Beleg, welch feste und klare Ueberzeugung überall die Christen von dem frühen Tode des unlebensfähigen Kindes, des julianischen Neuheiden-

thums hatten. Der Spott des Libanius, so geistreich dieser Lehrer war, ist darum für uns gar nichts Unglaubliches, weil selbst in unsern Tagen nichtungeist reiche Philologen und Philosophen, welchen aber das Geist volle fehlt, zu ganz ähnlichen Spöttereien herabsanken und herabsinken. Diese sehen eben so verblendet die Todtenbahre nicht, welche täglich das Christenthum dem Unglauben zimmert und den triumphirend lächelnden Angriffen auf dasselbe. Und so kann auch ein zufälliges frivoles Anspielen des Meisters der altklassischen Literatur, des Libanius, eine sinnreiche Antwort eines bescheidenen christlichen Lehrers geweckt haben, welche weissagend war im Allgemeinen und zur Weissagung wurde im Besonderen, da Gott gerade jetzt den Julianus sterben ließ.

Mit dem letzten Hauch Julians zerfloß, was er gegen das Christenthum im Plane gehabt und mit viel bitterer Mühe auszuführen angefangen hatte. So erfüllte sich das Wort des vorausschauenden, greisen Athanasius. „Julian ist eine Wolke, die bald vorübergegangen seyn wird," hatte dieser auf der Flucht vor ihm ausgerufen.

Julians Schwärmerei für das Heidenthum war eitel, und sprang in seiner ganzen Eitelkeit jetzt in die Augen; er hatte sich für etwas begeistert, welchem der Geist entflohen war; er wollte die Welt durch etwas verjüngen, dem das Mark des Lebens innen vertrocknet war; er wollte neu beleben durch etwas, das abgelebt war und sich selbst überlebt hatte.

In den gleichen Fehler sehen wir aber im geschichtlichen Verlauf der christlichen Kirche leider nur zu oft nicht jugendliche Schwärmer, sondern alte Staatsmänner verfallen, welche eine abgestandene Rechtgläubigkeit festhalten, ausgelebte kirchliche Formen gebrauchen wollen, Menschen und Verhältnisse, welche darüber hinausgewachsen sind, wieder in dieselben einzuzwängen und dadurch umzuwandeln. Es ist die gleiche Thorheit hier wie dort.

Sieben und neunzigstes Kapitel.

Gewaltsame Unterdrückung des Heidenthums im römischen Reiche durch die Christen.

Das Richtige für Julian wäre gewesen, nicht der Feind des Christenthums, sondern der Reformator der Kirche zu werden, die von Mißbräuchen sehr entstellt war, in Formen zu erstarren anfing, sehr verweltlicht, fleischlich, höfisch und priesterfürstlich geworden war. Das Richtige für die Kirche aber wäre es nun nach vorübergegangener Gefahr gewesen, auf das in ihr herrschend gewordene Verderben zu merken und sich über dasselbe hinauf zu heben.

Das that sie nicht, und zog so selbst über sich das Gericht Gottes herbei, das mit zwei Zuchtruthen sie strafte und das Christenthum besserte, durch die Völkerwanderung und durch den Sieg des Islam. Vorerst unterdrückte gewaltsam die morgenländische Kirche das römisch-griechische Heidenthum, aber nur, um auf dessen Grab hinzusinken, und, Glied um Glied an den Islam verlierend, langsam hinzusterben.

Das Heer hatte den Obersten der kaiserlichen Haustruppen, den schwachen Jovian, auf den Thron erhoben. Als Christ gab er der christlichen Geistlichkeit mehrere ihrer alten Vorrechte zurück, starb aber schon im Februar 364. Sein Nachfolger Valentinian I. gab der Kirche die übrigen entzogenen Vorrechte zurück. Die Kornaustheilungen, wenigstens zu zwei Drittheilen, geschahen wie zuvor an die Kirche. Beide Kaiser aber hielten die Religionsfreiheit für das Heidenthum wie für das Christenthum aufrecht. Die politische Lage des Reiches machte dieß nöthig.

Die Christen hatten gleich nach Julians Tod an manchen Orten voll Jubel und Haß die feindseligste Stellung gegen die Heiden eingenommen, mehrere heidnische Tempel geschlossen, und die christliche Masse war in solcher Aufregung gewesen, daß sich die heidnischen Priester und Philosophen aus Furcht davor ver-

bargen. Der Fortgang solcher christlichen Unruhen hätte einen Bürgerkrieg hervorrufen können, und die Barbaren, welche die Gränzen erschütterten, waren ja auch Heiden. Daher das Gesetz Valentinians, das jeder Art von Religion freie Uebung gewährte. Nur gegen das Ende seiner Regierung verbot Valentinian im Westen des römischen Reiches, und sein Bruder Valens, dem er den Osten übergeben hatte, auch hier die blutigen Opfer.

Valentinians Sohn und Nachfolger, Gratian, entfernte aus dem Rathssaale in Rom den Altar der Siegesgöttin, der Viktoria, bei welchem die Senatoren zu schwören pflegten. Der alte Senator Symmachus stellte dem schwachen achtzehnjährigen Kaiser vor, er solle doch ihnen, den Greisen, diesen Siegesaltar von froher Vorbedeutung nicht nehmen, der ihnen in ihrer Knabenzeit schon theuer gewesen und mit dem Rom die Welt erobert habe. Umsonst. Zugleich hatte Gratian den heidnischen Tempeln und Priestern, sogar den vestalischen Jungfrauen, ihr bisheriges Einkommen und ihre Vorrechte entzogen, und die zu den heidnischen Tempeln gehörigen Grundstücke zu dem Staatsschatz geschlagen. Unter den der heidnischen Priesterschaft entzogenen Rechten war namentlich auch das, Vermächtnisse anzunehmen.

Schon im Jahre zuvor, 381, hatte sein Mitregent Theodosius im Morgenlande das Gesetz gegeben: „Jeder vom christlichen Glauben zum Heidenthum Abgefallene solle des Rechts verlustig seyn, ein gültiges Testament machen zu können." Zwanzig Jahre waren erst vorüber, seit die heidnische Bevölkerung des Reiches dem herrschenden System gefolgt und christlich geworden war. Viele davon waren, als unter Julian das Heidenthum wieder vorherrschend im Reiche, in Macht und Glück war, wieder heidnisch geworden. Und aller Derer Vermögen war jetzt von diesem Gesetze bedroht, wenn sie nicht eilten, wieder Christen zu werden.

Durch Einzug der Tempelgüter und dadurch, daß die Opferkosten nicht mehr durch den Staatsschatz bestritten werden durften, war dem heidnischen Priesterthum der Todesstoß gegeben. Theodosius ging noch weiter. Zuerst verbot er, im Jahr 392, das Weissagen aus den Opfern; wer aus Opferthieren die Zukunft

erforschte, solle als „Majestätsverbrecher" bestraft werden. Gleich darauf machte er das Opfern überhaupt, jede Art heidnischen Gottesdienstes, zum Verbrechen. Das that Theodosius, der seit 392 Alleinherrscher geworden war, theils aus Abhängigkeit von der christlichen Geistlichkeit, theils aus Politik. Nicht bloß unterdrückt, ausgerottet sollte die religiöse Partei werden, um den inneren Unruhen ihretwegen und möglichen Empörungen vorzubeugen, die von dem Heidenthum ausgehen konnten.

Im Jahre 392 nämlich war Valentinian II. von dem fränkischen Feldherrn Arbogast ermordet und Valentinians Hofkanzler Eugenius zum Kaiser gemacht worden. Beide suchten sich durch die heidnische Partei zu stärken und verkündeten dem Heidenthum ihren Schutz und volle Freiheit. Gegen diese heidnische Waffenerhebung und Thronanmaaßung setzte Theodosius die Todesstrafe auf die Ausübung der heidnischen Religion, und jenes sein Gesetz von 392 war so grausam, daß es die Todesstrafe nicht bloß der Ausübung des Tempeldienstes androhte, sondern jedes Anzünden von Lichtern vor dem Bild eines Gottes im Privathaus, jedes Beräuchern oder Bekränzen der Hausgötter, jede Spende von Wein beim häuslichen Mahl, mit schwerer Strafe belegte. Jedes Haus, jedes Landgut, wo solche Frevel getrieben worden, solle zum kaiserlichen Schatz eingezogen werden, und wenn ein Heide ein fremdes Grundstück zu seiner Religionsübung wähle, solle er schwer an Geld gestraft werden; ebenso, wer solche Abgötterei begünstige oder verheimliche, sie nicht angebe, oder als Richter sie ungestraft lasse.

Zuvor schon hatte das christliche Volk da und dort mit blinder Zerstörungswuth sich auf die heidnischen Tempel geworfen; wilde Schaaren von Mönchen voran, mit Brecheisen und Aexten, sah man es diese herrlichen Bauwerke alter Kunst ausplündern und dann verwüsten, wo die Heiden in der Minderheit waren. Zur Vergeltung loderten an andern Orten, durch die heidnische Bevölkerung angezündet, die christlichen Kirchen, wie zu Gaza, zu Ascalon, zu Beiruth, in Flammen auf; und auf dem Lande hin spann sich ein kleiner Glaubenskrieg zwischen Christen und Heiden fort. Libanius, der große Heide, der jede Hofstelle ausgeschlagen hatte,

um ein freier Mann zu bleiben, hatte aus der Ferne Julian berathen, und auf dieses Mannes Rath war Julian mehr als einmal von harten Maaßregeln gegen die Christen abgestanden. Dieser Mann trat auch jetzt hervor, aus der Stille der Wissenschaft, und suchte in einer beredten Denkschrift an den Kaiser Theodosius, worin er selbst Lehren des Christenthums zu Hülfe nahm, die alten Bauwerke der geächteten Religion vor der Zerstörungswuth der Christen zu retten. Er schilderte das tolle Treiben namentlich der „Schwarzröcke" — so nannte er die Mönche — und der durch sie zur Glaubenswuth erhitzten Volkshaufen, das ganze Unwesen dieser Tempelstürmerei, als ein sinnloses Treiben, das gegen die Absicht des Kaisers geschehe, dem Christenthum nichts nütze und den Staat um die großen Denkmale alter Kunst und Religion bringe. Libanius sprach sich zugleich gegen das jetzige religiöse Schreckenssystem mit dem wahren Wort aus: „Die Furcht kann nur Scheinchristen erzeugen. Nicht durch äußern Zwang, sondern durch Ueberzeugung kann Religion verbreitet werden."

Theodosius war zwar durch diese Gründe betroffen und schwankte einige Zeit hin und her; aber seine Hofgeistlichkeit hatte nach einem zweijährigen Schwanken zwischen Duldung der Heiden und Hingabe an die christliche Priesterschaft ihn nicht nur zu jenem grausamen Gesetz vom Jahre 392 vermocht, sondern noch zuvor dazu, daß, was bisher nur durch Volkswuth geschehen war, auf kaiserlichen Befehl geschah.

Zu Alexandria war damals Theophilus Bischof, ein hochmüthiger, gewaltthätiger Priester. Dem schenkte Kaiser Theodosius den dasigen Bacchustempel, um ihn in eine christliche Kirche umzuwandeln. In Syrien war damals der Oberste der kaiserlichen Leibwache mit dem besonderen Auftrag anwesend, mit dem Heidenthum dort aufzuräumen. Dann sollte er nach Egypten gehen. Auf diesen stützte sich Bischof Theophilus. Statt die heidnischen Geräthe und Sinnbilder in der Stille zu beseitigen, ließ er sie herausnehmen und durch gedungene Volkshaufen in der Stadt herumtragen, um diese heidnischen Religionsgeheimnisse der Verspottung des Pöbels preiszugeben. Gereizt durch diese Verhöh-

nung des ihnen Heiligsten, rotteten sich die Heiden in Alexandrien zusammen, es kam zu blutigen Gefechten, zu gegenseitigen Grausamkeiten in den Straßen. Zuletzt verschanzten sich die Heiden in einem förmlichen Lager bei dem prachtvollen, weitberühmten Serapistempel, auf der Höhe der Stadt. Von da machten sie Ausfälle auf die Christen, und die Gefangenen, welche in ihre Hände fielen, wurden durch Martern zum Opfern gezwungen, die, welche sich weigerten, zu Tode gequält. Das war von der unchristlichen Glaubenswuth der Christen gegen die Heiden muthwillig hervorgerufen worden.

Die Lage in dem so wichtigen Egypten wurde so sehr kritisch, daß der Kaiser Theodosius vorzog, allgemein zu verzeihen, statt zu strafen, doch unter der Bedingung, daß die Heidentempel zerstört werden. Der erste Tempel, der zerstört wurde, war das Prachtgebäude des Serapis. Gegen die ganze kaiserliche Macht wagten die aufständischen Heiden den Kampf denn doch nicht, sie nahmen die Gnade an und legten die Waffen nieder: der Glaube an die Unverletzlichkeit des Serapis-Heiligthums, die Rache, die von dem Gott ausgehen werde, und eine altheidnische Ueberlieferung erleichterten ihnen die Annahme der schmerzlichen Bedingung.

Von alten Zeiten überliefert war es, wenn die Bildsäule des Gottes Serapis stürze, werden Himmel und Erde einstürzen. Selbst viele neubekehrten Christen theilten den Glauben an diese alte Sage und die Furcht davor. Lautlos stand der Haufen der Heiden, als die christliche Soldatenschaar in den Tempel drang bis vor des Gottes kolossales Bild. Keiner der Soldaten wagte Hand daran zu legen. Endlich trat ein gläubiger Kriegsmann vor, machte sich hinan und zerschmetterte mit der Axt die gewaltigen Kinnbacken des Gottesbildes, unter ungeheurem Aufschrei von Heiden und Christen. Der Himmel fiel nicht ein und die Erde brach nicht zusammen, wohl aber unter wiederholten Axtschlägen stürzte die Bildsäule zu Boden, begleitet vom Wehegeheul der Heiden, vom Jubelruf der Christen; und als so die alte Weissagung der Egypter zu Schanden geworden war, als der vom Glauben der Jahrtausende ehrfurchtsvoll umwebte Serapiskopf so gräulich zerschlagen vor Augen darlag, ohne daß das

Chaos eingebrochen war, war es nicht mehr schwer, das ganze geheimnißvolle Heiligthum des zerschmetterten Gottes zu zerstören; und die anderen Tempel hatten nach einander das gleiche Loos. Nur wenige von den edeln Bauwerken griechisch-egyptischer Kunst wurden vor der völligen Zerstörung gerettet und in christliche Kirchen und Klöster umgewandelt.

Die philosophischen Führer der heidnischen Partei ebenso, wie die egyptischen Priester, suchten den Rest der Ihrigen künstlich durch alte und neue Weissagungen aufrecht zu halten. Eine alte Weissagung war es unter den Heiden, die gerade jetzt wieder von Mund zu Mund getragen wurde, das Christenthum werde nur 365 Jahre Bestand haben, und das Jahr 399 war das Jahr, auf welches die Hoffnung der Heiden aussah; da werde die Zaubermacht des Christenthums ein Ende haben. Vom Tode Christi an gerechnet, kam gerade dieses Jahr als das Glücksjahr der heidnischen Weissagung heraus. Dennoch ließen sich die Heiden nicht überall kampflos ihre Heiligthümer nehmen oder zerstören.

In Egypten zwar schien die heidnische Bevölkerung in ihr Schicksal ergeben. Viele ließen sich hier und anderswo christlich machen, wenn ein Ueberwurf des Namens und der Bräuche des Christenthums, unter welchem man bleibt, was man vorher war, Christlichkeit heißen kann. So kam es zu Apamea in Syrien zum Kampf. Als der dasige Bischof Marzell an der Spitze eines bewaffneten Haufens den Tempel des Zeus zerstören wollte, fand er die Heiden in Waffen davor und darin; die letzteren blieben Sieger im Kampfe, der greise Bischof wurde von ihnen gefangen genommen und auf einem Scheiterhaufen lebendig verbrannt. Die Söhne des Bischofs, welche die Bestrafung der Mörder nachsuchen wollten, wurden von den anderen Bischöfen Syriens davon abgehalten. Sie sollen, sagten diese, Gott danken, daß ihr Vater des Märtyrerthums gewürdigt worden sey.

Das alles war vor dem Jahre 391 geschehen, und jene Gesetze gegen die Heiden waren erst darauf gefolgt.

Acht und neunzigstes Kapitel.

Untergang der alten Götterwelt.

In Rom war die Beseitigung des Heidenthums um so leichter, als die dasigen Heiden ihren Abfall zu dem nun von Theodosius überwundenen Eugenius durch Uebertritt zum Christenthum zu sühnen eilten, sowie Theodosius selbst nach Rom kam. Er vernichtete sogleich alle von Eugenius gemachten Einräumungen an die Heiden, und forderte im Senate die Heiden auf, dem Götzendienste zu entsagen und Christen zu werden.

Zu beachten ist dabei, daß der Kaiser das Christenthum den Heiden damit zu empfehlen suchte, es sey diejenige Religion, in welcher sie allein Vergebung aller Sünden finden könnten. Entweder dünkte das ihm wirklich das Empfehlendste daran zu seyn, oder wollte er ihnen einen Wink geben, daß sie durch die Taufe die Todesstrafe für ihren Abfall abzukaufen haben.

Da wurde das Christusbild an die Stelle Jupiters im Senatssaale gesetzt und jedes Götterbild entfernt. Die uralt edle Familie der Anicier trat zuerst über. Ihr folgten die Bassi, die Paulini, das Geschlecht der Gracchen und andere altedle Häuser. Der christliche Dichter Prudentius, der das mit erlebte, sagt davon: „Die Lichter der Welt, die ehrwürdige Versammlung der Catone, eilten mit Ungeduld, die heidnische Hülle abzustreifen, und das schneeweiße Gewand der Unschuld anzulegen" (d. h. das Taufkleid). Den Vornehmen that es die Masse nach, und füllte die christlichen Kirchen Roms. Nicht wenige Senatoren aber blieben offen der alten Religion Roms treu, obgleich es mit der öffentlichen Uebung derselben nun ein Ende hatte. Und immer waren Tausende innen heidnisch, welche außen christlich schienen.

Hier, auf dem Boden der „ewigen Roma" war jeder Tempel, jede Straße, jeder Platz mit den Erinnerungen alter Römer zusammen gewachsen und die Nationalheiligthümer aus der Heidenzeit waren die Denkmale der Nationalgröße für alle Zeiten.

Theologen und Geschichtschreiber haben sich verwundert, daß Rom, so lange der Mittelpunkt des Götterdienstes, so hartnäckig

in vielen Familien daran hielt. Die geschichtliche Wahrheit ist: Rom ist immer der Mittelpunkt des Götterdienstes geblieben, und die in Rom, welche von Außen Heiden blieben, wie die in Rom, welche von Außen christlich thaten, haben viel Heidenthum in das römische Christenthum hinübergetragen; mehr, als alle Neuchristen und Heiden anderer Weltgegenden. Von Rom aus, und aus diesen Ursachen, ist das Christenthum, stark mit Heidenthum versetzt, durch das Mittelalter gegangen.

Zu Rom, und von Rom aus, wäre das Christenthum eben so sehr ganz heidenartig geworden, wie das Christenthum in Byzanz ganz chinesisch geworden wäre, wenn nicht Gott zuvor dafür gesorgt hätte, daß Arius eintrat neben Athanasius, und daß die germanischen Barbaren in ihrer Jugendfrische das „natürliche" Christenthum des Arius und nicht das bischofskirchliche des Athanasius überkamen.

Die Denkfreiheit gehört dem auf die heilige Schrift zurückgehenden Arius an. Er ist der Bischofskirche seiner Zeit gegenüber das, was Luther der Bischofskirche seiner Zeit gegenüber war, im Prinzip, im Streben, im Leben sogar; beide waren Mönche; Luther hat geheirathet; Arius nicht, aber begeistert die Ehe empfohlen.

Während so in Italien noch viel Heidenthum sich fort erhielt, theils in voller heidnischer Reinheit, theils vorzüglich in christlicher Ueberfärbung: verfiel im Morgenlande das Heidenthum unter den Gewaltmaßregeln vollends reißend schnell dem Untergang. Das Heidenthum verwischte die Gewalt hier so leicht, weil es hier nur noch in der heidnischen Literatur und deren Schulen wurzelte; und diese beiden verfielen, durch die Maßregeln des Hofs und der Kirche zugleich untergraben.

Alle christlichen Parteien waren dem urchristlichen Grundsatz, nach welchem das Christenthum nicht durch Gewalt, sondern durch Ueberzeugung ausgebreitet werden soll, untreu geworden. Alle stimmten darin überein, daß der Götzendienst ausgerottet werden müsse, und billigten die Gewaltsamkeit, womit er ausgerottet wurde. Das ist von dem Kirchenlehrer Augustin nicht nur bezeugt, sondern er selbst billigt und empfiehlt die Gewalt. Er scheut sich nicht, die Worte Christi bei Lucas 14, 23: „Nöthiget

sie, hereinzukommen!" so zu deuten, als wären Zwangsmaaßregeln dadurch empfohlen, die Heiden zum Eintritt in die christliche Kirche zu bringen, gewaltsame Bekehrungen.

Wenn Augustin, den Alte und Neue den „Hocherleuchteten" heißen, so sprach, so überrascht das nicht mehr, was christlicher Pöbel that.

Von den beiden Söhnen und Nachfolgern des Theodosius, Arkadius und Honorius mit kaiserlichen Vollmachten versehen, durchzogen bewaffnete Banden von Mönchen und christlichem Pöbel das platte Land, die noch übrigen Spuren des Heidenthums zu vertilgen; blutige Gewaltthaten gegen Anhänger der alten Religion waren nicht selten mit der Zerstörung der Reste heidnischer Heiligthümer verbunden. Und während diese Mönchsrotten auf diese Art bekehrten, bekehrte Honorius durch die Wahl, die er allen angestellten Heiden ließ, entweder Christen zu werden, oder ihre Stellen zu verlieren. Ein Gesetz schloß alle Nichtchristen von jeder Anstellung im Heer und Staatsdienst aus.

Das geschah gerade in jenem Jahr 399, auf welches das Heidenthum vertröstet worden war und sich vertröstet hatte, als das Jahr des Umschlages und des Sieges seiner Sache. Umsonst hatten die Egypter nach der Zerschlagung des Serapisbildes und seines Tempels durch die Christen im Jahre 391 erwartet, der Gott Serapis werde sich dadurch rächen, daß er die Wasser des Nils zurückhalte und damit das Jahr unfruchtbar mache; die Nilüberschwemmung war gerade in diesem Jahre besonders reichlich und die Fruchtbarkeit besonders groß. Und so brachen auch im Jahre 399 die letzten Heiligthümer des Heidenthums, wo sich solche noch bis jetzt erhalten hatten, unter den Axtschlägen christlicher Banden zusammen, und mit ihnen der letzte Glaube und die letzte Hoffnung des heidnischen Volkes. Der gebildete Heide klammerte sich noch an seine wissenschaftlichen Schulen, an die Pflanzstädten altklassischer Weisheit.

Jetzt begann das „Märtyrerthum" der heidnischen Bildung.

Aus diesen Schulen hatten die Besten der christlichen Lehrer, zu Gunsten des Christenthums selbst, die Kenntniß der alten Klas-

siker und damit ihre höhere Geistesbildung sich geholt. Dennoch sollten auch diese Schulen ausgerottet werden. Philosophenschulen, Philosophen und Philosophenschüler sollten verschwinden, und Volksaufläufe wurden von christlichen Bischöfen veranlaßt, um die Philosophen zu vertilgen.

Auf schöne heidnische Frauen von hoher klassischer Geistesbildung warf sich der Mönchsfanatismus sogar mit besonderer Wuth. Zu Alexandria lebte Hypatia, die Tochter des Mathematikers und Philosophen Theon. Sie war ausgezeichnet nicht blos durch Reichthum, durch seltene Schönheit, durch Sittenreinheit und Adel der Gesinnung, durch Gelehrsamkeit und für ihre und jede Zeit nicht gewöhnliche Geistesbildung; sondern namentlich auch durch den großen Sinn, mit welchem sie Gebrauch von ihrem Reichthum machte gegen Christen, wie gegen Heiden, und durch die Schönheit der Art, wie sie wohlzuthun wußte.

Aber dieses edle Weib war nicht bloß Heidin, nicht bloß begeisterte Anhängerin der neuplatonischen Schule, sondern, als die Gewaltmaßregeln des Kaiserhofes die Lehrstühle lehrte, war sie muthig auf den Lehrstuhl gestiegen, als Lehrerin der Philosophie nnd der griechischen Literatur.

Hatte Bischof Cyrill, ein geistloser, fanatisch blinder Priester, wie ihn schon seine Schrift gegen Julian zeigt, es mit Groll gesehen, daß die Art des Wohlthuns der Hypatia die Hochachtung und Liebe von Christen wie Heiden sich gewann: so war er vollends ergrimmt, daß diese großgeistige, seelenvolle, wegen ihres Wohlthuns allgemein verehrte, und dabei so schöne Frau auch noch Lehrerin der heidnischen Philosophie wurde. Wie mußte es den fanatischen Bischof grimmen, daß das Heidenthum hier in so vielen Beziehungen auf die empfehlendste Weise vertreten war!

Es war im Anfange des Jahres 415, in der Fastenzeit. Da stiftete der christliche Bischof Cyrill von Alexandria gegen die ihm und dem Christenthum in seinen Augen so vielfach gefährliche Frau seine Kirchengeistlichkeit, Mönchsrotten und etwas anderen Pöbel auf. Sein Lektor Peter stand an der Spitze dieser Bande. Hypatia wurde überfallen, ergriffen, in eine christliche Kirche geschleppt, und zu Tode gemartert, und zwar so, daß die Grausamkeit geschärft wurde durch die Schamlosig-

keit, mit welcher die geistlichen Mörder und Wüstlinge die sittlich reine Heidin eben so zu quälen als zu entehren suchten.

Und diese scheußliche That wurde weder von Bischoff Cyrill, welcher gegen Kaiser Julian und das Heidenthum schrieb, noch von irgend einer christlichen Behörde in Alexandria, noch von dem christlichen Kaiserhofe geahndet. Die scheußlichen Thäter blieben in der christlichen Gemeinschaft, und keine weltliche Behörde bestrafte sie; gleich als ob man recht zum Bewußtseyn bringen wollte, es solle zu gröbsten Mißhandlungen gegen die Heiden vorgegangen werden.

Gott aber hatte schon den Arm erhoben, um ein so entartetes Christenvolk und Christenthum zu strafen, und zwar zu strafen — durch Ausrottung einerseits, hier im Morgenlande, andererseits durch vielhundertjährige Barbarei des Abendlandes, in welche dort das Christenthum mit den Barbaren versank.

Noch einmal schien für das untergehende Heidenthum etwas zu sprechen, und zwar das allgemeine Unglück. Auf allen Gränzen des Reiches brachen siegreich die Barbaren ein, und ein lauter Schrei ging durch die unterdrückten Heiden, das sey von dem gerechten Zorn der alten Götter so verhängt; durch die Reichs-Verwüstung strafen sie die Verwüstung ihrer Tempel. Die Kirchenlehrer Augustin und Orosius schrieben große Vertheidigungsschriften gegen diesen um sich fressenden Wahn; so sehr fürchteten sie und der Kaiserhof denselben; sie hielten es nöthig, den Beweis anzutreten, daß das Christenthum nicht die Schuld trage am öffentlichen Unglück dieser Zeiten. Im Jahre 409 setzte es eine Mehrheit im Senate zu Rom durch, daß auf dem Kapitol und in allen den alten Tempeln, welche nur christlich gemacht, nicht zerstört worden waren, — den alten Göttern geopfert wurde: denn Alarich stand vor Rom mit den Barbaren, und in der Verzweiflung suchte man in Rom Hülfe bei den alten Göttern. Die Vertheidigung des Reichs mußte Kaiser Honorius in dieser Noth in heidnische Hände legen.

Und doch waren die furchtbaren Feinde vor den Thoren Roms keine Heiden, sondern Christen, und zwar arianische Christen. König Alarich, der Barbare, bekannte mit seinen West-

gothen längst das Christenthum. Rom wurde erstürmt, geplündert, aber kein christliches Heiligthum angetastet; Italien verwüstet, Südfrankreich und Spanien von den Westgothen erobert. Andere germanische Volksstämme hatten gleichzeitig Theile des römischen Reichs besetzt: die Alanen das heutige Portugal, die Sueven und Vandalen das heutige Galizien, Kastilien und andere Theile Spaniens; vom Niederrhein waren die Franken eingebrochen, über die Rhone die Burgunder.

Das geschah im ersten Viertel des fünften Jahrhunderts. Da war das Elend der Zeiten so groß im römischen Reiche, daß viele Christen das Ende der Welt und des Erlösers Wiederkunft zum Gericht, die geheimen Heiden aber und noch mehr die offenkundigen Heiden den nahen Untergang des Christenthums und das Herabsteigen der alten Götter auf die Erde, den Anbruch des goldenen Zeitalters der alten Religion, mit gläubiger Spannung erwarteten.

Das Ende dieses Weltalters war zwar vor der Thüre, wenn auch nicht das Ende der Welt; und das Weltgericht war auch da, wenn auch nicht im Sinne der Chiliasten, doch im Sinne des Origenes, ein innerlich und äußerlich zugleich sich vollziehendes Gericht der Zeit, eine Läuterung und Erneurung der Welt, ein Kommen Jesu Christi auf Erden, aber das zur Herrschaftkommen seines Geistes unter naturfrischen, von der Sünde der Welt nicht berührten, neu auf den Schauplatz tretenden Völkern, der Anbruch des Weltsiegs des Christenthums durch die germanischen Stämme, welche Gott als reine würdige Gefäße für Aufnahme dessen bereit gehalten hatte, was Lebensbrod und Lebenswein der kommenden Weltalter werden sollte. Die alten Götter kamen nicht, sondern sie „sanken vom Himmelsthron"; denn nicht ihnen war es gegeben, sondern nur ihm, „der Jungfrau Sohn, die Gebrechen der Erde zu heilen"; und darum „stürzten die herrlichen Säulen" der alten Tempel. Es war eine Geschichtsnothwendigkeit des fortschreitenden Geistes, unter dessen Fuß selbst viel Schönes der überlebten Zeit hinfällt, damit neue, höhere Schönheit zum Werden kommen kann, das Reich Gottes höher hinauf sich baue.

Das hindert nicht, der untergehenden Welt des Alten mit

Theilnahme nachzusehen: knüpfte sich doch an die Herrschaftszeit der alten Götter so viel Großes und Schönes, ein Reichthum unsterblicher Thaten, eine Fülle vollkommener Schöpfungen des Geistes.

Kaiser Justinian I. schloß im Jahre 529 die philosophische Schule zu Athen, den letzten geistigen Haltpunkt der hellenischen Religion. Von Athen aus hatte der griechische Geist sein hellstes und schönstes Licht über die Welt verbreitet: in Athen leuchteten auch noch, als alle altklassischen Schulen untergegangen waren, seine letzten Strahlen, bis die letzten Träger desselben auch aus der Schule zu Athen vertrieben wurden, und gewaltsam brutale Militärmacht auf kaiserliches Gebot auch diese Schule schloß.

Justinian befahl, alle noch nicht Getauften mit Weib und Kind gewaltsam in die Kirche zu führen, sie zur Theilnahme am christlichen Gottesdienst zu zwingen und sie nach empfangenem Unterricht zu taufen, die Widerstrebenden mit Verbannung und Vermögenseinziehung zu strafen, und die in den heidnischen Aberglauben Rückfälligen und alle wirklichen Götzendiener durch die Todesstrafe zu züchtigen.

Solche entsetzliche Verfahrungsweise entwickelte sich ganz folgerecht aus dem entsetzlichen Grundsatz, zu welchem sich selbst der große Kirchenlehrer, welchen wir im Zusammenhang mit seinen tiefgehenden Einwirkungen erst später schildern werden, „der „heilige Augustinus", durch Umstände hinreißen ließ.

Schöne Züge der Ueberzeugungstreue in einer weitum charakterlosen Zeit sind folgende:

Theodosius der Große ließ im Jahre 380 bei seinem Einzug in Konstantinopel dem Großbischof Demophilus (d. h. Volksfreund) die Wahl, entweder seinem Stuhl in der neuen Welthauptstadt und überreichem Einkommen, bei ausgedehntestem Wirkungskreise, zu entsagen, oder seinen Abfall von seiner bisherigen arianischen Glaubensanschauung offen zu bekennen; selbst der leise, bloße Uebergang zur katholischen Kirche wären dem Kaiser noch genügend gewesen. Demophilus war so charaktervoll, daß er auch nicht eine Sylbe sagte, die er nicht glaubte: er ließ Großbisthum, reiches Einkommen, Weltehre und Einfluß, und zog sich zurück, um seinem Gott und sich selbst treu zu bleiben. Das that ein Arianer. Athanasius starb, ohne diese Folgerichtigkeit

bis ans Ende; doch darf man annehmen, daß es Erkenntniß der Sachlage nicht bloß für ihn, sondern für die Christenheit war, was ihn zuletzt bewog, für Frieden zu sprechen, und für allgemeine Duldung in Glaubenssachen.

Der Nachfolger des Großbischofs Demophilus, Gregor von Nazianz, mußte seinen Einzug in die Hauptkirche der neuen Hauptstadt an der Seite des Kaisers durch ein Doppelspalier von Soldaten halten, welche ihn vor den Beschimpfungen der arianisch gesinnten Volksmasse schützen sollten.

Auch die letzten Vertreter der Geistigkeit des Heidenthums zogen es vor, in die Verbannung zu gehen und Hab und Gut sich konfisciren zu lassen. Das waren die letzten Lehrer an der Schule zu Athen, sieben in ihrer Zeit berühmte Namen, aber keiner darunter mehr ein auf altgriechischem Boden geborner Grieche. Diese letzten altheidnischen Weisen Griechenlands, sieben an der Zahl, merkwürdig, und von selbst erinnernd an die ersten sieben Weisen des aufstrebenden Griechenlands, Damascius der Syrer, Simplicius der Cilicier, Eulamius der Phrygier, Priscianus der Lydier, Hermias und Diogenes die Phönizier, Isidor der Palästinenser aus Gaza — sie verließen das römische Reich, ließen Alles dahinten, und gingen nach Persien zu dem König Chosroes. Der persische König nahm die letzten Trümmer neuplatonischer Philosophie wohlwollend auf, als sie zu den Barbaren des Ostens flüchteten. Neunhundert Jahre hatte die Schule zu Athen bestanden, als sie unterging, und fast zweitausend Jahre lang war von Athen aus Geist und Bildung in die Welt ausgegangen.

Zu Rom zog der Patrizier Photius der aufgezwungenen christlichen Wassertaufe die freiwillige Bluttaufe, der Knechtschaft unter dem Hofdespotismus und der neuen Hierarchie den Uebergang in die ewige Freiheit vor. Nur in die Gebirgsschluchten des Peloponneses vermochte die Gewalt die Maaßregeln ihrer Bekehrung zum Christenthum nicht auszudehnen, bis ins neunte Jahrhundert vertheidigten diese Gebirgsbewohner, die Mainotten, geschützt durch ihre Berge und das Meer, die alte Freiheit und die alte Religion Sparta's. In Italien dagegen verschwand der Dienst der alten Götter schon im siebenten Jahrhundert vollends ganz. Bis dahin hatte er sich noch in den ent-

legensten Thälern Siziliens, Sardiniens und Korsika's forterhalten.

Aber die Sterbestunde der morgenländischen Christenheit folgte nur zu bald, gottesgerichtlich, auf die Sterbestunde des Heidenthums im Morgenlande, und zwar um so schneller, je mehr diese Christenheit vom innersten Wesen des Christenthums abgefallen war, das nur eine freie Aneignung des Heiles, keine Gewaltaufnöthigung des Glaubens wollte; und je mehr sie sich losgelöst hatte von dem, was in der Bildung der alten Griechen göttlich und ewig war.

Denn nicht nur manches Stück heidnischen Glaubens und heidnischer Sitte ragte strunkartig aus dem Boden hervor, in welchen es untergegangen war, trieb noch nach und wob und zweigte sich hinein in das häusliche, in das bürgerliche, in das kirchliche Leben der Christenheit; sondern was schön und groß, was Geist war an dieser altklassischen Bildung, das war niemals untergegangen; man konnte sich zwar davon abwenden, man konnte es vergessen, verbannen, zur Auswanderung zwingen; aber nicht tödten.

Durch Aneignung der Formschönheit und der Gedankenmacht althellenischer Bildung hatte das Christenthum sich selbst weiter gebildet, hatten die großen Träger und Lehrer desselben sich zum Kampf und Sieg für ihren Glauben tüchtig gemacht. Der Geist altklassischer Bildung, jener ewige Geist des untergegangenen Hellenenthums, erschien im fünfzehnten Jahrhundert als ein aus der Verbannung zurückgekehrter, wurde der Vorkämpfer der Reformation, und der Bildner aller christlichen Völker bis heute. Dadurch aber, daß die morgenländische Christenheit diesen Geist nicht in den Dienst des Christenthums nahm, sondern gewaltsam austrieb, verwilderte sie in Bildung und Leben, wurde sie halbbarbarisch.

Jener Abfall vom innersten Wesen des Christenthums und diese Feindseligkeit gegen die altklassische Bildung sind zwei Todeskeime geworden für das Christenthum im Morgenland.

Neun und neunzigstes Kapitel.

Das erste in Gesetzesform vergossene Ketzerblut.

So war dem Christenthum die Alleinherrschaft über den römischen Weltkreis gesichert, aber ihr Grund gelegt durch Grundsätze und Mittel, welche die Bahn brachen zu unchristlichsten Thaten und Handelsweisen. Die Geistlichkeit Spaniens war auf diesem Wege bereits zu blutiger Verfolgung der Christen durch Christen vorgegangen.

Auf einer Synode in dem heutigen Saragossa verdammte sie die Lehre der Priscillianisten. Diese Sekte war christlich, aber mit manichäischen und gnostischen Einflüssen behaftet. Lehre und Leben waren sehr ascetisch, aber zugleich sehr phantastisch. Wie bisher oft schon geschah, so riefen die rechtgläubigen Bischöfe den Arm der weltlichen Obrigkeit als vollziehende Macht für ihre Verdammungsurtheile gegen diese „Ketzer" auf. Die Kaiser Gratian und Theodosius erklärten im Jahre 381 durch ein Reichsgesetz, daß katholischer oder wahrer Christ nur derjenige sey, welcher ganz nach dem Buchstaben des Glaubensbekenntnisses von Nicäa glaube; alle Anderen wurden für Ketzer erklärt, den Ketzern bei schwerer Strafe jede gottesdienstliche Zusammenkunft verboten, und Kerker, Bann, Ehrlosigkeit und Todesstrafe ihnen angedroht. So war, um die Rechtgläubigkeit zu schirmen, der Gewissenszwang in voller Härte und Strenge in Gesetzesform gebracht, und nicht bloß, was wirklich unchristlich war, sondern auch solches, was nur eine verschiedene Auffassungsweise des Christlichen war, wurde für ketzerisch erklärt, ausgestoßen, verflucht, und der weltliche Arm, das kaiserliche Strafgericht gegen alle Andersgläubigen, als gegen „wahnsinnige, ehrlose Ketzer", angewandt. Durch mechanische, oft vom kaiserlichen Despotismus diktirte Abstimmungen, durch Stimmenmehrheit auf willkürlich zusammengesetzten Synoden war entschieden worden, was christlich sey oder nicht. Das nicänische Glaubensbekenntniß wurde auf einer solchen Versammlung zu Konstantinopel im Jahr 381 noch einmal überarbeitet, und es als das hingestellt, dessen gläubige Annahme die Christlichkeit diesseits und die Seligkeit jenseits bedinge.

Von den Priscillianisten hieß es ausdrücklich in dem kaiserlichen Erlaß, sie sollen von der Erde vertilgt werden. Priscillian, der Stifter der Sekte, zwei zu ihr übergetretene Bischöfe und zwei andere Mitglieder wurden als Ketzer zu Trier, wohin sie vorgeladen worden waren, mit dem Schwert hingerichtet.

Das war das erste Ketzerblut, das unter feierlichen Rechtsformen vergossen wurde. Und spanische Geistlichkeit war es, die nach diesem Blut gedürstet hatte.

Von Schauder ergriffen, standen viele Rechtgläubige damals noch über solche widerchristliche Blutthat, und zwei Vorfechter der Rechtgläubigkeit, der Bischof und Einsiedler Martin von Tours und der Bischof Ambrosius von Mailand, sprachen öffentlich ihren Abscheu vor solchem Thun aus. Martin erklärte dem Kaiser ins Angesicht, er werde mit keinem Bischof den Kirchenfrieden halten, der sich an diesem blutigen Handel betheiligt habe. Der Kaiser rief die Hauptleute und die Kriegsknechte eilig zurück, die schon unterwegs waren mit der Vollmacht zu einer Ketzerjagd durch ganz Spanien und zur Hinrichtung aller Priscillianisten. Auch Ambrosius erklärte, daß er keine Gemeinschaft mit denjenigen Bischöfen haben wolle, welche in das Bluturtheil wider die Priscillianisten eingestimmt haben. Die Priscillianisten aber wurden durch das Märtyrerblut der Ihren so begeistert, daß die Sekte noch anderthalb Jahrhunderte diese Verfolgung überlebte.

Jene Gewaltgesetze der weltlichen Macht galten aber vorzüglich den Arianern. Mit Soldatenhaufen vertrieb Theodosius I. die Arianer aus allen Kirchen des Morgenlandes. Das arianische Christenthum aber flüchtete in dieser Bedrängniß vor dem rechtgläubig katholischen Christenthum über die Donau zu den Gothen. So hatte es Gott geordnet, daß der christliche Glaube zuerst in der Form des „natürlichen", einfachen, an das Wort der heiligen Schrift sich anschließenden Christenthums des Arius zu diesen einfachen, naturfrischen germanischen Stämmen kam. Hier zeigte das arianische Christenthum in Kurzem sich in dem trefflichen Gefäß selbst erneut und veredelt, und erstarkte als germanisch-christliche Kirche. Hier zog es Gott zu einem Werkzeug seines Strafgerichtes groß, welches die Christen

des römischen Reiches für ihre Entartung, ihre Verfolgungssucht und ihren Bruderzwist strafen sollte.

Da, wo die Liebe das Reich Gottes bauen sollte, hatte hundertjähriger Zwist und Haß unter Brüdern gewüthet, welche alle zu Christus sich bekannten. Ueber sechzig Jahre lang hatte allein der Glaubenszwist zwischen Athanasianern und Arianern das Evangelinm entwürdigt durch theologisches Gezänke, durch Hofkabalen, durch Volkstumulte, durch Synodenränke, durch Militärgewaltthaten, durch verbitterte gegenseitige Verfolgungssucht der Parteien.

Hundertstes Kapitel.

Hervorragende christliche Männer dieses Zeitalters.

Es hat zwar auch in dieser Zeit nicht an bedeutenden Männern der Kirche gefehlt. Athanasius war, während der Kampf noch wüthete, im Jahre 373 gestorben, friedlich inmitten seiner Gemeinde; nichts hatte er in den letzten Jahren so sehr gewünscht, als Frieden in der Kirche, die gerade er am *meisten* in stetem Zwist gehalten hatte. Am Ende seines Lebens hatte er über die Leichtfertigkeit dogmatischer Zanksucht geklagt, und noch früher zugestanden: „der Glaube sey eine Art von Erkenntniß, welche mit spitzfindigen Untersuchungen nichts zu thun habe.“

In den letzten Jahren seines Kampfes standen ihm die sogenannten drei großen Kappadocier als kräftige Mitstreiter für die Rechtgläubigkeit zur Seite: Gregor von Nyssa, der im Jahr 394 starb; dessen Bruder Basilius der Große, Erzbischof von Cäsarea, der im Jahr 379 starb; und dessen Jugendfreund Gregor von Nazianz. Sie nährten sich vorzüglich aus den Schriften des Origines neben der heiligen Schrift, und aus den alten Klassikern, dann aber auch aus den Streitschriften des Athanasius. Sie waren die Säulen der athanasianischen Rechtgläubigkeit; Basilius, eben so eifrig für Wissenschaftlichkeit des Glaubens, als für das Mönchthum, war ein Kirchenhaupt, dessen Hoheit

sich in Folgendem zeichnet. Erstaunt über die Freimüthigkeit des Basilius, rief der arianische Kaiser Valens aus: „Noch nie hat ein Bischof so kühn mit mir gesprochen!" — „Du bist wohl noch nie mit einem Bischof zusammengetroffen," antwortete mit entwaffnender Würde Basilius. Er selbst lebte dürftig, speiste aber in Nothzeiten viele Hunderte von Armen an seinem Tisch, und wandte sein großes ererbtes Vermögen und alle seine Einkünfte auf die Gründung eines ungeheuren Spitals in Cäsarea, das in der großen Stadt eine Stadt im Kleinen war.

Ein Seitenstück zu Basilius als Kirchenhaupt war Ambrosius von Mailand, der im Jahr 397 starb. Auch er fürchtete Gott mehr als den irdischen Herrscher, und, wie für die Rechtgläubigkeit, so stand er ein für die Freiheit der Kirche gegen Soldatenherrschaft und Despotismus: er verwehrte dem Kaiser Theodosius dem Großen den Eintritt in das Gotteshaus, bevor er Buße gethan hätte für begangene Grausamkeiten. Daß der Bischof das konnte und der Kaiser sich fügte, zeugt für die Macht wie für das heilsame Gegengewicht der Kirche.

Manchem Theologen wird es als ein Aergerniß klingen, und doch ist es so: mehr als Athanasius und seine theologischen Streitigkeiten haben die Meister des kirchlichen Gesanges für das Christenthum, für Herz und Leben der Christenheit, gewirkt. Häufig waren diejenigen, welche den melodischen Theil des Kirchengesangs ausbildeten, zugleich auch Verfasser von Liedertexten; Componisten und Dichter in Einer Person.

In diesen Kirchengesängen tönte der Geist evangelischer Liebe und Einheit siegreich durch das Wogen und Wüthen des über Glaubensartikeln die Christenheit zerreißenden Parteikampfes; in ihnen tönte, nach Herders Ausdruck, „die Sprache Eines allgemeinen Bekenntnisses, Eines Herzens und Glaubens; nirgends ist darin Eine Empfindung oder Ein Gedanke ausschließlich hervorgehoben; man vernimmt vielmehr überall die Sprache der christlichen Andacht in großen Accenten."

Die theologischen Zänker waren der christlichen Lieder- und Gesangsschöpfung so abhold, daß auf einer Synode zu Laodicea im Jahre 363 der blinde Beschluß gefaßt wurde, „alle von Menschen verfaßten Lieder aus dem Gottesdienste zu verbannen, und

sich einzig an die Psalmen zu halten, als an das vom Geiste Gottes eingegebene Gotteswort." Hatten sie wohl das Gefühl, daß der göttliche Geist längst aufgehört hatte, in ihnen selbst und in ihren Synoden zu wohnen und zu wirken? Schwerlich. Aber die poetische wie die musikalische Begeisterung hat die Freiheit zu ihrem Element und zu ihrer nothwendigen Bedingung; sie bindet sich nicht an den Buchstaben einer erstarrten Rechtgläubigkeit, und läßt sich nicht knechten von irgend einer menschlichen Fassung eines Dogma; eben weil der göttliche Geist im wahren Dichter wie im Schöpfer der heiligen Töne wirkt und schafft.

Und darum waren es auch zuerst die Freien im christlichen Glauben und Denken, von welchen die christlichen Lieder und Melodien ausgingen; Ketzer wurden solche oft genug von der Blindheit oder vom Neide derer genannt, welche sich selbst die Rechtgläubigen nannten.

Ein brennendes Maal aber bleibt es an der Stirne der Synode von Laodicea, daß sie nicht wußte und nicht glaubte, es sey in Menschen der christlichen Zeit der göttliche, zum heiligen Liede begeisternde Anhauch noch immer möglich, welcher in Menschen der alttestamentlichen Zeit die Psalmen hervorgerufen habe. So geistlos waren die Synoden geworden, lebendige Beweise, daß der heilige Geist nicht mehr in ihnen war, eben weil, wo Geistlosigkeit ist, überhaupt kein Geist ist, also auch der heilige Geist nicht.

Wie die Kirchenlieder seit der Reformation für das christliche Herz und Leben mehr Gutes wirkten, als alle dogmatischen Streitigkeiten und haarspaltenden Untersuchungen der Theologen, so stiftete Kirchenlied und Kirchengesang in jenen frühen Jahrhunderten mehr christlich Gutes, als alle Kämpfe und Beschlüsse über die Wesensgleichheit des Sohnes und über die Person des heiligen Geistes. Darum drang auch das Verbot von Laodicea nirgends durch. Chrysostomus nannte den Gesang des Kirchenliedes in der Gemeinde „den höchsten Grad der Gottesverehrung, worin die Menschen mit den Engeln und vollendeten Geistern in Gemeinschaft treten."

Solche christliche Kirchenlieder dichteten Bischof Gregor von Nazianz, Apollinaris und der Bischof Synesius von

Ptolemais; Chrysostomus und der Syrer Jakob von Sarug. Viel bedeutender aber als diese Kirchenlieder morgenländischer Verfasser, waren und sind die Kirchenlieder aus dem gleichzeitigen Abendlande, von Hilarius von Poitiers, welcher um das Jahr 368 starb, und eine Sammlung geistlicher Lieder herausgab; von Ambrosius; von Augustinus; von Cölius Sedulius aus Irland; von Ennodius, Bischof von Pavia; von Fortunatus, Bischof von Poitiers; von Gregor dem Großen; von Aurelius Prudentius, und von unbekannten Verfassern, darunter auch Frauen.

Sehr verschieden vom Kirchenliede des Abendlandes ist das Kirchenlied des Morgenlandes. Oft erhaben, hat das letztere doch viel Prosaisches und leidet durch Breite. Proben von Jakob von Sarugs Kunst im Kirchenlied sind in den letzten Jahren mit Glück verdeutscht und veröffentlicht worden. *) Die Hymnen des Synesius sind verloren bis auf zehen, ein klassischer Geist weht darin, doch sind sie mehr theologisch als volksthümlich, mehr dogmatisch als poetisch. Synesius war auch noch als Bischof vorzugsweise Philosoph; er war aus Cyrene, und in Alexandria einer der begeistertsten Schüler jener edeln Hypatia, welche der christlichen Glaubenswuth als Opfer fiel, welcher aber Synesius noch als christlicher Bischof ein treuer Verehrer ihrer Philosophie blieb, lange nach ihrem Tode. Zwanzig Jahre lang, bis zum Jahre 431, war Synesius Bischof, bis zu seinem Tode, obgleich er stets offen bekannte, daß seine Anschauung vom Christenthum, seine christliche Philosophie, im Widerspruch mit Vielem sey, was Glauben des christlichen Volkes war. Er war zum Christenthum übergetreten nicht vom Heidenthum, sondern, besser gesagt, von der neuplatonischen Philosophie. Der gemäß schon hatte er nur an Einen Gott geglaubt, und zu ihm gebetet als dem Vater und als der Quelle der heiligen Weisheit. Um so eine schöne, für Wahrheit begeisterte Seele in dieser traurigen Zeit der Kirche dem Christenthum zuzuführen, bedurfte es, daß das Christenthum ihm sich zeigte in der edeln geistigen Gestalt eines Chrysostomus,

*) Zingerle, Harfenklänge vom Libanon. 1840. Festkränze aus Libanons Gärten. 1846.

welchen er in Konstantinopel hörte. Darauf ließ er sich taufen. Lange zuvor aber schon hatte er gebetet: „Vater, du Quelle der heiligen Weisheit, laß meinem Herzen aus deinem Schooß das geistige Licht leuchten, zeige mir den heiligen Pfad, der zu dir führt; gib mir das Zeichen; drücke mir dein Siegel auf!" Lange zuvor schon hatte er in allen Religionen etwas Göttliches erkannt, aber das Wesentliche jeder Religion nicht in ihr Geschichtliches und Aeußerliches, sondern in die Stimmung des Herzens gesetzt. Er, der Heide, hatte einem Freunde, der ein christlicher Mönch geworden war, geschrieben: „Auf die Farbe des Mantels komme es nicht an, ob dieser schwarz sey, wie der der Mönche, oder weiß, wie der der Philosophen, wenn nur die Gesinnung die rechte sey." Kaum war er getauft, so wurde er zum Bischof berufen, und es zeigte sich durch die Erfahrung, daß hier ein Mann, der offen gestand, daß er nicht in allen Stücken den Glauben der allgemeinen Kirche theile, dem Christenthum und den Christen mehr frommte, als tausend in allen Artikeln Rechtgläubige, denen sein Wahrheitssinn, sein christliches Herz und seine innige Gottes- und Menschenliebe fehlte. An anderen Orten, ja selbst in unserem Jahrhunderte noch an mehr als einem Orte, wäre Synesius als Ketzer behandelt worden, denn er glaubte z. B. nicht an die kirchliche Lehre von der Auferstehung des Leibes, und seine ganze Anschauung bis an sein Ende folgte der des Origenes.

Wahrhafte Kirchenlieder für das Volksgemüth dichtete aber erst Hilarius und die andern Abendländer, die seine Bahn gingen. Man darf nur diese Lieder nennen, welche aus diesem Kreise hervorgingen, soweit sie allbekannte sind, und Jedermann weiß, daß hier der Quell des ersten christlichen Gesanges schön und innig, tief und kräftig, und dabei so einfach und mit dem christlichen Geist harmonisch rauschte, wie nirgends sonst zuvor. Dahin gehören die Lieder: „Allein Gott in der Höh sey Ehr", wie es in der deutschen Bearbeitung, „**Gloria in excelsis Deo**", wie es im Urtext heißt; die auf den Namen des Bischofs Ambrosius von Mailand zurückgeführten Lieder, sowie die entschieden von ihm gedichteten. Unter den letzteren sind die bekanntesten: „**O lux beata trinitas**", oder, wie es verdeutscht

wurde: „Der du bist drei in Einigkeit"; „Veni redemptor gentium", im deutschen Nachbild: „Nun komm, der Heiden Heiland".

Man hat dem Hilarius das „Gloria", dem Ambrosius den sogenannten ambrosianischen Lobgesang: „Te Deum laudamus", im deutschen Nachbild: „Herr, Gott, dich loben wir", mit kritischer Miene absprechen wollen. Die Gründe dafür sind die schwächsten. Denn sie würden Shakspeare und Göthe ihre erwiesen ächten, herrlichsten Erzeugnisse absprechen, alle die, in welche sie im Munde des Volkes und anderswo vorhandene poetische Bestandtheile aufnahmen, oder in welchen sie früher da gewesene Edelsteine schliffen und neu faßten.

Zu den von Cölius Sedulius, einem Irländer, gedichteten lateinischen Kirchenliedern gehören die verdeutschten Weihnachtsgesänge, die er um die Mitte des fünften Jahrhunderts dichtete: „Christum wir sollen loben schon" und „Was fürchtst du Feind Herodes sehr". Aus diesem abendländischen Kreise sind auch die kraftvollen, in einfachem großem Styl gehaltenen Lieder, das alte „Credo", verdeutscht: „Wir glauben All' an Einen Gott", und das „Agnus Dei", verdeutscht: „O, Lamm Gottes, unschuldig". Von Fortunatus, der im Jahre 600 starb, hat man unter anderen die prächtige, schwungvolle Passionshymne: „Vexilla regis prodeunt".*) Welch tiefe Poesie lebt in diesem Gesang!

Ganz eigenthümlich aber in Kraft und Schwung und Tiefe des Gedankens und der Empfindung wie in dichterischem Ausdruck sind die christlichen Zeit-, Streit- und Siegeslieder des glühenden, für das Christenthum begeisterten Spaniers, Aurelius Prudentius, der in den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts starb. Unter seinen Triumphliedern auf die Märtyrer ist das berühmteste dasjenige, welches die katholische Kirche heute

*) Verdeutscht möge hier die erste Strophe folgen:

„Des Heilands Fahne weht so roth!
Vom Kreuze strahlt ein Himmelsblick.
Hier fand das Leben seinen Tod,
Der Tod bringt Leben hier zurück."

noch singt am Tage der unschuldigen Kinder, die Herodes tödten ließ um Christi willen, das Lied voll lebendiger Farben: „**Salvete, flores martyrum!**" Darin begrüßte er die zarten, unschuldig vom Tyrannen hingemordeten Kinder als „Blüthen der Märtyrer". *)

Und solche unendlich zarte Poesie findet man bei den Kirchengeschichtschreibern nur selten anerkannt, weil manche nicht die Mühe, sondern die Freude sich nicht machten, solche epochemachenden Schönheiten der erwachten christlichen Poesie aus den Quellen kennen zu lernen. Epoche machen sie darum, weil der Maler nur malen durfte, was der Dichter erfunden hatte, und der Musiker nur in Töne umzusetzen brauchte, was ihm im Gedicht vorempfunden war. Solche Poesien, wie die des Prudentius, wurden die befruchtende Quelle für die christliche Malerei, und die christliche Musik. Es gibt keine Stelle bei Shakspeare, welche plastischer und zarter zugleich wäre, als die beiden angeführten Strophen des Prudentius. Man sieht die unschuldigen Opfer, welche der Tyrann zur Ermordung auserkor. In voller Unbewußtheit dessen, was mit ihnen geschehen soll, das lieblichste Bild der Unschuld, sitzen sie am Altar, auf welchem zu sterben ihnen bestimmt ist, und sie spielen noch kindlich froh mit Palmen und Kränzen, den Zeichen ihres frühen Sieges über die dunkeln und bösen Mächte der Welt.

Das ist nicht „Rhetorik", wie man sie dem Prudentius angedichtet hat, sondern diejenige Art von Poesie, die einen Raphael begeistern mußte, daß er schöpferisch wurde. Prudentius sah mit einem Prophetenauge in die Wirkungen des Christenthums der

---

*) Zwei Strophen daraus mögen verdeutscht hier stehen:

„Heil, Blüthen euch, der Märtyrer!
Die, an des Lebens Morgenthor,
Vom Strauche riß der Christusfeind,
Wie Sturm, der Rosenknospen bricht.

O zarte Schaar der Erstlinge,
Geopfert Christo! Freundlich spielt
Ihr vor dem Blutaltare selbst
Mit Palmen und dem Siegeskranz."

kommenden Jahrtausende hinein, wenn er in seinem „Hymnus auf die Geburt des Herrn" unter Anderem weissagte, daß „aus dem Schooß der Maria ein neuer Zeitenlauf entspringen werde, verklärt vom goldenen, die Welt verjüngenden, Wüsten umbildenden und verschönernden Lichte." *)

Dieses Prophetische in Prudentius tritt auch in anderen seiner Dichtungen hervor; und er ist es, der in einem Gedichte ein Vorbild des christlichen Kirchenbaus aufgestellt hat, eine dichterische Weissagung auf den deutschen (gothischen) Styl, welche durch den christlich-germanischen Künstlergeist in die Wirklichkeit eingeführt worden ist. Diese großartige Dichtung des Prudentius hat die Aufschrift: „Einzug der Tugenden und Tempelbau des Glaubens und der Eintracht." Dieses Gedicht spricht klar, wie die Zukunft der christlichen Welt und Kunst, lange vor ihrer Verwirklichung in der Zeit, sich abgemalt hatte im Spiegel des Geistes, der in Prudentius war.

In die Zerrissenheit und Glaubensspaltung der Zeit rief Prudentius hinein:

— — „Es schwankt nach außen, was innen entzweit ist.
Darum verhütet, o Männer, daß nicht in unseren Sinnen
Streitender Widerspruch herrsche, nicht fremde Lehren, gewoben
Aus verborgenem Haß, entstehen; denn Zwiespalt im Willen
Trübt mit verschiedenen Zweifeln des heiligen Glaubens Geheimniß.
Was wir gedenken und thun, vereinige heilige Liebe.

---

*) O Wonne, süß und namenlos,
Die, Jungfrau, keusch dein Schooß umschließt,
Aus dem ein neuer Zeitenlauf,
Verklärt vom gold'nen Licht, entspringt.

Von dieses Kindes Thränen blüht
Der Welt ein neuer Frühling auf,
Und neugeboren wirft sie nun
Das alte Gift der Sünde aus.

Wohl blühet dann in Hain und Flur
Der Blumen holde Fülle auf,
Ja selbst in öden Syrten weht
Des Nektars und der Narde Duft.

Eins sey unser Leben, da nichts Getrenntes Bestand hat.
So wie zwischen Gott und den Menschen Jesus als Mittler
Trat und die schwache Natur dem ewigen Geiste vereinte,
Daß, nicht getrennt von ihm, sie Eins mit der Gottheit bestände:
Also vereinige auch, was der Geist und der Körper vollbringen,
Stets mit liebendem Ernst der Geist der heiligen Einheit. —
Durch den Frieden bestehen die Sterne, bestehet die Erde.
Nichts ist ohne den Frieden der Gottheit gefällig; sogar nicht,
Was am Altare du ihr als Opfer zu bringen bereit bist.
Kocht unversöhnlicher Haß im Herzen dir gegen den Bruder,
Selbst wenn Christo zu lieb als Märtyrer du in die Flammen
Freudig dich stürztest und Rache noch nährtest, es frommte dir nimmer,
Deine kostbare Seele für Jesum zu geben; denn wisse,
Alles Verdienstes erste Bedingniß ist heiliger Friede." *)

Aber sie hörten nicht auf diese Friedensstimme, so wenig, als sie einst zu Nicäa auf die Stimme eines wohlgesinnten Laien gehört hatten, der sich aus der Menge erhob, und mit dem Ansehen, das ihm der Name des „Bekenners" gab, unter die streitenden und giftig mit Worten fechtenden Bischöfe mit dem Zuruf hineintrat: „Laßt ab von eurem Gezänke. Christus und die Apostel sind nicht dazu erschienen, der Welt eine neue Dialektik und eitles Wortgepränge zu bringen, sondern eine einfache Lehre haben sie geoffenbart, welche Glauben und gute *Werke* verlangt."

Den Zustand der Kirche zeichnete und geißelte Hilarius von Poitiers also: „Es ist ein gefährlicher Uebelstand, daß es jetzt eben so viele Glaubensformeln als Meinungen unter den Menschen, eben so viele Lehren als Neigungen, eben so viele Quellen der Gotteslästerung als Fehler unter uns gibt. Willkürlich werden unsere Symbole gemacht, willkürlich gedeutet. — Während wir um Worte uns bekriegen, nach Neuigkeiten jagen, über dunkle Dinge hadern, über die Urheber der Ketzereien schimpfen, während Einer die Ansicht des Andern eifersüchtig belauert, während wir Bannflüche gegen einander schleudern, ist Einer ganz vergessen — Christus. Durch den ewigen Wechsel der Glaubensbekenntnisse, durch Verwerfung der Symbole, die wir selbst oder

*) Nach der Verdeutschung der „Feiergesänge" des Aurelius Prudentius durch J. P. Silbert. Wien 1820.

unsere Vorfahren aufgestellt, ist es so weit gekommen, daß weder etwas von uns Anerkanntes, noch von jenen Ueberliefertes feststeht und unverletzlich gehalten wird. — Um Geheimnisse zu erklären, die unerforschlich sind, stellen wir mit jedem Jahre, ja mit jedem Monate neue Formeln auf. Wir bereuen heute, was wir gestern unterzeichnet, wir vertheidigen die, welche es gleichfalls bereuen, und endigen damit, den Fluch über die auszusprechen, welche wir vorhin vertheidigten, — und, indem wir einander gegenseitig um Ehre und guten Namen bringen, haben wir uns insgesammt zu Grunde gerichtet."

Gregor von Nazianz selbst, der den Beinamen „der Theologe" hat, wandte sich von den dogmatischen Zänkereien und ihren Folgen mit Wehmuth ab. „Der theologische Kampf," sagt er, „hat die Glieder des Kirchenkörpers gewaltsam zerrissen, Brüder verfeindet, die Städte mit Unruhe erfüllt, Bürgerschaften zur Wuth entflammt, Völker und Fürsten bewaffnet, Priester mit dem Volk und unter sich entzweit, das Volk mit den Priestern, Kinder mit den Eltern, Männer mit ihren Frauen."

Und das alles hatte seine Quelle nicht im Eifer für den Glauben, sondern in der Ehr- und Herrschsucht der Theologen; und diese Eitelkeit und Herrschsucht und dieses Ränkeschmieden derselben wurde von dem geistreichen Heiden Ammianus Marcellinus verspottet, von den wahren Christen betrauert. Herrschsucht war es vor allem Anderen, was Athanasias bewegt hatte, der allerdings wegen seiner Gaben herrschenswürdig war.

Aber diese Herrschsucht, die zwar, wider ihren Willen, auch den Zwecken Gottes dienen mußte, hat den freien Gedanken binden wollen, und christliche Hände mit christlichem Blut befleckt. Und doch bleibt es wahr, was, auf Grund der heiligen Schrift, der christliche Weise Jakobi gesagt hat: „Nur, wo Freiheit ist, wird Gott erkannt."

Seit es eine gestempelte „Rechtgläubigkeit" (Orthodoxie) gab, war sie verfolgungs- und unterdrückungssüchtig, und sie wäre tyrannisch, Christenthum-vernichtend geworden, wenn nicht Anderes dazwischen gekommen wäre, nach Gottes Ordnung. Die Kirche des Morgenlandes wenigstens hatte den weltlichen Despotismus fett gemacht, um den geistlichen Despotismus aufzubringen; Des-

potismus überhaupt aber ist nicht nur unchristlich, sondern geradezu gottlos. Das Evangelium war in die Welt gekommen, frei zu machen, und jetzt zeigte sich bereits, gefördert durch die Vertreter der Kirche, der Despotismus über die Welt hingelagert, breiter und geisttödtender, als je zuvor, als weltlicher Absolutismus und als christliche Hierarchie.

Da mußten neue freie Völkerkräfte in die abendländische Welt hereinströmen, um den Begriff der Freiheit, der ein Grundbegriff des Christenthums ist, für das Christenthum zu retten, und Träger dieses Begriffes der christlichen Freiheit zu werden, damit aufhöre, was wider die Menschenwürde war, und damit das Christenthum die neue Weltbildung vollziehen könne, die Bildung ohne Sklaven, die Bildung mit lauter Bürgern des Gottesreiches auf Erden, die Bildung mit der Berechtigung aller edeln Gefühle der Menschenbrust und mit der Berechtigung des freien Denkens; diejenige Bildung, welche Kindern Gottes ziemt.

Neue Dogmastreitigkeiten zwischen Augustin und Pelagius, wie die Schilderung des großen freien Denkers und Lehrers Chrysostomus, gehören wegen ihres engen Zusammenhanges mit dem mittelalterlichen Christenthum und der Reformation in den Verlauf des Lebens der christlich-germanischen Kirche. Aber auch die augustinischen Glaubensstreitigkeiten haben mitgewirkt, die Christenheit für damals zu entkräften, wenigstens vollends das Morgenland.

Ueber dieses christliche Morgenland, in welchem das Christenthum seit lange in der Stickluft des Despotismus und unter dem todten Formelwesen, durch das seine Ideen verkümmerten und verkamen, todtkrank war, kam der Herr plötzlich und sein Gericht.

An die Stelle des christlichen Volkes hatte sich hier der unumschränkte Kaiser, der kaiserliche Hof und der Despotismus der Hofgeistlichkeit gesetzt, und unter den Formelstreitigkeiten war das christliche Leben ganz entartet. Diese sittliche Fäulniß und geistige Verkommenheit der Byzantiner und des ganzen christlichen Morgenlandes zu strafen, dazu rief Gott ein ungebildetes Volk aus der Wüste, die Araber.

Wo die christlichen Fürsten und Völker mit der Kirche ent-

arten, da werden wir von nun an das verrottete unchristliche Element, welches das religiös-sittliche Leben mit Vernichtung bedroht, immer wieder durch erschütternde Umwälzung, welche Gott zu rechter Zeit eintreten läßt, vernichten sehen. Denn durch ein Volk straft Gott das andere für seine Sünden, und über Staaten- und Völkertrümmer führt Gottes Gericht die Völker zur Besserung, und wenn eine Nation und eine Zeitbildung untergeht und stirbt, ist schon eine neue Nation zu einer neuen Bildung geboren, welche in die Fortentwicklung der Menschheit mit frischen Kräften des Leibes und Geistes hineintritt. Große Katastrophen sind öfters nöthig, um der Menschheit die alte Wahrheit neu einzuschärfen. So ein Werkzeug zu so einem Gottesgericht war Muhamed mit seinen Arabern. Ferne Nomadenstämme Arabiens selbst hatten die Taufe von christlichen Einsiedlern der Wüste empfangen, und aus der alt- und neutestamentlichen Religion hatte Muhamed, vermischt mit eigenen Lehren, die er Eingebungen nannte, eine neue Religion, den Islam, d. h. die Hingabe in Gottes Willen, herausgeschmolzen. „Es ist nur Ein Gott," lehrte er; „dessen Wahrheit haben mehrere Propheten verkündet, Moses und Jesus; aber der letzte, Muhamed, ist der größte unter diesen göttlichen Gesandten; Allah, der Gott der Welt, ist nicht, wie Jehovah, der Gott Israels, so der Gott der Araber, sondern der Gott der Welt." Weiter lehrte er, alle Schranken der Menschheit müssen sinken, aller National- nnd Kastenunterschied; kein Stamm-, kein Geburts-, kein Besitzrecht habe Werth, nur der Mensch allein, als Glaubender. Er anerkannte die übernatürliche Empfängniß und Geburt Jesu, seine Wunderkräfte und seine Sündlosigkeit. Wie die Juden, sagte er, den göttlichen Gesalbten unterschätzt haben, so haben die Christen ihn dadurch, daß sie ihn zum Gotte machten, überschätzt, und die Lehre desselben demgemäß verfälscht. Zur Wiederherstellung der reinen Gotteswahrheit, der Wahrheit „es ist kein Gott außer Gott", sey er, Muhamed, von Gott berufen; die gefälschte Lehre der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes sey ein Zurücksinken in Vielgötterei und Abgötterei.

Wie mit den Flügeln des Sturmes trugen Muhamed und seine Nachfolger, seiner Araber Begeisterung und Schwert, den

Begriff und die Verehrung des Einen Gottes, ins ferne Asien und Afrika und über einen großen Theil Europas. Die entartete morgenländische Kirche, waffenentwöhnt und verweichlicht und durch Glaubensstreit zerspalten, erlag, und wurde muhamedanisch. Kaum widerstand Konstantinopel dem Sturme der Araber. Die Christen erhielten Duldung, aber sehr Viele traten zum Islam über. Warum es so ging, und so schnell, das beantwortet der Inhalt dieses zweiten Bandes. So löste ein Sturm aus Arabiens Wüsten wenigstens im Morgenlande den langen Streit über die drei Personen in der Gottheit — durch das Schwert und durch Muhamedanisirung.

Das römische Reich des Morgenlandes und das römische Reich des Abendlandes hatten ihre Bestimmung erfüllt. Ihr letzter Beruf war nur noch der gewesen, das Christenthum mit der Cultur der alten Welt zu befreunden, und für dasselbe Vermittler zu werden an die germanischen Völkerstämme, an die Barbaren des Nordens, damit es in Herz und Geist und unter den Händen dieser sich fortentwickle zu neuen Bildungen in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft.

Denn noch war das Christenthum da in seiner unsterblichen Kraft, dargestellt in der unsichtbaren Kirche der „Auserwählten", in der weit zerstreuten, aber in Liebe, Glauben und Hoffnung geistig geeinten Gemeinde aller Derer, denen das Christenthum Gesinnung, Leben und That war.

Die theologischen Zänkereien auch im Abendlande brachte der Waffensturm der germanischen Völker zum Schweigen. Und hinter dem Orkane kam der Friede, welchen Prudentius geweissagt und besungen hatte. Die Luft Europas war gereinigt und erfrischt; in den heitern Himmel hinauf wölbte christliche Kunst den christlich-germanischen Dom, dessen Vorbild Prudentius in dichterischer Weihe geschaut; und es begann durch das ganze Abendland hin die Gründung der großen christlich-germanischen Kirche, germanischer Staaten und germanischer Bildung.

Ende des zweiten Theils.







